42 V. 2V

J. Bandasch, st. phlg.
Erlg. 1853

oo.

Die

Geschichte der Welt

vor und nach Christus,

mit Rücksicht

auf die Entwicklung des Lebens in Religion und Politik, Kunst und Wissenschaft, Handel und Industrie

der welthistorischen Völker.

Für das allgemeine Bildungsbedürfniß dargestellt

von

Dr. Heinrich Dittmar.

Erster Band.

Zweiter Abdruck.

Heidelberg 1853.

Universitäts-Buchhandlung von Karl Winter.

Vorwort.

Wem die Geschichte nicht mehr ist, als ein Inbegriff der wichtigsten Weltbegebenheiten; wer von dem Darsteller derselben nicht mehr heischt, als eine scenische Aufstellung der mannichfachen Erscheinungen und Veränderungen, die sich auf der Völkerbühne zugetragen haben, damit man aus der Betrachtung derselben neben der Unterhaltung allenfalls noch nützliche Belehrung für gewisse Berufs- und Lebenszwecke schöpfen könne: der dürfte sich bei der Menge vorhandener Geschichtsbücher weniger in Verlegenheit befinden, als wer schon weitergehend die Weltgeschichte als einen organischen Entwicklungsprozeß der Menschheit ansieht und behandelt wissen möchte.

Auch diesem Bedürfnisse sind zwar längerher bedeutende Kräfte in eben so verschiedener Weise entgegengekommen, als verschieden das Gesetz oder das Prinzip ist, das sie jenem Entwicklungsgange der Menschheit zum Grunde liegend sich dachten, und von dem sie sich daher bei der Darstellung jenes Ganges leiten ließen: weßhalb für den, welcher einen Führer auf diesem höhern Gebiete sucht, die Wahl immerhin noch mit einiger Schwierigkeit verbunden seyn wird, wenn er die verschiedenen Prinzipe, von denen ausgegangen werden kann, nicht kennt, und sich daher bei seiner Wahl meist nur

durch äußerliche Rücksichten und zufällige Bestimmungen leiten läßt.

Daß es aber auch nicht genug ist, die Geschichte als einen lebendigen Organismus zu erkennen, sondern daß es vorzüglich auf den höhern leitenden Geist ankommt, von welchem dieser Organismus beseelt ist, zeigt eben jene Verschiedenheit der Prinzipe, die man nach einander für eine solche Geschichte aufgestellt hat und deren jedes bestimmt war, sie aus ihrer frühern particularen Stellung, in die sie von Fachmännern — Theologen, Philologen, Juristen —, als solchen, war gebracht worden, heraus auf einen universellen Standpunct zu heben.

Zwar hatte jene frühere particulare Richtung auch ihre — jedoch nur relative — Berechtigung gehabt: der Theologe hatte in der zuerst von ihm ausgegangenen Geschichtsbehandlung auf die biblische Geschichte, worin Gottes eigentlichstes Walten allerdings am deutlichsten hervortritt, das alleinige Gewicht gelegt, wogegen seiner Orthodoxie die Profangeschichte ohne tieferen Zusammenhang mit jener erschien und daher von ihm nur als eine lästige, ja wohl fast verunreinigende Zugabe behandelt wurde; — der eigentliche Philologe, der den Theologen in der Geschichtsbehandlung ablöste, hatte, weil er vorzugsweise in den Griechen und Römern den Entwicklungstypus der Menschheit sah, auch in der Weltgeschichte das Humanistische zur Vorherrschaft zu bringen gesucht und dabei die übrigen Seiten der Geschichte, im Widerspruch mit dem **nil humani a me alienum puto**, stiefmütterlich behandelt, die biblische Geschichte aber mit Geringschätzung bei Seite gestellt; — dem Juristen vollends war, weil er sich bei seiner Behandlung der Geschichte bloß vom staatsrechtlichen Gesichtspuncte lei-

ten ließ, die Geschichte der Menschheit fast nur zu einer trockenen Reichs- und Rechtsgeschichte zusammengeschrumpft.

Es war daher ganz natürlich, daß der offenbar beengende Particularismus dieser Richtungen — wiewohl jede derselben einen Theil des Wahren enthielt — Veranlassung zum Suchen nach einem universellen Prinzip der Weltgeschichte gab. Aber auch dieses Suchen mußte erst noch verschiedene Stadien durchlaufen, damit nach Herausstellung aller möglichen Einseitigkeiten die allseitig-einheitliche Mitte (die jedoch mit dem **juste-milieu** nichts gemein hat) gefunden werde, in welcher alle jene einzelnen Richtungen, wie Radien im Centrum, zusammenlaufen, darin das relativ- Wahre jeder noch so einseitigen Richtung, durch den Zusammenhang mit den übrigen, seine Ergänzung sowohl, als auch sein Correctiv, und durch beides seine Auferstehung in dem verklärten Bilde der Einen ungetheilten Wahrheit findet, von dem es ein abgeirrter Theil war.

Den Anfang zu einer universelleren Geschichtsbetrachtung machte die vorherrschende Berücksichtigung der Gesetzgebung und Regierungsverfassung der Völker, wodurch das politische Prinzip in der Geschichte aufgestellt wurde, das aber in der Zeit seiner ersten Ausbildung sich dem ideenmagern Empirismus noch nicht zu entwinden vermochte, bis eine dem rohen Empirismus überhaupt entgegengesetzte Richtung — die neuerwachte deutsche Philosophie — nicht nur das politische, sondern auch das theologische, humanistische und juridische Prinzip in die Sphäre ihrer Abstraction mit aufnahm und sich allmählig alle jene concreteren Principe völlig unterwürfig und unterthänig machte.

Dadurch nun, daß die Philosophie durch die Forderung einer systematischen Entwicklung die Weltgeschichte als éine organische, von einer höchsten Idee getragene Entwicklung des Geistes der Menschheit ansehen lehrte, hat sie jedenfalls das Verdienst, ein höheres unabweisliches Bedürfniß angeregt und zugleich in die rohe empirische Massenanhäufung des historischen Materials eine lichtende Ordnung gebracht zu haben.

Jedoch erwies sich auch dieses Prinzip in der Consequenz seiner angemaßten Absolutheit, ungeachtet es sich als das allseitigste ankündigte, gar bald als ein einseitiges, indem es theils durch eine gewisse Mißhandlung, ja wohl auch Verachtung alles Empirischen, theils nnd vorzüglich durch eine völlige Losreißung von der Quelle der geoffenbarten Erkenntniß die Geschichte dem Spiele willkührlicher Speculation preisgab. Diese construirte nun alles geschichtlich Gegebene nach allgemeinen und abstracten Vernunftideen (die doch selbst ein Rousseau „die Quelle der größten menschlichen Irrthümer" nennt), schob dadurch dem Geiste der historischen Individuen und Völker der verschiedensten Zeiten ihren eigenen Geist unter, und gab der reichen, von Gott weislich gesetzten Mannichfaltigkeit der verschiedenartigen Völkerphysiognomieen das Gepräge und die Färbung des neuen und neuesten Zeitgeistes, nach dessen philosophischen und politischen Theorieen sich das in der Wirklichkeit doch ganz anders abgelaufene Völkerleben vergangener Zeiten meistern und modeln lassen mußte.

Durch solche willkührliche, besonders unsern westlichen Nachbarn abgelernte Entstellung gegebener und sämmtlich zur Existenz vollberechtigter Elemente wurde allmählig eine Geschichte aufgestellt, die in den extremsten Formen ihres

philosophisch-politischen „Subjectivismus" eine Anstifterin vieler Verirrungen in Lehre und Leben wurde. Nur die besonnensten Geister hielten sich von solch' speculativer Ueberspannung frei und wenn sie auch in religiöser und politischer Beziehung den von ihrer Zeit überkommenen theoretisch-philosophischen Maaßstab nicht aufgaben, so hat sie doch ein ernster, moralischer Tact, oder ein zarthumaner Sinn, oder selbst wirklich noch christlich-ehrerbietige Scheu vor jenen gröblichen Verirrungen bewahrt und sie dadurch mehr oder weniger in die Reihe der edlen Lehrer gestellt, von deren geistigem Vorrath noch eine späte Nachwelt zehren wird.

Indeß suchte die Geschichtsforschung durch die bedauerlichen Wirkungen jener luftigen Exspatiationen abgeschreckt, wieder festeren Boden zu gewinnen. Sie fing an, das Material, welches die unterdeß fortgeschrittenen Wissenschaften sowohl reichlicher, als auch gesichteter darboten, mit mehr Gewissenhaftigkeit — theils zur Aufhellung mancher dunklen Parthieen, theils zur Berichtigung mancher althergebrachten, aber falschen Annahmen, theils zur Wiederherstellung mancher von einem falschen Kriticismus verworfenen Thatsachen — zu benützen, und alsdann für die so gewonnenen vielseitigen Resultate ein zugleich objectiv haltbares Prinzip zu suchen, welches, die verschiedenen einseitigen Richtungen der früher angewendeten Prinzipe in Einheit zusammenfassend, weit, hoch und tief genug wäre, um für alle Entwicklungsmomente der Geschichte auszureichen und, ohne in das Vage zu gerathen, in ihren Betrachtern den Sinn für das Ganze der Menschheit, wie für die nationalen Seiten derselben durch Aufdeckung der

Quelle zu erschließen, aus der alle geistigen Lebensbewegungen entspringen.

Da sich ergeben hat, daß das von der Speculation zuletzt aufgestellte Prinzip, nach welchem die Geschichte als eine Selbstoffenbarung des von einer höhern Leitung unabhängigen, nach Selbstherrlichkeit strebenden Menschengeistes erscheint, nicht nur viele Fragen — und zwar die wichtigsten, Anfang, Mittel und Ende betreffenden — unbeantwortet lassen muß, sondern daß dasselbe auch zu Anwendungen führt, welche nicht selten den Grund alles zu Recht Bestehenden geradezu untergraben: so hat man dem religiösen Prinzip, wornach alles Menschenthun und Menschenwerk zuletzt doch unter eines Höhern Lenkerhand steht, wieder Eingang gelassen, und wenigstens die göttliche Vorsehung, die eine geraume Zeit aus der Geschichte hinausgewiesen war, wieder in dieses ihr eigenthümlichstes Gebiet zurückgeführt und die Weltgeschichte als eine durch den Geist Gottes geleitete organische Entwicklung der Menschheit zu betrachten angefangen.

Nun aber ist das, was man im Allgemeinen religiös nennt, noch ein zu unbestimmter Begriff, als daß er den das Höchste und Tiefste umfassenden Standpunct für die Betrachtung der Weltgeschichte ausreichend bezeichnen könnte. Selbst wenn eine religiöse Weltanschauung die Geschichte als eine Offenbarung des Gottesgeistes auffaßt, gibt sie noch nicht die Gewähr, daß sie auf dem unumstößlichen Boden der Wahrheit ruht. Diesen kann nur diejenige Religion hergeben, welche die Welt nicht nur begreifen, sondern auch überwinden lehrt; ja die nicht bloß zur Weltüberwindung anleitet, sondern auch Weltüberwindungskraft gibt.

Das thut keine andere Religion, als die christliche, und darum hat auch unter den verschiedenen Weltanschauungsweisen die christliche Weltanschauung die höchste Berechtigung.

Im christlichen Prinzip, als dem wahrhaft universellen, begegnen sich alle übrigen, das ethische, religiöse, reinhumane, das staatliche, kirchliche, nationale, und ein jedes nimmt in dieser natürlichen Einordnung erst seine wahre, darum würdige und zugleich haltbare Stellung ein. Religion und Politik, Staat und Kirche, Weltbürgerthum und Volksthum, dazu Wissenschaft und Kunst, Handel und Industrie, kurz alle sich kundgebenden bedeutsamen Lebensregungen sind dem christlichen Bewußtseyn keineswegs fremd, vielmehr gerade von ihm recht verstanden; und weit entfernt, gegen eine oder die andere dieser Beziehungen und Richtungen Eines und desselben Lebensganzen sich spröde abzuschließen, einigt und durchdringt es alle verklärend und führt sie geläutert auf den gemeinsamen Lebensmittelpunct zurück.

Da nun das Christenthum in dem Glauben an die Offenbarung Gottes in Christus zur Erlösung der Menschheit besteht, so ist dem Christen auch nur „Christus der Schlüssel der ganzen Weltgeschichte." Obgleich diese Wahrheit schon von dem Geschichtschreiber Johannes von Müller ausgesprochen worden ist, so ist doch die bestimmtere, consequente Anwendung dieses Schlüssels lange Zeit hindurch nicht wirklich versucht worden. Erst in neuerer Zeit trat das christliche Prinzip über die bloße Geschichtseinleitung hinaus in die Geschichtsdarstellung selber ein, und diejenigen, welche hierin auf dem universalhistorischen

Felde, sey's in größerm Umfange (wie H. Leo), sey's in kleinerem (wie J. D. v. Braunschweig, A. Bräm, Chr. Barth, J. Chr. K. Hofmann) den Vorgang machten, sind in dankenswerther Weise einem vollgegründeten Bedürfniß entgegengekommen, abgesehen freilich von der verschiedenen Methode, deren sich jeder für sich dabei bediente, so wie von dem verschiedenen Bildungskreise, den jeder für sich dabei vor Augen hatte.

Eben aber die Verschiedenheit des Bildungsbedürfnisses, daneben auch wohl die Schwierigkeit einer mehr ins Einzelne gehenden Durchführung des genannten Prinzips, wird auch fernerhin noch mehrfache Versuche wünschenswerth machen. Zunächst dürfte vielleicht ein Versuch nicht unwillkommen seyn, der ein mehr allgemeines Bildungsbedürfniß zu befriedigen unternimmt. Es gibt nämlich eine große Anzahl solcher Freunde der Weltgeschichte, welche in ihr einerseits jenen innern organischen Zusammenhang aufgezeigt zu finden wünschen, ohne gerade allzu schwierigen, durch die Schulsprache erschwerten Deductionen zu begegnen, anderseits dabei die Ergebnisse der wissenschaftlichen Forschungen kennen lernen möchten, ohne gerade die Zeit oder die Mittel zu haben, selbst sie sich herbeizuschaffen oder den ausführlichen Nachweisungen jener Forschungen selbst nachzugehen. Dahin möchte ein großer Theil der Beamten und Geschäftsmänner der verschiedenen Stände, selbst ein nicht geringer Theil des geistlichen uud weltlichen Lehrerstandes, sowie auch wohl die ganze reifere, nach höherer Bildung strebende Jugend gehören.

Diese Kategorieen des allgemeinen Bildungsbedürfnisses hatte ich vor Augen, als ich mich der vorliegenden Arbeit

unterzog, und wenn ich damit den Wunsch derer, die mir, zugleich mit Hinsicht auf einen kleinern vorausgegangenen, für eine gewisse Schulstufe bestimmten Umriß *) von mir, diese Aufgabe gestellt haben, auf so lange wenigstens befriedige, bis ein Berufenerer ihn besser erfüllen wird, so bin ich für meine darauf verwandte Mühe hinreichend belohnt. Um aber denjenigen, welche weder meinen Umriß, noch vielleicht auch die Bemühungen jener, zum Theil für andere Kreise besorgt gewesenen Vorgänger kennen, die Beurtheilung des hier dargebotenen Geschichtswerks zu erleichtern, glaube ich zur Verständigung noch Folgendes beibringen zu müssen.

Derjenige nämlich, welcher auf die Universalgeschichte das christliche Prinzip in Anwendung bringt, hat die Aufgabe, dem im Offenbarungswort aufgezeichneten Weltplane Gottes nachzugehen und ihn, nach Maaßgabe der sichern Resultate wissenschaftlicher Forschung, in dem Entwicklungsgange der Menschheit nachzuweisen. Dabei stellen sich allerdings manche Geschichtsmomente in eine veränderte Sehweite; die geschichtlichen Gruppen empfangen in mehrfachen Beziehungen eine andere Beleuchtung und die sonst mehr vereinzelt und außer — oder wenigstens nicht durchweg in innerm Zusammenhang heraustretenden Massentheile erscheinen durch das Band jener

*) Die Weltgeschichte in einem leicht überschaulichen Umrisse für den Schul- und Selbstunterricht. Fünfte verbesserte Auflage, 1852. — Mit ihr auf gleicher Grundlage ruht die von mir bearbeitete Deutsche Geschichte in ihren wesentlichsten Grundzügen und in einem übersichtlichen Zusammenhang. Für die mittlere historische Lehrstufe im Schul- und Selbstunterricht. Dritte wesentlich verbesserte Auflage 1851. — Beide Schriften im Verlage von **Karl Winter** in **Heidelberg**.

höheren Einheit in einer wahrern organischeren Verbindung und daher auch in einer begreiflicheren und übersichtlicheren Zusammenordnung und Gesammtgruppirung.

Was nun jene Beleuchtung aus dem angegebenen Standpuncte betrifft, so könnte nur ein noch nicht zur vollen Freiheit hindurch gedrungenes christliches Bewußtseyn sich versucht fühlen, alle diejenigen Regionen des Völkerlebens, denen sich noch der volle Lichtstrahl der Lebenssonne entzog, also auch das ganze klassische Alterthum, mit den düstersten Schattenfarben zu decken und selbst das relativ-Gute und Große, zu welchem der gebildete Heide theils unter der Führung des ihm gebliebenen, wenn auch getrübten Gewissens, theils unter dem Dämmerschein des von ihm sehnsuchtsvoll gesuchten und nur noch verdeckten Lichtes der Wahrheit sich getrieben fühlte, zu mißachten und zu verwerfen, uneingedenk des Schriftworts, daß Gott sich auch ihm nicht unbezeugt gelassen. Von dem rechten Standpunct aus aber erhält auch alles Menschliche in seiner menschlichen Größe, wenn auch nie eine vergötternde Bewunderung, so doch stets seine ihm gebührende gerechte Würdigung, und, wo es irgend seyn kann, ehrende Anerkennung.

Denn will man nur nicht die berühmten Tugenden der Heiden — gegenüber den christlichen Tugenden, die aus dem durch die Erneuerung wieder gewonnenen Freiheitszustande kommen — als Beweise für die reingebliebene Sittengüte und Vollfreiheit des natürlichen Menschen geltend machen, so hindert nichts, in jenen heidnischen Tugenden theils schöne „Reste“ geistiger Verstandesfreiheit, sittlicher Gefühlsfreiheit und eigentlicher Willensfreiheit, theils die Einwirkung „vorlaufender“ Gottesgnade auf diese Freiheitsreste

zu erkennen. Wird nur also bei solchen Betrachtungen über dem menschlich Großen das göttlich Erhabene, über dem menschlich Guten das göttlich Reine und Heilige nicht vergessen und, wo es in ungesuchter Weise geschehen kann, vergleichend darauf hingewiesen: so kann die christliche Wahrheit, weit entfernt, dadurch beeinträchtigt zu werden nur gewinnen — sowohl gegenüber ihren Freunden, denen sie bei der Vergleichung auch mit dem Trefflichsten, was das klassische Alterthum aufzuweisen hat, nur desto herrlicher erscheint, als auch gegenüber ihren Verkennern, welche an der Gerechtigkeit, die sie handhabt, so wie an der Milde, die sie übt, ihr desto leichter ihren göttlichen Ursprung werden abfühlen können.

Behält zugleich der Darsteller bei der Aufnahme dieses principiellen Factors in die historische Betrachtung die rechte Geistesnüchternheit, deren Mangel so leicht den Dingen eine verkümmerte Gestaltung oder eine verfehlte Färbung leiht; so wird sein sittlicher Ernst sowohl, als seine Glaubenstreue beim schärfsten Rügen, wie bei der heiligsten Erhebung sich eben so wenig in abschwächendes Moralisiren, als in ascetische Betrachtungen verlieren, am wenigsten da, wo die Thatsachen für sich so laut predigen und sich die Nutzanwendungen meist von selbst ergeben.

Wird in dieser Beziehung die geziemende Schranke gehalten, so kann ein solches von oben her auf das historische Gemälde fallende Licht nur zur harmonischen, freundlichen Behandlung des Ganzen dienen, das sonst, selbst beim größten Aufwand von Farbenschmuck, dem Auge des Beschauers in einer gewissen Disharmonie erscheinen und wegen mangelnder Lösung derselben keine Befriedigung in seinem Gemüthe zurücklassen würde.

So viel in Bezug auf den Geist der Behandlung, von dem nicht wird gesagt werden können, daß er unfrei und gedrückt das Haupt zur Erde hänge, sondern daß er es vielmehr, losgebunden vom knechtenden Joch der Tagesmeinung, frei und froh zur Lebenssonne emporgerichtet halte.

Aber auch in Beziehung auf die dabei angewandte Methode der Behandlung bedarf es einiger Worte der Verständigung. Was zunächst die Anordnung des historischen Stoffs betrifft, so führt der gewählte Gesichtspunct zunächst zu einer andern Eintheilung, als die bisher gewöhnliche, indem sich der Blick von Christus aus, als dem Mittelpunct aller Entwicklung und Bildung, über das geschichtliche Gebiet rückwärts und vorwärts wendet, und den rückwärts liegenden Theil als die im göttlichen Weltplan liegende Vorbereitungsperiode des durch diesen Plan beabsichtigten Gottesreiches, den vorwärts liegenden Theil aber als die Begründungs- und fortlaufende Ausführungsperiode desselben betrachtet. Nach dieser Eintheilung zerfällt die Geschichte in zwei Hälften, eine vor- und eine nach-christliche. Dadurch wird die Geschichte noch keineswegs zu einer Religionsgeschichte; wohl aber gibt der, allem was Geschichte heißt, zum Grunde liegende göttliche Erlösungsplan die allgemeinste Unterlage auch für die Profangeschichte her, welche nun und nimmermehr von der heiligen Geschichte abgetrennt, und dadurch abgeschnitten vom innersten Lebensnerv, gedacht und behandelt werden darf. Kann und darf sie auch durch diese innere Verbindung nie zur heiligen Geschichte selbst werden, die nur im Religionsunterrichte ihre spezielle Behandlung erfährt, so soll sie doch eine durch diese Verbindung mehr geheiligte Provinz des allgemeinen Wissensge-

bietes werden, als sie es durch ihre Losgetrenntheit davon gewesen ist.

Indem sich nun nach dieser allgemeinsten Eintheilung der Gesammtstoff ordnet, fällt immerhin die Gruppirung der Massentheile dem individuellen Behandlungsgeschick des Darstellers anheim, und da sind natürlich verschiedene Anordnungsversuche möglich, wie das bei jeder Geschichtsdarstellung der Fall ist, welch' ein Prinzip ihr auch zum Grunde liegen mag. Denn wird nur die dadurch bezweckte leichtere Uebersichtlichkeit erreicht, so kann auch jede andere Eintheilungsart von Verdienst und Werth seyn.

Die in diesem Werk versuchte Gruppirung ist eine nähere Ausführung derjenigen, die in meinem obberührten Leitfaden von denen, die ihn benützten, practisch befunden worden ist. Dabei ist zu bemerken, daß die geschichtlichen Nebenpartien oder ausführlicheren Details einer Haupthandlung sich durch etwas kleineren Druck dem Auge zur gesonderten Betrachtung unterstellen, ohne doch als etwas vom Hauptgange der Geschichtserzählung Abgerissenes oder ihm Fremdartiges zu erscheinen.

In den noch übrigen Beziehungen hat diese Geschichtsdarstellung mit andern, wenn auch nicht auf dem gleichen Prinzip ruhenden, das Wesentliche gemein. So trägt es z. B. zur Klarheit und Verständlichkeit und darum auch zugleich zur leichtern Behaltlichkeit ein Bedeutendes bei, wenn die Darstellung durchweg eine pragmatische ist, wenn sie also die Thatsachen nach Grund und Folge oder nach dem Gesetze der Ursächlichkeit aneinander reiht. Daß es auch in dieser Beziehung mein besonderes Bestreben war, durchgängig den Faden festzuhalten, der die Einzelheiten unter ein-

ander und mit dem Ganzen verbindet, dazu trieb mich sowohl Pflicht, als Lust gleichmäßig an.

Hand in Hand geht damit die Berücksichtigung der chronologischen Ordnung und Bezeichnung, die bei dem Gang durch das Feld der Geschichte mit ihrem fleißig mahnenden Zeitenzeiger dem Leser die Orientirung so sehr erleichtert. Und da sich die Eigenthümlichkeit, so wie das Schicksal eines jeden Volkes zugleich auch aus der Physiognomie des Landes, dem es entstammt ist und auf dem es seine Geschicke vollbringt, besser begreifen läßt, so glaubte ich überall auch geographische Andeutungen, mehr oder weniger kurz, je nachdem es die Verständlichkeit zu heischen schien, vorausschicken zu müssen.

Mußte auch die gelehrte Form vermieden werden, so durfte doch die wissenschaftliche Grundlage nirgends fehlen, und so habe ich denn sowohl die ältern Quellen, als auch die neuern und neusten Forschungen auf dem Gebiete der Geschichte und ihrer Hülfswissenschaften benützt, habe z. B. die Universalhistorien von Schlosser und von Leo, dabei auch die für einen pädagogischen Zweck bearbeiteten Darstellungen von Becker-Löbell, L. Roth u. a. beachtet, mehr aber die spezialgeschichtlichen, insbesondere archäologischen Werke von Heeren, Benfey, Bohlen, Lassen, Ottfried Müller, Wachsmuth u. a., in Betreff der geographischen Verhältnisse die Werke Ritter's, K. v. Raumer's, in paläontologischer Hinsicht die Schriften von G. H. v. Schubert, Rudolf Wagner, Andreas Wagner u. a., ferner die mythologischen Forschungen von Creuzer, Görres, O. Müller, Preller, Heffter, Eckermann, in literar-historischer Beziehung, die Schriften von M. S. Fr. Schöll, Bernhardy, Ottfr. Müller u. a.

vergleichend zu Rathe gezogen, deßgleichen in vielen dieser Beziehungen noch aus so manchen Monographieen Zweckdienliches beigebracht, so wie endlich die einschlagenden Ergebnisse örtlicher Untersuchungen der neusten Reisenden, eines Forchhammer, Lepsius, Grant, Moritz Wagner, Botta aufgenommen, — also, daß die sachliche Seite dieser Arbeit wohl nicht der Vorwurf eines einseitigen oder veralteten Standpuncts treffen wird. Ebenso werde ich bei den folgenden Bänden seiner Zeit die von mir benützten und berücksichtigten Hülfsquellen angeben, um dadurch denen, welche nach weiterer Belehrung verlangen, einen Dienst -, so wie zugleich den angezogenen Forschern den gebührenden Dank zu erweisen.

Das Maaß des Mitzutheilenden ist durch den Plan des Ganzen bedingt, nach welchem die vorliegende Darstellung aus dem unendlich reichen Stoff doch alles dasjenige enthalten soll, was allgemein weltgeschichtliche, nicht minder aber auch, was für die individuelle Entwicklung der Zeiten und Völker charakteristische Bedeutung hat. In dieser Hinsicht wurde bei dem Streben nach einer organischen Vollständigkeit einerseits willkührliche Weitläufigkeit, anderseits ungenügende Kürze zu vermeiden und so eine gewisse Gleichmäßigkeit in der äußern Architectonik sowohl, als auch in der innern Oekonomie festzuhalten gesucht. Heischt, wie natürlich, die mittlere und neuere Geschichte theils um des in ihr sich anhäufenden Stoffes willen, theils auch wegen des erhöhten Interesses, welches sie für die Gegenwart darbietet, einen bedeutend größeren Raum, so mußte doch auch der älteren Geschichte die gebührende Räumlichkeit zugewendet werden, weil in ihrem Boden der größte Theil unserer geistigen Bildung wurzelt, und namentlich das Gebiet des klassischen Alterthums die Meister und Muster hervorge-

bracht hat, an welchen unsere Cultur in so vielen bedeutenden Beziehungen sich zu der Höhe ihrer jetzigen Entwicklung emporrang. Zugleich muß bei dieser Raumvertheilung in Anschlag gebracht werden, daß in der Geschichte der alten Welt viele allgemeine Begriffe in Bezug auf Staat und Cultur zu entwickeln sind, welche in den übrigen Theilen der Geschichte keiner ausführlichen Entwicklung mehr bedürfen, selbst dann nicht so sehr, wenn die Dinge oder Verhältnisse, die sie bezeichnen, in modifizirter oder auch ganz veränderter Form auftreten.

Sollte übrigens dabei wahrgenommen werden, daß manche historische Partie, welche herkömmlich etwas umständlicher behandelt wurde, hier etwas compendiöser erscheint, dagegen manche andere, die sonst nur kurz berührt oder vielleicht übergangen wurde, hier mehr hervortritt, so ist dieß nur da der Fall, wo entweder das Grundprinzip des Ganzen es nothwendig machte, oder wo Aufhellungen vorher dunkler oder Entwirrungen zu verwickelt erschienener Seiten die Hand zu schärferer Characterisirung oder lichterer Anordnung boten. So ist (um nur Ein Beispiel zu nennen) dem Bildungswesen der wichtigsten alten Völker des Orients eine etwas genauere Characterzeichnung zu Theil geworden, weil die fortschreitende Alterthumsforschung den verschütteten Boden jener alten Culturträger täglich mehr aufdeckt und viele früheren Annahmen bereits durch andere, der Wahrheit wenigstens näher kommende ersetzt hat, — bei den Indern insbesondere, weil ihre mehr und mehr an das Licht tretende reiche Literatur uns dieses uralte Volk, das unter seinen jetzigen Beherrschern in eine neue Phase seiner Geschichte eingetreten und durch viele seiner Glieder bereits dem christlichen Bildungskreis näher gerückt oder schon in

Inhalt
des ersten Bandes.

Erstes Buch.
Die Urzeit.

Zweites Buch.

Die Culturvölker des heidnischen Alterthums im Orient.

Drittes Buch.

Das Volk Israel und seine Nachbarreiche,

insbesondere das babylonische und das persische Weltreich.

Viertes Buch.

Griechenland's Alterthum.

Fünftes Buch.

Griechenlands mittlere Zeit.

denselben eingegangen ist, in den merkwürdigen Gebilden seiner frühesten Einrichtungen und Anschauungen schärfer vergegenwärtigt und dadurch die Schwierigkeiten verdeutlicht, welche gerade dort dem christlichen Sendboten, wie unter den Heiden nirgends in dem Maaße, so hartnäckig entgegentreten; weßhalb ich auch die Mühe nicht sparte, aus den tiefgehenden, umfangreichen Forschungen von Benfey, Bohlen und besonders Lassen (dessen Gesammtwerk jedoch erst zum Theil erschienen ist) ein etwas mehr als abgerissenes Bild zu geben. Daß auch besonders das griechische Culturleben in einer anschaulich und scharf bezeichnenden Weise vorgeführt wurde, so daß der Bildung suchende Leser darin zugleich in nuce eine kurze Mythologie, eine Kunstgeschichte, eine Geschichte der Philosophie und übrigen Literatur mitbekommt, dafür glaub' ich nur freundlich billigende Anerkennung erwarten zu dürfen, um so mehr, da gerade diese Zugabe ein nicht unbedeutendes Studium der neueren Forschungen in Anspruch nahm.

Was nun endlich die Form der Darstellung betrifft, so ist sie zwar im Allgemeinen durch den Begriff des Historischen bedingt; doch übt auf sie auch noch die Rücksicht auf das vorgezeichnete Maaß des mitzutheilenden Stoffs einen besonders bestimmenden Einfluß. Denn da, wie oben angedeutet, der angenommene Umfang eine gewisse Beschränkung in Mittheilung des vielen Wissenswürdigen gebot, anderseits aber innerhalb dieser Schranke doch eine gewisse Reichhaltigkeit und Mannichfaltigkeit des Details nicht ausgeschlossen seyn sollte, so drängte sich die, theilweise mit einer gewissen Concision verbundene sogenannte periodische Schreibweise von selbst auf, welche die historischen Nebenzüge leicht in ihre Nebensätze aufnimmt und dadurch

die Bewältigung der Masse erleichtert, ja erst ermöglicht. Doch wurde dabei stets auch auf die nöthige Abwechselung Bedacht genommen und, wo es am Orte schien, der rasche Gang schildernder Darstellungen eingeschlagen.

Dabei war es wenigstens mein Bestreben, mich so viel wie möglich, der Deutlichkeit im Vortrag, der Klarheit in der Begriffsentwicklung und der Einfachheit im Wortausdruck zu befleißigen, nicht minder auch der Würde des Gegenstandes nirgends uneingedenk zu bleiben. Strebte ich dabei nach einer gewissen Objectivität, so war es nicht nach jener kalten und farblosen, welche die Gesinnung des Autors nicht verräth, sondern nach derjenigen, die noch dem warmen Mitgefühl und der markirenden Betonung subjectiver Ueberzeugung den Zugang läßt.

Wenn ich nun zwar auf diese Weise glaube, keine Hauptrücksicht ganz außer Augen gelassen zu haben, welche zur, wenn auch nur theilweisen, Lösung der mir gestellten Aufgabe Einiges beitragen zu können schien, so fühle ich mich doch von dem Wahne frei, in allen jenen Beziehungen das Rechte getroffen zu haben. Ich fühle nur zu gut, wie weit ich noch hinter dem erkannten Ziele zurück und auf die freundliche Nachsicht aller derer angewiesen bin, welche die Schwierigkeiten kennen, auf die ein solches Unternehmen bei oft so entgegengesetzten Anforderungen stößt, insbesondere wenn es von einer Grundansicht ausgeht, die Vielen so fremd geworden ist. Möge es wenigstens von denjenigen, welchen dieser Grund noch Werth und Giltigkeit hat, freundlich aufgenommen und neben andern vorhandenen Anleitungen mit Nutzen und Segen gebraucht werden.

Grünstadt im August 1845.

H. D.

Erstes Buch.

Die Urzeit.

Erstes Buch.

Die Urzeit.

Die Geschichte des Menschengeschlechts reicht mit ihrem Anfang in die Fernung der Urzeit hinan, und wem es bei ihr zugleich um einen tiefern Blick in den Plan zu thun ist, der ihr zum Grunde liegt, der muß über die Gränzen des sogenannten hellen Feldes historischer Thatsachen in die äußerste Region der Vorgeschichte zurückgehen, wo der rothe Faden des Verständnisses beginnt, der sich mehr oder weniger verborgen durch das ganze vielfach verschlungene Gewebe der Weltgeschichte hindurchzieht und dessen innern Zusammenhalt bedingt.

Aber um nicht auf diesem Ferngebiete in ein Gewirre allseitig sich widersprechender Meinungen und Annahmen zu gerathen, darf man die Leuchte mitzunehmen nicht vergessen oder verschmähen, die uns das Wort der ewigen Wahrheit in der ersten mosaischen Urkunde an die Hand gegeben hat, deren sichtende Eröffnungen, so wie sie an sich dem Glauben vollgenügen, so nun mehr und mehr auch von der Wissenschaft angenommen werden, welche durch ihre rascheren Fortschritte auf dem Gebiete der Erfahrung immer größere Beiträge zur Enträthselung des Sinnes abgibt, der in den einfachen und doch ebenso erhabenen, als tiefen Worten der Genesis liegt.

Sagte doch der berühmte Naturforscher Cüvier, daß sich die Genauigkeit der mosaischen Kosmogonie mit jedem Tage mehr in einer bewunderswürdigen Weise bestätige. Eben so kannten weder „die Väter der Astronomie", Copernicus, Keppler und Newton, noch kennen die großen Astromonen der neuern Zeit einen Widerspruch zwischen ihrer Wissenschaft und der Offenbarung. Desgleichen haben mehrere der vorzüglichsten lebenden Naturforscher, darunter eben sowohl Geologen, als Geognosten, und insbesondere einer der berühmtesten Chemiker unserer Tage, die Uebereinstimmung ihrer Wissenschaft mit dieser schriftlichen Ueberlieferung bezeugt. Ja der weiseste Paläontologe weis't nach, „daß alle aus dem Bereiche der Naturwissenschaften hergenommenen Angriffe auf die Genesis durchaus ohne Grund und Halt sind, daß im Gegentheil zwischen den sicher und feststehenden Ergebnissen der Naturwissenschaften und der mosaischen Schöpfungsurkunde die vollständigste Harmonie statt findet."*) Nicht weniger häufen die Forschungen der Linguistik und Ethnographie, so wie die nun täglich fortschreitenden Entdeckungen der Archäologie des Orients, Beweise auf Beweise für die Wahrheit der in jenen heiligen Urkunden verzeichneten Thatsachen.

Die Darstellung der Hauptmomente dieser geoffenbarten Urgeschichte der Welt und der Menschheit mag daher zugleich als eine Einleitung in die eigentliche Geschichte, zu deren innerstem Heiligthume überhaupt ja das gesammte Buch der Bücher den einzig echten Schlüssel giebt, um so mehr gelten, als sich an eben jene Hauptmomente von selbst und in der natürlichsten Ordnung die Entwicklung der wesentlichsten historischen Vorbegriffe knüpft, die mit jenen zugleich gegeben sind.

Da aber auf diesem Gebiete alles Anfanges Geschichte und Religion noch in einander verwachsen sind, so kann auch die Darstellung, selbst nur der wesentlichsten vorhistorischen Momente, sich der unmittelbaren Berührung der ethisch-religiösen um so weniger

*) Geschichte der Urwelt, von Dr. Andr. Wagner, ord. Mitgl. der k. b. Akad. der Wissenschaften und Professor der Zoologie, 1845.

entschlagen, als überhaupt die ganze Weltgeschichte ohne das ethisch-religiöse Element der eigentlichen Seele entbehren würde.

Und so wie der Naturforscher und Naturbetrachter, welcher schon in der stummen Bilderschrift der Natur die Weisheit und Wahrheit ihres und seines Schöpfers erkennt, dadurch nur um so größeren Antrieb fühlt, mit seinen Forschungen und Betrachtungen nicht nur bis zu den räthselhaften Nebelsternen und „fernsten Ballungen der Materie" zurückzugehen, sondern auch in Betreff des Ursprungs aller Dinge das Wort der Offenbarung zu befragen: so mag es noch mehr dem Geschichtsforscher und Geschichtsbetrachter geziemen, die Gänge und Thaten Gottes, die er in den redenden Zeugnissen der Weltbegebenheiten entdeckt, bis auf die äußerste erkennbare Spur zu verfolgen, die ihm das älteste und schon durch seine Einfachheit beglaubigteste Document bietet, das wir besitzen.

---

1. Kapitel.

Urstand der Menschen.

I. Schöpfung. Paradies.

Wenn Gott „spricht, so geschieht's; wenn er gebeut, so steht's da": und so hat denn aus Gottes freiem Willen durch sein ewiges Wort die Welt, dieses Werk seiner herrlichen Macht, wie seiner liebenden Herablassung, ihren Anfang genommen. Und so wie die Schöpfung nicht aus einem ewigen Urstoff, überhaupt nicht aus einer Natursache, sondern aus dem freien, die Natur und ihre Ursächlichkeit erst begründenden Willensact des Schöpfers hervorging, ohne ein nothwendiger oder ewiger Ausfluß seines Wesens zu seyn und ohne zu seiner Vollkommenheit etwas hinzuzuthun: so ist auch ihre Erhaltuung und

Regierung einzig und allein das fortgesetzte Werk seines lebendig freien Willens, ohne in irgend einer Weise ein zufälliges zu seyn.

Die Welt, als solche, aber hat sich als Himmel oder unsichtbare Welt mit den verschiedenen Stufen ihrer geistigen Wesen und als Erde oder sichtbare Welt mit den verschiedenen Ordnungen ihrer Geschöpfe dargestellt, ohne daß irgend eine dieser Stufen oder Ordnungen aus der andern hervorgegangen wäre, während innerhalb jeder Ordnung das Leben in fortgehender Entwicklung und Bewegung begriffen ist.

Dazu war alles, was das Wort der Allmacht in den sechs Schöpfungstagen hervorgerufen hatte, jedes in seiner Art, „sehr gut", wodurch angedeutet ist, daß in den göttlichen Werken nach Form und Wesen die höchste Vollkommenheit sey.

Wenn einzelne Völker sich unter den sechs Schöpfungstagen sechs Jahrtausende und unsere Naturforscher sich überhaupt lange Naturperioden denken, so weis't der Wortlaut des Urtextes diese Meinung nicht geradezu zurück, da das hebräische Wort jom, Tag, welches in dem griechischen αἰών und dem lateinischen aevum nachtönt, auch einen Zeitraum von unbestimmter, oft sehr großer Länge bezeichnet. Auch lassen die beigesetzten Worte „Abend und Morgen", welche hier die Tagesbegränzung angeben, noch eine andere Uebersetzung zu, indem das hebräische Wort hereb (Abend) auch „Mischung oder Verwirrung" und boker (Morgen) auch „Ordnung" bedeutet. Folglich möchte es den verschiedenen Theorieen der Naturwissenschaft innerhalb solcher Zeiträume an Spielraum nicht gebrechen.

Allerdings könnte auf den ersten Blick die Annahme langer Perioden von der Wahrnehmung abgelehnt werden, daß chemische Reactionen, Niederschläge und Ablagerungen oft ganz plötzlich geschehen und überhaupt die ganze uns umgebende Natur „Denkmale genug von einer auf Einmal ganz und ungetheilt wirkenden Schöpferkraft" aufzuweisen hat, — zu geschweigen, daß dem schaffenden Gott nichts unmöglich ist.

Indeß muß man doch auch vernehmen und prüfen, was eine besonnene Naturforschung, welche der heiligen Schrift nicht feindlich gegenüber steht, vielmehr ihr die vollste Ehrfurcht bezeugt, für Gründe hat, unter dem unbestimmten Worte jom eine längere Entwicklungs-Periode zu ver-

stehen, als gerade einen 24stündigen Tag. Diese Naturforschung *) gibt den Angaben der mosaischen Schöpfungsurkunde in Betreff der sechs Tagewerke oder Entwicklungs-Perioden der Erde überhaupt folgende Stützen:

Von vorne herein gibt sie zu, daß zwischen dem urersten Act der Schöpfung des Himmels und der Erde und dem nachher angegebenen Chaoszustand der Erde eine gewisse Zeitdauer gedacht werden könne; daß also der chaotische Zustand nicht als ein uranfänglicher, sondern ein nachher erst eintretender, „aus der Zerstörung einer früherbestandenen Ordnung hervorgegangener" angesehen werden könne. Das Chaos selbst aber nimmt sie als wissenschaftliche Voraussetzung (als Postulat) an.

Sodann bezeichnet sie für die Entwicklung aus dem chaotischen Zustande auch sechs Zeiträume, von denen wenigstens die drei ersten darum nicht mit unserm jetzigen Zeitmaaß von Tagen bemessen zu werden brauchen, weil dieses Zeitmaaß vor Erschaffung unserer Sonne und der zu ihr gehörenden Sterne noch nicht in Anwendung zu bringen war und ohnedieß vor Gott „tausend Jahre wie ein Tag" sind, wiewohl gerade Tausende von Jahren anzunehmen nicht einmal nöthig sey. Dagegen könnten die drei letzten Tagewerke ohne Zwang für die Wissenschaft mit unserm jetzigen Zeitmaaß ausreichen. Die Tagewerke selbst rechtfertigen sich auf folgende Weise:

Im **ersten Tagewerk** tritt das Licht und seine Scheidung aus der finstern Masse auf, das Urlicht nämlich, das nicht durch die Sonne bedingt, sondern ursprünglich ist, und nach Choulant u. a. (als elementarer Lichtäther) allem Geschaffenen inne wohnt und aus ihm entwickelt werden kann; — jenes Licht, das als „das belebende Medium zur Durchführung der Bildungsprozesse der Erde und der ganzen Sternenwelt, so wie als Vorbereitung für die am dritten Tag auftretende Pflanzenwelt" nöthig war.

Im **zweiten Tagewerk** erfolgte mittels der Einwirkung dieses Lichtäthers die Differenzirung der chaotischen Masse d. i. die Scheidung der tellurischen oder untern Sphäre (Atmosphäre) von der siderischen oder obern Sphäre (dem Aether) aus dem tropfbar flüssigen Medium heraus. — Das dabei gebrauchte Wort Veste oder Firmament heißt im Urtext rakia, Ausdehnung (Expansion), d. i. das ausdehnbare, gasförmige Fluidum, das nach seiner obern, siderischen Richtung mit dem Namen Aether

*) Vergl. die oben angeführte Geschichte der Urwelt von A. Wagner, welche die ausführliche naturwissenschaftliche Nachweisung dieser Angaben enthält.

oder sichtbarer Himmel, nach seiner untern, tellurischen Richtung aber mit dem Namen Atmosphäre bezeichnet wird, in welcher letztern die Wolkenbildung vor sich geht und welche für die nun folgende Pflanzenwelt nothwendig war.

Im **dritten Tagewerk** geht überhalb der bis dahin zu Stande gekommenen innern Gebirgsbildung die Scheidung des Landes und Wassers d. h. das Zurücktreten des Wassers in Meerbecken und Flußbeete und das Hervortreten der trocknen Landoberfläche vor sich; und nach Vollendung der Bildung des Erdkörpers und seiner Oberfläche mit ihren Gebirgen, also nach dem Abschluß des aus dem Wasser (folglich primitiv nicht durch Feuer) gebildeten anorganischen Reichs tritt das organische Reich unserer jetzigen Pflanzenwelt und zwar gleich in ihren niedrigsten, wie in ihren höchsten Bildungen auf, um der nachfolgenden Thierwelt die Nahrung zu bieten.

Die in diesen drei Urperioden der Erde vorgegangenen Scheidungen begründet die genannte wissenschaftliche Naturforschung auf das Ueberzeugendste, und das Ergebniß dieser Begründung ist im Allgemeinen kurz folgendes:

Als die chaotische Masse d. i. der vermittelst des Wassers theils festweiche (amorphische), theils flüssige (aufgelöste) Zustand der Erde, angeregt durch die Kraft des schöpferischen Wortes, anfieng sich zu scheiden und Amorphisches sowohl, als Flüssiges sich zu krystallisiren begann, da gestalteten sich auf chemischem Wege „in allmähliger Reihenfolge die Grundlagen von vielerlei geognostischen Formationen." Ein Theil derselben, nämlich die Primär- oder Ur- und Trappgebirge, vermochte „den in ihm schlummernden Keim organischer Lebenselemente nicht zu entwickeln", weshalb sich in ihnen keine Versteinerungen oder sonstige fossile organische Reste finden. In einem andern Theile jener geognostischen Formationen, nämlich in den Secundär- oder Uebergangs- und Flötzgebirgen und in den auf sie folgenden Tertiärgebirgen, waren „alle zur Bildung organischer Wesen günstige Bedingungen vorhanden, so daß gleichzeitig mit der Entfaltung der unorganischen Gebilde ein buntes Gewimmel organischer Formen entstand, eben so vielfach, als es die Grundlagen (d. h. die Gebirgsformationen) selbst waren, aus deren Schooß sie hervorgingen."

Als sodann die verschiedenen Gebirgsformationen als Schichten sich ablagerten, so schloßen zugleich die an sie gebunden gewesenen urweltlichen Organismen ihre Lebensdauer, weßhalb diese jetzt,

in jene Formationen eingeschlossen, als fossile Reste einer Flora und Fauna (Pflanzen- und Thierwelt) der Secundär- und nachher der Tertiärperiode — in welcher letztern erst die warmblütigen Thiere vorherrschend auftraten — noch heute gefunden werden.

Die Entstehungsweise dieser urweltlichen Thier- und Pflanzenreiche war aber von andern Gesetzen bedingt, als die sind, welche den gegenwärtig lebenden Organismen zum Grunde liegen: denn sie waren „die unmittelbaren Ausgeburten einer Schöpferkraft, welche bei jedem Pulsschlag ihres Bewegens eine Fülle des mannigfaltigsten Lebens über die Sichtbarkeit ergoß."

Es ist demnach der Pflanzen- und Thierwelt, welche von der zweiten Hälfte des dritten Tagewerks an in das Leben tritt, eine frühere, mit der Gebirgsbildung gleichzeitige, vorangegangen, deren seltsamen Formen wir gegenwärtig bloß „in Gebirgsschichten", also nur „im versteinerten Zustande begegnen" und zu deren Bildung es nur des Lichtäthers bedurfte, der vom ersten Schöpfungstag an die Bildung der Erde fördern half. Das Daseyn jener frühern Thier- und Pflanzenwelt erlosch mit der Vollendung der „Landbildung", um einer neuen, mit dem „Segen der Forterhaltung" begabten Thier- und Pflanzenwelt Platz zu machen. Weil nun jene untergegangene Pflanzen- und Thierwelt der Secundärperiode nur gleichsam eine versuchsweise, nicht zur Forterhaltung bestimmte war, so wird ihrer in der Genesis, die ja keine ausführliche und wissenschaftliche Kosmogonie geben will, nicht gedacht, sondern nur der zweiten und bleibenden erwähnt, die allein mit dem Menschen, als dem Haupte der Schöpfung, in Verhältniß zu treten bestimmt war.

Im **vierten Tagewerk** kommt die obere, siderische Sphäre durch Scheidung ihrer Gegensätze zur Entwickelung und es coagulirten (concentrirten) sich aus dem schon vorhandenen Lichtäther gesonderte Lichtkörper, „Lichtträger" (wie noch jetzt nach Herschel sich Sterne aus einem leichten ätherischen Nebel zu bilden scheinen), theils mit einer eigenen, uns unbekannten Bestimmung, theils um zugleich für die Erde durch ihr eigenes oder geborgtes Licht und durch ihren festen, geregelten Gang als „Zeitmesser" zu dienen.

Im **fünften Tagewerk**, nach vollendeter Scheidung aller Gegensätze in der siderischen und tellurischen Sphäre sowohl, als auch auf dem Erdkörper selbst, dessen Oberfläche nun mit Vegetation überdeckt war, begann die jetzige, zum Fortbestehen geeignete Thierwelt ins Daseyn

zu treten und zwar füllte sich zuerst das Wasser und die Luft mit Thieren, worauf sodann im **sechsten Tagewerk** zuerst die Thierschöpfung durch Bildung der ungeflügelten Landthiere in einer Weise vollendet wurde, daß in jedem der drei Thierreiche die unvollkommensten wie die höchsten Typen gleichzeitig auftraten. Den Schluß der Schöpfung machte die Bildung des Menschen. (Siehe Näheres hierüber A. Wagner's Urwelt Seite 491 ff.)

Unter allen Geschöpfen der Erde ist von Gott der Mensch am höchsten bevorzugt worden. Der Leib oder das edel-animalische Wesen desselben wurde durch Gottes Allmachtshand aus (den feinsten Elementartheilen der) Erde gebildet und durch Gottes Hauch zum lebendigen Daseyn geweckt, so zwar, daß der Mensch — nicht wie das Thier, aus zwei, noch dazu unvollkommenen Wesensbestandtheilen, sondern — aus drei in sich vollkommenen und auf's innigste vereinigten Theilen, nämlich aus dem durch aufrechte Stellung und Schönheit vollkommenen Leib, aus der höhern, in Gefühlen und Neigungen sich äußernden, den Leib belebenden Seele und dem Gott- und selbst-bewußten Geist — zu Einer lebendigen Persönlichkeit und in diesem dreieinigen Organismus nach (in und zu) dem Bilde Gottes geschaffen ward, also Gottes Ebenbild oder Gleichniß darstellte.

So wie das hebräische Wort Adam (das mit dem hebr. adamah, Erde, gleichwie das lat. Wort homo, Mensch, mit humus, Erde, zusammenhängt) sinnvoll auf den Stoff deutet, aus welchem des Menschen Leib geschaffen ist: so bezeichnet das deutsche Wort Mensch (altdeutsch: mennisko; altnordisch manneskja; gothisch mannask) gleich dem latein. mens, sammt dem aus derselben Wurzel stammenden mannuskja (von manas, Geist) der Sanskritsprache und dem mashja der Zendsprache, den vernünftigen, denkenden Geist.

Der Unterschied zwischen Seele und Geist in der Dreieinheit dessen, was den ganzen Menschen ausmacht, drückt sich auch in den ausgebildetsten Sprachen bestimmt aus. So heißt Seele im Hebräischen nephesch (auch neschamah), im Lateinischen anima, im Griechischen ψυχή; und Geist (als Hauch aus Gott) im Hebräischen ruach, im Lateinischen spiritus, im Griechischen πνεῦμα. Daß sowohl das Wort Seele, als auch das Wort Geist öfters für den ganzen innern Menschen (als Gegensatz zum äußern) gebraucht wird, thut jener Dreiheit von Leib, Seele, Geist, welche die heilige Schrift, wie das ganze Alterthum kennt, keinen

Abbruch. Treffend unterscheidet auch Plato, so wie Aristoteles, das „was die Seele durch den Geist ist, von dem, was sie, entgegengesetzt in ihrer bloßen Richtung auf das Leibliche ist.“ (S. Schubert's Geschichte der Seele S. 707).

Wegen dieser dem Menschen anerschaffenen Ebenbildlichkeit Gottes, war sein Leib, als eine geheiligte Behausung des Geistes Gottes, ursprünglich bestimmt, weder durch ein Gebrechen entstellt, noch von Schwachheit befallen, noch vom Tode berührt zu werden, wiewohl ihm vermöge des Staubes, aus dem er geschaffen, auch die Möglichkeit zu leiden und zu sterben anhaftete; — seine Seele war ursprünglich sündlos, rein von unordentlichen Trieben und Begierden, nur geneigt zum Guten und offen für den Einfluß göttlicher Liebe, wiewohl behaftet mit der Möglichkeit zu sündigen; — sein Geist begabt mit der, eine immer höhere Entwicklung in sich schließenden Fähigkeit, nicht nur die innern Eigenschaften der natürlichen Dinge wahrzunehmen, sondern auch das Göttliche freibewußt zu erkennen und, vermöge der lebendigen Gemeinschaft mit ihm, auch das Leibliche und Seelische zu sich hinaufzuziehen (es zu durchgeisten,) wiewohl der Möglichkeit ausgesetzt, selber in den Dienst des Leiblichen und Seelischen herabgezogen zu werden.

In diesem Stande kindlicher Unschuld, welche ohne die Erkenntniß des Gegensatzes von Gut und Bös war, aber allmählig zur bewußten Heiligkeit heranreifen sollte, fühlte der Mensch mit seinem Seyn sich nur in Gott, wollte freiwillig nur, was Gott wollte, erfaßte ihn unmittelbar in seinem Wesen und stand so — eben durch die Liebe, dieses „Band der Vollkommenheit“ in dem vertrautesten Umgang, in unzertrennbarer und unhemmter Gemeinschaft mit und zu ihm.

In Folge dieser göttlichen Ebenbildlichkeit war der Mensch zum Herrn und Haupt der Erde bestimmt, welche für ihn zum „Eden“ d. i. zum wonnigen Wohnplatz geschmückt war, und die er, obwohl sie besitzend und beherrschend, doch nicht in Unthätigkeit genießen, sondern „Eden bauen und bewahren sollte: so daß seine doppelte Urbestimmung, nämlich „Gott priesterlich zu dienen und

die Erde königlich zu beherrschen", sich schon im Paradiese in einem durch die freiwillige Lust der Liebe vermittelten Gegensatze von Gehorchen und Herrschen, von Beten und Arbeiten, ja — in Bezug auf den in des Gartens Mitte gepflanzten Baum — im Genießen und Entsagen bestehen sollte. Denn in dem Garten Edens war dem Menschen jeder Genuß verstattet, selbst der vom „Baume des Lebens"; nur von dem „Baum der Erkenntniß des Guten und Bösen" (so benannt von dem Erfolg des Genusses und von der Absicht Gottes damit) war ihm zu genießen verboten, und auf die Uebertretung dieses Verbotes der Tod gesetzt.

Die nähern Bezeichnungen des „im Eden" gelegenen „Paradieses" deuten auf die nördliche Hälfte unseres Planeten, als die begünstigteste, und zwar auf das westliche Hochland von Asien hin, wobei aber nicht zu vergessen, daß überhaupt von der frühesten (vorsündfluthlichen) Erdoberfläche, geschweige vom Paradiese, keine Spur mehr vorhanden ist. Die vier Paradiesesflüsse: Pison (eig. Pishon), Gihon, Hiddekel (aramäisch: Diglat) und Phrat deuten auf die Quellengegenden des Indus, des Orus (sanskr. Dsjihun, jetzt Amu) des Tigris und des Euphrat, wie sie waren, ehe noch die große Fluth dem Boden jener Länder, die jetzige, rauhe Gestalt gab.

Einige alte Sagen verlegen die ursprüngliche Heimath unseres Geschlechts in den Norden, und einige Neuere glaubten, sie in die Nordpolargegend versetzen und eine nachher erfolgte veränderte Stellung der Erdachse annehmen zu sollen, die ursprünglich auf der Ebene der Erdbahn aufrecht gestanden sey. Dagegen aber zeugen die Berechnungen unserer Astronomie. Denn „die Stellung der Erdachse hängt mit den übrigen Verhältnissen unseres Planeten zu der Sonne und zu andern Weltkörpern unseres Planetensystems zu genau zusammen, als daß man eine große Veränderung jener Stellung seit etlichen Jahrtausenden wahrscheinlich finden könnte." — Auch die Abplattung der Erde bei den Polen steht der Hypothese einer Veränderung der Erdachse entschieden entgegen.

In dem Verbot von dem Erkenntnißbaume zu essen, liegt nicht etwa die Andeutung, als ob der Mensch, als Ebenbild Gottes, zur Erkenntniß des Guten und Bösen d. i. zum Bewußtseyn der Freiheit des Willens (die in der Uebereinstimmung desselben mit dem heiligen Gotteswillen liegt) gar nicht hätte kommen sollen: er sollte zu diesem Ziele nur nicht auf einem Irr- und Abwege, sondern auf dem rechten Wege

gelangen. Der rechte Weg dazu war, (wie O. v. Gerlach bemerkt) „durch das Verbot den Reiz zum Bösen zwar kennen zu lernen, aber ihn standhaft zu überwinden", wie nachher Christus aus Liebe die Wiederherstellung des Verlornen übernahm und durch freie „Ueberwindung alle Reize zum Bösen aus dem Stande der Versuchung (d. i. der Möglichkeit des Sündigens) in den Stand der göttlichen Vollendung überging." So aber betrat Adam den Irrweg, der in der Verwechselung der wahren Freiheit mit der Wahlfreiheit bestand, d. h. mit der Freiheit, „sich in jedem Augenblick nach eigenem Belieben zu bestimmen", anstatt sich ohne Reiz zum Bösen frei nach Gottes Gesetz" zu richten. Hätte er sich dieser Ueberwindung unterzogen und lieber von dem Baume des Lebens gegessen, so wäre ihm der anerschaffene Zustand der Unschuld und Heiligkeit unverlierbar gewesen und er hätte sich zu immer höherer Lebensherrlichkeit entwickelt.

2. Das Vorrecht der Sprache. Stiftung des Ehestandes.

Als der erste Mensch geschaffen und in Eden versetzt war, so sollte dort nicht nur eine edlere, seiner Organisation gemäßere Vegetation, als die den bis dahin geschaffenen (und wohl noch gleichzeitig in der Fortentwicklung begriffenen) Landthieren zum Unterhalt genügte, seine Nahrung bilden, sondern es wurden daselbst nun auch die zu seinem Umgang und Dienst tauglicheren, ihm also angemesseneren Thierarten (die wohl auch den Beschluß der ganzen Schöpfung machten) zu ihm gesammelt.

Die den Menschen in Eden zugeführten und zunächst für ihn geschaffenen Thiere sind von den „Thieren des Feldes" d. h. von den außerhalb Eden auf der übrigen Erdoberfläche befindlich gewesenen Thieren zu unterscheiden. Es sind jene die Stammältern aller unserer noch existirenden Landthiere, während die meisten, außerhalb dieses Verbreitungsgebietes hausenden Arten nachher in der Sündfluth ausgerottet wurden; wie denn die aus der Diluvialzeit herrührenden fossilen Thierüberreste, von denen unten im K. 3, 2 die Rede seyn wird, gar sehr verschieden sind von unsern jetzigen mit dem Menschen über die Fluth herübergeretteten Thieren, die alle sammt jenen edleren Nutzpflanzen aus Mittelasien stammen. (Vergl. A. Wagner a. a. O. S. S. 498 ff.)

Bei der Vorführung der Thiere vor Adam sollte er ihnen Na-

men geben oder (wie ein Ausleger treffend sagt) „die in den Geschöpfen ausgeprägten göttlichen Gedanken nach= und mit=denken und aus dieser Erkenntniß ihres Wesens heraus sie durch die Sprache bezeichnen." Denn jenes dritte Element, das den Menschen frei über die Triebe und Begierden der thierischen Natur erhebt, der Geist, ist es auch, der dem Menschen vor dem Thiere das Vorrecht der Sprache gab, deren Anfang in die Region des Ewigen hinüberreicht. Denn durch den Geist wurde der Mensch eine lebendige, oder nach der chaldäischen Uebersetzung dieser Stelle, eine „redende Seele", ein „sprechender Geist."

Die Sprache brauchte der erste Mensch eben so wenig erst zu erfinden oder nachzuahmen, als er „das Athmen" zu erfinden oder nachzuahmen brauchte: wie denn das Sprechen auch das eigenthümliche Athmen der Seele, insbesondere der in ihr freithätigen Vernunft ist und in der Menschensprache „eine Welt des Göttlichen und Geistigen abgebildet und in einen hörbaren (artikulirten) Ton" verkleidet ist. Denn die Sprache ist die, dem menschlichen Geiste nothwendige Verkörperung der Gedanken, eine Verleiblichung der aus Gott stammenden Kraft des Geistes, die in jedem Sprach=vernehmenden Geiste wieder Geistiges zu erzeugen vermag.

„Die Hervorbringung der Sprache (sagt W. v. Humboldt) ist ein inneres Bedürfniß der Menschheit, nicht bloß ein äußerliches, zur Unterhaltung gemeinschaftlichen Verkehrs, sondern ein in ihrer Natur selbst liegendes, zur Entwicklung ihrer geistigen Kräfte und zur Gewinnung einer Weltanschauung (zu welcher der Mensch nur gelangen kann, indem er sein Denken an dem gemeinschaftlichen Denken mit Andern zur Klarheit und Bestimmtheit bringt) unentbehrliches. — Selbst die Anfänge der Sprache darf man sich nicht auf eine so dürftige Anzahl von Wörtern beschränkt denken, als man wohl zu thun pflegt, indem man ihre Entstehung, statt sie in ihrem ursprünglichen Berufe zu freier menschlicher Geselligkeit zu suchen, vorzugsweise dem Bedürfnisse gegenseitiger Hülfsleistung beimißt und die Menschen in einen eingebildeten Naturstand versetzt. Beides gehört zu den irrigsten Ansichten, die man über die Sprache fassen kann.

Die Ursprache des Menschengeschlechts war durch und durch

reicher und tiefer an geistigem Gehalt und an Gedankenkraft, als es nachher die aus ihr entstandenen einzelnen, in eine sinnliche Leiblichkeit gefallenen Sprachen waren und sind, unter welchen jetzt noch die ältesten uns bekannnten und der Ursprache näher stehenden Sprachen vor den spätern und neuern Sprachen neben der sinnlichen Bedeutung ihrer Worte eine „wundervoll und witzig sich anreihende übersinnliche und geistige Nebenbedeutung" haben, welche bei vielen Worten wahrscheinlich sogar „die ursprüngliche, frühere" gewesen ist. Die Namen der Dinge stunden daher noch in einem viel wesentlicheren, tieferen Zusammenhange mit ihren Eigenschaften, als jetzt, da die Sprache, nur durch sinnliche Mittheilung von Geschlecht zu Geschlecht sich fortpflanzend, der Verwandlung und Entartung unterworfen ist. „Durch solchen Gebrauch des lebendigen Odems und Wortes ward der aus Gottes Hand kommende Mensch erst im tiefsten Sinne zu einem Herrscher alles sichtbaren Lebendigen und zu Gottes wahrhaftem Gleichniß und Ebenbild."*)

Denn sowie in den indogermanischen Sprachwurzeln der Begriff Gott als Geist durch „Licht" oder „Glanz" (Himmel) bezeichnet ist, und der Begriff „Sprechen" zugleich den Sinn von „Leuchten" hat, das „Wort" also eine Ausstrahlung des Geistes, ein Licht vom Licht ist, das in jedem Vernunftbegabten wieder Licht anzünden kann: so sehen wir auch hierin das Gott-Ebenbildliche, das die Dreiheit in Gott Wiederspiegelnde im Menschen.

Durch den Anblick des in zwei Geschlechter getheilten Thieres wurde im ersten Menschen das Bedürfniß und der Gedanke einer Verbindung mit seines Gleichen erweckt, und um seinem Verlangen zu entsprechen (weil der Mensch auch in selbstverläugnender Nächstenliebe seine Gottesliebe bethätigen sollte), wirkte Gott in ihm einen außergewöhnlichen Schlaf und „baute" aus der Seite des Mannes das Weib oder die „Männin", welche Adam als seines Gleichen, als Halbtheil von sich erkannte, mit dem er Eine Person ausmachen und die daher stets als „Gehülfin um ihn" (wörtl. als Hülfe vor ihm d. i. ihm angemessen) seyn sollte.

---

*) Vergl. Schubert's Gesch. der Seele.

Darum ist denn auch fort und fort Bestimmung der Ehegatten, in Einheit des Herzens und Geistes durch ungetheilte gegenseitige Hingebung die Erfüllung der ihnen von Gott gesetzten gemeinschaftlichen Lebensaufgabe zu erstreben, die nur im geheiligten Ehestande, in welchem Familie, Staat und Kirche wurzeln, vollkommen gelöſ't werden kann.

Das „Bauen" des Weibes aus des Mannes Seite (in welcher Bedeutung das Wort zelah in allen übrigen Stellen der heiligen Schrift allein vorkommt und womit hier überhaupt der dem Herzen am nächsten liegende Theil angezeigt werden soll) deutet auf das „ganz Einzige" hin, das in der Verbindung von Mann und Weib unter den Menschen Statt findet. Denn die von Gott selbst eingesetzte Ehe sollte (mit den Worten eines unserer Gottesgelehrten zu sprechen) „eine Gemeinschaft des Geistes im Dienste Gottes, die Einheit von Herrschaft und Gehorsam auf der einen, und von Alles ausgleichender Liebe auf der andern Seite" seyn und in ihr „die Erziehung und Bildung der Nachkommenschaft für Gott und sein Reich, die Ordnung und Regierung des Hauses und der Erde die Hauptaufgabe" seyn. Zugleich sollte diese alles Innerliche und Aeußerliche umfassende Vereinigung, wodurch Zwei für das ganze irdische Leben Eines werden, eine unauflösliche seyn, so daß, „wie der Tod nur den Menschen, so auch der Tod nur die Ehe scheide."

---

2. Kapitel.

Verlust des Urstandes.

I. Der Fall.

Aber das Weib (Eva, auch Heva, eigentlich: Chawwah d. i. Leben, die Mutter der Lebendigen) hatte, obgleich sie mit dem Manne die Eigenschaften und das Vermögen des Menschen vollkommen theilte, doch eine zärtere und weichere, für äußere Eindrücke empfänglichere Organisation erhalten, und bot darum der Versuchung einen leichteren Zugang, wie das noch jetzt bei dem

Weibe der Fall ist, wenn sie es an Wachsamkeit fehlen läßt. Die Versuchung sollte nicht ausbleiben. Ihr Urheber, welcher einer höhern geistigen Geschöpfsordnung angehörte (Off. Joh. 12, 9; 20, 2), nahte zunächst dem Weibe, um sie zu betrügen und die Gnadenabsichten Gottes mit dem Menschen zu vereiteln (Joh. 44, 8; 2. Kor. 11, 14; 2. Thess. 2, 9).

Zuerst suchte der Versucher mit den Worten: „Ja, sollte Gott gesagt haben —?" in ihr den Zweifel über Gottes Willen zu erregen; alsdann durch die Worte: „Ihr werdet mit Nichten des Todes sterben!" geradezu zum Unglauben wider Gottes Wort und Wahrhaftigkeit zu bringen, und zuletzt durch die Worte: „Ihr werdet seyn wie Gott!" den Hochmuth und das selbstische Verlangen nach Gottgleichheit zu erwecken, und sie so in die Sünde des Ungehorsams und der Auflehnung gegen die göttliche Rechtsordnung zu stürzen, durch welche der Versucher selbst sich den Verlust seiner ehemaligen Hoheitsrechte zugezogen hatte. (Joh. 8, 44; 1. Joh. 3, 8.)

Und das Weib glaubte den Vorspiegelungen des Verführers mehr, als dem Worte ihres Schöpfers und Wohlthäters: das Verbotene erschien ihr nun trüglicher Weise als das höchste Gut; von der ihr erregten Lust entzündet, ward der innere Abfall zur äußern That, und das Weib „nahm von der Frucht und gab ihrem Manne auch davon, und er aß." — So war „die Sünde geboren", und als Ursünde enthält sie auch zugleich im Keime die drei Haupterscheinungsformen der Selbstsucht, die stets als Herrsch- oder Ehrsucht, als Habsucht und als Genußsucht (1. Joh. 2, 16.) sich darstellt, und aus welcher alle einzelnen menschlichen Sünden, wie Kinder einer fruchtbaren Mutter, noch heute entspringen.

Sinnig sagt ein neuerer Schriftausleger (Otto v. Gerlach) in Betreff der Verführungsgeschichte: Indem der Versucher „das dem Menschen von Gott mitgetheilte Bewußtseyn, daß er für eine höhere Gottgleichheit bestimmt sey, wo er die völlige Freiheit von jeder Versuchung erlangen sollte, benutzte, um ihn durch täuschenden Schein zu blenden und die Herrlichkeit dieser Gottgleichheit ihn in der Wahlfreiheit erblicken zu lassen", — brachte er ihn zum Fall. „Statt nach der wahren Freiheit zu streben, die

darin besteht, daß ihn das Böse nicht einmal reizt, trachtet der Mensch auf diesem Wege nach dem leeren Schattenbilde von Freiheit, nämlich nach dem Rechte, in jedem Augenblicke unabhängig für das Gute oder Böse sich zu bestimmen, sein eigner Herr zu seyn, aus eigner Erfahrung das Böse, wie das Gute, zu kennen, um dadurch selbständig und unabhängig von Gott wählen zu können, ohne zu bedenken, daß er nur durch die Erkenntniß und Liebe Gottes frei von der Gewalt der Sinnlichkeit ist, also dadurch allein sich und die Erde beherrscht."

Die Sünde hat demnach nicht in der Sinnlichkeit, am wenigsten im Leibe, als dem Träger und Werkzeug der Seele und des Geistes, sondern einzig und allein im Willen ihren Ursprung, oder besser gesagt, „aus dem Willen ihren Anfang genommen": denn sie ist nichts als das Streben, ohne Gott selbständig zu seyn, oder die Sucht, sein eignes Selbst dem Selbst Gottes, seinen eignen Willen dem Willen Gottes entgegen zu setzen. Der Fall in die Gewalt der Sinnlichkeit ist nur die Folge jener Grundursache, der Selbstüberhebung, auf die sich selbst die roheste Form der Sinnlichkeit zurückführen läßt.

Als unmittelbare Folge des Falls stellte sich nun auch sogleich der „Sünde Sold" ein: denn alsbald fühlte der Mensch seine Blöße in dem Mangel an der vor Gott geltenden Gerechtigkeit und Heiligkeit.

Das Schamgefühl, als „das verkörperte Gewissen", d. i. als das erwachte Bewußtseyn des verletzten göttlichen Gesetzes, hielt ihm seine Schuld vor, die Schuld des Ungehorsams nämlich, durch welchen er, der in der Erkenntniß und Liebe Gottes und im Gehorsam gegen ihn ein freier Herr der Erde zu seyn bestimmt war, nun aufhörte, Herr seiner Selbst und der ihn umgebenden Natur zu seyn, und dagegen der Macht seiner Triebe verfiel, gegen deren Andrang er sich fürderhin nur durch „Verdeckung der äußern Reizungen" und durch Abkehr von ihren Lockungen sollte schützen können.

Losgerissen von Gott und herausgetreten aus der Einheit des Willens mit ihm, entschwand dem Menschen augenblicklich der Frieden der Seele, und an die Stelle der heiligsten Liebe zu Gott trat nun die Furcht vor ihm und seiner Strafe, der er nun durch Flucht in die Verborgenheit zu entgehen suchte; jedoch ver-

gebens: dem Auge des Allwissenden vermag er nicht zu entgehen, und als Gott seine Sünde an's Licht zog, konnte der Mensch sie nicht läugnen. Aber so hatte die Sünde ihn schon verderbt, daß er nicht nur sein Fliehen mit einer Lüge verbergen, sondern auch sein aufgedecktes Vergehen arglistig zu entschuldigen und durch Zurückschiebung desselben auf Gott selbst zu verringern suchte.

2. Strafe und Erlösungsverheißung.

Die Heiligkeit und Gerechtigkeit Gottes offenbarte sich nun in der auf die Uebertretung gesetzten Strafe: die Erde und was an und auf ihr vorher so gut und vollkommen war, gerieth unter den Fluch d. h. ihre Kräfte und Geschöpfe in eine gewisse Gebundenheit; der ehemalige Herr der Erde wurde abhängig von ihr; mühevolle Arbeit, Schmerzen, Gebrechlichkeit, Krankheit und Tod wurden von nun an seines Leibes Loos; alle seine Seelen- und Geisteskräfte verloren ihre vorige hohe Stärke und Klarheit: seine vorher vom Lichte Gottes erleuchtete Vernunft wurde in göttlichen Dingen getrübt und verdunkelt und selbst in natürlichen Dingen sein Verstand von der ehemaligen Unmittelbarkeit der Einsicht auf die nur allmählige langwierige Vermittlung bruchstückweiser Erfahrung herabgestellt; sein vorher frei nur auf das Gute gerichteter Wille wurde träge und unlustig zum Guten, dagegen regsam und aufgelegt zum Bösen; sein vorher sicher und richtig treffendes Gefühl ungewiß und undeutlich; seine vorher reinen Triebe selbstisch und mehr als auf das Niedrige gerichtet. — Dieser „Zug nach Unten" ist seitdem bei dem Menschen (vor seiner Erneuerung oder Wiederkehr) „mächtiger, als sein Sehnen nach Oben": jener der Schwerkraft ähnliche Zug reißt ihn beständig und oft wider seinen Willen (Röm. 7, 18. 19.) mit sich hinab zu dem, was „den Geist betrübt" und des Lebens höchstes Gut, den Frieden, stört.

Zugleich war mit dem Verlust der vollkommenen Ebenbildlichkeit Gottes der Verlust des Paradieses und der daselbst in der beständigen unmittelbaren Gemeinschaft mit Gott genossenen Seligkeit verbunden.

Das dem Menschen anerschaffene in freier Gottesliebe und Gotteserkenntniß bestehende volle Bild Gottes ist also durch die Sünde verloren; nur in so fern ist die Fähigkeit, in freiem Selbstbewußtseyn Gott zu erkennen und zu lieben noch vorhanden, als die immer noch hohen Spuren von jenem herrlichen Bilde nicht völlig erloschen sind, sondern selbst in ihrer größten Entstellung eine von Gott gewirkte Erneurung und Herstellung zu jenem verlornen vollen Bilde zu lassen: denn wäre es völlig vernichtet, so würde ja auch das Gefühl der Sünde und ihrer Strafe (das Gewissen) haben völlig aufhören müssen (Röm. 2, 14. 15).

Eine weitere Folge dieses Verlustes war, daß mit dem Augenblicke des Falles auch das Sterben des Menschen begann. „Vom Geist ging das Sterben aus, immer leiblicher, bis die Scheidung von Leib, Seele und Geist, der Tod im engern Sinn, den Prozeß schloß. So sterben wir noch heute, so zu sagen, in's Leben hinein; der Tod wächst mit uns groß, bis er dem Leben über die Schulter gewachsen ist und es besiegt.“

Durch den Fall des Menschen entstund zugleich eine Entzweiung aller mit ihm in Beziehung stehenden Erdverhältnisse. Die Erde gab nicht mehr ihr volles Vermögen und viele ihrer vorher wohlthätigen Geschöpfe veränderten sich in schädliche.

Mit der Verfluchung „des Ackers“ oder Erdreichs ist zugleich auf jeden äußern Beruf des Menschen, auf jedes Geschäft auf Erden in so fern ein Fluch gelegt worden, als ein Jeder in seinem Beruf und Stand viel und mancherlei Sorge und Noth, „Trübsal und Vereitelung auch der mühsamsten Arbeit erfährt“ und in einen beständigen Kampf mit dem sittlichen Uebel, so wie mit den, durch den Fall entstandenen Uebeln der Natur eintreten muß, welche seitdem „der Herrschaft des Menschen einen Widerstand entgegen stellt, den seine Weisheit und Kunst immer nur zum geringen Theil überwindet und auch nur dann bleibend überwindet, wenn die Segnungen der Erlösung sich über ganze Völker und Länder verbreiten.“ In jenem schweißvollen Arbeitskampfe, der dem in der Sünde der Verselbstigung beharrenden Menschen allerdings eine Strafe ist, liegt aber zugleich für den, der sich dem Zuge nach Oben überläßt, das für Leib, Seele und Geist wohlthätigste und förderlichste Zucht- und Heilmittel.

Das Weib insbesondere wurde dafür, daß es den Mann beredet hatte, seiner Verführungstimme zu gehorchen, damit bestraft, daß sie in Betreff des Kindersegens besonderen Leiden nnd Gefahren aus=

gesetzt seyn, und daß sie ihren Willen dem des Mannes unterwerfen, ihn als ihren Herrn anerkennen sollte.

Ungeachtet der schon vor dem Falle angedeuteten Abhängigkeit des Weibes von dem Manne sollte doch diese keine erniedrigende, sondern eine durch höhere Liebe vermittelte seyn. Von nun an aber trat das bloß Unterthänige dieses Verhältnisses in den Vordergrund, und wie hart und drückend dasselbe bei den meisten heidnischen Völkern geworden ist, zeigt vorzüglich die schreckliche Zertretung dieses Geschlechtes bei den heutigen Indiern (K. 5, 2).

Erst das den Fluch aufhebende Christenthum, welches Mann und Frau „Eins in Christo" erklärt, bringt da, wo es hinkommt, eine wiederherstellende Veränderung der Lage des Weibes hervor. Eine höhere und schönere „Emancipation des Weibes", als die, welche das Christenthum gewährt, gibt es nicht, und jede andere ist die Ausgeburt einer, noch in der völligen Abkehr von dem Mittelpunkt alles wahren Lebens beharrenden, Afterweisheit.

Damit aber die durch die Verführung Gefallenen in ihrem Elende nicht verkommen und verzweifeln möchten, hatte ihnen Gott nach seiner Barmherzigkeit in dem Strafurtheile, welches er zuerst über „die Schlange" oder den Versucher aussprach, den künftigen **Erlöser** von der Sünde verheißen, der — weil zunächst das Weib das Werkzeug war, durch welches die Sünde in die Menschheit gepflanzt wurde — auch nur von dem Weibe kommen und „der Schlange den Kopf zertreten" d. i. dem Urheber des Bösen die Macht über die an den Erlöser glaubenden Menschen siegreich nehmen sollte, während „die alte Schlange" ihm, dem Erlöser, nur „in die Ferse stechen" sollte d. i. ihm nur ein vorübergehendes Leiden sollte verursachen können: — wodurch die Art der Selbstverläugnung angedeutet ist, durch welche der Erlöser die Selbsterhöhung der ersten Aeltern wieder gut machen, den dadurch verschuldeten Fluch von der Menschheit hinwegnehmen und das verlorene Heil wiederbringen würde.

Und damit eben deßwegen der Mensch seinen Glaubens- und Hoffnungsblick nur vorwärts auf den Erlöser und auf das durch denselben in erhöheter Weise wieder zu gewinnende Paradies richten, und nicht zurück in das alte Paradies zu dem Baume des Lebens gelangen könnte, dessen Genuß den Menschen da-

mals nur in seinem sündigen Zustande würde verewigt und seine Rettung und Erlösung unmöglich gemacht haben: so verschloß ihm die Gnadenvorsorge Gottes den Rückweg dahin, und nöthigte ihn so, sich der Wohlthat der göttlichen Züchtigung zu überlassen, durch welche seinem Glaubensgehorsam der Fluch der Mühe und Arbeit zum Segen und seines Leibes Tod zum Leben seiner Seele werden sollte.

---

3. Kapitel.

Die beiden Urstammlinien.

I. Entstehung der Opfer. Polygamie. Erfindungen. Zunehmendes Verderben.

Durch den Fall der ersten Aeltern pflanzte sich die Ursünde (die Selbstsucht) auf ihre Nachkommen fort, welche darin alle dem Bilde des gefallenen Adam's gleichen. Schon in dessen Erstgebornem, in welchem die Stammmutter des Menschengeschlechts den verheißenen Erlöser erworben oder bekommen zu haben glaubte, entwickelte sich der böse Keim zu solcher Stärke, daß **Kain** aus Neid über das „dem HErrn" angenehmere Opfer des frommen **Abel's** der Mörder seines Bruders wurde. Weil er nun aber, ungeachtet der Erkenntniß seiner Sünde, anstatt Buße zu thun und Vergebung zu suchen, an Gottes Barmherzigkeit verzweifelte, so floh er durch Gottes Fluch von dem älterlichen Hause hinweg, und schlug, in steter Besorgniß für sein Leben (aus Furcht vor der Blutrache) umhergetrieben, endlich gegen Morgen im unfruchtbaren Lande Nod (d. i. Exil oder Verbannung) seinen abgesonderten Wohnsitz auf, in welchem er das Hirtenleben verließ und zu seiner Sicherung zum Städteleben den Grund legte: wie denn sein Enkel den Namen Irad, d. i. der Städter, bekam.

Die Worte, welche die Stammmutter bei der Geburt ihres Erstgebornen ausrief: „Ich habe erworben den Mann, den Jehovah" können zwar auch übersetzt werden „den Mann Jehovah's" oder „von Jehovah"; allein auch bei dieser Ausdrucksweise mußte Eva an den von Gott Verheißenen mit der Hoffnung gedacht haben, daß er ihnen wieder zur ver-

lornen Ehre und Herrlichkeit verhelfen würde. — Wenn auch allerdings zugegeben werden muß, daß jene erste Verheißung von dem Erlöser (jenes Proto-Evangelium) dunkel ausgedrückt war, und dieselbe erst später in einem persönlichen, gottmenschlichen Erlöser ihr wahres Ziel fand: so war doch ein in Eva's Freudenausrufe liegender Glaube an einen persönlichen, als Mensch erscheinenden göttlichen Erlöser weit einfacher und kindlicher, ihrer eben erst aus dem vollkommenen Urstande herausgetretenen Gedankenwelt, die verhältnißmäßig den Urwahrheiten doch noch näher stand, weit angemessener, als eine ihr angemuthete Ansicht von einem unpersönlichen abstracten Erlösungswesen es ist. Erst in weitgehender Entfernung von Gott und seiner unmittelbaren Mittheilung (die bei den Urstammvätern des Menschengeschlechts keine beständig-fortgehende mehr, aber doch noch eine jeweilig-eintretende war) verlor der Mensch allmählig jenen kindlichen und doch so wahren Glauben an einen persönlichen und gottmenschlichen Erlöser, und mußte sich ihn nachher erst durch erneuerte und deutlichere Gottesoffenbarungen wieder in seiner Erinnerung lebendig machen lassen. Täuschte sich Eva allerdings bei ihrem Erstgeborenen in der „Person, Weise und Zeit" der Erscheinung des Erlösers, so irrte sie doch nicht in der Sache.

Daß sich schon in der ersten Familie der Gebrauch des Opfers findet, kommt daher, daß die Hingebung des gefallenen Menschen in den Zug nach Unten (in den Zug des Neides, der tückischen Verstellung, der Mordlust, der Zerstörungswuth, des niedern Sinnentaumels (von dem Menschen gleich anfangs als Sünde gefühlt und erkannt wurde. Die Opfer, die sie brachten, kamen aus dem unabweislichen Gefühle, daß etwas geschehen müsse, den „Zorn" d. i. die Strafgerechtigkeit Gottes über die Sünde (und also auch über den Sünder, so lange er mit ihr gleichsam Eins ist) zu versöhnen. Die ersten Opfer sind immer zunächst Sühnopfer, an die sich dann erst die Dankopfer für unverdiente Segnung (im Geistlichen und Leiblichen) anschließen.

Im ersten Opfer vereinigte sich übrigens das Gefühl „der Abhängigkeit von Gott, der Schuld vor Gott und der erneuerten Hingebung an Gott." Und so sind Opfer der nothwendige Ausdruck der Religion: sie sind daher „göttlichen" Ursprungs, wie die Religion selbst, und „nur ihre Form ist menschlich." — Daß in solchen Sühnopfern, welche Gott weislich zuließ und späterhin noch besonders verordnete, eine dem frühesten Menschen noch unbewußte Vorbildung des Opfers lag, das der kommende Erlöser für ihn bringen sollte, kann nicht abgewiesen werden.

Die Worte Kain's: „Meine Schuld ist zu groß, denn daß sie mir

vergeben werden könnte", heißen im Urterte: „Zu groß ist meine Schuld zum Tragen": so daß also nicht eigentlich ein Verlangen nach Vergebung, die er etwa zu bekommen nicht hätte hoffen können, sondern bei aller Erkenntniß zu großer Schuld zugleich eine Klage über die Größe der Strafe darin liegt, also „ein Rechten mit Gott, anstatt mit sich selbst"; daher ihm Vergebung auch nicht zu Theil werden konnte, wie sie ihm bei reumüthiger Herzensstellung geworden wäre.

In der von Kain ausgehenden Stamm- oder Geschlechtslinie bildete sich nun der Unglaube und die Gottlosigkeit immer mehr aus, und Kain's Enkel Lamech verkehrte besonders die göttliche Ordnung der Ehe schon so, daß er zwei Weiber, Ada und Zilla, nahm und dadurch die Vielweiberei mit ihren sittlichverderblichen, den Frieden des Hauses und Herzens störenden Folgen einführte.

Wird in der Folge die Mehrweiberei selbst bei den frommen Patriarchen gefunden, so war es die allgemeine menschliche „Herzenshärtigkeit", um welcher willen Gott diesen Mißbrauch seiner Ordnung eine Zeit lang übersah, bis ihn nachher das Evangelium wieder auf die ursprüngliche, geheiligte Ordnung zurückführte.

Zu welchem Verderben aber für Familien und Staaten die Polygamie führt, zeigt die Beschaffenheit der nachmaligen heidnischen Staaten im Orient, die hauptsächlich durch die Vielweiberei in Despotenstaaten ausarteten. Denn die Vielweiberei gründet zunächst einen „Familiendespotismus" dadurch, daß sie das Weib zur Sclavin, den Mann zum Willkührherrscher macht, so daß ein aus vielen solchen Familien hervorgehendes Bürgerthum ein Inbegriff von lauter häuslichen Despoten ist, die, „weil sie selbst despotisiren, auch wieder despotisirt seyn wollen." Polygamie schwächt das Band der älterlichen Liebe, und benimmt allen Gliedern eines solchen Volks die Theilnahme am Wohl des Ganzen, die Ehrfurcht vor den Gesetzen, und den wahren für Weib und Kind, für Gott und Vaterland sich aufopfernden Muth. (Vergl. Heerens Ideen I.)

So sehr aber diese „Kinder der Menschen" in der Erkenntniß der göttlichen Dinge zurückgingen, so klug und geschickt waren sie in irdischen Dingen (wie denn die vorherrschende Richtung der Seele nach Außen eine gewisse „Frühreife" derjenigen menschlichen Anlagen zu befördern pflegt, die mehr dem äußern Leben dienen, während mehr nach Innen gekehrte friedlichstille Naturen sich in

der Regel langsamer entwickeln und nach Außen weniger gewandt und beholfen sich zeigen). Die Kainiten zeichneten sich daher vorzüglich in Erfindung von nützlichen Fertigkeiten und angenehmen Künsten aus, die den Menschen zu einigem Ersatze für den Verlust jener das Leben erleichternden und verschönernden Güter dienen sollten, welche das Paradies ihnen ungesucht und in vollkommener Weise dargereicht hatte, und die zugleich ein erhebender Beweis eines immerhin noch herrlichen Restes der hohen, göttlichen Anlagen und Kräfte sind, mit denen der Mensch vor dem Falle ausgestattet gewesen, — eines Restes, der vorzüglich bei den Urstammvätern noch als eine nicht geringe Gnaden=Mitgift zur Durchhülfe durch das Gedränge des durch den Fall so erschwerten Lebens erscheint.

So kam von Ada's beiden Söhnen, der eine, Jabal, darauf, Zelte und Hütten zu bauen, und gab dadurch Veranlassung zu dem herumziehenden unstäten Leben der Weidevölker oder Nomaden; und Jubal, sein Bruder, verfiel auf die Erfindung von Tonwerkzeugen, die der Musik den Ursprung und durch dieselbe der von den Mühen und Sorgen des Tagewerks und von der wilden Bewegung der Leidenschaften gedrückten und beunruhigten Seele eine leise Erinnerung an jene harmonische Ruhe und Freude gaben, in deren seligem Frieden sie einst wandeln durfte.

Die nützlichste und folgenreichste Erfindung aber, die der Metallbearbeitung, gehörte dem Sohne Zilla's, Thubalkain, an, aus dessen Werkstätte nachher die zwei in ihrer Anwendung entgegengesetztesten Eisenwerkzeuge hervorgingen, der friedliche Pflug, welcher dem im Schweiße seines Angesichts arbeitenden Menschen den Druck des Erdfluches erleichtern —, und das kriegerische Schwert, welches die Segnungen der friedlichen Arbeit wieder auf's Unsichere stellen sollte, und das schon damals den Vater des Erfinders zu jener wilden, auf die eigene Kraft stolzen Triumphrede (1. Mos. 4, 23. 24.) veranlassen mochte, in der er sich Straflosigkeit für eine (entweder begangene oder künftige) blutige Gewaltthat ertrotzen wollte.

In den, alle Urüberlieferung entstellenden heidnischen Sagen wurden Jabal und Jubal vereinigt zum Apoll (der als Gott der Ton- und

Dichtkunst in seiner Jugend auch ein Hirtenleben führte) und Thubalkain zum Vulkan, der als Gott des Feuers verehrt ward: wie denn jene Urnamen in diesen heidnischen Götternamen noch nachtönen. Die dem Kain geborene Tochter Naamah d. i. die Liebliche, Holde (1. Kön. 14, 21), welcher die jüdische Tradition die Gabe des Gesangs, so wie die Erfindung der Spinn- und Webekunst zuschreibt, finden wir bei den Griechen und Römern zur Pallas Athene oder Minerva erhoben.

Durch diese Erfindungen trat von selbst eine weitere natürliche Theilung der menschlichen Arbeiten und Beschäftigungen ein. Und in der That sind Viehzucht, Ackerbau und Metallbearbeitung die unumgänglich nöthigen Grundlagen alles Kulturlebens, ja selbst die allerersten Bedingungen zur Erreichung jeder höheren Geistesbildung (die hier zunächst durch die Tonkunst angedeutet wird). Auch läßt sich nachweisen, daß alle drei Beschäftigungen schon der vorhistorischen Zeit angehören.

Die Viehzucht beruht auf dem nahen, aus der Urzeit überkommenen Verhältniß des Menschen zu den eigentlichen Hausthieren, mit welchen alle Völker, die je in die Geschichte traten, schon versehen waren. Kein neues nutzbares Hausthier von Bedeutung kam in den geschichtlichen Perioden hinzu; von keinem der bedeutendsten Nutzthiere sind ursprünglich wilde Stämme, höchstens verwilderte Einzelthiere, nachzuweisen. Von Urbeginn an führte die innere Nothwendigkeit des Instincts diese zahmen, zum ersten Culturbedürfniß nothwendigen Thiere (von denen das gemeine Rind, das Schaaf, die Ziege, das Kameel die wichtigsten sind) zu dem Menschen, während kein wildes Thier sich je freundlich ihm nähert, und alle solche Thiere, die er später zähmte, entweder zum erweiterten Bedürfniß oder zum Luxus gehören.

Der Ackerbau hat es mit den wichtigsten Nutzpflanzen zu thun, deren Benutzung gleichfalls dem vorgeschichtlichen Alterthum angehört, und selbst bei Völkern, die sammt ihren Ländern vom lebendigen Verkehr mit andern seit Jahrtausenden abgeschlossen sind, gefunden wird. Die wichtigsten Nutzpflanzen, insbesondere das Getreide, waren schon im höchsten Alterthum überall im Gebrauch und die spätere Zeit hat ihre Anzahl „um wenig oder

gar nicht vermehrt. So weit die graueste Sage reicht, hat der Mensch die Getreidearten nie wild, sondern schon auf dem bearbeiteten Acker angebaut gekannt, und auch die wissenschaftliche Forschung hat sich später nie wild gefunden." Und merkwürdig ist es, daß die Geschichte der Getreidearten, der Gespinnstpflanzen, des Oelbaums, des Weinstocks und mancher Obstarten (sammt der Veredlungsweise der letztern) lehrt, daß sie aus Asien stammen und von da z. B. in Europa mit uns selbst eingewandert sind.

Die Metallbearbeitung (welche den Ackerbau unterstützte und die wichtigsten Gewerbe begründete) fällt sammt der dabei nothwendigen Benutzung des Feuers gleichfalls in die vorgeschichtliche Zeit. Die ältesten Völker verstanden schon Gold, Silber, Eisen, Kupfer, Blei, Zinn und Quecksilber zu verwenden und „weder im Alterthum, noch in der neueren Zeit wurde irgend ein Volk gefunden, dem die Kenntniß des Feuers abgieng oder die Mittel es zu erregen, ungeachtet doch jetzt noch manche Völker gefunden werden, von denen man zweifeln möchte, daß sie das Feuer erfinden können."

Daraus ist zu schließen, daß diese Arten menschlicher Thätigkeit jenem ersten Menschenstamme angehörten, aus welchem sich alle Völkerstämme ablösten; daß ferner diese Ur-Erfindungen Ergebnisse eines uranfänglich hohen Bildungsstandes sind, und endlich daß diese hohe Bildung von einer höhern, göttlichen Anleitung ausgegangen, das Werk einer ursprünglich höhern Erleuchtung oder „Begeisterung" seyn muß, und zwar in einem noch tieferen Sinne, als Plato meint, wenn er sie die „Mutter aller Erfindungen" nennt; — weßhalb denn auch der, alle Wahrheit nur verkehrende Heidenglaube jene ersten Erfinder selbst für Götter ansah.*)

An Abels Statt war dagegen dem Adam von der Eva ein anderer Sohn, der fromme **Seth** (oder Scheth d. i. der — für Abel — Gesetzte) geboren worden, von welchem eine zweite, mit der ersten gleichlaufende Stammlinie ausgeht, deren Glieder „Kinder Gottes" hießen, weil sie sich mehr die Sorge für das Himmlische angelegen seyn ließen, und die Ge-

---

*) Näheres hierüber s. A. Wagner a. a. O. S. 425 ff.

meinschaft mit Gott, die Verheißung des zukünftigen Erlösers und die lebendige Hoffnung des ewigen Lebens festhielten, wobei sie sich einer überaus langen irdischen Lebensdauer zu erfreuen hatten.

Die lange, und nur allmählig abnehmende Lebensdauer der Erzväter vor der Sündfluth deutet auf ein nur allmähliges Verschwinden der nachwirkenden Kräfte des paradiesischen Zustandes. Da in unsern Zeiten (in Schottland, in Norwegen, in Rußland) Beispiele von einem mehr als 150=, 170=, ja sogar (in Nordafrica) von einem mehr als 200-jährigen Alter vorkamen, so ist jenes hohe, allerdings nach Sonnenjahren berechnete Alter der Patriarchen, welche so einfach (noch ohne Fleisch= und Weingenuß), und noch dazu in der noch reineren, mit kräftigeren Lebenselementen gemischten vorsündfluthlichen Atmosphäre und gleichmäßigeren Wärme des damaligen Klima lebten, nicht zu verwundern.

Die Meinung, es könnten unter diesen Jahren „Monate" verstanden seyn, wurde um ihre wohlfeile Sinnreichheit durch die Nachrechnung gebracht, daß dann Henoch bei der Geburt seines Sohnes Kenan 7½ Jahre alt gewesen seyn müßte! Eben so sind alle andern, noch so scharfsinnig sich ankündigenden Umrechnungsweisen gescheitert. Es bleibt dabei, daß, wenn noch in unsern Zeiten ein Surrington 160 Jahre alt werden konnte, und bei seinem Tode sein ältester Sohn im 103ten Jahre und sein jüngster im 9ten Jahre stund, ein noch vielfach höheres Lebensalter in der antediluvianischen (vorsündfluthlichen) Zeit möglich seyn mußte.

Diese längere Lebensdauer diente zugleich dazu, die Uroffenbarungen desto sicherer und reiner zu erhalten: denn Noah, der im Jahre der Welt 1056 geboren wurde, hat den Enkel Adam's, den Henoch, der 1140 starb, und Noah's Vater den Adam selbst noch gekannt. — Alle Völkersagen des Alterthums sprechen von einem außerordentlich hohen Lebensalter der Menschen und von dessen nachheriger Abnahme.

Daß jedoch auch in Seth's Linie jene Erinnerung an die erhaltene Verheißung des Erlösers nach und nach schon schwächer wurde, sieht man daraus, daß der dritte Urstammvater in derselben, Enos, welcher anfieng „von dem Namen des HErrn zu predigen" d. i. durch Einrichtung eines gemeinschaftlichen, das Hereinbrechen der Gottlosigkeit abwehrenden Gottesdienstes den Glauben an die göttliche Verheißung rege zu erhalten suchte, indem nämlich zu den sinnbildlichen Opfern auch das Anrufen und Belehren als der geistige Theil des Gottes=

dienstes hinzukam, damit der Mittelpunkt aller Verheißung desto fester im Gedächtniß behalten werde.

Dieser Glaube beseelte auch bei der Geburt des zehnten Urstammhalters den Vater desselben so, daß er, vorzüglich im Hinblick auf die dem Menschen gesetzte „Arbeit" und „Mühe der Hände", in dem Neugebornen den künftigen „Trost" oder „Tröster" und Erretter vom Erdfluche zu erblicken wähnte. War nun freilich Noah nicht „der Trost" oder der, welcher „unsere Gerechtigkeit" ist, so wurde er doch ein „Prediger der Gerechtigkeit" (2. Petr. 2, 5); und war er allerdings nicht „der Retter oder Erlöser" vom Erdfluch, so wurde er doch in einem andern Sinne der Retter oder Erhalter des Menschengeschlechts.

2. Die Sündfluth und ihre Folgen.

Mit der Vermehrung der beiden Stammgeschlechter nämlich war der trennende Raum zwischen ihnen immer kleiner geworden, bis sie im Laufe des Jahrhunderts sich so näherten, daß der nun beginnende Umgang zwischen beiden und die daraus entstehenden ehelichen Verbindungen den Sethiten zum Falle gereichten, indem sie von dem sittlichen Verderben der Kainiten ergriffen wurden und, ungeachtet der göttlichen Warnungen, gleichfalls in den Unglauben verfielen.

Die Sünde nahm unter den sich selbst überlassenen Menschen nun so mächtig überhand, daß „sie sich nicht mehr vom Geiste Gottes strafen ließen." Dabei beschloß Gott sie durch Wasser zu vertilgen und richtete nur mit **Noah**, der von Allen allein mit seiner Familie in unwandelbarer Frömmigkeit lebte, seinen Bund der Gnade auf. Doch gab er in seiner Langmuth den übrigen Menschen zu ihrer Sinnesänderung noch eine geraume Frist (von 120 Jahren), die sie aber ungenützt verstreichen ließen, während Noah im Glauben die gebotene Rettungsarche baute, die ihn und die Seinigen (zusammen vier Menschenpaare oder acht Menschenseelen), sammt den zur Erhaltung des Thiergeschlechts nöthigen Paaren seiner Hauptgattungen aufnehmen sollte. Als sodann jene Frist vergeblich abgelaufen war, brach im Jahre 1656 nach

Erschaffung der Welt plötzlich jene *große und allgemeine Fluth* ein, die allem Leben der übrigen Menschen, so wie der übrigen Landthiere (selbst eines Theiles der Wasserthiere) der letzten Urperiode der Erde ein Ende machte, und die, wenn man ihre moralische Veranlassung im Auge hat, mit dem Worte **Sündfluth** —, wenn man ihre Allgemeinheit berücksichtigt, mit dem Worte *Sintfluth* bezeichnet wird.

Die Zweckmäßigkeit der Proportionen der *Arche*, deren Größe ohnedieß dem kolossalen Baugeist des grauen Alterthums entsprach, indem sie 300 Ellen lang, 50 Ellen breit, 30 Ellen hoch war, drei Stockwerke hatte und mit den nöthigen Licht- und Luftöffnungen versehen war, wurde von den Holländern zwischen den Jahren 16 4 und 1621 dadurch erprobt, daß sie ein Fahrzeug nach kleinerem Maaßstabe, aber in ähnlichen Proportionen bauten, und fanden, daß es zwar schwerfällig war, aber ein Dritttheil mehr trug, als ein anderes gewöhnlich gebautes Schiff von gleichem Kubikinhalt. Diese Schwerfälligkeit der Arche aber sollte zugleich dazu dienen, sie mehr in der Nähe der alten Wohnstätte der Menschen zu erhalten.

Die *Einsammlung der Thiere* konnte in so ferne keine Schwierigkeit haben, da theils der Instinct der Rettung, welcher bei einbrechenden furchtbaren Naturereignissen die wildesten Thiere zahm und furchtsam macht und zu einem Bergungsorte hintreibt, theils auch die von Gott bewirkte Verstärkung dieses Zuges in jenen Thieren schon alles erklärt.

Was die *übergroß scheinende Zahl* der aufgenommenen *Thierpaare* betrifft, so gehen davon zunächst alle diejenigen Thierarten ab, die gänzlich und für immer aus dem Thierreiche verschwanden, wie aus den Diluvialüberresten zu erweisen ist (siehe unten S. 35) sodann gehen ab, alle im Wasser fortkommenden Thiere; deßgleichen die ungemein vielen *Uebergangs- und Mischformen, Abzweigungen und Spielarten*, von denen die meisten sich ohnedieß erst nachher im Laufe der Zeit bildeten, und von denen ja manche sich wieder verlieren, indeß andere Formen an ihre Stelle treten. Ferner konnten (nach A. Wagner) diejenigen unter den Eierlegenden Thieren, die nicht selbst brüten, großentheils ihre Art in Eiern erhalten, die an geschützten Bergungsorten liegen blieben. Endlich begegnet derselbe Naturforscher dem Einwurfe, daß allein schon die ungeheuern Riesenthiere, die darunter waren, den meisten Platz und das meiste Futter bedurft haben würden, durch die Bemerkung, daß zur Ueberfristung nur ganz junge dürften genommen worden seyn; wie das auch mit den Raubthieren der Fall gewesen seyn mochte, die man sich noch überdieß besonders abgesperrt zu denken

hat, damit sie den andern in dem Schiffe nicht schadeten, wie denn überhaupt die obwaltende schreckliche Nothlage auch die wildesten eingeschüchtert haben mag, — zu geschweigen, daß Gottes Macht an sich schon, wie über Menschen, so auch über Thiere seine Furcht und seinen Schrecken kommen lassen kann, um sie zu zügeln und zu bändigen.

Und als nach einem Jahre diese Fluth sich zum Theil wieder verlaufen hatte, so daß zunächst die höhern Bergzüge und Hochebenen hervortraten, stieg Noah aus seiner Arche auf die in ihrer Oberfläche völlig veränderte Erde, die noch heute die frischen Spuren einer untergegangenen Geschöpfswelt als Denkmal des gewaltigsten Gottesgerichts und als Warnungszeichen für das neue Menschengeschlecht enthält, zu dessen Stammvater Noah ausersehen war.

Als solcher findet Noah sich, nur entstellt, im Deukalion der Griechen (zusammenhängend mit Dewa, Geist, und Kali, Zeit, in der Sanskritsprache), ferner in Menu und Satyavrata der Inder, im Fohi der Chinesen, im Xisuthrus der Chaldäer oder Altbabylonier, im Dwiwan der Kelten u. s. w. Denn fast bei allen Hauptvölkern der Erde lebt die Erinnerung an diese große allgemeine Fluth, an den Untergang des ersten Menschengeschlechts und an die Fortsetzung desselben durch eine oder mehrere Menschenpaare, und je näher jene Völker an dem Ursitze des (neuen) Menschengeschlechts wohnen, desto mehr stimmt ihre Ueberlieferung, oft fast wörtlich, mit der Aussage der heiligen Schrift, dieser ältesten Geschichtsquelle, überein. (Am nächsten kommt die altbabylonische Sage mit der mosaischen Darstellung überein).

Noch feiern z. B. die Chinesen und Japanesen ein jährliches „Todtenfest" wegen der in der Sündfluth umgekommenen Menschen. Auch die alten Assyrier feierten ein Sündfluthfest. Ja selbst bei mehreren der entferntesten Völker findet sich die auffallendste Uebereinstimmung; bei den Lappen und Grönländern an der Gränze des ewigen Eises, wie bei den Bewohnern der entlegenen Südseeinseln, bei den Wilden Nordamerika's, wie bei den ehemaligen Indianern Westindiens und Südamerika's.

In allen diesen Sagen kommen die, nur in locale Hülle gekleideten Grundzüge der mosaischen Mittheilung vor: eine große Fluth, ein frommes Menschenpaar oder auch (bei jenen, den Ursitzen nähern Völkern) acht Menschenseelen, ein Schiff als Bergungsmittel, ein Berg als Rettungsort, in mehreren sogar ausgesandte Vögel (selbst die Taube), sogar der Regenbogen vor. Folglich muß ihnen ein allgemeines histo-

risches Factum zum Grunde liegen, das der Zerstreuung der Menschen nicht lange vorausging und dessen Andenken sich so bei den meisten forterhielt, bloß bei denjenigen gar nicht oder nur ganz schwach, die, wie die meisten Völker der äthiopischen Race, am tiefsten in die Sinnlichkeit versanken und dadurch überhaupt allen höhern geistigen Halt verloren.

Wollte Jemand daraus den Schluß ziehen, daß also die „Noahsage nicht Ureigenthum des hebräischen Volks" sey, so hätte er nur in so ferne Recht als dieselbe (wie A. Wagner entgegnet) noch „weit mehr" ist, nämlich „Ureigenthum der Menschheit"; das aber ist gewiß, daß das hebräische Volk den Vorzug hat, diese Urerinnerung in ihrer Reinheit zu besitzen, indeß die zerrüttete Phantasie der Heidenwelt sie mannigfach getrübt und dadurch zur Mythe herabgezogen hat.

Das Bedenken aber, ob nicht vielleicht frühere christliche Sendboten vielen dieser Völker die mosaische Darstellung zugebracht und diese sie dann nationalisirt haben möchten, zerstreut Alex. v. Humboldt mit folgenden Worten: Wie gewisse Familien der Pflanzen — des Einflusses der Höhen und der Verschiedenheit der Klimate ungeachtet — das Gepräge eines gemeinsamen Urbildes beibehalten: so stellen auch die kosmogonischen Ueberlieferungen der Völker überall die gleichartigen Gestaltungen und Züge der Aehnlichkeit dar, die uns zur Bewunderung hinreißen. — Auf den großen Festlanden, wie auf den kleinsten Inseln des stillen Oceans ist es jedesmal der höchste und nächste Berg, auf den sich die Ueberreste des Geschlechts der Menschen gerettet haben, und das Ereigniß erscheint in dem Verhältnisse jünger, als die Völker ungebildeter sind, und als das, was sie von sich selbst wissen, auf engern Zeitraum beschränkt ist. Wer die mexicanischen Alterthümer aus den Zeiten, welche der Entdeckung der neuen Welt vorangingen, aufmerksam erforscht, wer mit dem Innern der Wälder des Orenoko, mit der Kleinheit und Vereinzelung der europäischen Einrichtungen, und hinwieder auch mit den Verhältnissen der dort unabhängig gebliebenen Völkerstämme bekannt ist, der kann unmöglich versucht seyn, die bemerkten Aehnlichkeiten (in den kosmogonischen Ueberlieferungen) dem Einflusse der Missionarien und des Christenthums auf die Nationalüberlieferungen zuschreiben zu wollen."

Noch finden sich die letzten Naturerzeugnisse einer durch Wasser untergegangenen Vorwelt über alle Theile der Erde hinweg unter ungeheuerm Geröll und Kies-Ablagerungen und andern einhüllenden Massen begraben. Denn da das Gewässer sich verhältnißmäßig nicht langsam verminderte

und also (nach Schubert) die Erd-Atmosphäre ihre Wiederbefähigung durch die Sonne nicht verlor: so konnten auch die, auf der äußersten Erdoberfläche einzeln in ihre Elemente sich auflösenden Ueberreste der organischen Geschöpfe nicht alle verwesen und vergehen; sondern, indem sie theils (und zwar meist) gleich an ihren ursprünglichen Wohnsitzen von der Fluth begraben, theils von ihr in die Ferne fortgetragen wurden, ließen sie noch Spuren ihres ehemaligen Daseyns, zurück, wie sie als mächtige Pflanzen- und Thierreste in Sibirien wie in in der Tartarei, in Nordamerika wie in Paraguay, in England wie in andern europäischen Ländern aufgefunden worden sind und dadurch zugleich von der Allgemeinheit der Fluth Zeugniß geben.

Unter den Pflanzenüberresten finden sich ganze Urwälder in der Erde versteinert oder in einer mit Lehm und vegetabilischen Resten durchmengten Erdschichte eingehüllt. Unter den Thierresten finden sich solche, deren Geschlechter wir gar nicht mehr kennen, und die uns zum Theil durch ihre Größe in Erstaunen setzen. So fand man eine 9 Fuß lange Kinnlade einer Eidechse; ein 3 Centner schweres Geweih eines Elenn, wobei die Spitzen 14 Fuß von einander stehen; versteinerte Hayfischzähne von solcher Größe, daß Lacepède die Länge des Thieres auf 90 Fuß berechnete; 4 bis 6 Centner schwere Stoßzähne des Mammuth, das bei uns (namentlich bei Cannstadt), so wie in Sibirien (dort sogar schichtenweise) gefunden wird und von welchen manche sogar 30 und mehr Fuß Höhe hatten, — anderer Riesenthiere nicht zu gedenken, deren Typus sich in der jetzigen Schöpfung nicht mehr vorfindet. Bis jetzt kennt man ohngefähr 100 Arten von Säugethieren aus der vorsündfluthlichen Zeit, von denen kaum der achte Theil eine spezifische Aehnlichkeit mit den jetzigen zeigt.

Dabei macht aber die Naturwissenschaft unter diesen Resten einen Unterschied, indem sie die Thierreste der früher untergegangenen Secundärperiode der Erde (wie z. B. in Flötzgebirgen Fische und riesenhafte Amphibien, so wie erste Spuren von Vögeln und Säugethieren) genau unterscheiden lehrt von den Thierresten der Tertiärperiode, die sowohl in tertiären Felsmassen (worin von warmblütigen Thieren die Dickhäuter überwiegen), als auch im Fluthlande (d. i. in dem von der Fluth aufgeschwemmten Land, in Geröll-Ablagerungen, in Höhlen und Spalten der Gebirge) vorkommen.

Aber nicht bloß in den Geröll-Ablagerungen am Fuße der Gebirge und weithin in den Niederungen findet man eine Menge Knochenüberreste und

ganze Skelette von Thieren, welche durch diese Fluth untergegangen sind, sondern es liegen auch auf den höchsten Bergen der jetzigen Erdoberfläche, selbst auf den Höhen des Himálaya, also in den Regionen des ewigen Schnees, unterm Sande vergraben, Spuren der Sündfluth zu Tage z. B. Pferde- und Hirschknochen, die innerlich mit Kalkspath ausgefüllt sind.

Auf die Frage, wie sich eine so große Wassermenge habe erzeugen können, daß sie die Erde bis über die höchsten Berge bedeckte, läßt sich nur antworten, daß Der, welcher die Welt aus Nichts schuf, auch nicht an die Schranken der uns bekannten Naturgesetze gebunden sey. Doch kann zu einiger Erklärung namentlich eines so plötzlichen sowohl, als unmäßigen Hervorbrechens der Gewässer aus dem Innern der Erde die Annahme Schubert's dienen, daß durch eine (vielleicht von der „ersten Erweckung vulkanischer Thätigkeit bewirkte) starke Erdwärmesteigerung, welche aus dem wohl auch im Erd-Innern vorkommenden Hydrat des Eisenoxyds das demselben so reichlich inwohnende Wasser ausschied oder entband (folglich durch den Hinzutritt electrisch-chemischer Kräfte) jene Wassermenge aus den Tiefen der Erde emporgetrieben wurde. Dazu kommt, daß die ganze Wassermenge, nach der Berechnung der Naturforscher, nur den 265sten Theil der Erdmasse auszumachen brauchte, um die ganze Erde bis zur höchsten Spitze der jetzigen Gebirge zu bedecken.

Für den plötzlichen Einbruch der Fluth sprechen noch die mit Haut und Haar versehenen Nashorn- und Mammuth-Ueberreste, die man im Nordpolar-Eis eingeschlossen fand, — aus welchem Umstande man aber nicht zu schließen berechtigt ist, daß durch diese letzte große Katastrophe der Erde eine sogenannte Eiszeit d. h. eine allgemeine Ueberziehung der ganzen nördlichen Erdhälfte mit Eis herbeigeführt worden sey, wie viel auch der Scharfsinn zur Vertheidigung einer solchen Annahme aufbieten mag, um dadurch vorzüglich auch den Transport der erratischen Blöcke d. h. der frei und von ihrem Ursprung entfernt liegenden Felsblöcke zu erklären, die von Gletschern fortgeschoben worden seyen.

Nur von Spuren des ältern, vorsündfluthlichen Menschengeschlechts scheint die Naturforschung bis jetzt keine völlig und unwidersprechlich ausreichende Belege darbieten zu können. Zwar hat man an verschiedenen Orten Europa's fossile Menschenknochen aufgefunden: den meisten aber mußte eine besonnene Untersuchung den vorsündfluthlichen Ursprung absprechen, und selbst da, wo menschliche Ueberreste zugleich mit thieri-

schen in den Diluvialablagerungen vorkommen, läßt sich die Gleichaltrigkeit beider auf naturhistorischem Wege bis jetzt weder bejahen noch verneinen.

Solche mit Resten vorsündfluthlicher Thiere vermischte fossile Menschengebeine fanden sich in den Muggendorfer Knochenhöhlen bei Bayreuth, im Belgischen, bei Köstritz im sächsischen Voigtlande, ferner in Frankreich in den Grotten von Pondre bei Sommières, und in der Höhle zu Souvignargues.

Sollte sich erweisen lassen, daß auch sie nicht aus jener Urperiode stammen, dann würde das Nichtvorkommen vorsündfluthlicher Menschenknochen in unserem Welttheile nur beweisen, daß Europa vor der Sündfluth nicht von Menschen, sondern nur von Thieren bewohnt gewesen sey, was auch (nach A. Wagner) der Umstand bestätigen kann, daß die ganz ungeheure Menge fossiler Thierüberreste in allen außerasiatischen Welttheilen auf eine von Menschen ungehinderte und unbeschränkte Thierausbreitung hindeutet.

Zwar könnte man für das Nichtvorkommen vorsündfluthlicher Menschenspuren in den bis jetzt von der Wissenschaft untersuchten Ländern auch den (von einem andern Naturforscher angeführten) Grund gelten lassen, daß der Mensch sich beim Einbruch der Fluth meist auf die Höhen flüchtete, sein Gebein also „selten tiefer unter den Schutt- und Schlammlagen, welche den Elephanten und seine Gesellen mitten in den ungeheuern Wäldern seiner damaligen Heimath ergriffen und verschütteten, begraben wurde, also sich nicht so leicht, wie diese, der Zerstörung und Verwesung entzog.“ Allein aus dem Umstande, daß unter diesen Thierüberresten unsere gegenwärtig lebenden Landthiere so viel als ganz fehlen, schließt schon Cüvier, daß sich unsere jetzigen Landthiere sammt dem Menschen bei dem Eintritt der Ueberschwemmung in einer andern Gegend aufhielten; und die Naturforscher Buckland, Weaver, A. Wagner u. a. nehmen an, daß die geographische Verbreitung des Menschen und der noch jetzt lebenden Landthiere vor der Sündfluth nur auf Asien, ja nur auf Westasien und dessen nächste Umgebung beschränkt gewesen. Ist doch der Boden dieser Länder fast gar noch nicht untersucht, während die bereits am Ganges aufgefundenen fossilen Menschen-

knochen, so wie die auf dem Rücken des Kaukasus im Innern seines Kalkgesteins vorgefundenen Erzeugnisse menschlicher Kunst (nämlich versteinerte Balken sammt eisernen Nägeln), als Proben einer künftigen reichern Ausbeute dienen können, wenn einst jene Länder den Untersuchungen europäischer Wissenschaft zugänglicher werden.

Was die ältesten Ueberlieferungen von Veränderungen in Bezug auf den ehemaligen Zusammenhang der Länder und Meere erzählen, wird gleichfalls durch viele naturgeschichtliche Thatsachen bestätigt. Aus diesen ergibt sich, daß z. B. das schwarze, assowische und kaspische Meer ehehin ein einziges Binnenmeer ausmachten, welches so groß als das mittelländische war und nachher durch das Emporsteigen der Halbinsel Krimm und der benachbarten Länder getrennt wurde; daß Asien mit Europa am Bosporus zusammengehangen und ein Meerdurchbruch die jetzige Verbindung des schwarzen Meeres mit dem Mittelmeere bewirkt hat; eben so, daß Europa und Afrika bei den Säulen des Herkules durchbrochen worden und die jetzige Meerenge von Gibraltar entstanden ist; daß England mit Frankreich zwischen Dover und Calais verbunden war; daß die großen Sundainseln ehemals zum asiatischen Festland gehört haben; daß (nach Leson's Untersuchungen) die ganze Inselkette von Neuguinea an bis zur Südspitze von Neuseeland „der Rand des zerrissenen australischen Festlandes" ist, u. s. w.

Die Sagen mancher Völker (z. B. der Inder) von Wiederholung einer allgemeinen Fluth sind Entstellung der Urüberlieferung oder beruhen auf Verwechselung der großen örtlichen Ueberschwemmungen, welche vom Durchbruch der Dämme von Seen entstanden sind, die sich in hochgelegten Gebirgskesseln — zum Theil durch das hier zurückgebliebene Gewässer jener allgemeinen Fluth — gebildet hatten. Eine solche theilweise Fluth war z. B. die Ogygische in Griechenland 1759 v. Chr. (Die Deukalionische Fluth bezeichnet die allgemeine und kam als Sage wohl später, als die ogygische vorfiel, zu den Griechen und zwar durch Einwanderer aus dem Orient; sie ist wahrscheinlich die gräcisirte scythische d. i. nordwestasiatische Sage des Lucian).

Die Verschiedenheit der bei verschiedenen Völkern vorkommenden Angaben über die Zeit der allgemeinen Fluth, ist nur eine scheinbare indem die alte Welt neben der Rechnung nach eigentlichen Sonnenjahren häufig auch nach zehnmonatlichen (Ritual-) Jahren gerechnet hat, so daß bei der letztern künstlichen Berechnung gerade eine, um ein Viertheil größere Jahressumme herauskommt, und z. B. nach der zehnmonatlichen Jahresrechnung des Alexandriners Clemens das 5626ste Jahr

der Welt, als das Geburtsjahr Christi, mit dem 4192sten Sonnenjahre zusammentrifft.

---

4. Kapitel.

Die Verbreitung der Menschen über die Erde.

I. Die drei Stammgeschlechter.

Noah's Rettungsarche ließ sich auf dem armenischen Gebirge **Ararat** nieder und von der diesen Berg umgebenden Hochebene (des Araxes) aus verbreitete sich sodann das neue Geschlecht über die erneuerte Erde, so daß Armenien mit seinem Ararat der Mittelpunct wurde, um welchen herum die nachmaligen ältesten Culturländer, als früheste Sitze der Kunst und Wissenschaft, liegen; wie denn nicht nur so viele Menschen- und Sprachstämme, sondern auch unsere meisten Hausthiere, Culturpflanzen und Küchengewächse auf das armenische Hochland, als auf ihr Vaterland, hinweisen.

Der **Ararat** selbst ist nächst den Spitzen des Himalaya der höchste Berg in der den Alten bekannten Welt; nicht nur beträgt seine Höhe an sich schon 16,254 Fuß, sondern er erhebt sich auch noch auf einer 2860 Fuß hohen Hochebene. Er liegt wie Karl v. Raumer bemerkt, inselhaft in der Mitte zwischen mehr oder weniger entfernten Meeren oder Seen (dem rothen Meer, dem persischen Meerbusen, den Seen Wan, Urumia, Aral, dem caspischen, asowischen, schwarzen und mittelländischen Meer), „in der Mitte eines Wüstenzugs, der fast ununterbrochen vom Ausfluß des Senegal bis zum Ost-Ende der Wüste Gobi (nördlich von Peking) geht; in der Mitte eines nördlicheren Wasserzugs, der den Wüsten parallel von Gibraltar bis zum Baikal lauft; in der Mitte der längsten Landlinie auf der Erde, welche vom Vorgebirg der guten Hoffnung bis zur Behringsstraße geht."

Dazu kommt, daß der Ararat „im Südosten mit dem iranischen Gebirgskranz, nordwärts mit dem Kaukasus, südwestwärts mit dem Antitaurus und Taurus", also mit den Hauptgebirgen Asiens in Verbindung steht und in mäßigem Umfange „die verschiedensten klimatischen Verhältnisse darbietet", so daß er „wohl auf der ganzen Erdober-

fläche der geeignetste Punkt war, von dem die Bevölkerung derselben ausgehen konnte."

Der neueste Untersucher dieses Riesengebirges, (Moritz Wagner 1844) gibt über die Natur der Araratgegend die merkwürdigsten Aufschlüsse. Nach ihm ist dieser freistehende Kegelberg mit seinen zwei Riesenhäuptern eben so sicher ein Vulkan gewesen, als es der Vesuv und Aetna noch jetzt sind. Rings um seine Abhänge findet man Gesteinarten, die nur Kraterproducte seyn können. Die St. Jakobsschlucht auf der Ostseite des Berges war indeß wahrscheinlich nur ein Nebenkrater, aus welchem die ungeheuern Lavaströme, die als mächtige dunkle Massen in südöstlicher und südlicher Richtung hin wahrzunehmen sind, nicht gekommen seyn können. Der Hauptkrater befand sich wahrscheinlich in der äußersten Höhe, wo jetzt die weißen Schleier des ewigen Schnee's den verstopften Schlot verhüllen. — Es ist augenscheinlich, sagt der Berichterstatter, daß zur Zeit der Kraterthätigkeit des Ararat, als die Lava herunterfloß und der Sand, die Asche, die leichten erdigen Auswürflinge durch die Schlammströme und Schneewasser des Berges weit hinausgewälzt wurden, die große Fluth die ganze Ebene nicht mehr bedeckte. (Der Mangel an Versteinerungen aus der Diluvialepoche mag darin, daß der Berg erst nach derselben in Feuerthätigkeit gerieth und die ganze Umgegend verödete, seine Erklärung finden; — wie denn überhaupt die Annahme einer vor der Zeit der großen Fluth aufgetretenen vulkanischen Thätigkeit weder von der mosaischen Urkunde, noch von den Völkersagen, noch von hinreichenden wissenschaftlichen Gründen gestützt wird.) Jener alte „Gluthherd, dem vor Jahrtausenden alle ihn umgebenden Kegelberge (z. B. der dem Montblanc an Höhe gleiche sog. kleine Ararat) entstiegen sind, thut nun sein Daseyn noch kund durch häufige Erdstöße, durch unterirdisches Getöse, durch die Durchbruchsversuche der Gase und Dämpfe, die im tiefen Schlund gefesselt toben." Die Nordseite und der südliche Fuß und Abhang hat völligen Mangel an zu Tag kommenden Quellen; daher auch keine oder nur spärliche Vegetation. Wahrscheinlich sickert alles vorhandene Quellwasser in die hohlen unterirdischen Räume des alten Feuerbergs, woraus sich die Dampferuptionen, als Folgen eines Wassereinbruchs in den alten tiefen Gluthschlund erklären. Eben in Folge eines solchen Dampfausbruchs sank jüngsthin den 2. Juli 1840 die Spitze dieses Berges ein. Unter unaufhörlichem Krachen und Donnern schleuderte die Gewalt des unterirdischen Gases an 500 Ctr. große Steine und so ungeheure Massen von Schlamm aus dem Innern des Berges empor, daß das große reiche Dorf Arguri mit seinem berühmten Kloster und fruchtbarer Umgebung sammt 1500 armenischen Bewohnern, dazu 400 kurdischen Taglöhnern spurlos verschwand und der Noahberg wieder so einsam ist, wie zur Zeit der Sündfluth. Nach der Schließung des Schlundes blieb ein tiefes

Becken zurück, in welchem sich ein See erzeugte, der bald seinen Stein- und Thonrand durchbrach und Ströme einer breiartigen Schlammmasse über die Ebene ergoß und Bäume, Felstrümmer und erschlagene Bewohner Arguri's mit fortwälzte. Getrocknet erscheint nun diese Erde als eine hellbräunliche Erde.

Die ganze Umgebung des Ararat ist überhaupt eine schauerliche Lavawildniß voll kahler Steinmassen ohne Wälder. „Alles, sagt gedachter Reisender, was ich bisher in drei Welttheilen an wildpittoresker Alpennatur gesehen, hielt mit dieser großartigen Bergscenerie keinen Vergleich aus, selbst der Kaukasus mußte zurücktreten."

Bei dem von Noah feierlich gebrachten Sühn- und Dankopfer erneuerte Gott seinen Bund mit den Menschen und bestätigte dadurch alle bei dem ersten Sündenfalle gegegeben Verheißungen. Und da Kains Mordthat in ihrer weitern Folge die Strafe der Sündfluth nöthig gemacht hatte, so wollte Gott auf jede absichtliche Tödtung eines Menschen (als auf eine gewaltsame Verletzung des Ebenbildes Gottes) zur Vergeltung die Todesstrafe gesetzt wissen, damit dem Menschen das Leben seines Mitmenschen, als Seinesgleichen, um so heiliger gemacht werde.

Die drei Söhne Noah's: Sem, Ham und Japhet sind es nun, durch welche sich das neue Menschengeschlecht wieder vermehrte und die Erde bevölkerte; und der Fluch- und Segensspruch, den Noah bei Gelegenheit der von ihm gemachten Erfindung der Weinbereitung über diese Söhne aussprach (in so fern sie hinsichtlich seines ihnen dabei gegebenen Anstoßes eine entgegengesetzte sittliche Gesinnung an den Tag legten) verkündigte das künftige Geschick ihrer Stämme im Grundzuge.

Denn **Ham**, dem des Vaters Segen entgieng, und dessen Sohn Kanaan des Großvaters ausdrücklicher Fluch traf, ward der Stammvater der hamitischen Völker der heißen Zohne in Südasien und in Afrika, welche allerdings unter allen Völkern der Erde in der Sittlichkeit am niedrigsten stehen und den Unsegen der Knechtschaft so lange her tragen.

Vom Ham stammten zwar auch zwei der ältesten Culturvölker, die Phönizier und Aegypter, in so fern bei ihnen hamitisches Element wenigstens die Grundlage bildete (wie denn auch die Aegypter ihn als Gott Hammon (Ammon oder Amun) verehrten) — aber jene, die Phönizier,

hatten keinen tiefen Sinn für das Höhere und Edlere, eine grausame und wollüstige Religion und eine eben so große Neigung zur Tyrannei, als zur Zügellosigkeit, und ihrem nachher so mächtigen Pflanzstaate Karthago war es demnach nicht gestattet, den Gang der Weltgeschichte zu bestimmen, sondern er mußte Roms Knecht werden; nicht zu gedenken jener Kanaaniter, deren Bannung dem Volke Israel zur Pflicht gemacht war; — diese, die Aegypter, hatten ungeachtet dessen, was den Trägern und Pflegern ihres höheren Cultus Tiefsinniges eigen war, dennoch in dem von der Masse des Volkes beobachteten Thiercultus eine vorherrschende Richtung auf das Sinnliche; sie waren stets in der geistigen und leiblichen Herrschaft ihrer Priester und geriethen nach dem Verfall ihrer Selbstständigkeit von einer Knechtschaft in die andere, die noch heute fortdauert. Alle übrigen Völker des großen Geschlechtes der Hamiten, besonders die in Afrika wohnenden und auch zum Theil über Asien und Australien weit verstreuten Neger sind die in die Laster der Unsittlichkeit am ärgsten Verstrickten und allenthalben „die Knechte der Knechte unter ihren Brüdern.“ Doch auch ihren uralten Fluch hinwegzunehmen, ist der Alles erneuernden Religion des Erlösers vorbehalten, nach welchem „Mohrenland“ da und dort bereits angefangen hat, seine „Hände auszustrecken.“

Sem, welchem der prophetische Segen zunächst galt, wurde der Stammvater der noch jetzt Semiten genannten Völker Süd-Westasiens, von denen die wichtigsten an der Erkenntniß des wahren Gottes und deren eines, das Volk Israel, jener nähern Offenbarungen gewürdigt wurde, um diesen Segen auf die übrigen Völker zu bringen.

Und **Japhet**, der „Ausgebreitete“, der wahrscheinlich jüngste Sohn (welcher in der indischen Sage als Yapeti, in der griechischen Sage als Japetos vorkommt), wurde der Stammvater der nord- und westasiatischen, so wie der meisten europäischen Völker, also allerdings des am weitesten verbreiteten Theils des Menschengeschlechts, der zugleich aus denjenigen Heiden bestand, welchen einst (weit über 2000 Jahre darnach) die nächste Aufnahme in den Bund Gottes („in die Hütten Sem's“) zu Theil werden sollte.

Aber der seit dem Fall in den Menschen sich fortpflanzende Keim des Bösen wucherte auch in Noah's immer mehr sich verzweigenden Nachkommen fort. Lange Zeit wohnten sie beisammen in dem Lande Sinear (Schina'r dem nachmals sogenannten

Mesopotamien oder Babylonien), einer durch den Lauf der großen Flüsse Euphrat und Tigris durchströmten, jetzt zwar meist wüste liegenden, im Alterthum aber erstaunlich fruchtbaren Ebene, worin anfangs wohl noch von der Fluth her, später durch außerordentlich lohnenden Menschenfleiß der Feld-Ertrag eine große Menschenmenge nähren konnte.

Der Zug vom Ararat und den armenischen Gebirgen aus ging nämlich, weil die meisten Thalgründe noch Seen waren, längs dem Gebirgsrücken fort und zwar südwärts, da die Nordgegend noch mehr unter Wasser stand, den wärmeren Gegenden zu, bis die Wandernden von den Höhen Kurdistans her im Westen (denn im Osten starrten hohe Gebirge empor) in das weite Flachland Mesopotamiens einrückten.

Dieses Land war noch zu Herodot's Zeit unter allen, die er kannte, für Getreidebau das beste, so daß es in der Regel zweihundertfältig lohnte, ja in den besten Jahren fast 300fältige Frucht trug. Die Blätter des Waizens und der Gerste wurden dort gute vier Finger breit; aus Hirse und Sesam wuchsen baumhohe Stauden, was, wie Herodot sagt, diejenigen nicht glauben würden, die nicht nach Babylonien gekommen seyen.

Mit dem Wachsthum der Bevölkerung, die immer weiter aus diesem Wohnplatze hinausdrängte, entstund — im Widerspruch mit der, den Noachiten von den Stammältern her bekannten Bestimmung ihrer Ausbreitung über die Erde — das eigenwillige Bestreben, sich zusammenzuhalten, und der „hohe Thurm", den sie bauten, sollte ihnen sowohl zu einem Sammelpunct, als auch zu einem Denkmal eigenen Ruhmes dienen.

Es ist, so befremdend es Manchem lauten mag, nicht unmöglich, daß von diesem riesigen Gebäude sich die Substruction d. i. die Erderhöhung sammt dem tiefsten Grundbau durch alle Zeiten hindurch bis auf die unsrige erhalten hat. Denn in allen folgenden Perioden Babylon's ist auf ein und derselben Stelle ein großer, von den jeweiligen Beherrschern Babylons benützter, und von ihnen wahrscheinlich nur nach der Mitte und nach Oben zu erneuerter Bau gestanden, von welchem erst in neuern Zeiten mächtige Trümmer aufgefunden worden sind. Von der Ostseite erscheint der Bau, nach der Beschreibung der Entdecker, als ein länglicher Hügel, dessen Grundlage über 2000 Fuß im Umfang hat. Die jetzige Höhe bis an die Grundfläche des darauf stehenden Thurmes beträgt 200 Fuß; der Rest des Thurmes selber, der aus feuergebrannten Backsteinen gebaut ist, und nach Strabo 600

Fuß betrug, mißt noch 35 Fuß und zeigt, von der Westseite betrachtet, eine pyramidalische Form. Von diesen Ueberresten scheint wenigstens das Fundament, vielleicht auch ein Theil des Unterstocks dem in der Bibel bezeichneten Thurme anzugehören und in ihnen hätten wir dann, ihrer Grundlage nach, die ältesten Bauruinen der Erde zu bewundern (II. 5, 1). Fand doch schon auf den, zum bloßen Oberbau gehörigen Ziegelsteinen der gelehrte Grieche Kallisthenes eine Jahrzahl eingebrannt, welche mit dem Jahr 2231 v. Ch. übereinkommt.

2. Die Völker- und Sprachenscheidung.

Weil aber dieses Beisammenbleiben in falscher Einheit gegen den göttlichen Heilsplan war, indem dadurch nicht nur die Verbreitung der Menschen über die Erde aufgehalten, sondern auch die fortbestehende Einheit und darum Allgemeinverständlichkeit der Sprache ein Mittel zu noch größerer Verbreitung des Bösen geworden wäre: so ließ es der auch im Strafgericht noch gnadenreiche Gott zu einer **Völker- und Sprachenscheidung** kommen. Es bildeten sich nunmehr strenggeschiedene Völkerfamilien mit eigenthümlichen Sprachen. Auf sich allein beschränkt und gegeneinander in mehr oder weniger abgeschlossener, meist feindlicher Haltung hatte jedes Volk die Aufgabe, zuerst die eigenen Kräfte zu üben und auszubilden und dadurch sich zu späterer freier Vereinigung mit andern geschickt zu machen, wornach es die Menschen stets — und gewiß nicht vergebens verlangt.

Bei dieser Versenkung und Einlebung in sich selbst entschwand ihnen nach und nach die Erinnerung an die ursprüngliche Einheit des Menschengeschlechts und der Verbrüderung seiner Glieder unter einander durch Ein Blut und Einen Vater, die ihnen erst das Licht des Evangeliums wieder zur klaren Erkenntniß bringen sollte.

So wie daher alle in der Geschichte auftauchenden (selbst die von Despoten ausgehenden Versuche, „das vereinzelte Daseyn aufzuheben" und massenhafte Vereinigungen zu stiften) nichts waren, als unbewußte Bestrebungen, eine ehemals vorhanden gewesene Einheit in der Menschheit wiederherzustellen: so kann eine wahre und haltbare Vereinigung, ohne daß dabei zugleich die Eigen-

thümlichkeit der Individualitäten verloren geht, nur durch die Kraft des Evangeliums zu Stande kommen.

Die Abstammung der Völker von den drei Söhnen Noah's ist in der mosaischen Völkertafel nach der Stellung der Völker zur Geschichte des Reiches Gottes angegeben, weßhalb dort alle diejenigen, welche mehr oder minder Einfluß auf den Gang desselben gehabt haben, bis in's Einzelnste aufgezählt, und dagegen die entfernteren kaum berührt sind. Die Genauigkeit und Richtigkeit der, in dieser allerältesten Ueberlieferung angegebenen Völkerverzweigungen bestätiget sich durch die neuesten Forschungen immer mehr. Dabei ist übrigens auch noch zu bemerken, daß jene Völkertafel nur die ursprünglichen Grundvölker angiebt, aus deren Mischung die historischen Völker hervorgegangen sind.

Von **Sem** und seinen fünf Söhnen (Elam, Assur, Arpharad, Lud und Aram) stammen die Perser, Assyrer, Chaldäer, Lydier, Aramäer (Syrer), Araber.

Von **Ham** (oder Cham) und seinen vier Söhnen (Kusch, Mizraim, Puth und Kanaan) stammen folgende Völker, und zwar von Kusch (oder Chus) die alten Einwohner im Westen von Indien (das von ihnen Kusch-Land hieß), in einem Theile von Arabien, sodann die alten Bewohner von Habesch (Abessynien oder Aethiopien) und in einem Theile des mittleren Afrika; — von Mizraim (oder Mesraim) die Aegypter, Libyer, Nubier und Kyrenäer; — von Puth (oder Put, auch Pot oder Phot) die alten Küstensaumvölker von Palästina, dem größten Theil von Nordafrika (wo viele Städte mit der Anfangssylbe Put vorkamen), die Inselbevölkerungen von Kreta, den kanarischen und azorischen Eilanden.

Von den letztern aus scheinen Puth's (Phot's) Nachkommen (vielleicht durch Vermittlung der „untergegangenen Insel Atlantis") über das atlantische Meer hin Süd- und Mittelamerika bevölkert zu haben: denn, abgesehen davon, daß die alten Mexicaner einen Photan verehrten und sich bei ihnen die ganze Noahsage vorfand, so deuten die in Mexiko und Peru in neuern Zeiten aufgefundenen Alterthümer z. B. die mit Hieroglyphen versehenen Mumien bei Durango, die cyclopischen Baudenkmale in Cusco, die Pyramiden im Mexikanischen, die Ruinen von Palenque und bei Uchmal in

Yukatan mit ägyptischen Sculpturen, so wie viele alte Geräthe — auf einen bis zum Nil zurückgehenden Ursprung. Auch weisen die sehr vollendeten Sculpturen nach, daß diese ganze aus dem Orient stammende Urcivilisation jener süd- und mittelamerikanischen Länder durch Horden tartarischer Asiaten, die vom Norden herabkamen, vernichtet wurde.

Daß der Uebergang von der Westseite Europa's auf die Ostseite Amerika's nicht unmöglich war, beweis't schon der Umstand, daß im zehnten Jahrhundert v. Ch. (also lang vor Columbus) Normannen von Island aus nach Nordamerika fuhren und dort Niederlassungen gründeten, mit denen sie aber im Laufe der Zeit wieder untergingen. — Einwanderungen aus der alten Welt (und zwar insbesondere asiatischer Stämme) in die neue konnten noch durch drei andere Wege vermittelt worden seyn; 1) von Nordostasien her durch die Behringsstraße (deren sich die Tschuktschen noch heute bedienen), 2) von Ostasien her über die japanisch-aleutische Inselkette (insbesondere durch die Halbinsel Alaschka), 3) von Südasien aus über den tropischen Inselgürtel, dessen Inseln noch die übriggebliebenen „Pfeiler einer Brücke" seyn mögen, die „sich einst von Asien nach Amerika hinüberspannte." (S. Wagner a. a. O.)

Von Kanaan, Ham's viertem Sohn, stammen Völker, die sich anfangs nach dem südwestlichen Arabien an's rothe Meer wendeten, von wo aus wieder Familien nach Palästina vordrangen und dort die semitischen Hirtenvölker am Jordan und zum Theil am Mittelmeer verdrängten.

Von **Japhet** stammen, außer den Völkern in Nordasien und andern in Mittelasien, die Inder, die Meder, die meisten Völker in Kleinasien, wo die Phrygier im ganzen Alterthum als die ältesten galten; in Europa die Pelasger, von denen die Griechen und zum Theil die Römer kommen, die Thrazier, Illyrier, Iberer, Kelten, Germanen, Aesten, Slaven und Finnen.

Die Wanderung der Völkerfamilien von ihrem Ursitze aus richtete sich vorzüglich nach dem Osten, Westen und Süden. Nach jeder Ansiedelung eines Stammes lösten sich bei rascher Vermehrung neue Stämme ab, die abermals weiter wanderten und neue Ansiedelungen stifteten, — während eine Zeit lang zugleich das Ausströmen immer neuer Stämme aus jenem Ursitze d. i. aus dem Südwesten Asiens, dieser Wiege des Menschengeschlechts, wo natürlich Viele zurückgeblieben waren, ununterbrochen fortging, indem

sie theils den Spuren der vorangewanderten folgten, theils neue Richtungen einschlugen. Angesiedelte Stämme verließen ihre Sitze entweder freiwillig, oder wurden theilweise oder in Masse von den nachfolgenden verdrängt, und dieses Drängen und Gedrängtwerden, Bleiben und Weiterwandern, Anbauen und Erobern ging lange Zeit hindurch fort und wiederholte sich auch später noch oft auf längere oder kürzere Zeit in den verschiedenen Gegenden der Erde auf immer ähnliche Weise.

3. Die Menschenrassen.

Bei dieser Weiterwanderung und Ausbreitung der verschiedenen Völkerstämme bildete sich zum Theil nach der klimatischen Verschiedenheit ihrer bald vorübergebenden, bald bleibenden Wohnsitze, auch ihre Lebens- und Nahrungsart, ihr körperliches Aussehen, ihre innerliche Anschauungsweise und ihr Schicksal verschieden aus. Aber selbst bei allen diesen Veränderungen, die namentlich der Gesichtsbildung der verschiedenen Völker ein voneinander abweichendes Gepräge gab, ist dennoch die Einheit ihrer Abstammung nicht zu verkennen.

Alle Versuche eine ursprüngliche Grundverschiedenheit der Völker naturhistorisch nachzuweisen, sind gescheitert. Alle wissenschaftliche Naturforscher „von gesunden Sinnen", wie Haller, Blumenbach, Büffon, Linné, Cüvier, Prichard, Morton, Alexander von Humboldt, Steffens, Schubert, Rudolf und Andreas Wagner u. a. erkennen die Abstammung der verschiedenen Menschenarten von einer einzigen Art, wenn auch die Naturforschung, als eine menschliche Wissenschaft, die Abstammung von Einem Urpaar nicht directe aus der Erfahrung ermitteln kann. Denn die Abstammung von Einem Paare ist und bleibt eine geoffenbarte Voraussetzung, gleich der vom Daseyn Eines Gottes, der Himmel und Erde gemacht hat.

Wollte man die bei den verschiedensten Völkern vorhandenen Sagen von Einem ersten Menschenpaare nicht als Urüberlieferung gelten lassen, sondern nur als eine aus der Gleichheit der menschlichen Vorstellung herrührende Erklärungsweise ansehen, so würde doch der unabweisbare Drang gerade solcher gleichheitlichen Vorstellung wenigstens in etwas Tieferem gesucht werden müssen, als in dem bloßen menschlichen Hang zum Dichten und Grübeln! Dieses Tie-

tere liegt aber allerdings jenseits der Empirie (Erfahrungskunde), sollte aber darum von Naturforschern, wenn sie es auch nicht gerade beachten wollen, doch nicht verachtet werden, da ihnen ja auch die Gegenbeweise beizubringen unmöglich ist. Nichts desto weniger mehrt sich die Zahl der „vielseitig gebildeten" Naturforscher, welche bekennen, daß die Annahme Eines Stammpaares den in der Natur ausgesprochenen Gesetzen nicht nur nicht widerspricht, sondern daß vielmehr das Gesetz der Analogieen und Schlüsse zu dieser Annahme zwingt.

Die Abweichungen in der Körperbildung geben die verschiedenen Gliederungen der Menschheit in Abarten, die man mit dem Namen Rassen (Raçen) bezeichnet hat. Die Verschiedenheit derselben hängt aber nicht blos und allein mit klimatischen Verhältnissen zusammen, sondern beruht zugleich auch auf einem Auseinandergehen ursprünglich gleich-hoher Fähigkeiten in eine Verschiedenheit geistigen Vermögens, das besonders in der verschiedenen Gestaltung des Schädels seinen entsprechenden äußern Ausdruck fand. Doch läßt sich keine bestimmte feste Gränze zwischen den bisher angenommenen Menschenrassen, selbst nicht zwischen den drei unterschiedensten derselben annehmen.

Einige Naturforscher (wie Cüvier, Lacepède) nehmen drei Rassen an, von denen die kaukasische (nach Prichard besser „iranische" genannt), als die in leiblicher und geistiger Hinsicht vollkommenste Rasse, am Ararat einen Centralpunct hatte, während in gleicher Entfernung von ihr nordöstlich die mongolische, südwestlich die äthiopische Rasse als entgegengesetzte Abart von jener auftrat. — Zwischen diesen drei Hauptrassen nahm Blumenbach noch zwei Mittelrassen an, indem von der kaukasischen zur äthiopischen die malayische, von der kaukasischen zur mongolischen die amerikanische Rasse den Uebergang macht.

Neuere genauere Untersuchungen, wie die A. Wagner's, weisen der malayischen Uebergangsform ihren Platz noch innerhalb der kaukasischen Rasse an, und stellen dafür eine australische Rasse als Uebergangsform von der kaukasischen (durch deren malayisch-polynesische Abtheilung) zur äthiopischen auf.

Zur **kaukasischen** Rasse, welche ohngefähr ein Drittheil der Erdbevölkerung ausmacht, gehören alle Völker Europa's (mit Ausnahme der Lappländer) dazu die in Amerika einheimisch gewordenen Europäer, ferner die meisten Bewohner Asiens diesseits des Ganges und der Bramaputra-Mündung, des Belurgebirgs, des Hindukusch und der Himalajakette, dann die Bewohner Nordafrika's bis an den Rand der großen Wüste; endlich noch die Bewohner Ostafrika's längs des Nils bis zu dessen östlichem Quellgebiet. Diese Rasse enthält die mannigfaltigsten Uebergänge von der weißen Hautfarbe des blonden Nordeuropäers bis zur tiefschwarzen schwarzhaarigen Hindu.

Zur **mongolischen** Rasse, welche mehr als ein Drittheil der Menschen beträgt, gehören die Bewohner der hintern Hälfte Asiens und der nördlichen Polarregion der alten und neuen Welt, also in Asien die Mongolen mit den ehemaligen Hunnen, die Tungusen mit den Kalmücken, die Hinterindier, die Chinesen, Japanesen, Kamtschadalen ꝛc; in Europa die Lappen, in Amerika die Eskimo's mit den Grönländern. Die Hautfarbe dieser Rasse enthält die Uebergänge vom Gelben bis zum Lichtbraunen.

Zur **äthiopischen** Rasse gehören die eigentlichen Neger mit den Kaffern und Hottentotten in Afrika und die von da durch den Sclavenhandel nach Amerika hinüber verpflanzten Schwarzen, sodann die Papua's oder Australneger auf den Inseln des hinterindischen und des stillen Oceans (in einem großen Bogen um den ganzen Ostrand von Neuholland mitten zwischen malayisch-polynesischen Stämmen). Ihre Hautfarbe ist mehr oder weniger schwarz, die Haare schwarz, kraus und wollig (bei den Papua's jedoch länger).

Die **australische** Rasse, als eine der äthiopischen sich nähernde Uebergangsform mit rußschwarzer Hautfarbe und schlichtem oder etwas gekräuseltem, aber nie wolligen Haare, enthält die Bewohner Neuhollands, die Alfuren oder Haraforas von Neuguinea und im Innern der Malayeninseln.

Die **amerikanische** Rasse, deren Hautfarbe vom Braungelben bis in's Dunkelrothbraune geht, umfaßt die noch übrigen Urbewohner Amerika's, worunter die mexikanischen und peruanischen Völkergruppen die wichtigsten sind, und ist durch die Nähe

der Weißen in beständiger Abnahme begriffen. Wegen ihrer Verwandtschaft mit der mongolischen Rasse deutet sie auf asiatischen Ursprung und ist daher nur eine untergeordnete.

Merkwürdig ist, daß von Manchen dieser Rassen einzelne Zweige losgerissen und in weite Ferne hin verdrängt erscheinen, daß sie mitten unter einer andern Rasse auftreten, mit der sie im Körperbau und in der Sprache nichts gemein haben. Eben so kommen die drei Urrassen nur in der alten Welt vor, während jeder der beiden neuen Welttheile eine ihm eigenthümliche Rasse hat, deren Ausgangspunct jedoch in der alten Welt zu suchen, wenn gleich noch nicht genau nachzuweisen ist.

Da die Uebergänge der Rassen und Stämme in einander in Bezug auf Farbe und Körperbau, insbesondere auf den Bau des Schädels nur unmerklich und allmählich sind; da alle Menschenarten wechselseitig fruchtbare Vermischungen eingehen können; da alle Nationen die wesentlichen „anatomischen und physiologischen Kennzeichen" mit einander gemein haben, da ferner alle Lebensprozesse bei ihnen übereinstimmen, der Bau der innern Theile und des Knochengerüstes bei allen gleich ist oder nur unbedeutende Abweichungen aufzeigt; da endlich auch alle geistigen Eigenschaften sich in den Grundzügen gleichen: so bedarf es keines weitern Beweises, daß alle Varietäten des Menschengeschlechts nur Abweichungen Einer und derselben Stammart sind. Die Lehre von den Autochthonen (also von einem weißen, gelben, kupferrothen, schwarzen Adam, die man nur erfand, „um das Räthsel der Rassenbildung zu umgehen") hat daher auch durch die neusten Forschungen eines Alexander von Humboldt, Ehrenberg, Schwan, Rudolf und Andreas Wagner ꝛc. alle Stütze verloren.

Aus demselben Grunde kann auch, dem Grundwesen nach, nicht von edlen oder unedlen Rassen die Rede seyn, sind sie allerdings, hinsichtlich der geistigen Bildung, die einen mehr die andern weniger begabt und empfänglich, so sind sie doch, der Bestimmung nach, alle gleichmäßig zur Freiheit berechtigt, die ihnen auch das Christenthum nicht nur zuerkennt, sondern auch allein und zugleich am besten bringt.

Der geistigen Begabtheit und Empfänglichkeit nach steht unstreitig die kaukasische (iranische) Rasse obenan, wie

sie denn auch durch die vollständige Harmonie ihrer Körperbildung, insbesondere ihrer Gesichtsform, die eigentliche Stammrasse ist, aus der durch Abweichung vom Grundtypus die übrigen Rassen hervorgegangen sind. Sie ist daher auch die Trägerin der Cultur, die sie auf die übrigen Rasse überzuleiten die Bestimmung hat; ja einem Theile von ihr ist die Offenbarung Gottes und seines Willens im Gesetz, wie seiner Gnade im Evangelium sammt dem Auftrag zu Theil geworden, es allen Völkern der Erde zu bringen.

4. Die Sprachstämme.

Das Auseinandergehen der Spracheinheit in eine Sprachverschiedenheit geschah durch Verdunkelung des durch die Sünde ohnedieß schon geschwächten Bewußtseyns des Sprachganzen mittels theilweiser „Entziehung der Uranschauungen", die in der Spracheinheit lagen. Die dadurch gelockerten Theile des Sprachganzen zerfielen im Fortgang der Zeit durch die Einwirkung der neuen Umgebungeu und Einflüsse beim Weiterwandern, mehr noch aber durch die weitergehende innere Entfernung vom Mittelpuncte des sittlichen und geistigen Lebens immer mehr, so jedoch, daß der gerettete Antheil eines jeden Stammes an der Ursprache durch die dem Geiste inwohnende schöpferische Kraft sich wieder, mehr oder weniger, als ein kleines organisches Ganzes gestaltete, in welchem sich der geringere oder größere Grad der sittlichen und geistigen Entartung jedes Völkerstammes abspiegelt.

Da also die Sprachen, gleich der Ursprache, aus der sie hervorgegangen sind, keine „Erfindung des menschlichen Witzes", sondern von Gott gewirkte Gaben sind, „obwohl nach nationalen Verschiedenheiten in mannigfacher Weise durch eigene Thätigkeit des menschlichen Geistes modificirt", so ist es (wie A. Wagner bemerkt) „begreiflich, wie selbst die Sprachen der wilden Völker eine so bewundernswerthe Vollkommenheit der Construction besitzen können; wie z. B. die amerikanischen Sprachen an Ausbildung der Formen und an grammatikalischem Reichthum selbst mit dem Griechischen und der Sanskrit zu wetteifern im Stande sind, so daß Duponceau sagen konnte, der Bau der amerikanischen Sprachen scheine eher von Philosophen, als von Wilden herzurühren."

Aus der fortgesetzten Vergleichung der Sprachen unter und zu einander erweiset sich auch mehr und mehr die Verwandtschaft der Sprachen, welche eben sowohl auf eine ehemalige Einheit derselben, als auch überhaupt ebenfalls auf die Einheit der Abstammung des Menschengeschlechts führen. Die 2000 Sprachen, die man gegenwärtig zählt (worunter freilich auch viele Mundarten mit aufgeführt sind), haben sich bereits auf wenige Sprachstämme oder Familiengruppen zurückführen lassen, von welchen folgende die wichtigsten sind.*)

Der **indo-europäische** Sprachstamm (auch der indo-germanische genannt), der sich von der Südspitze Vorderasiens in nordwestlicher Richtung über Südwestasien und Europa bis Island hinzieht, und die vorderindischen Sprachen, die persische und alle europäischen (mit Ausnahme der türkischen, ungarischen oder madyarischen, lappischen, finnischen und baskischen) umfaßt und, größtentheils wenigstens, auf zweisylbigen Wurzeln beruht.

Der **semitische** Sprachstamm, der im Westen des großen indo-europäischen Sprachstamms sich in Asien vom Mittelmeer bis an den Euphrat und bis zum südlichen Arabien, in Afrika östlich vom Nilquellland bis zum Mittelmeer und von da westlich bis zum atlantischen Ocean hinzieht. Er begreift in sich das Hebräische (mit welchem das Phönizische und Punische verwandt war), das Aramäische, welches in das Syrische und Chaldäische zerfällt, das Arabische mit vielen Mundarten und das Abessynische (die Gihssprache) und geht auf dreisylbige Wurzeln zurück.

Der **nordafrikanische** Sprachstamm. Zu diesem gehörten die alten Aegypter, deren Sprache von der semitischen und indo-europäischen ganz verschieden war. Vom Alt-ägyptischen stammt das Koptische, und verwandt mit ihm war die Sprache der alten Aethiopen, die sich zum Theil in die heutigen Nubier oder Barabras (nubischen Berbern) verloren haben. An diese nubischen Berbern schließen sich die nordafrikanischen Berbern, zu

*) Vergl. A. Wagner a. a. O. p. 262—381.

denen auch die alten Mauritanier gehörten, und welche, ehe Asiaten und Europäer sie unterdrückten, den Urstamm der Bevölkerung Nordafrika's ausgemacht zu haben scheinen, jetzt aber unter verschiedenen Namen das Atlasgebirg bewohnen.

Der **finnisch-tartarische** Sprachstamm, der sich im Osten des indo-europäischen Sprachstamms in weiter Ausdehnung durch den nordöstlichen Theil von Asien und Europa hinzieht, und dessen Völker theils der kaukasischen, theils der mongolischen Rasse angehören (während die drei oben angeführten Sprachstämme bloß der kaukasischen Rasse angehörten). Zu den mehr der kaukasischen Rasse sich zuneigenden Sprachen dieses finnisch-tartarischen Sprachstamms sind zu rechnen: 1. die Sprachen der Finnen (oder Tschuden, wie die vordringenden Russen sie nannten), und zwar sowohl der nördlichen Finnen in Lappland, Finnland, Esthland, Liefland, früherhin auch im ganzen nördlichen Rußland und im westlichen Sibirien —, als auch der südlichen oder bulgarischen Finnen in Kasan und Orenburg, und der uralischen Finnen oder Ugrier ostwärts vom Ural, von welchen auch die Ungarn oder Madyaren stammen und durch ihre körperliche und geistige Veredlung einen Beweis von dem merkwürdigen Einfluß der Cultur und des Klima geben; — 2. die Sprachen der Tartaren oder Türken, die vom Altai, ihrem alten Stammsitz, aus jetzt sich durch Nord- und Vorderasien bis ins südliche Europa verbreitet haben und deren Hauptstämme die Osmanen in der europäischen und asiatischen Türkei, die Tartaren im europäischen Rußland, die Baschkiren, Kirgisen, Turkomanen, Usbeken und sibirischen Tartaren am Altai sind. — Zu dem der mongolischen Rasse angehörenden finnisch-tartarischen Sprachstamm gehören die Sprachen der Mongolen (Buräten und Kalmüken), der Tungusen, Kamtschadalen, Tschutschken, Samojeden 2c.

Der **malayisch-polynesische** Sprachstamm, der von der Halbinsel Malacca und den Sundainseln ausgehend hinüberreicht zu den Südseeinseln, deren Sprachen alle auf die Sundainseln und auf Hinter-Indien als ihren Ursprung zurückweisen.

Der **chinesisch=hinterindische** Sprachstamm, der den ganzen Südosten von Asien einnimmt und aus einsilbigen Wurzeln sproßt. Er verzweigt sich in die Sprachen der eigentlichen Chinesen, der Indo=chinesen oder Hinterindier (zu denen die Anamesen, Siamesen, Birmanen rc. gehören), der Tübetaner, der Koreer in Nordosten China's.

Der **japanisch=kurilische** (oder ainoische) Sprachstamm im Archipel von Ostasien bis zu den Aleuten, mit mehrsylbigen Wurzeln. Er enthält die Sprachen der Japanesen und der Kurilen oder Ainos. — Der chinesisch=hinterindische und japanesisch=kurilische Sprachstamm gehören beide der mongolischen Rasse an.

Der **amerikanische** Sprachstamm mit seiner großen Menge von Abzweigungen, die aber alle auf einen gemeinsamen Ursprung zurückgeführt werden; was unter ihnen asiatischen Ursprungs ist, rührt von einer früheren Einwanderung aus Asien her.

Die mittel= und südafrikanischen Sprachen sind noch zu wenig erforscht; doch hat man Spuren, daß sie einander verwandt sind.

Den Schluß machen die Sprachen der Australvölker, die wohl ebenfalls zu einander in Verwandtschaft stehen.

Die Zurückführung der Sprachen auf diese Stammgruppen hat mau den lexicalischen Bemühungen von Klaproth, Fr. v. Schlegel, Hammer, Adelung d. J., Abel=Remüsat, Balbi, Merian, Whiter, Gulianoff, Gallatin u. a., so wie insbesondere den grammatischen Untersuchungen Wilh. v. Humboldts und A. W. v. Schlegels zu danken. — Lepsius weis't sogar zwischen dem indo=europäischen und semitischen Sprachstamm „verwandten Grundstoff", eben so eine Verwandtschaft des Alt-ägyptischen (Koptischen) mit dem Hebräischen, ja selbst mit dem Indo=europäischen nach. — Schon Klaproth hat alle jetzigen Sprachen als Reste der untergegangenen Ursprache angesehen. Die Zurückführung aller Sprachen auf eine uranfängliche Einheit erhält eine besondere Stücke durch die wissenschaftliche Nachweisung Wilh. v. Humboldts, daß im Grunde „alle Sprachen vom einsylbigen Wurzelbau ausgehen und erst zur Mehrsylbigkeit gelangen.

Auch die Anfänge der Schrift oder des Schreibens gehen über die

Anfänge der Geschichte hinaus, so daß schon Plinius den Gebrauch derselben „ewig" nennt, und Eichhorn annimmt, daß „die wichtige Erfindung der Buchstabenschrift wahrscheinlich nur Einmal in der Welt gemacht worden ist." Da verschiedene Völker sich dieselbe zuschreiben, so ist wohl anzunehmen, daß das Schreiben in seinen Anfängen ein mitgenommenes Gemeingut aus der Zeit des noch ungeschiedenen Beieinanderlebens der Völker war, von denen die Begabtesten diese Kunst besser bewahrt und, gleich der Sprache, bei sich nach ihren verschiedenen Nationaleigenthümlichkeiten weiter ausgebildet und so Andern mitgetheilt haben.

So steht denn fest, daß das Auseinandergehen der Einen Ursprache in so viele Sprachzweige, der Einen Uranschauung von Gott in so viele verschiedene Religionen, der Urmenschheit in so verschiedene Nationen mit ihren Eigenthümlichkeiten — nur die zerstreuten, zum Theil entstellten Züge eines herrlichen Urbildes — die in Farben gebrochenen Strahlen Eines Lichtes sind, das in seiner ungetrübten Vollkommenheit nicht mehr vorhanden ist und seiner einstigen Wiederherstellung harret.

5. Wohnsitze und Lebensart.

(Ackerbau. Schifffahrt. Land- und Seehandel. Viehzucht. Jagd. Fischfang.)

Diejenigen Völker nun, die ihre Wohnsitze in fruchtbaren Ebenen (wie in Mesopotamien) oder in Flußthälern (wie am Euphrat, Tigris, Ganges, Nil, Jordan) nahmen, trieben das älteste Geschäft des, mildere Sitten begünstigenden **Ackerbau's**, der auf bleibende Ansiedelungen, zu Gründung von Dörfern und Städten führt, in denen sich die Gewerbe und der (Land-) Handel und weitergehend, nach Befriedigung der nothwendigsten Bedürfnisse, auch die das Leben verschönernden Künste, sowie die das Leben ordnenden Wissenschaften ausbildeten.

Völker, die von den Ursitzen aus westlich und südlich fortziehend an wohlgelegenen Meeresküsten ihre Sitze aufschlugen, wie die Bewohner der indischen, arabischen, syrischen, kleinasiatischen ꝛc. Küsten, kamen auf **Schifffahrt**, die zum Seehandel führte, der gleich dem Landhandel den Austausch von Natur- und Kunsterzeugnissen der verschiedenen Länder bezweckt, deren einan-

der vorher fremde Bewohner dadurch zugleich in einen gegenseitigen geistigen Verkehr kommen, welcher die Erweiterung des Gebiets menschlicher Kenntnisse und Fertigkeiten zur Folge hat.

Das Bedürfniß führte nämlich zuerst zum wechselseitigen Austausch der zum Leben nöthigen Natur- und Kunstproducte. Allmählig erst verwandelte sich der Tausch in Handel, als man den edlen Metallen einen gewissen Werth beilegte und sie zum Maaßstab des Preises machte. Wie, wann und wo man jenes Metall zuerst zu Geldmünzen ausprägte, ist nicht mit Bestimmtheit zu sagen.

Der **Handel** war zuerst Landhandel, und selbst als der Seehandel daneben aufkam, blieb im ganzen Alterthum der Landhandel doch der wichtigere. Wo die reichsten Producte waren, wurden sie am meisten aufgesucht, um sie in entfernte Länder zu bringen, in welchen das Bedürfniß darnach schon war oder leicht geweckt werden konnte, und wo sie zugleich gegen dortige Producte oder gegen Geld verwerthet werden konnten. Wo also schon die meiste Cultur war, wie in Asien, da waren auch die ersten Haupthandelsplätze. Die weiten Wege durch Wüsten oder durch räuberische Völker hindurch machten zur Sicherung des Handels bald gesellschaftliche Handelszüge oder Carawanen mit zahlreichem Geleite nöthig.

Da der Carawanenhandel nur durch Lastthiere, vorzüglich durch Kameele, betrieben werden kann, so ist der große Carawanenhandel vorzüglich auf diejenigen Länder beschränkt, wo das Kameel, „das Schiff der Wüste“, sich findet. Er war und ist in Betreff der Abgangs- und der Ankunftszeit, der Wegerichtung, der Rastorte, der Einkaufs- und Verkaufsplätze an gewisse Formen und einen bestimmten Gang gebunden, der oft Jahrhunderte lang im Allgemeinen derselbe bleibt. Durch den Carawanenhandel entstanden daher schon frühe berühmte Handelsplätze für den Völkerverkehr des Festlandes, von denen manche ihren Glanz, ungeachtet aller Umwälzungen, sogar durch das Mittelalter hindurch behielten. Auf diesem Carawanenhandel, — der auch, weil sein Zug durch verschiedene Völker ging, starken Zwi-

schenhandel erzeugte und zugleich zum Aufblühen vieler, zum Theil großer Städte Veranlassung gab, — beruhte daher vorzugsweise die Cultur der Völker in Asien und Afrika.

Bald trat zum Landhandel auch der Seehandel hinzu, der von Küsten= und Inselvölkern durch Schifffahrt betrieben wurde. Diese war anfangs bloß Küstenschifffahrt. Weniger der Mangel des Compasses, als vielmehr die Beschränktheit der Meere, durch welche die drei Continente der alten Welt verbunden sind, war die Ursache, daß die alte Schifffahrt meist an den Küsten sich hielt; denn die Küstenfahrt ist sogar in der Regel schwieriger und gefahrvoller. Nichts desto weniger gelangten manche alte Völker längs den Küsten weiter und weiter in sehr entfernte Länder.

Die mäßige Entfernung der durch das Meer und seine Inseln getrennten Küsten der drei alten Continente erleichterte auch die Ueberfahrt, die sich dazu besonders der zwischenliegenden Inseln als Anhaltspuncte bediente. Und so waren vorzüglich das mittelländische, das schwarze und das indische Meer die Hauptschauplätze der alten Schifffahrt, deren lebendiger Betrieb es verhinderte, daß die Bewohner jener vordern Küstenländer nicht in die Barbarei versanken, der die Bewohner der mittleren und nördlichen Theile jener Continente anheimfielen.

Das ist auch der Grund, warum nach den neuern Entdeckungen von Alterthümern orientalischen Ursprungs in Amerika (Kap. 4, 2) auf die alte, von Plato berührte Sage von der „untergegangenen Insel Atlantis" vielleicht mehr Gewicht zu legen ist, als bisher geschah, weil eine solche, zwischen dem afrikanischen und amerikanischen Continente, mitten im atlantischen Meere liegende Insel den Uebergang dieser alten Cultur in einen Continent, welcher durch den nachherigen Untergang einer solchen Verbindungsbrücke von den andern Continenten der alten Welt und dadurch von der alten und mittlern Geschichte ganz abgeschnitten worden ist, noch besser erklären würde, als ihn die drei andern oben §. 2 angegebenen Verbindungswege zu erklären vermögen.

So wie also Völker, die in Fruchtebenen, in Flußthälern und an wirthbaren Meeresküsten ihre Sitze fanden, höhere Stufen der Cultur einnahmen: so sanken andere, denen diese Gunst der Natur nicht zur Seite stand, allmählig auf die niederern Stufen der Bil=

dung herab, die ebenfalls mit ihrer Lebensart genau zusammenhingen. Völker nämlich, die sich von jenen Ursitzen aus in Steppengegenden wandten, trieben **Viehzucht**, und von Weideplatz zu Weideplatz wandernd, waren sie auf ein unstätes, doch mit einfachen Sitten verbundenes Leben angewiesen, wie sich dieses noch jetzt bei den Nomadenstämmen Asiens und Afrika's (z. B. bei den Tartaren, Arabern, Kirgisen, Mongolen, einem Theile der Mauren 2c.) findet, am anschaulichsten und reinsten aber in dem Leben der alttestamentlichen Patriarchen sich darstellt.

Völker, die in Gebirgen sich festsetzten, lebten von der **Jagd**, deren Uebung den Krieg begünstigte, welcher ihnen durch Raub und Plünderung leichtere und größere Beute versprach, aber auch den Menschen leicht in den Zustand thierischer Rohheit versenkt, aus dem er nur schwer wieder emporzuheben ist, wie man das an den sogenannten Wilden (z. B. den Karaiben, den ehemaligen Neuseeländern, den Kaffern, Buschmännern 2c.) wahrnimmt. Oft übernahm der Hang zum Raub ganze Stämme und so entstunden ganze Raubvölker (wie in den ältesten Zeiten die Amalekiter, Midianiter 2c., wie im Mittelalter die Normannen, die Madyaren 2c., nachher die nordafrikanischen Raubstaaten waren). Der Krieg in seiner Steigerung führte dann auf Eroberung, und der Hang dazu ergriff oft ganze Völkermassen, die, wie viele in der Geschichte auftretende Völker, auf Ländereroberungen und Völkerunterjochung bedacht waren.

Völker, endlich, die im Fortwandern oder Fortgedrängt-werden an unwirthbare Meeresküsten geriethen, sahen sich genöthigt, ihr Daseyn mit **Fischfang** zu fristen und in kärglicher Lage ein geistig-dürftiges Leben zu führen, o daß sie fast alle, sammt vielen von denen, die von der Jagd leben, auf die unterste Stufe der Bildung herabsanken (wie z. B. die Lappen im nördlichen Europa, die Samojeden, Tschutschken, Ostjaken, Kamtschadalen in Asien, die Eskimo's in Amerika nahe am Nordpol, die Pescheräh's auf der amerikanischen Südspitze u. a.) wiewohl der geistige und leibliche Verfall solcher Välker zugleich auch seinen Grund in dem tiefern Abfall von dem früher von ihnen gekannten und verlassenen Mittelpunct alles Lebens hat.

Was die zu einem bequemern Leben nothwendigen Künste betrifft, welche die Menschen in der ursprünglichen Gesammtvereinigung geübt hatten, so blieben dieselben nach der Auflösung jener Vereinigung zunächst bei denen, die unter gleichen oder ähnlichen Ortsverhältnissen wie die früheren waren, ihr Daseyn fortführen konnten; bei Andern aber, deren Wohnungs- und Sittenverhältnisse sich mehr oder weniger ganz veränderten, gingen sie zum Theil, bei Manchen fast ganz verloren und mußten allmählig wieder neu gesucht und erfunden werden, so daß die nämlichen Künste und Fertigkeiten gar oft mögen verloren und wieder gefunden worden seyn. Denn die dem natürlichen Menschen inwohnende Denkkraft und Erfindungsgabe kam immer wieder auf die Mittel und Wege, durch die es ihm gelang, Wälder und Wüsten in wohnbares Land, ungesunde Sümpfe und Moore in fruchtbares Feld, öde, von reißenden Thieren durchzogene Wildnisse in gefahrlose, angenehme Aufenthalte umzuwandeln. — Nur wo ein tieferes Versinken in sittliches Verderben auch einen tiefern Verfall der Geisteskräfte nach sich zog und ein Volk dem Stumpfsinn und der Trägheit zur Beute wurde, da konnten selbst weder Naturhindernisse die geistige Kraft zu ihrer Besiegung aufreizen, noch selbst die schönsten und bequemsten Umgebungen es aus seinem thierischen Zustande wieder herausreißen, wie z. B. die Papua's in der Nähe der Malayen einen Beweis davon geben.

---

5. Kapitel.

Das Heidenthum.

1. Entstehung des Heidenthums.

Die durch den Sündenfall entstandene Abkehr von Gott ist auch die gemeinsame Wurzel der verschiedenen Arten des Heidenthums. Denn obgleich durch die Sünde (Selbstsucht) das ursprüngliche Gottesbewußtsein des Menschen verdunkelt, seine ur-

sprüngliche Gemeinschaft mit Gott gestört und zum Theil aufgehoben war, so konnte jenes Bewußtsein, sowie diese Gemeinschaft doch nicht zerstört, nicht vernichtet werden. Den Sündebehafteten blieb noch erstlich: das allgemeine Gefühl der Abhängigkeit von einem höhern Willen, dessen sie sich nicht erwehren konnten; ferner eine schwache Erinnerung an einen frühern Zustand der Seligkeit, den sie sich vergebens zurückwünschten; sodann ein gewisses Schuldbewußtsein, das unaufhörlich nach Versöhnung treibt; endlich ein aus dem Gefühl des eigenen, wie des allgemeinen Elends entspringendes mehr oder minder starkes Verlangen nach einer endlichen Erlösung, welches dadurch die verlorne Seligkeit wieder zu gewinnen hofft.

Je mehr sich die Menschen durch den Eigenwillen aus der Gemeinschaft mit Gott losrissen, desto weniger konnte sich ihnen derselbe so wie früherhin offenbaren, desto mehr entschwand ihnen daher auch das Bewußtseyn seines Wesens und Willens. Aber in dem unabweisbaren Gefühle jener Abhängigkeit von einer höhern Macht und in dem damit verbundenen Gefühle der eigenen Schwachheit und Hülfsbedürftigkeit gingen sie nun darauf aus, den früher klar erkannten, nun aber ihnen verborgenen Gott zu suchen, und das, was sie von ihm an alter Erinnerung noch in sich trugen, an äußeren, aus den Werken und Wirkungen Gottes in der Natur hergenommenen sinnbildlichen Zeichen festzuhalten. Aber indem sie mit diesen Sinnbildern das ohnedieß nur schwach behaltene Urbild verwechselten, konnten sie bald Gott nicht mehr von seinen Werken unterscheiden, und in der Meinung, Gott dem Schöpfer zu dienen, dienten sie nun den höheren oder niederen Geschöpfen seiner sichtbaren und unsichtbaren Welt. (Röm. 1, 19—23. 25; Weish. 13, 1. 2.)

So entstand das Heidenthum mit seinen Göttern, deren sie nach und nach so viele annahmen, als sie göttliche Kräfte in der Natur wirken, oder Kräfte des Geistes Gottes in und an ihrem Innern sich beurkunden fühlten: denn ganz unbezeugt wollte Gott sich an ihnen keineswegs lassen, und auch ihre Geschicke leitete er mit seiner Allmachtshand zu einem ihnen freilich unerkannten Ziele.

Die Erinnerung an den frühern seligen Zustand in Verbindung mit dem Gefühle der Verschuldung seines Verlustes, so wie der Unmöglichkeit, durch eigene Macht diesen Verlust wieder herzustellen, zieht sich als Klage durch alle Religionssagen (Mythen) der verschiedenen Heidenvölker, welche in diesen Sagen durch ihr menschliches Gedicht' und Geträume die älteste, durch das geschriebene Wort Gottes in ihrer Reinheit hergestellte und auf uns gekommene, Uroffenbarung entstellt, ja verzerrt haben. Und selbst der in die Werke seiner eigenen Weisheit und Kunst vertiefte und darüber „so manchen Schmerz der sterblichen Menschennatur leichter vergessende" Geist des gebildetsten Alterthums konnte jene klagende Stimme in seinem Innern nicht verstummen machen.

So klagt der weise Sokrates bei Plato über das allgemeine Verderben selbst in der Bildung am höchsten stehenden Völker und nennt dasselbe sogar eine Krankheit, die durch kein Heilmittel menschlicher Erfindung gehoben werden könne. — Plato spricht selbst das Kind nicht davon frei: denn würde der Mensch nur durch fremdes Beispiel das Böse lernen, so dürfte man ja das Kind nur einsperren, um es gut zu erhalten. — Aristoteles nennt jenes Verderben ein angeborenes Uebel, und Cicero bekennt, daß der Mensch von Geburt an von der Sünde befangen, vom Wahne gegängelt, mit Irrthum gesäugt sey. — Und die Sprüche anderer Weisen des heidnischen Alterthums sprechen klar vom beständigen Trachten des Menschen nach dem Verbotenen, von dem immerwährenden Verlangen nach dem durch's Gesetz Versagten, ja (wie Sopater's Spruch) von einem angebornen Triebe zu sündigen: — lauter bestätigende Stimmen der nämlichen, von Gott seinen Erwählten im Alten und Neuen Bunde uralt geoffenbarten Wahrheit.

Von diesem tiefen Schuldgefühle getrieben suchten die Abgeirrten ihr schreiendes Verlangen nach Versöhnung durch selbstersonnene Reinigungs- und Heiligungsmittel zu stillen; aber da ihre Gebete, Büßungen und Opfer mit dem wahren Mittelpuncte des Heils (dem schon beim Sündenfall verheißenen Erlöser) in zu entfernter und abgeleiteter Beziehung standen, so konnten sie als Versuche einer nie möglichen Selbsterlösung, ihnen keinen Frieden oder nur einen täuschenden geben. Dieß war vollends da der Fall, wo das tiefer verfinsterte Herz

den Ursprung des Bösen, anstatt in sich, in Gott suchend, ihn vorzugsweise als böses Wesen versöhnen zu müssen glaubte, und dadurch zu den gräulichsten Verirrungen eines, selbst das Laster heiligenden Götzen- und Dämonendienstes herabsank. (Röm. 1, 22.)

2. Verschiedenheit der heidnischen Religionen.

Auch in Bezug auf Religion zeigte sich unter den drei Urstammgeschlechtern, den Japhetiten, Semiten und Hamiten, eine Grundverschiedenheit.

Den Nachkommen Japhet's vergötterten sich alle Gegenstände der äußern Natur, von den Gestirnen an bis herunter zu den Elementen und Geschöpfen des Pflanzen- und Thierreichs; und während bei einem Theile der Japhetiten (z. B. bei den Indern) selbst in den kunstwidrigen, ungeheuerlichen Abbildungen ihrer Götzen das Sinnbildliche vorherrscht, nahm ein anderer Theil derselben (z. B. der Grieche) nur die Menschengestalt zur Versinnlichung seiner Begriffe von den Göttern; dagegen trat ihm über der Schönheit seiner Götterbilder das Symbolische ganz in den Hintergrund.

Das Geschlecht Ham's, wenn es auch in einem Theile seiner Stämme, mit den übrigen zwei Urstammgeschlechtern den höheren Naturdienst theilte, hat dagegen seinem größern Theile nach sich dem häßlichsten Thierdienste, oder auch dem Dienste ganz lebloser Dinge (der Fetische) ergeben, ja mancher seiner Stämme (vorzüglich der größte Theil der Negerstämme) fürchtete Gott nur als eine finstere mehr teuflische (dämonische) als göttliche Macht, die er nur durch einen, seiner eigenen bösen Gesinnung gleichen Dienst (z. B. durch grausame Menschenopfer und Menschenopferschmäuse) glaubte sich günstig machen zu können.

Nur allein Sem's Nachkommen hielten vorzugsweise die erhabenen Gestirne in ihrem geordneten Laufe für würdige Abbilder Gottes, unter welchen sie aber den wahren Gott nicht weniger verloren, als die andern Völker, mit denen sie übri-

gens auch gar bald noch andere Dinge götzendienerisch verehrten, während nur ein einziger Stamm von ihnen, die Nachkommenschaft Eber's, eines Sohnes von Sem, noch den wahren Gott, wenn gleich in schwachem Gedächtnisse hatte und so, daß Gott ihre Verehrung mit Götzen theilen mußte, die sie neben ihm in gleicher Weise anbeteten.

Wie das Heidenthum bei den wichtigsten dieser Völker im Alterthume beschaffen war, gibt die fortlaufende Darstellung der Geschichte näher zu erkennen. Bis zu welchem tiefen Grade von Gottesvergessenheit aber die heidnische Welt der Jetztzeit herabgesunken ist, und in welchem namenlosen Elende Hunderte von Millionen derselben leben und ohne Kenntniß des lebendigen Gottes dahinsterben, zeigen uns die schriftlichen und mündlichen Berichte derer, die als Glaubensboten (Missionäre) zur Verkündigung des in Christus erschienenen Heils unter sie hinausgingen. Aus diesen Berichten treten folgende Züge menschlicher Ausartung heraus:

In **Asien** leben die nördlichen Heidenvölker in großer Rohheit unter der geisttödtenden Herrschaft ihrer Zauberer (Schamanen). Ihren kleinen hölzernen Götzen, die sie mit Pelz behängen und denen sie den Mund mit Fischthran beschmieren, beweisen sie auf so lange Respect, als es ihnen gut geht; geht es ihnen aber übel, so schimpfen und schlagen sie dieselben, verbrennen sie auch im Zorn und machen sich neue Götzen. Die Burjäten am Baikalsee hängen Gebetsformeln, auf Papierstreifen geschrieben, an gewissen Orten auf und lassen sie vom Winde bewegen oder lassen sie an der Walze einer kleinen sich beständig bewegenden Windmühle ab- und aufrollen. — Der gräulichste Götzendienst herrscht aber in dem einst durch seine hohe Bildung berühmten Ostindien. Die Indier beugen ihre Kniee vor 330 Millionen Götzen, nicht minder auch vor vielen Thieren, durch deren Leiber, wie sie meinen, die Seele des gestorbenen Menschen wandern müsse, ehe sie wieder in einen Menschen und dann zu Gott komme. Das Bedürfniß nach Reinigung der Seele von Sünden treibt Tausende an, sich in den von ihnen heilig geachteten Gangesstrom zu stürzen. „Mütter werfen ihre kleinen Kinder, erwachsene Kinder ihre greisen Aeltern hinein und lassen sie in den Fluthen, oder im Rachen der sie verschlingenden Krokodile elend umkommen." — Um Sündenvergebung zu erlangen, verfallen sie auf unmenschliche Selbstpeinigungen, lassen sich an eisernen, durch ihre Rückenhaut gesteckten Hacken hin und her schwingen, oder liegen Tage lang auf Stachelbetten, oder laufen mit bloßen Füßen auf eisernen Spitzen, auf glühenden Kohlen oder werfen sich am Hauptfeste des Götzen in Dschaggernaut unter den ungeheuern Wagen desselben und

lassen sich von den Rädern zerquetschen, — anderer oft eben so thörichter, als sonderbarer Büßungen, deren auch schon die Schriften der Alten erwähnen zu geschweigen! — Das weibliche Geschlecht wird absichtlich völlig vernachläßigt und seufzt unter namenlosem Druck, der sich auch darin zeigt, daß häufig weibliche Kinder gleich nach ihrer Geburt getödtet werden. (S. Wilb. Hoffmann über die Erziehung des weibl. Geschlechts in Indien.) — Die, von den Priestern aus Mißverstand ihrer alten Religionsgesetze aufgekommene Sitte, daß beim Tode des Mannes die Wittwe mit dessen Leichnam sich verbrennen lassen müsse, ist zwar, so weit die Herrschaft der Engländer in Indien reicht, nun verboten, herrscht aber noch in den übrigen Theilen des Landes, wobei oft selbst die Kinder das Feuer schüren. Auch kommen in manchen Gegenden förmliche Menschenopfer vor. — Wüster, wilder Taumel und schamlose Zucht ist mit ihren Götzenfesten verbunden, wie denn überhaupt Grausamkeit, Wollust und Lüge den Character dieser Völker entstellt. — Auch die durch Ackerbau, Gewerbe und Künste von Alters her sich auszeichnenden Chinesen leisten ihren 360 Millionen Göttern den lächerlichsten und oft unsittlichsten Dienst, und bei ihnen herrscht die abscheuliche Sitte des Kindermord's so arg, daß allein in der Hauptstadt Peking jährlich an 9—10,000 Kinder nach der Geburt umgebracht werden. Der neueste Weltumsegler Dümont d'Urville sagt in seinem Reisebericht: „Eine der Beschäftigungen der Polizei von Peking ist es, jeden Morgen die Kinder aufzulesen, die man während der Nacht hingeworfen hat: man schichtet sie auf Karren und bringt sie, todt und lebendig durcheinander, auf den Schindanger. Flußanwohner werfen diese Kinder in's Wasser und die vorbeifahrenden Boote geben auf diese Kinderleichname so wenig Acht, wie auf einen todten Hund." Dasselbe bestätigen alle Reisende die tiefer in das Innere des Landes gekommen sind. Auch alle Berichte der katholischen wie protestantischen Missionäre stimmen damit überein. „Wer dort seine Kinder nicht auferziehen will, oder kann, tödtet sie oder setzt sie an Orten aus, wo sie von Hunden gefressen werden." Und doch ist der Chinese sehr civilisirt! — Viele Inselvölker, besonders auf den Sundainseln, sind der schrecklichsten Mordlust ergeben, die bis zu heißhungriger Menschenfresserei geht.

In **Australien** oder den Inseln der Südsee, wo die meisten Völker, besonders diejenigen, die man Papua's nennt, sich im wildesten thierischesten Zustand befinden, leben oft die Bewohner einer Insel oder einer Inselgruppe in fortwährenden blutigen Rachekriegen mit einander, in denen manche Völkerschaften ganz aufgerieben werden. Menschenopfer, Götzenmahle aus Menschenfleisch, Kindermord zu Ehren der Götzen, empörende Unterdrückung weiblichen Geschlechts, Gliederverstümmelung aus Aberglauben — sind auf vielen dieser Inseln sehr gewöhnlich.

In **Afrika** herrscht unter den meisten Urbewohnern seiner uns bekannten Theile die tiefste Versunkenheit in einen, durch große Rohheit und Lasterhaftigkeit sich äußernden Aberglauben; ja bei manchen Völkerschaften findet sich fast keine Spur von Religion mehr und darum die größte Annäherung an den thierischen Zustand, wie z. B. bei den räuberischen und mordgierigen Buschmännern und Kaffern, die ihre alten Aeltern und Verwandten in die Wildniß stoßen, um sie dem Hunger oder den wilden Thieren preiszugeben, oder bei denen die Mütter mehr als thierischer Weise ihre kleinen Kinder hülflos liegen und sterben lassen. — Die Götter vieler so herab gekommenen Völker sind Fetische (wie z. B. irgend ein Stein, ein Holz, ein Topf, Flaschenstöpsel, getrocknete Eierschalen ꝛc.), die alles Sinnbildlichen ermangeln und ihnen eigentlich nur als Zaubermittel dienen. — Der Charakter des Negerheidenthums insbesondere ist im eigentlichen Sinne Teufelsdienst, und die Einwirkung böser Geister oder Dämonen durch Zauberkünste und Zaubermittel unschädlich zu machen, ihr einziges religiöses Bestreben. Mit solchem Dienste stehen die gräulichsten und unmenschlichsten Gebräuche, wie z. B. die bei Begräbnissen und Festen vorkommenden zahllosen Menschenopfer der Aschanti's in Verbindung, deren Könige auf dem Grabe eines Thronvorgängers oder eines ihrer eigenen Familienglieder oft mehrere Tausende von Sclaven auf einmal hinschlachten lassen, um den „bösen Geist" zu versöhnen. — Bei vielen Negerstämmen des Innern kommt auch die gräuliche Menschenfresserei vor, und bei den meisten findet sich das barbarische Verhandeln der Menschen (oft der nächsten Verwandten) an die europäischen, insbesondere amerikanischan Sclavenhändler, von welchen noch immer Hunderttausende jährlich unter unsäglichen Qualen nach Amerika übergeführt werden, wiewohl man, besonders von Seiten der Engländer, sich es große Anstrengungen und Opfer kosten läßt, diesen die Menschheit entehrenden Handel abzustellen.

In **Amerika** geben die Indianer an roher Blutgier, die sich in mörderischen Kriegen —, an ausgesuchter Grausamkeit, die sich am Skalpiren und Martern der gefangenen Feinde letzt, den wildesten Horden anderer Völker nichts nach. Tiefe Verachtung des Weibes, und Kindermord ist bei manchen Stämmen ganz gewöhnlich. Sie haben wohl eine Ahnung von einem „großen Geist", geben ihm aber oft seine Wohnung in irgend einem Thiere, das sie dann verehren. Obwohl sie ein Leben nach dem Tode und eine Vergeltung glauben, so sind doch ihre sittlichen Begriffe gänzlich verkehrt. Leider werden sie von der Habsucht der Europäer aus ihren angestammten Ländern immer weiter in die rauhen Wildnisse des Westens zurückgedrängt und sinken durch Mangel und Krankheiten in immer tieferes Elend hinab, das mit ihrer gänzlichen Vernichtung droht. — Daß auch die dort eingeführten

Neger noch großentheils in ihrem alten Götzendienst und in den schmutzigsten Lastern leben, ist Folge des entarteten Christenthums ihrer Herren, während das rechte Christenthum einen Theil von ihnen bereits den Rechten der bessern Menschenbestimmung wiedergegeben hat.

---

6. Kapitel.

Entstehung der Staaten.

1. Das Leben in Familien und Stämmen, oder Nomadenleben und patriarchalische Verfassung.

Die Frage, wie sich unter den Menschen diejenige Vereinigung gebildet habe, welche man Staat nennt, läßt sich verschieden beantworten, je nachdem man darunter eine, durch vorher berechnetes Uebereinkommrn entstandene, oder eine ursprünglich aus der Natur der Menschen und der Umstände von selbst erwachsene gesellschaftliche Verbindung versteht. Staat im ersteren Sinn ist ein späteres, aus der Reflexion des Verstandes entsprungenes Product, das oft geradezu die sonst natürlichen Entwicklungsmomente von sich ferne hält; — Staat in letzterm Sinne ist eine geschichtlich frühere Erscheinung, die auf höchst einfachem und natürlichem Wege aus dem Innern der menschlichen und örtlichen Verhältnisse nothwendig hervorging.

Die Entstehung des Staats als einer bürgerlichen Gesellschaft war etwas so unbewußt frei und organisch sich Entwickelndes, wie die Sprache. Denn wo auch nur zwei Menschen in ein freies geselliges Verhältniß — selbst ohne alle Förmlichkeit und ohne alle vorhergehende Verabredung — zusammentreten, entsteht für jeden von ihnen eine Schranke, indem jeder, wenn er das gesellige Verhältniß erhalten will, sein individuelles Wollen und Handeln von selbst so weit beschränkt, daß auch des Andern Freiheit dabei bestehen kann. Diese gegenseitige freiwillige Beschränkung bildet auf jeder Seite ein Recht und eine Pflicht, und diese gegenseitigen Rechte

und Pflichten bleiben so lange fortbestehen, bis andere Umstände dieselben verändern.

Aber schon unter zwei also Verbundenen wird der Eine, bei welchem eine größere Kraft oder mehr Einsicht ist, der herrschende — der Andere der mehr gehorchende, dienende Theil sein. Dieß Verhältniß tritt insbesondere in derjenigen einfachsten Verbindung ein, welche Familie heißt. Und wirklich ist auch das Familienleben die erste und wichtigste Grundlage des Staates und der in ihm enthaltenen Stände. Das mehrgliedrige Familienleben wird durch die von dem Willen des Hausvaters ausgehende Hausordnung zusammengehalten, und über alle waltet die, den Willen und das Handeln der Familienglieder regelnde und beschränkende Haussitte. Der Hausvater als Versorger und Erzieher der Seinigen ist daher zugleich ihr Regent und häuslicher Priester.

Aus der Familie erwuchs nun in weiterer Ausbreitung derselben ein **Stamm.** Denn noch zerstreuen sich da die einzelnen herangewachsenen Familienglieder nicht, wie jetzt bei uns, wenn sie sich ein Lebensgeschäft gewählt haben, sondern alle bleiben, wenn auch neue Familien bildend, wo möglich beisammen und treiben die im Vaterhaus geübte Lebensart fort, während der Vater nun als Stammesoberhaupt an ihrer Spitze steht, und wenn er stirbt, diese Würde dem Stammältesten hinterläßt. Trieb nun ein solcher Stamm Ackerbau und hatte also schon feste Wohnsitze, so lebten und blieben die zu ihm gehörigen Familien zusammen an diesem Orte; trieb der Stamm aber Viehzucht oder lebte von der Jagd, so wanderten die zu ihm gehörigen Familien miteinander von Ort zu Ort, so wie es ihre durch die Thiere bedingte Lebensart erforderte.

Bei Stämmen der letztern Art, die nomadisch leben und auf Hochebenen oder in weiten Gebirgsthälern unbeengt und unbehindert umherziehen können, findet diejenige gesellschaftliche Einrichtung, welche man die **patriarchalische** Verfassung nennt, statt und zwar so lange, als der Stamm diese einfache, einer weitern Entwicklung ihrer Anlagen nicht günstige Lebensart

beibehalten kann; ja bei manchen Völkern (wie z. B. bei den Beduinen in Arabien, den Indianern in Amerika und andern halbwilden Horden in Asien und Afrika) besteht die patriarchalische Lebensart von den urältesten Zeiten an bis auf den heutigen Tag in derselben gleichförmigen Weise: daher denn solche Völker keine eigentliche Geschichte haben.

In patriarchalisch-eingerichteten Stämmen dreht sich alle Geschichte nur um Familienerlebnisse, um angenehme und unangenehme Erfahrungen auf den Wanderungen, um kleine Kämpfe und Versöhnungen entzweiter Glieder oder Stämme, um Familienfeste und Verträge mit andern Stämmen, ohne Beziehung auf allgemein menschliche Ausbildung der Kräfte zu höhern Zwecken. Dennoch findet man bei ihnen die wesentlichsten Grundbedingungen des gesellschaftlichen Lebens in Betreff der auf Person und Sache, Besitz und Erwerb sich beziehenden Rechte.

Uebrigens sind **Nomaden** Völker, **die von einer höhern Stufe** gesellschaftlicher Ordnung, welche ursprünglich durch den Ackerbau gesetzt war, **herabgekommen** sind: je nachdem sie nun das in ihnen wohnende Familiengesetz verlassen oder aber es zum bürgerlichen Gesetz erweitern, sinken sie entweder auf eine noch tiefere Stufe herab, auf welcher der **Wilde** steht; **oder sie erheben sich allmählig wieder** auf die verlassene höhere Stufe, die in ihrer vollen Ausbildung den **Culturstaat** gibt.

2. Ansiedlung. Gesetze. Stände. Kasteneinrichtung.

Die Rückkehr dieser auf eine niedrige Stufe gesellschaftlicher Ordnung herabgekommenen Nomadenstämme zu einem höheren Bildungsstand geschieht in folgender Weise: Sey es, daß ein Nomadenstamm durch die Fruchtbarkeit einer Gegend zur Ansiedelung gereizt, — **oder** daß die durch den Anwuchs seiner Familien bewirkte Verengerung des Weidegebiets — **oder** auch erlittene Verdrängung aus dem bisherigen Weideplatz auf einen Boden, der zur Fortsetzung des Nomadenlebens ungünstig ist — einen solchen Nomadenstamm zwang, sich irgendwo festzusetzen: in allen drei Fällen nimmt sein Leben nun eine andere Richtung und Gestalt an. Er muß nunmehr **mit den Uebeln der Natur,**

denen er vorher bei seinem Wanderleben mehr hatte ausweichen können, in einen beständigen Kampf treten, um sie zu besiegen, — muß z. B. gegen die Winter- und Regenzeit, (der er vorher durch Wanderung in eine südlichere Gegend entging) durch wärmere Kleidung und festeres Obdach sich schützen; muß ausgetretene Flüsse dämmen, um die Früchte seines Fleißes vor Ueberschwemmungen zu hüten; muß, um seine Felder zu befruchten, Kanäle graben und andere Bewässerungsanstalten treffen; muß Wälder ausrotten, Felsen durchbrechen, Sümpfe austrocknen und andere rohe Naturkräfte bekämpfen; — und da die Arbeiten des Landbaus weit mehr als die Beschäftigung der Nomaden von dem Einflusse der Jahreszeiten und der Witterung abhängt, so muß er mehr auf den Lauf der Gestirne merken und wird geneigt, ihren Erscheinungen, so wie auch den Wirkungen der Elemente das Gedeihen seiner Arbeiten unmittelbar zuzuschreiben, und sie da ihm das Wesen Gottes entschwunden ist, als Götter zu verehren.

Auch das gesellschaftliche Leben der Einzelnen unter einander wurde durch Ansiedlung ein ganz anderes, als es vorher in der bloßen Familienverbindung war. Um die angegebenen Hindernisse, welche dem Bau des Bodens oder der Anlegung von gemeinsamen Wohnorten von der Natur entgegengestellt werden, aus dem Wege zu räumen; oder auch um etwaige Beeinträchtigungen anderer feindlicher Stämme kräftiger abzuweisen, — ist Jeder genöthigt, mit seinen Nachbarn in einen nähern Verein wechselseitiger Hülfe zu treten und zum Besten des Ganzen gewisse Pflichten zu übernehmen.

So ergab sich denn zugleich mit der Entstehung einer Niederlassung die Aufrichtung der bürgerlichen Ordnung und in ihr eine natürliche Verschiedenheit der **Stände**, welche auf der von selbst eintretenden Theilung der gemeinschaftlichen Arbeit beruhen, der sich ein Jeder, je nach Geschick und Bedürfniß, zu unterziehen hatte. Diejenigen nämlich, welche der religiösen Ueberlieferung und der mit ihr verbundenen Natur- und Gestirnkunde mächtig waren, widmeten sich der Anwendung dieser Kenntnisse auf das Ordnen und Regieren des Gemeindelebens; Andere

übernahmen die Bebauung des Landes, wieder Andere den Betrieb der durch den Landbau geweckten oder ihn unterstützenden Gewerbe, während wieder Andere, die sich durch Muth und Tapferkeit auszeichneten, die Vertheidigung des Gebiets gegen den Angriff fremder Stämme übernahmen und wegen der damit verbundenen Lebensgefahr eine höhere Auszeichnung als die beiden letztgenannten Stände beanspruchten. So entstund der Priesterstand, der Kriegerstand, der Ackerbaustand und der Gewerbstand. — War mit dem bebauten Land auch noch der Besitz von Weideplätzen verbunden, so besorgte ein Theil als Hirtenstand die Viehzucht in fortgesetzter, wiewohl durch die Gränzen der Niederlassung eingeschränkter Nomadenweise.

Weil nun aber in der neuen Verbindung so vieler, verschiedenartiger Familien- und Stammeshäupter, ungeachtet ihres nunmehrigen gemeinsamen Zweckes, mannigfaltige Anläße zu entgegengesetzten Ansprüchen und daraus hervorgehenden Streitigkeiten vorkommen; so reicht zur Entfernung solcher An- und Zusammenstöße die bisherige natürliche Familien- und Stammessitte mit den daraus fließenden Gewohnheitsregeln nicht mehr aus: es mußten nun gewisse für alle geltende **Gesetze** festgestellt werden, nach denen die auf Personen und Sachen, auf Besitz und Erwerb sich beziehenden Rechte geordnet wurden.

Damit aber diese Gesetze gehalten und der willkürlichen Uebertretung derselben schützende Schranken entgegengesetzt würden, wurden sie als heilig unter den Schutz der Religion gestellt und denen zur Bewachung und Handhabung überlassen, welche vorzugsweise mit der Besorgung der Religion vertraut waren und den Willen der Götter zu erforschen und zu vollziehen für fähig gehalten wurden. — Die Verbindung der religiösen und bürgerlichen Verfassung war im hohen Alterthume unzertrennlich. Jene Verbindung sowohl, als auch diese Ueberwachung derselbeu durch den Priesterstand ergab sich von selbst, und ein so entstandener Priesterstaat ist sogar die geschichtlich älteste Staatenform, — die **theokratische** Verfassung die älteste Constitution.

Da, wie (K. 5, 1.) gezeigt worden, alle Völker, welche nicht in den Zustand der Wildheit herabsanken, noch einzelne, wenn auch entstellte Erinnerungen der Uroffenbarung hatten und die ihnen aus derselben übrig gebliebenen Bruchstücke von Gott als Götter unter gewissen symbolischen Formen verehrten: so gab es bei jedem Volke Solche, welche diese (aus Wahrheit und Irrthum gemischten) Ideen von Gott am längsten und verhältnißmäßig reinsten bei sich bewahrten und im Opferdienste das Volk bei seinem Gotte oder seinen Göttern vertraten und den daraus entstandenen Cultus als Priester besorgten. In so ferne diese Priester nun, als der geistigere Theil des Volkes, auch wesentlichen Antheil an der Aufstellung der das bürgerliche Leben ordnenden Gesetze hatten, so wurden sie auch die Wächter und Handhaber dieser Gesetze, folglich nicht nur in religiöser, sondern auch in bürgerlicher Beziehung die natürlichen Leiter und Lenker des Volks und aller seiner Angelegenheiten. Die Entstehung der Priesterschaft, als eines Standes herrschender Geister, ging also ursprünglich keineswegs aus herrschsüchtiger und betrügerischer Absicht, sondern mit einer gewissen Nothwendigkeit aus der natürlichen Ueber- und Unterordnung der Geister hervor: erst der weiterschreitende Verfall der Religion, der auch in den Wächtern des für göttlich geachteten Gesetzes die Leidenschaften, insbesondere die Herrsch- und Habsucht, mehr und mehr entfesselte, brachte diesen Stand zu der an ihm verhaßt gewordenen Ausartung.

So weit die Priester noch nachweisen konnten, welche Ansichten von Gott und Welt in ihrem Cultus lagen, so weit reichte ihre Lehre und ihr Dienst. Je mehr das übrige Volk den Sinn für diese höheren Ideen verlor, desto mehr suchte der heidnische Priesterstand sie durch Geheimdienst in Geheimlehren festzuhalten und die Kenntniß derselben bei sich fortzuerben, bis auch dem Priesterstande allmählig die tiefere Bedeutung seines Cultus entschwand und dieser Cultus vollends als etwas rein Aeußerliches in leeren Formen erstarrte. Die Ueberlieferung aller mit dem Priesterthum verbundenen Kenntnisse der Religion und des ihr einverleibten menschlichen Rechts vom Vater auf den Sohn machte den Priesterstand zu einer geschlossenen **Priesterkaste.** Mit der Ausbildung der Priesterkaste aber hing in der Regel auch die kastenartige Einrichtung der übrigen Stände zusammen.

Denn indem ein Vater die durch Uebung und Erfahrung gewonnenen Kenntnisse seines Berufsstandes als ein wohlerworbenes Besitzthum betrachtete,

das ihm sein zeitliches Bestehen und Fortkommen sicherte, entstand ihm der natürliche, freilich egoistische Wunsch, diese seine Kunst mit allen ihren stehenden Regeln auch auf seine Nachkommen als ausschließliches Eigenthum zu übertragen. Um die Erblichkeit dieser Berufsrechte desto sicherer zu stellen, suchte er ihre Veräußerung dadurch unmöglich zu machen, daß er jene unter den Schutz der Religion stellte, wobei ihm das Interesse des Priesterstandes entgegen kam, der bei einer strengen Sonderung der Stände die Ausübung seiner Herrschaft erleichtert sah. Durch diese mittels der Religion aufgerichtete Scheidewand zwischen den Ständen erschien alsdann jeder fremde Eingriff in die Rechte des Standesberufs, so wie jeder Uebergriff in einen fremden, als eine Entheiligung, und diese als eine Sünde, auf deren Begehung Schmach und Abscheu lastete. So kamen die Stände als Kasten unmittelbar aus dem Familieninteresse hervor.

3. Priesterstaaten und priesterliche Despotenstaaten.

Staaten, in denen das Volk in gesonderte Kasten geschieden war, nennt man Priesterstaaten, weil in ihnen immer die Kaste der Priester als die erste und vornehmste erscheint, indem sie gleichsam die höhere Intelligenz des Volkes in sich faßt. Nach ihr kam in solchen Staaten dem Range nach gleich die Kaste der Krieger, die als Landesvertheidiger und Inhaber aller Mittel physischer Macht nur den Priestern, so lange sie deren geistige Uebermacht anerkannten, nachstehen wollten, und so zu jenen, den Herrschern des Volkes, sich als Adel im Volke verhielten. Hierauf folgte die Kaste der Landbauer, von deren gesegneter Arbeit das Bestehen des Staates vorzugsweise abhing. Nun erst kam die Kaste der Handwerker, die anfangs nur die nützlichen, zum Leben unmittelbar nöthigen Kunsterzeugnisse fertigten, bis sie erst im Fortgange der bürgerlichen Ausbildung auch die feinsinnlicheren Bedürfnisse zu befriedigen veranlaßt wurden. — Wo eine Kaste der Hirten, entweder als Rest der früheren verlassenen Lebensart, oder auch, als von außen erst hinzugekommen, sich zur Ansiedlung hielt, da galt sie als die niedrigste, und war wegen der, ihr aus der Beschäftigung mit dem Kleinvieh anklebenden Unreinlichkeit und geringen Bildung als unheilig verachtet, so daß die nähere Berührung mit ihr als religiös-verunreinigend angesehen wurde.

Da sich die Kasteneinrichtung „als ein Abbild göttlicher Ordnung" darstellen sollte, so wurde die Vermischung einer höhern Kaste mit einer ihr im Range nachstehenden — sey's durch Betreibung der Geschäfte dieser andern Kaste oder auch durch Verheirathung mit einem Gliede aus derselben — als eine gräuelhafte Versündigung gegen die göttliche Ordnung angesehen, welche den Verlust der höhern Kastenrechte, ja in manchen Staaten die Verwerfung in eine dadurch entstehende unreine Kaste nach sich zog. Diese strenge Absonderung wurde noch dadurch verstärkt, daß das Leben jeder Kaste sich in besondern Formen der „Etiquette" bewegte, die desto strenger war, je höher die Kaste stand, so daß vorzüglich die Priesterkaste sich mit dem strengsten Ceremoniel umgab, welches ihr häusliches und öffentliches Leben umschloß.

Wo die Priesterkaste allein die Herrschaft in Händen hatte, wie in den frühesten Zeiten bei den Alt-Baktrern, Indern und Aethiopen, da entstanden vollständige Priesterstaaten. Wo aber gegen die innere Macht der Priesterherrschaft bald die äußere Macht der Kriegerkaste (des Adels) aufstand, um die Handhabung des Gesetzes an sich zu reißen, — sey es nun, daß die Kriegerkaste schon vorher im Lande heimisch war, oder daß ein fremder kriegerischer Stamm den Staat überfiel und sich in demselben festsetzte —: so kam es darauf an, ob es ihm gelang, den Priesterstand ganz oder nur zum Theil um die Herrschaft zu bringen. In dem letztern Falle, in welchem er die Herrschaft mit ihm theilte, entstunden unvollständige Priesterstaaten, in denen zwar eines der kriegerischen Häupter zum König sich erhob, aber doch von der priesterlichen Gewalt das Ansehen borgen und sich nicht nur die Weihe geben, sondern auch im Grunde doch dem Priesterstande noch sehr wesentlichen Einfluß auf die Regierung lassen mußte. In solchem Falle verwandelte sich also die Hierokratie in eine Kriegerdespotie, wie wir sie im Alterthum bei den Aegyptern, Chaldäern, Assyrern, Medern und Persern finden.

Im Falle der Kriegeradel in einem seiner Häuptlinge die volle Herrschaft an sich riß und dem Priesterstande nur die Besorgung des Cultus und sonst keinen maaßgebenden Einfluß auf die Regie-

rung überließ, da trat rein weltliche, bloß auf der Willkühr des Schwertes beruhende Despotie ein, bei der aber doch selbst in den spätern Staaten des Alterthums zur Aufrechthaltung des weltlichen Gesetzes noch von der Religion der Schein göttlichen Ursprungs entlehnt und wichtigen Regierungsverhandlungen durch Beiziehung priesterlicher Verrichtungen der Stempel göttlicher Sanction aufgedrückt wurde.

Gewöhnlich waren es in Barbarei versunkene Stämme und Völker, die von innern Unruhen aus ihrem Lande geworfen oder durch Habsucht gelockt, in die Nähe blühender Völker kamen und dann mit der frischen Kraft ihres Arms „in die Gränze welkgewordener Staaten einbrachen und sich herrschend in den Genuß der Früchte setzten, die das bezwungene Volk ihm bauen mußte." So gründeten sich Reiche mit weltlichem Gesetz der Eroberer, und die Großen der erobernden Nation nahmen durch ihre Macht an der Verwaltung des Reiches Theil, bis Einer eine Dynastie (Herrschaft eines Fürstengeschlechts) gründete, welche, durch den Adel gestützt, die Bezwungenen regierte. In einem solchen Reiche zerstören entweder die Eroberer durch ihre überwiegende Barbarei die schon vorgefundene Cultur der Bezwungenen, oder sie nehmen dieselbe in empfänglicher Weise an und auf, oder sie fügen durch andere mitgebrachte Einrichtungen und Gewohnheiten neue Bildungselemente hinzu, und geben so allmählig vermöge überwiegender Geistesanlagen den vorgefundenen Bildungsformen und Bildungsstoffen ein neues Culturgepräge. Erscheinungen der letzteren Art traten aber mehr im Occident auf.

Die beiden Arten der oben bezeichneten Priesterstaaten kamen nur im Orient zur Ausbildung. Die vollständigen Priesterstaaten, bei welchen Religion, bürgerliches Recht und Staatsverfassung innigst verbunden und verschmolzen waren, stellten in den Gliederungen ihres innern und äußern Bestandes das Abbild „himmlischer Ordnung" d. i. einer den Verhältnissen der Gestirne entnommenen sinnlichen Weltordnung vor, weil die Religion des höchsten heidnischen Alterthums Sabäismus war, welchem die Gestirne als Götter und deren Lauf und Bewegung als eben so viele Erscheinungs- und Offenbarungsweisen des göttlichen Waltens vorkommen. In der unwandelbaren „Stetigkeit der Sterne", insbesondere der Sonne, die vorzugsweise als Sinnbild der Gottheit galt, sah jenes Alterthum das Vorbild für seine menschlichen Ein-

richtungen, und die ganze Stufenfolge der Kasten, so wie insbesondere die der Priesterkaste eigenthümlichen ceremoniellen Formen sollten jene Ordnung und Stetigkeit nachahmen und jeder freien, nach Selbstständigkeit trachtenden, das Ganze in seinen Theilen leicht verrückenden Bewegung eine feste Schranke setzen.

Da jedoch diese Ordnung eine falschgöttliche und nur ein Scheinbild der wahren und ewigen Gottesordnung war, so mußte sie allmählig zu einer rein mechanischen, alles wahre Leben erdrückenden, jede gesunde Lebensbewegung hemmenden Ordnung, und der so eingerichtete Staat mit seinem starren, den Gestirnen abgeborgten „lieb- und leblosen Gesetz" zu einer seelenlosen Maschine werden. Daher denn wenigstens die Natur ihre Rechte geltend machen wollte und mit dem Auftreten weltlicher Despoten einen Theil jener einförmigen beengenden Schranken zu durchbrechen und einer andern Lebensordnung, die den einzelnen Menschen mehr Bewegung und Regung verstattete, Bahn zu machen suchte, wenn gleich dieß nur zum geringen Theile gelang, und der neugegründete weltliche Despotismus eines Kriegsfürsten selbst bald wieder einem Leben tödtenden Mechanismus verfiel. Denn auch die unvollständigen Priesterstaaten, die man füglich priesterliche Kriegerstaaten nennen könnte, konnten sich von dem das orientalische Alterthum beherrschenden rein äußerlichen Weltgesetze, wie es der Sterndienst auffaßte, nicht losmachen, und selbst die königliche Macht des Despoten mußte sich zu ihrer eigenen Erhaltung als das Abild der göttlichen Macht darstellen, die, je mehr ihr menschlicher Inhaber mit seinen ungöttlichen Leidenschaften hinter dem gedachten (vollends hinter dem wahren) Urbild zurückblieb, als eine desto kläglichere Lüge und traurigere Carricatur des Heiligen erschien. *)

Nichts desto weniger ist in den Staaten der letztern Art bei aller despotischen Schlechtigkeit und sclavischen Verderbniß dennoch eine größere Lebensregung der Einzelnen, so wie auch eine größere Mannigfaltigkeit von Bildungselementen wahrzunehmen, die aber freilich ohne Hinzutritt eines neuen tiefer eindringenden Gährungs-

*) Vergl. über die Staatenbildung: Leo's Universalgeschichte I. S. 15. ff.

stoffes der Freiheit ebenfalls erstarren und so am Ende eine Verknöcherung des Geistes und Versteifung und Verrenkung des Lebens bewirken, wie sie den Chinesen widerfahren ist.

Die nähere Entwickelung der hier angegebenen Grundzüge der ältesten Staaten des Heidenthums ist in der nun folgenden Darstellung des Lebens der wichtigsten Völker des orientalischen Alterthums enthalten, welche nicht sowohl nach ihrem Alter in der Weltgeschichte (denn mehrere dieser Staaten haben sich gleichzeitig ausgebildet), als vielmehr nach dem Grade angeführt sind, in welchem sich ihr anfangs einfacheres, wenn auch falsches, auf dem Gesetze sinnlicher Weltordnung beruhendes Lebensprincip veräußerlicht hat.

Zweites Buch.

Die Culturvölker des heidnischen Alterthums im Orient.

Zweites Buch.

Die Culturvölker des heidnischen Alterthums im Orient.

1. Kapitel.

Das Zendvolk.

I. Die Wanderung der Arier und Dsjemschid's Niederlassung.

Asien ist von Gebirgen durchzogen, die in den Urzeiten die Brücken waren, welche die Hochlande verbanden, während die Tieflande noch Meeresboden waren, — was sowohl von den Landen auf der Ostseite des Ural und vom kaspischen Meer und dem Aralsee an bis zum Nordpolarmeer, als auch von den Ländern in Südasien am Indus und Ganges zu vermuthen ist. Solche Hauptverbindungsbrücken waren zwischen Vorderasien und Europa westlich der Kaukasus mit dem Ararat und Kuholbürs, östlich der Belurtagh und Mustagh mit dem tübetanischen Hochland, — zwischen Indien und dem östlichen Hochpersien der Hindukusch. Von den auf beiden Seiten dieser Gebirgszüge liegenden Hochebenen aus verbreitete sich das geschichtliche Culturleben in die allmählich ausgetrockneten Niederungen.

Dies erkennt man daraus, daß die vorderasiatischen und europäischen Stämme mit den Erinnerungen ihrer Herkunft auf den Osten, die Inder auf den Norden, die Chinesen auf den Westen, die Alt-Baktrer oder das Zendvolk (auch östliche Iranier genannt) auf den Süden hinweisen. Alles deutet darauf hin, daß die Völker, welche zunächst im Norden und Süden dieser Gebirge, insbesondere diejenigen, welche diesseits und jenseits des Hindukusch, so wie in den Niederungen des Euphrat und Tigris wohnten, bei aller Verschiedenheit der Sprache, ursprünglich doch Eine auf astronomischer Auffassung der Gottesideen beruhende Religion und viele daraus hervorgehende Sprach- und Bildungszüge mit einander gemein hatten.

Am ursprünglichsten und unvermischtesten wurde diese urälteste Bildungsweise von zwei durch die Höhen des Hindukusch getrennten Völkern bewahrt, von denen das eine auf der Nordseite dieses Gebirgszugs, das andere auf der Südseite desselben sich niedergelassen hatte. Diese beiden durch den Hindukusch getrennten Völker hatten, wie aus genauen Untersuchungen *) hervorgeht, in vorgeschichtlicher Zeit gemeinschaftliche Ursitze gehabt und höher hinauf im tübetanischen Hochlande in den Quellgebieten der Flüsse Dsjihun und Sihun (jetzt Amu und Sir oder Sihon, die bei den Alten Oxus und Jaxartes hießen, und beide, jener südlich, dieser nordöstlich in den Aralsee fließen) unter dem gemeinschaftlichen Namen **Arier** beisammen gewohnt. Hier in diesem Hochlande waren die arischen Völkerstämme durch die Verzweigungen des innerasiatischen Gebirgsknotens, nämlich durch den Belurtagh (d. i. Wolkengebirg) nordwestwärts, weiterhin durch dessen Fortsetzung, den Mustagh (d. i. Eisgebirg, den Imäus der Alten) nordostwärts, dann durch den Himâlaja südostwärts, nachher ostwärts, vom innern oder centralen Asien abgeschlossen, so daß sie ihre Entwicklung nur nach dem Westen und Süden hin finden konnten.

Nach dem Verlassen dieses Ursitzes wendeten sie sich daher zu-

*) S. Lassen's indische Alterthumskunde I.

nächst westlich, trennten sich aber alsdann auf der Weiterwanderung aus innern Gründen (wie sich unten bei den Indern zeigen wird), bis der Hindukusch sie für immer schied. Von den im Norden dieses Gebirgs zurückgebliebenen Ariern nun, die man auch Iranier im weitern Sinn nennt, bildeten die östlicheren derselben in den Niederungen jener Flüsse Dsjihun und Gihun einen Priesterstaat, der sich über die, im griechischen Alterthum Sogdiana, Hyrkanien und Arachosien genannten Länder ausdehnte und seine Verfassung und Gesetze nicht von einem andern Volke entlehnt hat. Späterhin wurde dieses Volk von den Assyrern, Medern und Persern nacheinander unterjocht und obgleich es sich unter diese ganz verlor, so gelang es doch seiner Priesterkaste, die Religions- und Rechtsverfassung ihres Priesterstaates auf die Sieger überzutragen. Durch diese, insbesondere aber durch die Perser, ist sodann die Kenntniß jenes Priesterstaates nicht nur in der von diesen nachgebildeten Staatseinrichtung sondern auch sogar in den von diesen angenommenen und bewahrten Religionsbüchern jenes untergegangenen Volkes auf uns gekommen.

Die Sammluug dieser Religionsbücher, von denen erst ein Theil durch Uebersetzungen französischer und deutscher Gelehrten zu unserer Krnntniß gekommen ist, heißt Avesta, d. i. göttliches Wort; die Sprache, in der sie geschrieben sind, heißt Zend: daher jene Schriftensammlung auch Zendavesta, das ostiranische (oder altbaktrische) Volk selbst aber auch Zendvolk genannt wird.

Der Zendavesta enthält die Lehren **Zarathustra's** oder Zoroaster's, eines Weisen, der im Zendvolke als Religions- und Staatsordner auftrat und einem früheren Weisheitslehrer desselben Volkes, Namens Heomo, auch Hom, oder Homanes (eigentlich Haôma) herrührenden Religions-, Sitten- und Rechtslehren erneuerte und weiter ausbildete. Wann Zoroaster gelebt habe, läßt sich schwer bestimmen. Jedenfalls aber lebte er vor jener Zeit, in welcher sein Volk von den Assyrern bezwungen wurde; ja schon in den ältesten Religionsbüchern der Inder erscheint die (durch ihn) reformirte Zendlehre im Lichte der Abtrünnigkeit (K. 2, 1.).

Nach Aussage der Parsen waren „bis auf die Zeit des Einbruchs Alexanders des Großen in das persische Reich die heiligen Schriften des alten Zendvolks in 21 großen Abschnitten aufgestellt vorhanden“, die aber fast alle durch die Wirren des griechisch-persischen Kriegs verloren gegangen sind; nur Ein ganzer Abschnitt und einige Bruchstücke der übrigen haben sich erhalten. Jener übrig gebliebene Abschnitt heißt **Vendidad**, ist in der uralten reinen Zendsprache geschrieben und in Form eines Dialogs (Zwiegespräch's) abgefaßt, in welchem Zoroaster vom Lichtgott Ahura-Mazdâ (Ormuzd) Unterweisung erhält. Diese bezieht sich theils auf die frühere Geschichte dieses Volks, theils auf die politische Verfassung desselben, so wie auf die ihr zum Grunde liegende Religionsansicht.

Nach diesen Schriftüberresten ist des Volkes ältester Name in der Zendsprache Airjâs (im griech. Ἄριοι, Arier, ein Name der dann später auch auf die Meder überging). Es war Anfangs ein Nomadenvolk, das von der oben schon bezeichneten Gegend des asiatischen Hochlands (dem Berglande an der Gränze der Bucharei, dem Mustagh- und Belurland, und im Norden bis zur Nähe des Altai), genannt Airjanem Vaêg'ô, auswanderte, weil ihm das Klima mit seinem 10monatlichen Winter zu rauh und kalt war, während es, wie Ueberreste einer früheren Schöpfung bezeugen, in noch frühern Zeiten sehr mild war. Noch heißt im Zendavesta das Belur- und Mustaghgebirg „der heilige Berg“ und wird als Urquell der Gewässer angerufen.

Auf seinen langen Wanderungen machte das Volk der Arier sechzehnmal Versuche, sich anzusiedeln, wurde aber bald durch ein physisches Uebel, wie z. B. durch Ungeziefer, das ihren Heerden schädlich oder auch ihnen selbst unbequem war, durch Unfruchtbarkeit des Bodens ꝛc., oder auch durch ein sittliches Uebel, z. B. religiöse Skrupel, oder überhandnehmendes moralisches Verderben ꝛc. genöthigt, die Niederlassung wieder aufzugeben und weiter zu wandern.

Als solche Aufenthaltsorte werden die daraus entstandenen Städte Çughda oder Soghd (das späterhin berühmte Samarkand im reizenden Thale al Soghd oder des alten Sogdiana), Môuru oder Merw (westlich davon in Chorasan), Bakhdi oder Balkh (in Baktrien), Harôiu oder Herat, Kabul u. a. genannt.

Endlich ließ sich ein Theil des Volkes in den Niederungen des Flusses Dsjihun (Oxus) dauernd nieder, während andere Stämme desselben in den Gebirgen und Steppen jener Länder ihr Nomadenleben fortsetzten, (wie z. B. der Urstamm der Perser, der Meder), andere sich noch weiter westlich wandten. Dieser Uebergang aus dem Nomadenzustand zu festen geordneten Sitzen geschah unter dem Priesterkönig **Dsjemschid**, der das in Besitz genommene, vorher unbewohnte Land, Veriene genannt, nach religiösem Schema eintheilte und von seiner Residenz Ver aus auch das ganze Land und Volk regierte, das die wohlthätigen Segnungen dieser neuen Lebensordnung als eine göttliche ansah und empfand.

Der Name Dsjemschid wird im Zend geschrieben G'emshid, und ist zusammengezogen aus Jmia Kshaêta d. i. Jima der König. Derselbe Name des mythischen Begründers des menschlichen Staates kommt bei den Persern vor und darf nicht dem assyrischen Dejoces gleichgesetzt werden. Jima (spr. Dschima) ist bei den Iraniern erster Stifter des Ackerbaus und des geordneten Lebens und geselligen Gemeinwesens. Der Gott Ahura-Mazdâ erklärt dem Zoroaster, „er habe dem Jima vor allen Menschen das zarathustrische Gesetz gelehrt; doch lehnte Jima es ab, der Träger und Verbreiter dieses Gesetzes zu seyn. Statt dessen richtete er die Erde ein, führte die trefflichsten Bäume und nährendsten Gewächse, die besten Thiere und Menschen, die glänzenden Feuer in die verschiedenen Bezirke (pars. vêr) ein; er leitete die Gewässer dahin, errichtete Wohnungen: in diesen herrschte vollständige Ordnung; es war da kein ungerechter, kein verunstalteter Mensch: er heißt daher der gute Versammler." — Man sieht, daß, was vielleicht unter einer ganzen Dynastie geschah, dem Gründer derselben zugeschrieben wird.

Unter Dsjemschid's Nachfolgern war sein Tochtersohn Feridun, dessen Söhne Tur und Iret sich entzweiten und eine Theilung des Landes in zwei Reiche Turan und Iran veranlaßten, deren Gränzscheide der Dsjihun war. In dem Reiche Iran (südlich von Dsjihun) kam späterhin die Dynastie der Keanier auf, unter deren fünftem Könige, dem Ke-Gustasps (d. i. König Vistaspa), eben jener weise Zarathustra oder Zoroaster (Zerduscht) lebte. — Bis auf diese Zeiten gehen die historischen Nachrichten der Zendschriften, und die weiteren Nachrichten, von da an, wo es höchst wahrscheinlich den Assyrern zuerst unterlag, geben uns die griechischen Schriftsteller.

2. Staatsverfassung. Zoroaster's Religionsverbesserung.

Ueber die politische Verfassung der Airjâs oder des Zendvolks ersieht man aus der Vendidad, daß dieses Priesterreich vier Kasten oder geschlossene Stände enthielt: Priester, Krieger, Ackerbauer und Gewerbleute, unter welche letztere auch die Kaufleute und Zolleinnehmer gerechnet wurden. Ihr König war aus dem Priesterstande, zu welchem auch die Richter und alle Beamten gehörten: denn auch die übrigen Kasten (vielleicht mit Ausnahme des Gewerbstandes, als des niedrigsten) hatten ihre Häupter, welche aus dem Priesterstande waren; und außerdem hatte jede Landschaft, jede Stadt, oft jede Straße ihren eigenen Oberbeamten. Das mit der königlichen Würde verbundene Oberpriesterthum war erblich. Auch Zarathustra, so wie sein Sohn, waren Oberpriester. — Alle bürgerlichen Gesetze erscheinen als Ausspruch des göttlichen Willens uud jede Strafe als ein Gottesgericht.

Die von Zoroaster neu begründete und zum Theil veränderte Religionslehre beruht auf dem Prinzip des Dualismus, d. h. sie theilt die ganze Welt des Geistes in zwei selbstständig einander entgegenstehende Reiche, in ein Reich des Lichts oder der guten Geister, an deren Spitze Ormuzd (eig. Ahura-Mazdâ d. i. der hochweise Gebieter), und in ein Reich der Finsterniß oder der bösen Geister, an deren Spitze Ahriman (eig. Agromainyus) steht. Die guten Geister oder Amschaspand's (Amesha Çpenta) werden in beständigem Kampf mit den bösen oder Dew's dargestellt, deren schädlichen Einfluß durch Opfer und Sühnungen abzuwenden das Geschäft der Priester. Jener Kampf, sagen sie, werde mit der Besiegung Ahriman's enden.

In Betreff des Menschen behauptet diese Lehre die ursprüngliche geistige Freiheit und Reinheit des Menschen und schreibt die in ihm wohnende Sünde dem Einfluß jener bösen Geister zu: jeder Mensch habe eine in sich geschiedene Natur und sey gleichsam „zweimal vorhanden, einmal als sündiger Mensch dem Einfluß dieser bösen Geister ausgesetzt und im Kampf mit ihnen;" das zweitemal als sein eigner guter „seiner Urbestimmung entsprechender Geist" oder seine Urseele, in welcher überirdischen Gestalt der

einzelne Mensch sein Fravashi, d. i. sein Fortwachs, gleichsam seine sich im Leibesleben entfalten-wollende Seele, oder „wie die Perser sagen, sein Ferver" heißt.

Zoroasters Religionslehre hat zugleich eine astronomische Grundlage. Denn der fast immer heitere, gänzlich regenlose Himmel läßt dort die Gestirne in ihrem lebhaften Glanz erscheinen und lädt zu ihrer genauern Betrachtung ein, zu welcher anderseits nicht minder die vielfachen angestrengten Beschäftigungen mit dem Anbau des Bodens nöthigt, der erst durch künstliche Bewässerungsanstalten ergiebig gemacht werden mußte. Daher kannte dieses hohe Alterthum schon die Eintheilung des Sonnenjahrs in zwölf Monate oder 360 Tage mit fünf Ergänzungstagen und eben so den, das Himmelsgewölbe in zwölf Theile theilenden Thierkreis (Zodiacus), dessen Sternbilder man sich „in geistiger Auffassung als die Gehülfen der Gottheit bei der Weltschöpfung" dachte. Die sieben großen, dem bloßen Auge beweglich erscheinenden Gestirne (Sonne, Mond, Mars, Merkur, Jupiter, Venus, Saturn) faßte man als die „sieben obersten Genien" oder Himmelsgeister, deren Herrschaft in der Geisterwelt auch durch die Ueberordnung jener sieben beweglichen Sterne über die übrigen Himmelskörper vorgebildet erscheint *).

Diese Religion und die auf sie gegründete Staatseinrichtung hat sich dadurch, daß sie, wie oben berührt worden, durch ihren Priesterstand auf die Meder und durch diese auf die Perser überging, einen tiefen nnd langdauernden Einfluß verschafft.

---

2. Kapitel.

Die Inder.

1. Ursitze der Inder. Einwanderung in die vorderindische Halbinsel.

Der Priesterstaat der alten Inder verdient unter allen alten Culturstaaten eine viel nähere Betrachtung, als ihm sonst bei

*) S. Leo's Univ. Gesch. S. 40—50.

einer weltgeschichtlichen Völkerschau gewöhnlich zu Theil wurde, weil schon in vorgeschichtlicher Zeit (wie sich aus der nahen Verwandtschaft der indischen und europäischen Sprachen, so wie der griechischen und nordischen Mythe mit der indischen ergibt) zwischen Indien und den gebildeten Völkern des Westens, sey's durch Eroberung, sey's durch Völkerwanderung ein unverkennbarer Zusammenhang Statt gefunden hat, und neuere Forschungen*) sich mit Vorliebe diesem, mehr und mehr in die Geschichte tretenden Wunderlande zuwenden.

Unter den Bewohnern der vorderindischen Halbinsel muß man das Volk der Ureinwohner mit ihrer eigenthümlichen Sprache, Farbe und niedrigen Bildungsstufe von einem später eingewanderten vollkommener organisirten Culturvolke wohl unterscheiden. Das letztere, das man von seiner Sprache auch das Sanskritvolk nennen kann, ist eben dasjenige Volk, welches in historischer Zeit mit dem so eben behandelten Zendvolke unter dem gemeinschaftlichen Namen Arier (im Zend. Airjàs, im Sanskrit Arjàs, d. i. die Ehrwürdigen, Trefflichen) als ein Zweig der großen indogermanischen Völkerfamilien Ein Volk ausgemacht und sammt allen zu ihm gehörigen Stämmen (die nachmals nach eingetretener Trennung als griechische, römische, keltische, germanische, litthauische, slavische ꝛc. Stämme im Occident auftreten, s. I. 4, 2 u. 4), mit einer Gesammtsprache und mit Einer und derselben schon hohen Cultur auf Einem Länderraume beisammengewohnt hat.

Dieses gemeinschaftliche Urstammland ist (nach K. 1, 1.) im heutigen Kleintübet in den Quellgebieten des Oxus und Jaxartes zwischen den hohen Ketten des inner-asiatischen Knotengebirgs am Belurtagh und Mustagh, zu suchen, wo auch der hohe Kailâsa als Wohnsitz der altindischen Götter (als indischer Olymp) liegt und von wo aus auch die Inder, wie das Zendvolk, die Weltströme ihrer Kosmographie herleiten. Noch finden sich dort ursprünglich arische Völkerstämme, die sich allein von dort aus nach dem innern Hochasien hinein verbreiten.

*) In den nun folgenden drei ersten Abschnitten sind die neuesten Forschungen von Lassen in den zehn weitern die von Lassen, Benfey, Bohlen berücksichtigt.

Nach dem Verlassen jenes rauhen, kalten Ursitzes wanderten diese beiden Hauptzweige des arischen Volkes, neue Sitze gegen Westen suchend, eine Zeit lang miteinander fort, bis sie wegen einer tiefen, religiös-politischen Spaltung in Lehre und Cultus sich trennten und der Hindukusch die Brückescheidewand zwischen den iranischen Ariern (dem Zendvolk) und den indischen Ariern (dem Sanskritvolk) wurde.

Für die ehemalige Einheit beider Völker sprechen 1. die Beziehungen der ältern Sanskritsprache (in den ältesten indischen Religionsbüchern) zu der alt-iranischen oder Zendsprache, die zwischen beiden weit enger war, als zwischen den sich nächststehenden Sprachen ihrer übrigen (indogermanischen) Geschwister-völker; 2. ihre geographische Nähe und der unvermerkte Uebergang in einander (durch das schöne, kräftige Volk der Kafir, die, als eigentliches Verbindungsmittel zwischen der iranischen und indischen Familie, in dem Hochlande zwischen dem innern und äußern Hindukusch sitzen und die Vorfahren der jetzigen Afghanen sind); 3. ihre frühere Uebereinstimmung in Lehre und Sage in der vor-zoroastrischen Zeit, da beide Völker noch die Verehrung der Sonne, des Mondes und der vier Elemente in genauerer Art und Weise theilten, als die andern indogermanischen Völker. Nach ihrer Trennung verlor sich die frühere Uebereinstimmung im Laufe der Zeit, theils durch Umbildung, theils durch absichtliche Abweichung, die ihren Grund in der Entzweiung der Ansichten hatte.

Die Frage, auf welchem Wege das arische Volk der Inder in die vorder-asiatische Halbinsel gekommen sey, kann nach den neuesten gründlichen Untersuchungen als dahin entschieden betrachtet werden, daß es mit seinen Heerden aus dem Oxuslande durch die südwestlichen Pässe des Hindukusch zunächst in das nachmalige ostpersische Hochland, d. i. in das heutige westliche Kabulistan und Afghanistan wanderte, das sich als Alpenland eben an jene von den Alten Paropamisus genannte Bergkette des Hindukusch anlegt, und sich weiter gegen Osten hin zum Himâlaja erhebt. Auch von Herat her um die Vorsprünge des Paropamisus durch Arachosien und daher über Ghazna konnten sie dahin gelangen.

Denn die heilige Sarasvati, ein Fluß, an welchen die indische Sage die älteste indische Geschichte knüpft und der Fluß Sarajû (im Zend: Haroju bei der gleichnamigen Stadt, dem heutigen Herat) an welchem die Hauptstadt des

ersten indischen Königreichs Ajôdhjâ lag, finden sich auch bei den Iraniern genau wieder und „lassen vermuthen, daß die Indier diese Namen nach Indien mitbrachten und ihre neuern Sitze nach ihren frühern benannten."

Die Wege durch die östlichen Pässe des Hindukusch in's östliche Kabulistan, welche die rauhesten und beschwerlichsten sind, die es gibt, kann nicht die Masse der Arier nach Indien genommen haben, sondern nur einzelne kleinere Stämme derselben, die man dort unter dem heutigen Namen Daraba-Stämme in den goldreichen Thälern des obern Indus (sanskr. Sindhu, d. i. Strom) findet.

Jenes westliche Kabulistan ist ein großes Bergland im Norden der Ebene des Pendschab (Peng'âb) oder des Fünfstromlandes (des Landes nämlich, durch welches die östlichen Nebenflüsse des Indus strömen) und wird von den genannten Vorketten des Himâlaja in viele Gaue zertheilt. Es enthält neben dürren Steppen die fruchtbarsten und gesegnetsten Thäler der Erde, darunter vorzüglich das vom obern Hydaspes, einem jener Nebenflüsse des Indus, durchströmte Kaschmirthal (Kaçmira), das auf einer Hochebene ein 16 geogr. Meilen langes und 6 Meilen breites, von Bergen rings umschlossenes Viereck bildet, und dessen friedliche Bewohner durch Schönheit und Ebenmaß der Glieder, so wie durch natürlich gute Anlagen des Geistes und Gemüthes ihrem, durch fruchtbaren Boden nnd gesundes Klima glücklichen Lande entsprechen und ihren arischen Ursprung nicht verläugnen. (Durch eine achthundertjährige schlechte Regierung steht jedoch jetzt das Kaschmirland auf einer tiefen Stufe des Elends.)

Hier nun in diesen vielen Alpenthälern des westlichen Kabulistans — dieses für Indien nothwendigen Vermittlungslandes mit dem ganzen Westasien — waren lange Zeit hindurch, wie die noch dort sich vorfindenden indischen Alterthümer bezeugen, die Uebergangssitze der alten Inder, bis sie endlich durch nachdrängende Stämme vorwärts geschoben wurden und im Süden Kabulistans durch das Pendschab (über das heutige Lahore und Amritsir) durch die indischen Pforten oder Engpässe, also auf der Hauptstraße ins innere Indien kamen, auf welcher in der Folge so oft

noch wandernde Völker hinein und Karawanen hin und her zogen, ohne die Wüsten durchschneiden zu müssen.

Nach ihrem Eintritt in Indien verbreiteten sich die arischen Einwanderer nachweislich nach dem Süden und Osten und veranlaßten die frühere Urbevölkerung der Halbinsel, sich vor ihnen nach den Gebirgen im Süden und zum Theil auch im Norden zurückzuziehen, mit Ausnahme desjenigen Theils, der sich den Bildungseinflüssen der ihnen körperlich und geistig überlegenen Fremdlinge mehr oder weniger gutwillig fügte. Dieser Gang der arischen Ausbreitung in der Halbinsel weis't unverkennbar darauf hin, daß dort das Sanskritvolk vom Nordwesten her aus dem östlichen Pendschab und der Umgegend des, im Westhimâlaja (in einer Höhe von 19,000 F.) entspringenden Flusses Jamunâ (Dschumna) hereinkam, die noch jetzt zu den geheiligtsten Orten Indiens gehört.

Den Weg um die sog. heiligen Seen im kalten Hochlande, am Flusse Sarajû aufwärts, über die Nordhöhen des Himâlaja herüber konnten die Einwanderer mit ihren Heerden unmöglich genommen haben, wenn man auch annehmen will, daß einzelne Ansiedler oder kleinere Ansiedlerzüge über diese schwierigen, nur einem geringen Handelsverkehr zugänglichen Päße gekommen seyn mögen. Die ganze indische Geschichte kennt „keine Beispiele, daß von diesen Bergen kräftige Geschlechter erobernd herabgestiegen sind und Herrschaften über die verweichlichten Bewohner der Niederungen gegründet haben." Zwar nennt die Sage die Stadt Ajôdhjâ als ältesten Königssitz, aber „nicht als ältesten Sitz der Religion und der Thaten der heiligen indischen Urväter." Dieser ist vielmehr der Bezirk um den schon oben genannten kleinen Fluß Sarasvati, der in dem Zwischenlande zwischen der Jamunâ und der Çatadru (dem heutigen Sutledsch, dem Satadrus der Alten oder dem östlichsten Nebenflusse des Indus) aus den Vorketten des Himalaja fließt, sich etwas westlich wendet, dann aber sich im Wüstensande verliert. Dieser kleine Gränzfluß zwischen dem Indusland und dem eigentlichen innern Indien ist dem Inder der allerheiligste. Zwischen ihm und seinem Nachbarflusse Drishatvati lag das heiligste aller indischen Gebiete Brahmâvarta d. i. der Brahmabezirk, wo altindisches Gesetz und Herkommen am reinsten bewahrt wurde. Eben weil die Arier nicht vom Norden. sondern vom Westen her ins innere Indien einzogen, so mußten hier „einige ihrer frühesten Ansiedelungen entstehen", wie denn alle Sagen jenes Gebiet als den Ursitz brahmanischen Lebens bezeichnen.

Daß der arische Inder die Wohnung seiner Götter in den Norden vom Himalaja und drüber hinaus (auf den wundervollen heiligen Weltberg Merû im fernsten Norden) verlegt, ist kein Beweis für sein unmittelbares Herüberkommen über die Nordhöhen des Himalaja. In der Art wenigstens, wie jenes Nordland in der epischen Dichtung des Inders erscheint, hat sich ihm jene Vorstellung erst seit seinem Aufenthalte in Indien entwickelt: „der tägliche Anblick der weit in die Ebenen hinstrahlenden wirklich unübersteigbaren Schneegipfel jenes Hochgebirges, die Kunde von der ganz verschiedenen Natur der jenseitigen Hochfläche mit ihren weiten stillen Gebieten, der klaren wolkenlosen Luft und den eigenthümlichen Naturerzeugnissen mußten jenen Norden zum Sitz der Götter und Wunder machen." Ja selbst das altberühmte Land der Seligen im höchsten Norden — das der Uttara oder der nördlichen Kuru — mag ein Geschöpf der Dichtung sey. Aber eine Erinnerung an jenen oben beschriebenen, einst mit dem Zendvolk gemeinschaftlichen, jenseits des Himalaja im hohen Belurlande gelegenen Ursitz mag noch zur Zeit der Abfassung der vier ältesten indischen Religionsbücher jener Vorstellung zum Grunde gelegen haben; doch in der nachfolgenden Zeit ist dem Volke jene Erinnerung gänzlich verschwunden.

Geographische Beschaffenheit Indiens.

Indisches Leben und Wesen wird jedenfalls besser begriffen, wenn zuerst die Natur des Landes etwas näher ins Auge gefaßt wird. Indien ist das Mittelland, in welchem sich der Norden, Westen und Osten Asiens durch die von diesen Richtungen her da zusammenlaufenden Caravanenzüge begegnen. Seine Küsten laden die Schiffe aus Aegypten und dem übrigen Afrika, aus Babylonien und Persien, aus Hinterindien, den asiatischen Inseln und China (jetzt auch von Europa und Amerika) zum großen Weltverkehr ein, dessen Ziel seine kostbaren Erzeugnisse sind, und in seinem Innern finden sich heutzutage 140 Millionen Menschen aus den verschiedensten Rassen zusammen.

Das Land ist wie ein Trapez gestaltet, dessen längste Durchschnittslinie eine Ausdehnung wie die von Bayonne nach Konstantinopel hat und das mit seinen 65,000 Q.-Meilen dreimal so groß ist, als die ganze österreichische Monarchie mit Frankreich zusammengenommen, wobei es in seinem Innern „die größte Mannigfal-

tigkeit geographischer Bedingungen," der hohen und tiefen Lage, des Küsten- und Binnenlandes, der Erzeugnisse, des Klima und des Völkerlebens hat.

Die Gränzen Indiens sind im Norden der Himâlaja, im Süden das Meer, in Westen und Osten Ketten von Meridiangebirgen, hinter welchen da, wo sie durchbrochen sind (westlich nach Kabulistan, östlich nach Assam zu), weiter zurück andere hohe abschließende Gebirgsketten liegen. Durch diese bestimmten Naturgränzen erscheint Indien nach Außen als eine Einheit und berufen zur Entfaltung eines eigenthümlichen Culturlebens in seinem Innern, ohne doch von der „Verbindung und Berührung mit andern Ländern, die auf sein Schicksal einwirkeu sollten," abgeschlossen zu sein.

Die Nordgränze, der Himâlaja (von hîma, Schnee, und âlaja, Wohnung, der Emodus der alten Griechen), ist ein 40 geogr. Meilen langes, dem Südtn Asiens ausgesetztes Randgebirg, das unter seinen vielen Riesenbergspitzen mehr als 20 zählt, die alle höher sind, als der amerikanische Chimborasso, und unter denen im mittleren Theile des Gebirgs der 26,862 F. hohe Dhawalagirri und der 29,000 F. hohe Chumulare die bis jetzt bekannten höchsten Spitzen der Erde sind. Durch diese hohe nördliche Umwallung wird Indien gleichsam zu einem „geographisch, klimatisch und historisch abgeschlossenen Continente."

Der Himâlaja senkt sich nach dem Süden zu durch mehrere Bergstufenreihen abwärts iu die warmen Niederungen Indiens, so daß zwischen den höchsten Schneeketten und der indischen Ebene mannigfaltige „Terrassenlandschaften" liegen. Er ist das Quellland der fünf größten indischen Ströme, des Indus, des Çatadru (Sutledsch), die beide auf seiner Nordseite —, des Jamunâ, des Ganges und des Brahmaputra, die alle drei auf der Süd- oder inner-indischen Seite entspringen. Vermöge dieses außerordentlichen Reichthums an mächtigen Flüssen begründet er die Fruchtbarkeit der weiten indischen Niederungen, von denen er die Nordwinde abhält und über dic er die Regenwolken der Monsune (stürmischen Südwestwinde) hinwegführt. — Der Westhimâlaja ist jene (schon §. 1 erwähnte) heiligste Gegend des gauzen Gebirgs

vom Durchbruch des Indus an bis zur Quellgegend des Jamuna und des Ganges, im Süden der heiligen Alpenseen Mânasa und Ravanahrada mit den Quellen des Indus und Çatadru und dem nicht mehr zum Himâlaja gehörenden, noch ungemessenen Ausläufer des Karakorumgebirgs, dem hohen Kailâsa, auf dessen Nordseite der nordwestlich abfließende Indus, und auf dessen Ostgehänge der Brahmaputra entspringt.

Die Westgränze Indiens, im Süden Kabulistan's, wird durch Bergketten gebildet, „die den schmalen Ufersaum des Indus überragen," worunter sich die Sulaimânkette mit dreimonatlichem Schnee und das Brahuîgebirg befindet, in dessen Westen das Hochland Kelat liegt. — Als indisches Ostgränzland ist eigentlich noch das fruchtbare, von der Natur reich begabte Assam oder mittlere Brahmaputrathal anzusehen, in dessen obern Theil aber arische Bevölkerung nie vordrang.

Das oben bezeichnete Hochland Indiens mit seinem theils kalten, theils mittel- und südeuropäischen Klima und demselben entsprechenden Gewächsen und Thieren geht in das Tiefland Indiens, welches in das eigentliche Hindustan oder Indus- und Gangesgebiet und in das tropische Tafelland Dekhan zerfällt.

Hindustan (mit welchem neupersischen Worte die Europäer oft die ganze nördliche Hälfte der Halbinsel, bald mit bald ohne Ausschluß von Bengalen, bezeichnen) ist das Arjâvarta der Inder d. i. der Bezirk der Arja oder Ehrwürdigen, als Glieder des indischen Staats und Beobachter des heil. Gesetzes, im Gegensatz zu den Mlêk'ha oder den Barbaren als Verächtern des Gesetzes. Es reicht vom Himalaja bis zum Vindhjagebirg, und vom westlichen bis zum östlichen Meere, und theilt sich in das westliche, mittlere und östliche.

Das westliche Hindustan ist das Indusgebiet (zu welchem das schon genannte Pendschab mit seinen fünf schiffbaren Flüssen gehört), dessen jetzt meist muhammedanische Bewohner, der Mehrzahl nach, Nachkommen des alten hier ansäßigen indischen Volks sind und deren Sprache, die Sindsprache, eine Tochter des Sans-

krit ist. Der Indus selbst war wegen seiner rohern Anwohner dem alten Inder unheilig.

Das mittlere Hindustan mit seinem reichen Fruchtboden und seinem zwar heißen, aber durch Regenzeit und Wintermonate gemilderten Klima ist jenes historisch wichtige, priesterlich eingerichtete Land, in welchem sich indische Cultur am frühesten und vollständigsten entwickelt hat, und das indische Gesammtleben, so lang es von außen ungestört war, sich wie in einer Mitte sammelte, so daß darin ein Hauptsitz indischer Herrschaft, Religion, Kunst, Industrie und Handelsthätigkeit nach dem andern sich aufthat. „Die Lebensader" dieses regen Getriebes ist der von Nordwesten nach Osten laufende, weithin schiffbare Gangâ oder Ganges, der im Verein mit seinen vielen nördlichen und südlichen Nebenströmen Land und Volk mit seinen unerschöpflichen Wohlthaten überhäuft und darum vom Inder göttlich verehrt wurde.

Der Ganges entsteht aus drei Quellströmen, deren Gebiet von 20—21,000 F. hohen Schneebergen überragt wird, die mit ihrem hellen Glanz aus geheimnißvoller Ferne das Gemüth des Inders nach dieser geheiligten Stätte hinziehen, wiewohl er ihre höchsten Höhen nie errreichen kann, weßhalb er sie nur von den Göttern bewohnt sich denken konnte. Die Stelle, wo der Ganges in einer Höhe von 9670 F. aus dem Schneefelde herausgeht, heißt Gangavatâri, und die, wo er nachher in die Ebene tritt, Ganga-dvara (Gangathor). Der letzte ist ein berühmter Wallfahrtsort. Die Vereinigung der Jamunâ (Dschumna) mit dem Ganges geschieht bi Prajâga, wo jetzt Allahâbâd liegt und ist unter den Mündungen der Gangeszuflüsse die heiligste.

In diesem Lande sind die großen Hauptstädte der alten und neuen indischen Geschichte zusammengedrängt: an der Jamunâ das alte Indraprastha, die Vorgängerin des nachmaligen Delhi, und die Krischnastadt Mathurâ; am Ganges Hastinapurâ, die Hauptstadt der alten mächtigen Sonnendynastie der Kuru, und weiter unten Pratisthâna, der älteste Königssitz der Monddynastie; weiter östlich die Stadt Benâres, als alter Sitz indischer Cultur und Gelehrsamkeit.

Das östliche Hindustan enthält in seinem nordwestlichen Theile unterhalb des Ganges das fruchtbare und menschenreiche

Land Bihar voll altindischer Erinnerungen mit den Ruinen der einst blühenden Hauptstadt Palibothra (Pat'aliputra) am Zusammenfluß der Çôna mit dem Ganges oberhalb des jetzigen Patna, und in seinem südlichen Theile das reichbewässerte, üppigfruchtbare, aber feuchte, heiße und erschlaffende Bengalen mit der Hauptstadt Calcutta.

Die Scheidewand zwischen dem eben beschriebenen Hindustan und dem unter den Tropen liegenden Dekhan ist das dichtwaldige, von wilden Thieren bewohnte Vindhjagebirg, dessen weite ununterbrochene Ausdehnung, Breite, Zerrissenheit, Unwegsamkeit und Gefährlichkeit den Durchgang von Norden nach Süden erschwerte, obwohl mehrere Päsße hindurchführen. Das von diesem Gebirgsgürtel im Norden begränzte Tafelland Dekhan ist im Westen und Osten mit einem offenen, schmalen, heißen Küstensaum umgeben, von dessen fruchtbarem Tieflande es auf beiden Seiten durch Berge mehr oder weniger abgeschlossen ist.

Dekhan, mit Ausschluß dieser Küstenländer, ist schroffes Hochland mit theils mehr, theils weniger fruchtbaren, theils auch gar nicht angebauten Theilen, im Innern ohne hohe Bergzüge, doch durch Stromthäler und wilde Schluchten sehr zertheilt, und dadurch gegen Hindustan geschützt, während es doch auch durch die Küstentieflande mit demselben verbunden ist. Die Südhälfte Indiens enthält die verschiedenartigsten Gebiete, worunter 1. das nach Osten gesenkte, stromreiche, fruchtbare, Pandja (welches die beiden jetzigen brittischen Bezirke Dindigul und Tinevelli umfaßt) mit gesundem Klima: daher es schon in früher Zeit Ansiedler aus dem Norden zur Stiftung eines der ältesten brahmanischen Staaten des Südens herbeizog, der oft auch die Westküste beherrschte und dessen Südende, das Vorgebirg Kumari, mit seiner Perlenfischerei die Schiffe und Kaufleute des Westens und Ostens versammelte; 2. das waldreiche, vom Kavêri durchströmte Hochland Mysore (sprich Meisur), so genannt nach der alten Hauptstadt Mahishâsura (im Süden von Seringapattam) mit dem Nilagirri oder Nilagebirg im Südwesten dieses Landes; — 3. das Gebiet des Flusses Krischnâ mit dem alten Reiche Karnâta, worin die berühmten Diamantengruben von Golkonda lagen; — 4. das Gebiet der Gôdavarî,

des nördlichsten und längsten Flusses in Dekhan, dessen mittleres Nordgebiet Berar früherhin ein brahmanisch eingerichtetes Land war; — das Gebiet des Mahânada, der in zwei Hauptarmen durch das nordöstliche Küstengebiet Orissa (worin noch viele Tempel und Heiligthümer sind) ins Meer fließt.

Die Ostküste des Dekhans enthielt um den untern Theil des Flusses Kavêri, das im südlichen Indien zweitwichtige Reich Kôla, ein Name, welcher durch seine Veränderung in Koro mit dem Zusatze Mandala (Bezirk) der ganzen Ostküste den heutigen Namen Koromandel gab. Nördlich davon unter dem Ost-Ghatgebirg lag die Hauptstadt des dritten alten südlichen Reiches Kêra gleichen Namens, das sich größtentheils auf das Hochland hinauf ausbreitete. Am untern Theil des Flusses Palar befand sich ebenfalls ein altes blühendes Königreich Kânkîpura, von dessen Glanz die südlich von Madras noch vorhandenen sog. sieben Pagoden von Mahâmalajapura (s. unten §. 4) Zeugniß geben.

Die Westküste des Dekhans enthält das zerrissene Küstenland Kankána mit den berühmtesten Felsentempeln Indiens, ferner den Küstenstrich Kanára (eigentlich Karnâta) unter dem West-Ghatgebirg, worin ebenfalls frühe brahmanische Cultur war, und endlich das vielberühmte durch viele kleine Ströme in kleine Landschaften getheilte fruchtbare Küstenland Malabar (Malajavara) mit dem gesundesten Klima Indiens und den alten Handelsstädten Kanura (Kananor), Talikari (Tellikerri), Kalikodu (Kalikut). — Das südliche Indien mit der eigentlich dazu gehörigen Insel Ceylon (dem Taprobane der Alten) mußte überhaupt wegen seines glücklichen Klima's und herrlichen Productenreichthums schon im frühesten Alterthum den Handel, die Ansiedlung und die Cultur herbeiziehen.

3. Indiens Urbevölkerung und die arabischen Inder.

In diesen weiten indischen Gebieten wohnte in vorhistorischer Zeit eine schwarzfarbige, auf geringer Bildungsstufe befindliche Urbevölkerung, welche durch die oben angegebene, von Nordwesten

herkommende Einwanderung des hellerfarbigen kultivirteren arischen Völkerstammes zum kleinern Theil in die Gebirge des mittleren Himâlaja, zum größeren Theil in die Gebirge des Dekhan zurückgedrängt und späterhin dem griechischen Geschichtschreiber Herodot unter dem Namen schwarze Inder oder asiatische Aethiopen bekannt wurde. Diese schwarzen Ureinwohner unterscheiden sich durch ihr glattes Haar und ihre edlere Gesichtsbildung nicht nur von den krausköpfigen afrikanischen Negern, die auch in Indien frühe vorkommen und in der Sanskritsprache varvarâs (Barbaren) d. i. Krausgelockte heißen, sondern auch von den büschelhaarigen Papûas Hinterindiens und des östlichen Archipels.

Diese Ureinwohner haben nur in dem äußern Umkreise ihrer jetzigen Sitze arische Bildung angenommen, so daß allerdings manche Stämme sogar in die arische Staatsordnung sich einfügten; im Innern dieser Sitze aber blieben sie in Barbarei, deren jetzige tiefste Rohheit eine Folge ihrer Verdrängung in unwirthbare Gegenden ist. Besonders bezieht sich dieß auf die im Vindhjagebirg lebenden heruntergekommenen Stämme, z. B. der kleinen schlanken, mehr behenden als starken, wilden Bhilla's, der tapfern, aber räuberischen Mîna's und Mêras, der zum Theil etwas gebildeteren, zum Theil aber auch ganz rohen Kôla's (Bewohner Guzerats) der wilden dämonenverehrenden und Menschen opfernden Gônda's mit ihren kleinen röthlichen Augen und schmutzig schwarzen Zähnen, der frisch-dienenden gewissenlosen Saura's, der im äußersten Osten dieses Gebirges lebenden Pahâria's, die übrigens wohlgebildet, gastfrei, wahr, und ziemlich gesittet sind und das Land bauen.

Nach diesen Vindhjastämmen, welche verwandte Sprachen sprechen, kommen die eigentlichen dekhanischen Völkerstämme, deren edlere physische Bildung vielleicht von später hinzugetretenen arischen Einflüssen herrührt, wiewohl die Arier nur in schwacher Anzahl ins eigentliche Dekhan „bekehrend und bildend" kamen und daher diesen Völkern ihre Sprache nicht nehmen konnten, wie ihnen das bei mehreren Vindhjastämmen gelang. Zu diesen Dekhanstämmen gehören die Tuluva's oder ursprünglichen Bewohner Kanára's, die Malabaren, die Tamulen im südlichsten Dekhan, die Tilin-

ga's, welche im Nord-Westen die Mahratten und im Osten das bengalische Meer zur Gränze haben, die Karnatabewohner, die Cingalesen, — sämmtlich mit ursprünglich eigenthümlichen aber durch das Sanskrit bereicherten Sprachen. Ob die Dekhanstämme mit den Vindhjastämmen von Einer und derselben Abstammung sind, muß erst die noch fehlende Vergleichung ihrer Sprachen lehren.

Merkwürdig ist, daß die neuste europäische Forschung nahe bei den in Kasten zertheilten Malabaren auf der Westküste des Dekhan in dem Hochlande des Nilagirri auf einer vorher nie gekannten 6 bis 7000 Fuß hohen wahren Berginsel, welche unten rings mit verderblichen Sumpfwaldungen voll wilder Thiere umgeben, aber oben mit dem gesundesten, schönsten Klima der Welt bevorzugt ist, einen Schlag von Menschen der schönsten kaukasischen Bildung entdeckt hat, alle mit Römernase, großen sprechenden Augen, natürlich herabwallendem Lockenhaar, muskulös, sehr stark und gewandt, 6 Fuß groß; sie nennen sich Tuda d. i. Männer, leben dort als Hirten mit Büffelheerden und haben sich „auf wunderbare Weise hier von aller Berührung mit den nahe anwohnenden Völkern erhalten." Ob sie ursprünglich von den Urbewohnern verschieden oder dort in diesem gedeihlichen Klima sich körperlich verschönert haben, ist ungewiß. Ihre Sprache soll übrigens ursprünglich tamulisch seyn.

Von dieser Urbevölkerung wesentlich verschieden ist die arische Bevölkerung, welche nach ihrer Einwanderung, von Westen nach Osten über die große Ebene Hindustan's sich hinziehend, fast die ganze Nordhälfte der Halbinsel besetzte und in die Küstensäume des Dekhan eindrang. Die Arier in Indien sind das äußerste Glied der großen indogermanischen Völkerfamilie in Osten, nur von dunklerer Farbe, als deren übrige Glieder, die jedoch bei ihrer verschiedenen Abstufung vom nördlichen Hellen ins südliche Dunkle nie so ins Schwarze übergeht, daß man dieses nicht aus den Einwirkungen des heißen Klima, der Lebensweise und Nahrung (zum geringern Theil vielleicht auch der Vermischung mit den Ureinwohnern) erklären könnte, wie ja auch z. B. die reinen Nachkommen der Portugiesen in Indien jetzt olivengelb, die Mischlinge von ihnen aber negerschwarz geworden sind. Der arischen Körperform kommen fast alle Züge kaukasischer

Schönheit zu: ovales Gesicht, hohe Stirne, Adlernase, große horizontale, schöngeformte Augen, starke Augenlieder, lange Wimpern, wohlgeformte, mittelgroße Ohren, rundes Kinn mit Grübchen, nicht weite Nasenlöcher, feiner Mund, zarte, ein wenig schwellende Lippen, besonders schöne Oberlippe, senkrecht und genau aufeinander passende Zähne, schöner Hals, wohlgeformte Schultern, glänzend schwarze, glatte, weiche Haare, starker langer Bart, wenn sie ihn wachsen lassen, zarte, reinliche Haut; doch nur 5 Fuß, 2 Zoll hohe Statur im Durchschnitt.

Zu den arischen Indern gehören im heutigen Ostindien und zwar 1. im westlichen: die ackerbauenden, von Radschbuten (Râg'aputra) und von den Seikh's (Sihks im Pendschab) beherrschten dunkelfarbigen, kräftigen und fleißigen Gat, die man mit Unrecht für Indoskythen d. i. Tartaren hält; 2. im nördlichen: die Rhaçija's, die Kaschmirer und andere Bergbewohner; 3. im östlichen: die schwächlichen, furchtsamen Bengalen; 4. im mittleren: die rüstigeren, kriegerischen, hellfarbigeren Hindustânî im engern Sinn oder die Bewohner des centralen Hindustans, deren Sprache Hindi im weitern Sinn heißt, und zu denen die Radschbuten in Mittelindien und in Bandêlakhand gehören; 5. im südlichen: die Mahratten und die Konkana's (von Bombay südwärts zwischen der Küste und dem Ghatgebirg.)

Dieses arische Culturvolk Indiens hatte als Träger der indischen Geschichte ursprünglich hohe geistige Anlagen, welche vor ihrer Einwanderung schon auf einen bedeutenden Grad ausgebildet waren, und nach derselben durch die äußere so reiche und großartige Natur des Landes noch vielseitiger angeregt, durch seine weitern Schicksale näher entwickelt und theils gefördert, theils auch, namentlich durch das schwächende heiße Clima, gehemmt wurden, sich aber dennoch durchweg in eigenthümlicher Form ausprägten. In allen Gebieten des Wissens, worin der arische Inder seine Thätigkeit zeigte, erreichte er eine nicht unbedeutende Höhe, dann aber „schloß er sich beruhigend ab und gab den Fortschritt auf." Seine Neigung zur Ruhe und Beschaulichkeit, welche in der Regel den Inder kennzeichnet, kommt zwar zum Theil auf Rechnung des Klima, liegt aber doch größtentheils in der Eigenthümlichkeit seines Geistes selbst. Seine Ruhe ist aber keine Trägheit, sondern mehr

Unthätigkeit und wo er arbeiten und mit der Natur in Kampf treten muß, ist er fleißig und ausdauernd und unter jeder Beschwerde geduldig. Als seine Bildung noch in der Entwicklung und im Fortschreiten begriffen war, ging von ihm eine Cultur aus, wie sonst kein anderes Volk der morgenländischen Welt auf seine nahen und fernsten Umgebungen geäußert hat.

4. Altindische Baudenkmäler.

Von dem selbstständigen Geiste der alten (arischen) Inder, welcher sich besonders in Religions- und Kunstschöpfungen, so wie in Gründung von vielen Priesterstaaten kund that, zeugen noch theils großartige religiöse Baudenkmäler, theils eine reiche alte Literatur.

Baudenkmäler des indischen Alterthums finden sich schon in den Hochthälern der Vorketten des westlichen Himalaja, besonders im Kaschmirthal, sodann im ganzen eigentlichen Hindustan, vorzüglich aber auf der westlichen Küste der Halbinsel, wo die meisten und größten sich vorfinden. Sie sind theils unter der Erde, theils über der Erde, und in letzterem Falle entweder aus Felsen gehauen oder frei aus Stein aufgebaut, und man erkennt sowohl aus ihrer Bauart selbst, als auch aus den an ihnen im Relief angebrachten Sinnbildern, ob sie aus dem ältesten indischen Religionssystem, dem Brahmaismus, oder aus dem spätern Buddhaismus hervorgegangen sind.

Zu den unterirdischen Baudenkmälern, die man nur in südlichen Gebirgen findet, gehören die mächtigen, zu religiösen Feiern bestimmten Grottenbauten, zu denen vielleicht das Bedürfniß des Schutzes vor den heißen Sonnenstrahlen oder vor Regengüssen Veranlassung gegeben hatte. Sie finden sich namentlich zu beiden Seiten der Nordostwendung der Ghatberge in Baglana, bei Mhar, bei Nasik, bei Karli, beim Passe Agajanta, auf den Inseln Salsette und Elephante (im Meerbusen von Bombay) vorzüglich aber weiter östlich bei Ellora, nahe bei Dauletâbâd (etwa in der Mitte des westlichen Theils der Halbinsel). Die Behauptung Einiger, daß die ältesten dieser Denkmale budd-

histisch setzen, beschränkt sich dahin, daß der Buddhaismus (s. §. 10) theils in der Pracht, Größe und Menge dieser Tempelanlagen weiter gegangen ist, als der Brahmaismus, theils daß er an manchen Orten mit seinen Grottenwerken ausschließlich auftritt, wie z. B. zu Udajagiri, zu Karli rc.

So ist der Felsentempel auf der Insel **Elephante** aus uralter Zeit. Sowohl der 135 Fuß hohe Tempel, als auch die dazu gehörigen Nebengebäude und Säulengänge sind aus dem härtesten Thonporphyr gehauen, und aus den gigantischen Symbolen des Reliefs ersieht man, daß er der Brahmareligion diente.

Die Grottentempel auf der Insel **Salsette** sind von noch größerer Ausdehnung, in einem amphitheatralisch ausgehöhlten Berge, in dessen Hintergrund sich ein großes Wasserbassin befindet, über das vormals eine 100 Fuß lange Brücke sich wölbte und zu den verschiedenen aus dem Felsen herausgehauenen Tempeln führte, deren größter unzählige Säulengänge, Treppen, Kammern, Sculpturen und Inschriften enthält.

Die größten unterirdischen Bauten, die man bis jetzt entdeckt hat, sind die zu **Ellora.** Dort ist ein, eine Meile langes Porphyrgebirg, genannt der Götterberg, senkrecht von oben bis unten in stockwerkartig übereinander befindlichen Grotten ausgehöhlt und mit unzähligen, aus den Felsen gehauenen brahmanischen und buddhistischen Tempeln angefüllt, von denen allein zwanzig dem Gotte Siwa angehören. Man sieht an ihnen das Fortschreiten der Kunst vom Rohen zum Vollendeteren. Selbst die, welche diese Riesenbauten gesehen haben, wurden „von der Größe so ergriffen, daß sie kaum eine Schilderung wagen".

Der Haupttempel in diesem Berge heißt Kailâsa: durch eine 138 Fuß breite und 88 Fuß tiefe Vorhalle mit Nebenkammern für Priester- und Pilgerwohnungen gelangt man über eine Brücke in eine 147 Fuß lange und 150 Fuß breite Grotte, in deren Mitte der Tempel selbst, aus Einem Felsenstück gehauen und gehöhlt und auf vier Reihen von Pilastern mit kolossalen Elephanten getragen, bei einer Länge von 103 Fuß und 56 Fuß Breite, 100 Fuß in die Höhe strebt. Ihn umgeben viele Teiche, Säulengänge, Sphinxe, Obelisken und an den Wänden tausende von Statuen und mythischen Vorstellungen, deren Göttergestalten meist 11 — 12 Fuß hoch sind; anderer Zierrathen und Bildwerke nicht zu gedenken, so daß wohl Jahrhunderte und eine Unzahl unermüdlicher Hände dazu gehörten, ein solches staunenswürdiges Werk zu Stande zu bringen. Weder ägyptische, noch griechiche Bauart reicht durch Größe und Zierlichkeit an

diese altindische, welche nur an edlerem Geschmack von der griechischen übertroffen wurde.

Zu den über der Erde befindlichen, auch aus Felsen gehauenen alten Bauten gehört die in der Nähe von Madras auf der Küste Koromandel befindliche Königsstadt Mavalipuram (Mahâmalajapura s. §. 2), deren Trümmer sich theils in das Meer (das da ins Land gedrungen ist), theils weit in das Land hinein (drei Meilen im Umkreis) erstrecken, und aus sieben Tempeln, vielen Palästen und Mauern bestehen, die alle aus dem Felsen herausgehauen, aber zum Theil noch unvollendet sind. Ein plötzliches „Naturereigniß", vielleicht eben das Austreten des Meeres, scheint diese einst durch Handel und Bildung prächtige und reiche Königs- und Priesterstadt zur Einöde gemacht zu haben.

Zu den frei über der Erde stehenden uralten Bauten gehören einige der Pyramidenform sich nähernde Pagoden oder dunkle, von Lampen erhellte Tempel mit ihren mannigfaltigen, zur Bequemlichkeit der Wallfahrer eingerichteten Nebengebäuden, mit den weiten Mauereinfassungen, in denen sich Gebäude für heilige Thiere und Thierbilder, Säle, heilige Teiche zu religiösen Waschungen befinden, und die, je älter sie sind, durch stets fortgesetzte Neubauten desto mehr sich erweitert haben. Eine solche uralte Pagode ist z. B. da, wo der dem Inder heilige Gangesstrom aus seinen Schnee- und Eisregionen durch eine Thalschlucht in die Ebene tritt; ferner die Mahadéva-Pagode zu Benâres, die täglich von 10,000 Menschen, an hohen Festen von Hunderttausenden, besucht und von 3000 Priestern besorgt wird.

5. Altindische Literatur: die Sanskritsprache. Die vier Veda's.

Die uralten Denkmäler **indischer Literatur** sind theils religiösen, theils profanen Inhalts und alle in der Sprache geschrieben, die den Namen Sanskrita d. i. die vollkommene führt. Die Sanskritsprache ist eine heilige Sprache, und obgleich sie keine lebende mehr ist (wie sie es unbestreitbar war), so wird sie doch von den indischen Gelehrten, um des Studiums ihrer heiligen Schriften willen, allgemein getrieben. Da sie schon zur Zeit des größten Begünstigers des Buddhaismus, des Königs Açôka, im 3. Jahrhundert v. Chr. nur noch auf den

kleinern Theil der indischen Bevölkerung beschränkt war, so muß sie schon Jahrhunderte früher angefangen haben, sich in Volksmundarten aufzulösen.

Die **Sanskritsprache** mit ihrem Alphabet von 49 Buchstaben, ist eine sehr wohllautende, zum Gebrauch der poetischen sowohl, als philosophischen (abstracten) Ausdrucksweise äußerst geschickte Sprache, die sich nach Lautsystem und Formenbau der feinsten, vollendetsten grammatischen Ausbildung rühmen kann. Da sie zugleich Mutter vieler andern Sprachen (z. B. der griechischen, lateinischen, deutschen, litthauischen, persischen) ist, so sind ihr bereits an mehreren Gelehrtensitzen Europa's Lehrstühle gewidmet. Diese Sprache, (von der uns zuerst Bopp eine ausführliche Grammatik gegeben) zeugt allein schon von der hohen intellectuellen Bildung, auf welcher der Inder stand, noch ehe griechische, germanische und italische Colonieen sich von ihr trennten. Die neuern indischen Sprachen, deren man 24 zählt, sind gleichsam „Enkelinnen der Sanskrit." Die beiden ältesten Dialecte dieser indischen Ursprache heißen Prâkrit und Pali, und noch kommt die heutige Sprache in Hochasien der Sanskrit, und die im Penschab der Prakrit sehr nahe. — Hieroglyphen kannte der Inder nicht.

Die ältesten Religionsurkunden-Sammlungen sind die **vier Veda's**, die man ins 14. Jahrhundert v. Chr. verlegt, die aber nach den Ansichten des Inders in einer noch höhern Urzeit von Brahma's, des höchsten Gottes, Lippen floßen. Auf diese Veda's (Veda heißt Wissen, überhaupt alles Geoffenbarte) gründet sich Religion, Gesetzgebung und Literatur der Inder. Der erste Veda enthält Loblieder auf alle Götter, der zweite die Opfervorschriften und die dabei vorkommenden Ceremonieen; der dritte (heiligste) enthält Gebete zum Absingen, der vierte Hymnen. Jeder Veda enthält auch noch theologische Abhandlungen. Das ganze Urkundenwerk rührt von verschiedenen Verfassern und aus verschiedenen Zeitaltern her. Alle andern religiösen Schriften, die sich auf die Veden stützen, so wie die vielen Commentare, die von spätern Priestern über die Veden gemacht wurden, haben den indischen Gottesdienst durch Vervielfältigung und Erweiterung der Ceremonieen erst recht lästig gemacht.

Die Veda's sind „die Quelle der ganzen übrigen indischen Literatur geworden: die Werke der profanen Dichtkunst haben die

Lehrsätze und Mythen der Veda's verarbeitet, die juristischen Werke beziehen sich auf sie, die Philosophen bauen darauf ihre Systeme, die Grammatiker entnehmen aus ihnen ihre Regeln", — kurz alle profanen Schriften weisen auf sie hin.

6. Altindische Götterlehre.

Die in diesen heiligen Büchern vorkommenden Gottheiten sind Naturkräfte; doch findet sich schon frühe dieser Naturdienst vergeistigt vor und allmählig entstanden die unendlichen Verzweigungen religiöser Ansichten und Secten, deren historische Entstehung zu verfolgen noch keinem geglückt ist.

Als die Inder in der Urzeit, von verwandten Völkerstämmen sich trennend, aus den Hochebenen Asiens durch die nordwestlichen Engpässe in die Thalebenen Ostindiens hinabwanderten und mit ihnen die Bildung Ganges-abwärts sich verbreitete, verehrten sie gleich dem Zendvolke, die Gestirne nebst den vier Elementen, wie denn wirklich die ältesten Stücke der Veda's Gebete und Lieder an diese Naturgottheiten enthalten. Allein dem geistigeren Theile des Volks, und zwar gerade dem nördlichen, den Ursitzen näheren Inder war die Sonne nur Sinnbild eines weltschaffenden Geistes, der die Sonne und alles, was in der Welt ist, aus sich entwickelt hat (durch Emanation).

Dieses körperlose „neutral-abstracte" Urwesen heißt in den Veda's **Brahma** (Brahmâ) d. i. das Große, auch Parabrahma d. i. das Urgroße, das höchste Wesen, in welchem Alles seinen letzten Grund und Bestand habe und „das man aus seinen Werken zu erkennen suchen müsse." Er heißt auch das Unerschaffene, das durch sich selbst Seyende (parsisch: Choda), und tritt „weil es so groß sey, daß es kein Bild von ihm geben könne", nie in den Mythen und Fabeln des Inders auf. Dennoch wird die Sonne als der „vollkommenste Abdruck" (mûrti) dieses erhabenen Wesens selbst, „als Andeutung seiner persönlichen Sichtbarwerdung in der Natur", als Statthalter Gottes, als mittelbarer Weltregent angesehen, während das Urwesen selbst auch noch durch andere

göttliche Mittelwesen, als durch eben so viele Ausflüsse von ihm, die Welt regiert.

Die Hauptverehrung jenes Urwesens übertrug man also auf die Sonne, welche, wenn man sie als Frühlingssonne auffaßte, Brahman, d. i. der Leuchtende, hieß; faßte man sie (in der Sommersonne) als befruchtende Kraft auf so wurde sie Wischnu (Vishnus d. i. der Durchbringer) genannt; faßte man sie aber als zerstörende (Feuer-) Kraft, so nannte man sie Siwa (çiva d. i. der durch Wachsthum sich Entfaltende, Gott der Fortpflanzung). Diese drei verschiedenen Auffassungen oder Abdrücke des göttlichen Wesens, Trimûrti genannt, welche eine Verzerrung der Dreieinheit sind, gestalteten sich als drei verschiedene Sonnendienste oder Religionssecten, von denen die erste den Brahman als Licht (Sonne im engern Sinn), auch als Schöpfer, Macht, Materie, Vergangenheit—; die zweite den Wischnu als Wasser (auch Luft) Erhalter, Weisheit, Gegenwart, Raum—; die dritte den Siwa als Feuer, Zerstörer, Gerechtigkeit, Zukunft, Zeit — verehrte, jedoch nicht so, daß nicht diese Eigenschaften und Attribute oft in einander überflössen. Der Brahmanismus (im engern Sinn) hat besonders in Bengalen, der Wischnuismus in den niedern Gangesländern, der Siwaismus besonders im Dekhan seinen Sitz.

Diese Religionsparteien, von denen übrigens die erste mehr und mehr gegen die beiden andern zurücktrat, theilten sich im Lauf der Zeit in viele Untersecten, je nachdem man diese oder jene Eigenschaft, dieses oder jenes Attribut der Gottheit heraushob, und als besondere Gottheit benannte und verehrte.

Brahman als Schöpfer, Herr der Götter und Wesen (häufig mit dem abstracten Urwesen Brahma verwechselt) wird abgebildet mit vier Gesichtern (dem Sinnbild der Allwissenheit), mit vier Händen (dem Sinnbild der Macht), in der einen Hand einen Ring oder Rosenkranz (dem Sinnbild der Ewigkeit), in der zweiten einen Scepter (dem Symbol der Herrschaft), mit der dritten Hand die Veda's haltend (als Symbol der Weisheit), die vierte offen haltend, gleichsam zum Geben und Helfen bereit. Er steht den vier

Monden des Frühlings vor; ihm als dem Lichtgott gehört die rothe Farbe zu. Seine Gattin Sarasvati ist die Göttin der Weisheit der Rede, die als Urvernunft bei der Weltschöpfung zugegen war und nachher die Wissenschaften, besonders die redenden Künste, auch die Musik in Schutz nahm.

Wischnu, als Wasser- oder Luftgott den Geist Gottes darstellend, wird unter andern abgebildet entweder in seiner Thätigkeit auf einem windschnellen adlerartigen Vogel reitend und Segen spendend, oder in seiner Ruhe auf einem Feigenblatte schlafend, oder, als bewegende Kraft, auf dem Wasser fluthend, und als endlose Ewigkeit den Fuß im Munde haltend. Seine Ruhe dauert vier Monate und endet mit dem Aufhören der Ueberschwemmung des Ganges. Ihm ist die Lotosblume und die grüne Farbe geheiligt. Seine Gattin heißt Lakschmi, die Glückspendende. — Wischnu erscheint in zehnmaliger Incarnation, d. i. menschlicher Verkörperung auf Erden. Das achtemal, fabeln die Inder, war er als Krischna (d. i. der Blaue) da, der nichts als eine Personification der Luft oder des Aethers ist und daher von einem Theile der Wischnuiten zugleich als Herr der Wesen als Schöpfer der Welt, als Sonne, angesehen und über Brahman, Wischnu und Siwa als das Ein und Alles gesetzt wird. Ihm ist die dunkelblaue Farbe gewidmet. Das neunte Mal ist Wischnu (nach der Lehre der Buddhisten) als Buddha erschienen (von welchem weiter unten §. 8. noch die Rede sein wird) und seine zehnte Erscheinung steht noch bevor!

Siwa, am häufigsten Mahadéva d. i. großer Gott genannt, wird als Gott des zerstörenden Feuers auch mit vier Armen abgebildet, die aber, als Symbol größerer Macht, gleich von der Schulter an sich gliedern, ferner mit einem dritten Auge auf der Stirne, dem Sinnbilde der Allwissenheit in Bezug auf Erde, Himmel und Unterwelt, mit einem Halbmond oberhalb der Stirne, einem Dreizack in der Hand und einer Halskette von Schädeln. Ihm ist die weiße Farbe geheiligt. Umgeben von seligen Büßern und himmlischen Sängern und Tänzern thront er auf einer der drei Spitzen des Himalaja und reicht mit dem Haupte, dessen Haare die heilige Ganga d. i. der Ganges entströmt, hoch in den Luftraum. Auch reitet er auf einem Stier, dem Symbol der fruchtbaren Kraft der Erde. — Seine Gattin, die gräßliche Kali, ist das Bild der alles zerstörenden Zeit.

Als Trimurti werden diese drei obersten Götter des Entstehens, Erhaltens und Vergehens als Ein Körper mit drei Köpfen abgebildet. — Nach denselben kommen acht Untergötter als Welthüter, von denen Indra Gott des Himmels, der oberste ist. Ihnen folgten dann die verschiedenen Ordnungen der übrigen Götter und Geister.

7. Altindische Weltweisheit. Aeußerer Cultus.

Von der Schöpfung der Welt denkt die alte Brahmanenlehre so: Als Brahma das Schöpfungswort aussprach oder sich selbst anzuschauen begann, entstanden zuerst die purusha's (im Zend. Fravashi) d. i. die geistigen Vorbilder alles Lebens, denen zum fortwährenden Aufenthalt der reine Aether angewiesen wurde. Von diesen hohen geistigen Wesen sey einer aus Neid und Eifersucht von dem Ewigen abgefallen, habe ähnlich gesinnte Geister verführt und sey mit ihnen der Seligkeit verlustig worden. Darauf habe Gott die sichtbare Welt geschaffen, um darein die abgefallenen Geister zu bannen, damit sie in diesem Prüfungszustande geläutert und der Erneuerung fähig würden. — Die menschliche Seele sey ein Abdruck der Gottheit und von göttlichem Odem belebt. Des Menschen Leben im Körper sey eine Strafe, die er in einem frühern Daseyn (präexistirend) verschuldet habe. Die Seele habe ihren Sitz im Gehirn. Nach dem Tode gehe der Leib zu den vier Elementen zurück; die Seele aber strebe nach Wiedervereinigung mit der göttlichen Weltseele, mit der sie sich zuletzt wieder mische, wie das Wasser eines zerbrochenen Gefäßes mit dem Meere. — „Die endliche Vereinigung mit der Gottheit könne der Mensch dadurch vorbereiten, daß er durch Frömmigkeit und Sittenstrenge alle sinnlichen Eindrücke von sich abwende", das moralisch Böse sey nur etwas Negatives, „ein Nachlassen der freien Kraft des Guten." Der Mensch würde durch Entfernung von der Gottheit immer tiefer in's Böse sinken, wenn nicht jedem Einzelnen, schicksalsgemäß, sein bestimmtes Ziel gesteckt und die Gottheit nicht aus Erbarmen zu verschiedenen Malen (s. v §. 4) als Mensch auf die Erde gekommen und sein Gesetz, als eine Richtschnur für das menschliche Handeln, geoffenbart hätte. — Nach 12,000 (göttlichen) oder 432,000 (menschlichen) Jahren werde das Böse vernichtet, die Körperwelt, sammt den niedern Göttern (Elementargeistern), sich selber opfernd untergehen, nach dem Wischnuismus durch Wasser, nach dem Siwaismus durch Feuer, und bei der abermaligen Erscheinung der Gottheit werde ein geistiges Götterreich beginnen.

Das Streben der Seele nach dem Rückfluß in die Gottheit stellt die Lehre der Vedas und die auf sie gegründete alte Philosophie (in Aehnlichkeit mit der Zoroastrischen Lehre) ohngefähr so dar: Wenn die Seele „das abgenützte Gewand ihres Leibes" ausgezogen habe, so müsse sie vor dem Todtenrichter erscheinen, um das Urtheil über ihre Thaten zu hören; alsdann trete die Seele, bei der das Gute vorgeherrscht habe, namentlich die tugendhafte Seele des Weisen, des Helden und des Büßers ihren Gang nach Oben in das Paradies des Indra durch die leuchtenden Gestirne an, ja sie nehme selbst Stern- oder Lichtsgestalt an. — Dieser Verwandlungsgang nach Oben, wobei die Seele im Grunde immer ihre Gattungsform erhält, heißt die eigentliche Metempsychose oder Seelenwanderung. Diejenige Seele aber, bei der das Laster vorgeherrscht habe, müsse nach erhaltenem Urtheilsspruch eine Zeitlang ohne alle Körperhülle in verschiedenen Höllen büßen, bevor sie ihren Besserungslauf in einer andern Gestalt beginne. Dann trete sie zur Läuterung eine Wanderung durch verschiedene Thier- und Pflanzenkörper (Metensomatose genannt) an, bis sie so weit geläutert wäre, daß sie ebenfalls den Gang nach Oben antreten könne. — Zuletzt löse sich alles Endliche ins Unendliche auf und mische sich mit der göttlichen Weltseele (im reinen Aetherhimmel) und darin eben bestehe die höchste Seligkeit.

Diese, viel Falsches mit einigem Wahren untereinander mischende und eben dadurch die reine Urwahrheit gröblich entstellende pantheistische Lehre indischer Weltweisheit ist, abgesehen von noch vielfachen Modificationen, der Inhalt aller der unendlich verzweigten indischen Mythen, Göttergeschichten, Symbole, Allegorieen und Philosopheme und liegt allen Gedanken und Lebenseinrichtungen des Inders zu Grunde. Eben die Einkleidung jener, auf Naturanschauung gegründeten und durch die speculative Vernunft ausgebildeten Glaubenslehren in das Gewand des Geschichtlichen gibt die indische Mythologie oder Götterlehre, welche unzählige idealische Wesen aus dem Reiche der Phantasie dichterisch verkörpert und bei keinem Volke im Laufe so langer Zeit so reich und

abentheuerlich ist, als bei dem heutigen Inder, der bereits eine Anzahl von 330 Millionen Volksgottheiten oder Götzen aufzuweisen hat, von denen ein Theil, und zwar die Hauptgottheiten, Versinnlichungen göttlicher Eigenschaften —, ein Theil vergöttlichte Weise, Religionsstifter und Helden, ein Theil versinnbildete sittliche Begriffe, ein Theil verkörperte Elementarkräfte, ein Theil Schutzgeister, ein Theil Spuck- und Schreckgeister sind.

Die indischen Götter wohnen auf dem Himâlaja, über den Regionen des Schnee's hinaus, in paradiesischen Gärten und Palästen, Brahman vor allen auf dem höchsten, in steter Heiterkeit glänzenden Gipfel (Meru), sich an den Stimmen und Tänzen der ihn umgebenden Geisterwesen ergötzend. Obgleich sie die Urheber des Guten sind, stellen sie doch die Menschen auf beständige Proben und lassen sich nur mit Opfern und den Priestern dargebrachten Geschenken befriedigen; dabei sind sie voll Launen und fröhnen ihren Lüsten bis ins Niedrigste. Schön von Gestalt, kolossal von Größe, hüllen sie sich entweder in Licht oder in Nebel, tragen einen Nimbus oder Kränze, kostbaren Schmuck, duftende Gewänder, haben eine so schnelle Bewegung, daß z. B. Wischnu mit drei Schritten die Welt durchschreitet, oder fahren auf Wägen und Schiffen, oder reiten auf einem ihnen geheiligten Thiere; in den Händen tragen sie als Symbol irgend eine Waffe oder Blume, wie denn auch besonderen Gottheiten Bäume geheiligt sind z. B. dem Wischnu der Feigenbaum.

So geht dem Hindu die ganze Natur in der Gottheit auf, und umgekehrt, so daß ihm selbst jede Verletzung eines Insects oder einer Blume als ein Vergehen gegen die Gottheit erscheint, während er auf der andern Seite oft selbst die grausamste Behandlung der Seinigen (seines Weibes, Kindes 2c.) oder auch seines eigenen Leibes (bei seinen Büßungen) für kein Vergehen hält, weil er den Sitz des Bösen in der Materie sucht, und in manchen Fällen durch Zerstörung des Leibes dem Träger desselben eine Wohlthat zu erweisen glaubt.

8. Die übrigen Theile der indischen Literatur.

Zum altindischen Gottesdienst gehören, den Veda's gemäß, vor Allem die Opferungen, ohne welche die Menschen nicht bestehen, die Todten nicht selig werden könnten; sie waren im Siwaismus blutige von Thieren, selbst von Menschen oder

wenigstens von aus Butter oder Mehl geformten Menschenmodellen, im Wischnuismus unblutige von Früchten, Milch, Oel ꝛc. Ferner sind vorgeschrieben Waschungen im Ganges oder anderem heiligen Wasser, Wallfahrten, Geschenke an Priester, Beten, Fasten, Kasteiungen, dann Tugendübungen, insbesondere Almosenspenden, Gastfreundschaft, Keuschheit, Verschwiegenheit, Geduld, Abscheu vor der Lüge; die größte Tugend aber ist, seine Gedanken immer auf Brahma zu richten und zu seiner richtigen Erkenntniß d. i. Anschauung zu gelangen. Büßungen und freiwillige Selbstpeinigungen wurden als verdienstliche Werke angesehen; sind durch sie alle Fehler aufgehoben, so entsteht durch fortgesetztes Büßen ein Ueberschuß von Verdienst, der sich so anhäufen kann, daß ihnen die Götter kein Verlangen verweigern könnten. Doch versagen ihnen diese die Seligkeit, wenn jene Büßungen in selbstsüchtiger Absicht unternommen werden und nicht mit dem Streben nach Vereinigung mit der höchsten Gottheit durch Erkenntniß (Contemplation) verbunden sind.

Da das ganze religiös-bürgerliche Leben der Inder auf astronomische Auffassung gegründet war, so wurden die Gestirne und ihre Stellungen mit allem dem, was man im öffentlichen und privaten Leben anordnete und that, in Beziehung gesetzt. Mit der Sterndeutung insbesondere war auch das **Orakelwesen** verbunden, d. i. priesterliche Tempelanstalten, bei welchen man in zweifelhaften und ungewissen Fällen und Vorkommenheiten des Lebens sich Raths erholen konnte. Orakeltempel finden sich überhaupt nicht nur in Indien, sondern auch in allen Priesterstaaten der alten Welt.

Auf die vier Veda's, über welche die Inder unzählige Erläuterungen besitzen, folgen die vier Upaveda's, welche die Werke über die heilige Musik und Tanzkunst, dann die Werke über Medicin, Chirurgie, Botanik, Mineralogie, Naturkunde, Mathematik (in welcher Beziehung wir das Zehnziffersystem, das durch die Araber erst im 11. Jahrhundert n. Chr. nach Europa kam, so wie auch die Algebra den Indern verdanken), hierauf die Werke über die mechanischen Künste

und Gewerbe enthalten. — Nach den Upaveda's kommen die sechs Ved-anga's, in denen die Sanskritgrammatik in allen ihren Theilen, sodann die Gesetze der Astronomie enthalten sind (in der die Araber den Indern gleichfalls die ersten Anfänge verdanken. — Endlich kommen die vier Up-anga's, welche Menu's Gesetzbuch, die Schriften über die Philosophie (in welcher Beziehung die Inder die Lehrer der spätern Griechen waren) die religiösen Epopöen und die Purâna's enthalten, welche letztere aus ungefähr 880,000 Doppelversen historisch-mythologischen Inhalts bestehen und im Styl weit unter den Epopöen stehen.

In diesen Epopöen, die man in's 10. Jahrhundert vor Christo setzt, treten theils Götter in Menschengestalten, deren Urbilder zugleich im Himmel wohnen, theils Sterbliche auf, die von Göttern abstammen oder durch Frömmigkeit und Meditation den Göttern nahe kommen, und die ganze Natur wird als belebt und mitfühlend gedacht. Die Poesie dieser Epopöen ist, wiewohl phantastisch, doch dabei edel und oft kindlich naiv. Die beiden größten, ältesten und bewundertsten unter diesen Epopöen sind der Râmâjana und der Mahâbhârata, von welchem letztern uns jedoch erst einige Episoden bekannt sind.

Das entschieden älteste dieser beiden Heldengedichte ist der **Râmâjana**, weil ihm noch die ältere indische Weltansicht zum Grunde liegt und nur das Land im Norden des Vindhja als Schauplatz darin vorkommt. Es schildert den Wandel des Râma, eines verbannten Königssohns von Ajodhja, der, als die siebente Verkörperung des Wischnu, die Bestimmung hatte, die Welt von einem bösen Riesenkönig zu erlösen, viele Thaten verrichtete, den Feind endlich erlegte und dadurch wieder sein väterliches Reich gewann.

Die andere dieser beiden Epopöen, der Mahâbhârata, von Vjâsa verfaßt, besteht ursprünglich aus 24,000 doppelzeiligen Versen, die sich dann durch spätere Einschiebungen und Erweiterungen auf 100,000 vermehrt haben. Die Grundlage dieses Epos ist der Hader der zwei alten, nahe verwandten Königsgeschlechter der Pândava und Kâurava (Pandu und Kuru s. § 13), ihr großer Krieg mit einander und ihr schrecklicher Untergang. Es ist mehr ein Lehrgedicht, das selber behauptet, „in sich alle Erzählungen der Vorwelt zu umfassen und über alle Verhältnisse des gegenwärtigen und zukünftigen Lebens zu belehren" und das daher nicht nur ganz Indien zum Schauplatz hat, sondern auch mit der Weltanschauung einer spätern Zeit die Ueberlieferungen der frühesten Zeit durchdringt, so daß die Philosophie und Mytholo-

gie des Priesterthums das eigentliche Wesen dieser alten Heldensage überwuchert. — In den ältern, echten Theilen dieser beiden Epopöen läßt sich noch keine Beziehung auf den Buddhaismus erkennen.

In diesen 18 Hauptteilen der fast unübersehbaren heiligen Literatur der alten Inder, die erst zum allergeringsten Theile von den Europäern gekannt ist, ist das gesammte Wissen des alten Inders niedergelegt, von dessen Priestern bewahrt, aber auch dadurch an Weiterbildung verhindert worden.

Noch reicher ist die aus Werken der dramatischen und lyrischen Poesie bestehende profane Literatur, in welcher die niedern Stände des indischen Volkes ihre Anschauungen und Ansichten ausgesprochen haben. Indeß gehören nur die religiösen darunter einer ältern Zeit an, während von den andern die ältesten höchstens aus dem letzten vorchristlichen Jahrhundert sind, in welchem der indische Dichter Kalidas (Kalidasas) die lyrische, insbesondere aber die dramatische Poesie zur höchsten Blüthe brachte. Das Drama wurzelt bei dem Inder schon in seiner Mythologie und entwickelte sich besonders durch die Götzenfeste, bei denen dramatische Vorstellungen durch Tanz, Gesang nnd Mimik eine Hauptrolle spielten. Allmählig ging das Drama in's bürgerliche Leben über, und Kalidas' zarte Sakuntala (eine dramatische Schicksalsfabel) ist von den 30 bis jetzt bekannten Stücken dieser Dichtungsgattung das vollkommenste.

9. Altindische Rechtslehre.

Die für den Inder nach den vier Veda's wichtigste Schrift ist das **Gesetzbuch Menu's**, dessen Entstehung man ins 12. Jahrhundert v. Chr. setzt. Es ist dieß eine Sammlung theologischer und bürgerlicher Rechtsverordnungen, die der Inder als göttlich erkennt und dem Mann, einem Enkel Brahman's, zuschreibt. Die 12 Bücher, in die sie eingetheilt sind, enthalten Gesetze über Erziehung, Ehe, Cultus, Regierung, Handhabung des öffentlichen und privaten Rechts, Kasteneinrichtung u. s. w., und so wie sie mit einer Schöpfungssage beginnen, so schließen sie mit der Seelenwanderung und dem Leben nach dem Tode.

In diesen Gesetzen ist Göttliches und menschliches Recht nicht geschieden und jedes Vergehen erscheint daher als gegen Gott begangen. Die auf die Uebertretung gesetzten Strafen sind oft von einer unmenschlichen Härte begleitet, besonders dann, wann die Beleidigung einen Priester betrifft. Durch solche Strenge wollte der Priesterstand, als der Vertreter der Gottheit, seine Würde und seine Herrschaft über die ihm untergeordneten Stände sichern. Eine Entschuldigung findet diese Strenge nur darin, daß jene Gesetze meist zu einer Zeit gegeben wurden, da der von dem einwandernden Inderstamm besiegte Ureinwohner noch sehr roh und fast halbwild war. Nicht selten war auch ihre Anwendung geradezu unmöglich, zumal, wenn sich die Strafanwendung auf die zukünftige Welt bezog; oder sie wurden, wo die Strafe, als auf bloßen Wortspielen beruhend, nicht so ernstlich gemeint war, in milderem Sinne angewendet.

Hauptverbrechen waren übrigens Mord, Ehebruch, Trunksucht, Hazardspiel, Verlassen der Kaste, Beschädigung öffentlicher Gebäude und Anlagen, Falschmünzerei, Unterdrückung der Unterthanen, Gewaltthat gegen Priester, Büßende, Ackerbauer und Frauen, Vorenthaltung des Arbeitslohns, Betretung des Tempels ohne vorherige Reinigung 2c. — Die Strafen steigen, wenn das Verbrechen von oder an höhern Ständen verübt wird. Vielen Strafen liegt das Vergeltungsrecht zum Grunde. — Die Lebensstrafen bestunden im Köpfen, Spießen und Zertreten durch Elephanten. — Auch kamen in Menu's Gesetzen Zucht- und Besserungshäuser vor. Körperliche Züchtigung konnte mit Geld abgekauft werden und die Summe stieg mit der Kaste. Ausstoßung aus der Kaste und Landesverweisung gehören mit zu den härtesten Strafen. — Obgleich das Gesetzbuch, seiner Grundlage nach, noch ins 12. Jahrhundert v. Chr. gehört, so ist doch eine spätere Ueberarbeitung wahrscheinlich: doch selbst diese hatte noch vor Einführung des Buddhaismus Statt.

10. Der Buddhaismus oder die Buddhalehre.

Nach dem Jahre 1000 v. Chr. (vielleicht im 7. Jahrhundert v. Chr. — die Zeit läßt sich nicht genau ermitteln) kam allmählig neben dem Brahmaismus noch eine andere Religionsform, der **Buddhaismus**, in Indien auf, den eben darum die Veda's und die Menu's Schriften noch nicht kennen. Sein späteres Alter erweis't sich auch daraus, daß die buddhistischen Schriften in der Palisprache geschrieben sind, die sich zum Sanskrit, wie das Italienische zum Lateinischen verhält. Als der Stifter desselben wird Gautama, mit dem Beinahmen Buddha d. i. der Weise, ein Königssohn von Magadha, dem heutigen Behar, einstimmig genannt, und von seinen Anhängern als die neunte Verkörperung oder Incarnation des Wischnu angesehen. Die vielen Buddha, von denen man spricht, sind Ein und derselbe, nur durch Seelenwanderung in Menschengestalt fortwährend sich verjüngend, — wahrscheinlich eine bildliche Beziehung auf die Einführung seiner Religion bei den verschiedensten Völkern, besonders bei den Chinesen, Tübetanern, Japanesen, Mongolen, Siamesen &c.

Die Anfänge der buddhistischen Lehre liegen in einer früher aufgekommenen indischen Philosophie, welche im Gegensatz gegen den Brahmadienst das Aufkommeu des Wischnudienstes beförderte, aus welchem dann der Buddhadienst als religiös-politischer Gegensatz sich entwickelte, der einerseits auf ein höheres durch Vernunft (Meditation) zu erfassendes Wissen, anderseits auf Tugend dringt. Die Hauptlehren derselben sind:

Aus dem Leeren (Sunya), d. i. dem Alles aus sich gebährenden und wieder in sich aufnehmenden ewigen Raume entstand die Welt, die eine dreifache ist: eine gestaltlose ätherische Welt, eine geistige Gestaltenwelt und eine materielle Welt, worin Brahman herrscht. Diese letztere Welt, deren Erlösung von der Materie Zweck der Erscheinung des Buddha ist, wird „durch einen Geist belebt, der sich in unzähligen Formen durch die Materie gestaltet, selbst aber in steter Ruhe ist, ohne sich in die Weltregie-

rung zu mischen: denn diese ist von ihm durch ein starres Schicksal (fatum) bestimmt worden. Doch kann der Mensch mit Freiheit sein Schicksal selbst lenken und wird nach seinen Werken gerichtet." — Die abstracte Gottheit selbst kann nur durch Büßungen, gute Werke und geistige Meditation verehrt werden und die Seele des Tugendhaften wird durch Auflösung mit der Gottheit vereint. — Bei der Aufsteigung in die Geisterwelt werden mehrere Regionen angenommen, die den periodischen Weltzerstörungen nicht unterworfen sind, und deren höchste die Region der Meditation ist. In den höchsten Luftregionen wird Alles Buddha und fällt in das Sunya d. i. in das Nichts zurück.

Bezeichnend ist ferner, daß der Buddhaismus religiöse Toleranz und allgemeine Menschenliebe empfiehlt und keine eigentlichen Mysterien anerkennt. Dabei ist aber seine kirchliche Verfassung nichts weniger als einfach, und sein Cultus überaus prächtig und glänzend, da er aus Klugheit die ganze brahmanische Mythologie (deren Götter er als Diener Buddha's darstellt) zur Einkleidung seiner rationellen Grundsätze verwendet.

Eine Zeit lang schon hatte sich der Buddhaismus, besonders durch den König Açôka (im 3. Jahrhundert v. Chr.) begünstigt, neben dem Brahmaismus gehalten, als die Verfolgung des letztern gegen ihn ausbrach. Denn da der Buddhaismus die Veda's und die in denselben wurzelnde Kasteneinrichtung nicht achtete, also die brahmanische Staatseinrichtung von ihm bedroht war, so wurde er von dem Brahmaismus als eine falsche Secte angesehen, und da sich die Grundverschiedenheit beider Lehrsysteme immer mehr herausstellte, auf's bitterste verfolgt, so daß der Buddhaismus zunächst die Ostküste Indiens, dann fast ganz Vorderindien räumen und sich größtentheils in fremde Länder (südlich, östlich und nördlich) flüchten mußte. So kam er im 4. Jahrh. v. Chr. nach Ceylon, um 200 v. Chr. nach China, später nach Japan, Tübet u. s. w. Gegenwärtig umfaßt der Buddhaismus 150 Millionen Anhänger, während der Brahmaismus nur noch 60 Millionen zählt.

11. Altindische Staatsverfassung: die indischen Kasten.

Die **alt-indische Staatsverfassung** beruht auf der Kasteneinrichtung, welche bei keinem andern Volke des Alterthums mit so großer Folgerichtigkeit durchgeführt ist. Diese Durchführung hatte freilich anfangs für sie den Vortheil, daß durch solche strenge Absonderung die Zügelung des Volkes leichter bewerkstelligt, die Eigenthümlichkeit des Volks gegen fremde Eindringlinge besser geschützt und die hohe Gewerbvollkommenheit, die schon im höchsten Alterthum, wie noch jetzt, einen Ruhm des Inders ausmachte, leichter erreicht werden konnte. Anderseits aber hatte sie den Nachtheil, daß ausländische Kunst und Sitte keinen Eingang fand und nicht einmal der monarchische Despotismus, welcher verhältnißmäßig mehr freie Bewegung gestattet, als die Hierokratie, die Oberhand gewinnen konnte.

Die Veda's kennen nur vier reine Kasten: die der Brahmanen oder Priester, die aus Brahma's Munde —, die der Kschetris oder Krieger, die aus Brahma's Armen —, die der Waischis oder Ackerbau- und Handelstreibenden, die aus Brahma's Hüften —, und die der Schudris oder Handwerker und Dienenden, die aus Brahma's Füßen hervorgegangen sind. Jede Kaste hatte ihre besondern Unterscheidungszeichen. Die Glieder der drei ersten Kasten sind Nachkömmlinge derer, die bei der Einwanderung das Land eroberten, — die Glieder der vierten Kaste die Nachkömmlinge derer, die als unterjochte Urbewohner des Landes jenen dienen mußten und sich der neuen Ordnung und Bildung gelehrig fügten. Beweis dafür ist auch die Hautfarbe, indem die tiefer stehenden Kasten von Geburt dunklere, die höheren Kasten, besonders die Brahmanenkaste, die weißeste Hautfarbe haben und dadurch, so wie auch durch die edle Gesichtsbildung den kaukasischen Ursprung bezeugen.

Die Kaste der **Brâhmanas (Brahmanen,** fälschlich genannt Braminen) ist heilig und unverletzlich. Beleidigung gegen einen Brahmanen kann

nicht gesühnt werden, während das größte Verbrechen desselben mit Geld oder Verbannung gebüßt werden kann. Dem Priester liegt die Bewahrung der Religion, das Lesen und Erklären der Veda's die Verrichtung der Opfer, Gebete und Reinigungen, die Handhabung der Gesetze, die Pflege der Wissenschaften und Künste, die Berathung der Könige ob, und in allem diesem soll er das Muster der Weisheit, Gerechtigkeit und Sittenreinheit seyn. Dafür darf er auf dieselbe Verehrung, wie die Gottheit Anspruch machen. Zwischen dem 8. und 15. Jahre erhält er die Brahmanenweihe, heißt dann Wiedergeborner, muß sich in den Jahren der Reife verheirathen und als Priester entweder dem Lesen der Veda's dem Dienst guter Werke oder den Meditationen über die Gottheit obliegen; oder er verläßt die Priesterpraxis, und tritt in andere dem Priesterstand ziemende Aemter, z. B. als Arzt, weltlicher Beamter rc. ein, ja er darf sich auf jede ehrliche Weise Unterhalt verschaffen, sogar, wenn er arm worden ist, von Einsammlung milder Gaben leben. Unter denen, die den Priesterberuf üben, gibt es verschiedene Stufen: die der obersten, oder die Guru's, sind die geistlichen Oberaufseher großer Sprengel, haben ein bedeutendes Einkommen und Gefolge und stehen im Geruche großer Heiligkeit.— Mit dem Verfall der altindischen Religion und der immer strengern Ausbildung geistlicher Herrschaft mußte natürlich der Priesterstand um desto mehr ausarten, ein je höheres Ideal er darzustellen hatte, — wiewohl in einigen, namentlich südöstlichen Landestheilen des heutigen Indiens, wohin fremder Einfluß noch nicht viel eingedrungen ist, noch viele Brahmanenpriester gefunden werden, die einen unbescholtenen, harmlosen und einfachen Lebenswandel führen.

Die Kaste der **Kshattrijâs (Kschetris,** fälschlich Ketris) d. i. der von der Verheerung Befreienden, oder auch Schützen, hatte die Pflicht, den Staat zu bewachen, zu regieren und im Krieg zu vertheidigen, wofür sie bedeutende Vortheile genoß. Aus ihr wurden die Könige gewählt, welche selbst die Veda's studiren mußten. Doch erhielt sich diese Kaste, schon wegen der friedliebenden Neigung des Inders, als strenggeschlossene Kaste nicht lange, sondern griff allmählig in andere Beschäftigungen über, so daß die ehehin große Zahl ihrer Glieder sich sehr vermindert hat. Schon Manu's Schriften gedenken ihrer Entartung nud leiten viele barbarische Stämme aus ihr ab. Die überhand nehmende Priesterherrschaft brachte den indischen Kriegerstamm dem Erlöschen nahe. Die Ueberreste desselben haben wir vorzüglich in den Radschbuten zu suchen, die noch die nördlichen Gebirge inne haben, großgewachsen und streitbar sind und in einer aristokratisch-republikanischen Verfassung leben; desgleichen in den kriegerischen Mahratten, welche, wie alle indischen Bergvölker, wild, kühn und unaufhörlich bereit sind, das fremde Joch abzuschütteln und geordneteren Einrichtungen zu widerstehen.

Die Kaste der **Vaiçjâs (Waischis** d. i. der Anwohner, oder nach Andern: der Nahrung aus Reichthum Ziehenden) enthält die Ackerbauer und Handelsleute, und ihr Gewerbe durfte selbst der Brahmane treiben. Selbst die Fürsten sollten sich im Landbau unterrichten lassen und führten auch den Titel: Beschützer des dritten Standes. Der Landmann war vom Kriegsdienst frei und seine Felder unantastbar, und das Ansehen, in welchem diese Kaste stund, macht die einst so hochstehende Cultur Indiens begreiflich, — wie denn Ackerbau, Handel und Viehzucht die vorherrschende Neigung des Inders noch ist, wenn ihm seine Lage es erlaubt, wie z. B. auf Java. — Die Handelsleute, Banyanen genannt, waren auch von Bedeutung und beweisen jetzt noch ihre Geschicklichkeit in gewandten Handarbeiten.

Die Kaste der **Çûdrâs (Schudris** d. i. entweder Flüchtlinge oder wegen niedriger Dienste Verachtete) sind von den drei höheren Ständen wesentlich verschieden, aber noch nicht „unrein." Sie dürfen alle Arten von Gewerben, Handwerken und Künsten treiben, sind zwar vom Lesen und Hören der Veda's ausgeschlossen, dürfen aber alle übrigen Religions- und andere Schriften lesen. Sie theilen sich in Zünfte, deren jede ihren Vorsteher und ihre Zunftgerichtsbarkeit hatte. Wer von ihnen sich freiwillig dem Dienste eines Brahmanen widmet, ist unter ihnen am höchsten angesehen.

Mehr Kasten hat der Inder nicht, und wenn griechische Schriftsteller deren mehr, vorzüglich sieben, aufzählen, so nahmen sie aus Unkenntniß untergeordnete Abtheilungen oder Mittelstufen für besondere Kasten.

Vermischung der Kasten miteinander ward von dem Gesetz als ein Abfall von der Urvollkommenheit angesehen, wodurch der Stand herabsinke; doch war die Verheirathung eines Mannes aus einer höhern Kaste mit einem Weibe aus einer niedern Kaste mit weniger Nachtheil verknüpft, als die Heirath eines Mannes aus der vierten Kaste mit einem Weibe aus einer höhern, wodurch nur verachtete Geschlechter gebildet wurden. Jedenfalls aber bilden alle diese ungleichen Verbindungen Mittelklassen. Ohnedieß war die Geschlossenheit der Stände nie so streng festzuhalten, als es die Gesetze wollten, wie denn am Ende nur der Priesterstand geschlossen blieb, die Schranken der übrigen aber allmählig ziemlich gefallen sind. — Aus jeder Kaste konnte man sich dem Einsiedlerleben widmen und durch eine Reihe von schweren Büßungen es zur Heiligkeit eines Brahmanen bringen.

Die aus den Sudras (durch Mißheirath oder Betreibung eines unehrlichen Gewerbes) entstandenen Mittelklassen, so

wie die aus einer Kaste ausgestoßenen Glieder werden als unrein fast den Paria's gleichgeachtet.

Unter **Paria's** versteht man jene unglückliche schwarzfarbige Menschenklasse in Indien, welche im Grunde Abkömmlinge der oben (§. 3.) beschriebenen Urbewohner Indiens sind, die von den Einwanderern als wild vorgefunden und, weil sie sich der Bildung nicht fügen wollten, mit unmenschlicher Verachtung behandelt und dadurch großentheils nur zu noch tieferer Rohheit hinabgedrückt wurden. Sie sind entweder halbgesittet und nach indischen Einrichtungen und Gebräuchen lebend, wie die Tamulen und andre Völker auf der südlichen Halbinsel, und wie selbst die als Taschenspieler, Tänzer, Diebe, das Land durchziehenden Bhill's (sanskr. Bhilljâ, am waldigen Abhang der Vindhjakette, s. §. 3.) von denen nun erwiesenermaßen unsere Zigeuner herkommen; oder sie sind ganz roh und thierisch, wie auf den Andamanen und andern Inseln der Südsee. Wahrhaft geächtet und wie von der Menschheit ausgeworfen, werden sie von den Hindus schlechter als das Vieh behandelt, dem sie auch wirklich oft z. B. dadurch gleichkommen, daß sie vorzüglich nach gefallenem Vieh lüstern sind. Doch hat die eingetretene Milderung der Kastenstrenge auch das Schicksal der Parias in etwas gemildert, und bereits findet man unter englischer Regierung „einzelne talentvolle Parias, die eine Compagnie Brahmanen befehligen.“

12. Altindische Regierungsweise. Kriegsverfassung.

Die **Regierungsweise** des altindischen Staates war ursprünglich monarchisch; die Thronfolge war nach dem Rechte der Erstgeburt erblich und der Sohn konnte bei Lebzeiten des Vaters Mitregent werden. Da die Monarchie durch die Priester frühe eine hierokratische wurde, so ward der Râjan (Radscha, d. i. Regent) als Ebenbild Gottes auf Erden, in welchem eine große Gottheit wohne, — sein Hof und Thron als dessen Himmel dargestellt. Er war Herr des Bodens, mit Ausnahme der ziem=

lich vielen Ländereien, die den Priestern gehörten; er konnte größere Provinzen mit Statthaltern (Unterkönigen) besetzen, welche wieder kleinere Bezirke an Unterstatthalter oder Pächter vergaben, wofür diese an die Regierung Geld und Früchte geben und zur Kriegszeit Mannschaft stellen mußten. Jede Ortschaft bildete so gleichsam ein abgeschlossenes Ganzes für sich mit überall gleichgeordneter und alle Bedürfnisse berücksichtigender Einrichtung, so daß es einem solchen Orte unter seinem von ihm hochverehrten Ortsrichter fast gleichgültig war, wer Oberherr des Landes war. Es war niemals Ein König über ganz Indien, sondern dieses theilte sich in viele Königreiche, die von einander unabhängig, aber durch gleiche religiös-politische Verfassung verbunden waren.

Abgabenfrei waren nur die Brahmanen, an welche noch überdieß freiwillige Gaben und Geschenke zu geben Pflicht war; ferner die Handwerker und Arbeiter, die keine liegenden Güter in Pacht hatten. — Der Landesfürst hatte auch noch einen Antheil an Zoll und Handel, und auch Tribute von fremden abhängigen Fürsten flossen in seine Kasse, aus welcher der Hofstaat bestritten und die Beamten besoldet wurden. — Druck von Oben war in der altindischen Verfassung nicht gekannt; das Volk hing mit Liebe an seinen Fürsten, jede Gemeinde an ihrem Ortsrichter; das Land war allenthalben wie ein Garten angebaut und unzählige Städte durch Handel und Gewerbe blühend.

Der König (Radscha) war in den frühesten Zeiten aus der Brahmanenkaste, nachher aus der Kriegerkaste; war er aus einer niederen Kaste, so gehorchte ihm die Priesterkaste nicht, die übrigens ungeachtet ihres Uebergewichts es doch nicht mehr zu einem König aus ihrer Kaste brachte, dafür aber den König ganz von sich abhängig machte. Unter allen Tugenden mußte der König insbesondere der Gerechtigkeit gegen Jedermann, so wie der wohlwollenden Herablassung zu dem Geringsten sich befleißen, und indische Schriften aus der ältesten Zeit geben ihren Regenten in dieser Hinsicht das beste Zeugniß, während spätere Schriften oft über despotische Willkühr der Fürsten klagen. — Ihn umgaben

sieben Räthe aus dem Brahmanenstand, denen in geordneter Abstufung sich die 18 andern Hof- Staatsbeamten anschloßen. Der König sollte sich stets mit ihnen berathen, zuletzt aber doch seinen selbstständigen Entschluß fassen, — wie er denn auch nach Berathung mit seinen Räthen das Recht hatte, neue Anordnungen zu machen und selbst die Regierung einem Andern zu übertragen. Er hatte in der Regel Eine Gemahlin, aber eine große Menge Hoffrauen, die aber nicht (wie in späterer mongolischer Zeit) in einem Harem eingesperrt waren.

Die Gesetze, welche durch erprobte Greise gehandhabt wurden, pflanzten sich meist durch das Gedächtniß fort, und zu den Rechtsentscheidungen gehörten auch Gottesurtheile, insbesondere die Feuer- und Wasserprobe. Auch die Griechen lobten die Gerechtigkeitsliebe der Inder.

Die **Kriegsverfassung** war der angebornen Friedlichkeit des Inders gemäß einfach; Kriege kamen selten vor und selbst während ihres Verlaufes war der Landmann vor Plünderungen und Störungen in seiner Arbeit sicher. Das Heer, dessen Stärke übrigens im alten Indien sehr bedeutend war, hatte eigene Ländereien; im Frieden mußte der Soldat selbst für sich sorgen, und im Kriege bekam er geringen Sold. Die Waffen wurden nach dem Kriege wieder in die königliche Rüstkammer abgeliefert. — Zum Kriegswesen gehörten auch Festungen, Wagenburgen, Streitwägen, mit Wagenlenkern, Elephanten mit und ohne Thürme; ja es werden schon früher gewisse Feuerwaffen erwähnt, namentlich eine Art großen Feuergeschützes, das bei Belagerungen oder bei Vertheidigung fester Orte gebraucht wurde. Die Aufstellung des Heeres in Schlachtordnung glich einigermaßen der Aufstellung der Figuren auf dem Schachbrette, welches indischen Ursprungs ist; doch gab es verschiedene Heeresordnungen, unter denen sich auch die keilförmige Phalanx findet.

13. Früheste Geschichte der Inder seit ihrer Einwanderung.

Was wir von der frühern Geschichte der alten Inder seit ihrer Einwanderung in die Halbinsel wissen, gehört ebenfalls großentheils der vorhistorischen Zeit an, und selbst da, wo sie deutlicher wird, ist sie noch Sagengeschichte. Ihre einheimischen Ueberlieferungen, namentlich die beiden oben beschriebenen Heldengedichte, der Râmâjana und der Mahabhârata, zu denen noch Dynastieenverzeichnisse und andere Sagen von einzelnen Königen und heiligen Männern der Vorzeit kommen, fließen lange Zeit mit mythologischen Vorstellungen zusammen, von welchen abgesehen sich historische Andeutungen ergeben, davon die wichtigsten folgende sind:

In uralter Zeit herrschten im eigentlichen Hindustan zwei von einander unabhängige Königsgeschlechter, die Kinder der Sonne oder das von dem Sonnensohne Manu gestiftete Reich Kôçola, mit der schon oben genannten Hauptstadt Ajôdhjâ am obern Ganges und seinen Nebenflüssen, und die Kinder des Mondes oder das auf den Mondgott und seinen Sohn Buddha (Merkur) zurückgeleitete Reich, welches zuerst in Pratishthana am Zusammenfluß der Jamuna und des Ganges, nachher weiter hinauf am Ganges in Hâstinapura seinen Sitz hatte.

Das Königsgeschlecht des Mondes theilte sich wieder in das Geschlecht der Kuru (Kâurava), die in Hastinapur, und in das Geschlecht der Pandu (Pândava), die im jetzigen Delhi au der Jamuna herrschten. Diese beiden letztern führten jenen großen im Mahabharata beschriebenen Vernichtungskrieg, welcher der „Gränzstein" ist zwischen der ältern Zeit des Heldenthums mit seiner Sage und den spätern bestimmteren Erinnerungen.

Nach Besiegung der Kuru blieben die Pandu in der Herrschaft und theilten sich in der Folge auch in zwei Dynastieen, nach deren Erlöschung eine andere Pandudynastie um das 1500 v. Chr. durch einen Brahmanen Nasrao des Thrones beraubt wurde. Nasrao's Dynastie dauerte 500 Jahre, worauf wieder eine Brahmanendynastie, die des Birba, abermals 500 Jahre herrschte und

von einer andern Bramahnendynastie abgelöſ't wurde, die bis zum Jahre 100 v. Chr. regierte, wo der letzte von einem Eroberer verjagt wurde, den jedoch 57 v. Ch. Vicramâditja I., König von Ugein in Malwah vertrieb.

Unter diesem Könige, der auch die eingedrungenen Scythen aus den nördlichen Landestheilen vertrieb, erhob sich Indien zur höchsten Blüthe, und sein Reich erstreckte sich wahrscheinlich auch über das Land der Sonnenkinder am obern Ganges, deren Reich sich, nach vielen Zertheilungen und nach einer langen Reihe von Dynastieen, um diese Zeit durch Empörungen aufgelöſ't hatte. Vicramaditja blieb im Kriege gegen die Fürsten im Dekhan, welche seine Oberherrschaft nicht anerkennen wollten, worauf sich sein Reich auflöſ'te und andere Dynastieen emporkamen.

Uebrigens waren noch in vielen andern Theilen Indiens gleichzeitige Herrschaften. So hatte das Reich Magadha (das heutige Behar) schon kurz vor dem oben erwähnten „großen Krieg" bedeutende Veränderungen in den Zuständen der indischen Völker verursacht, indem sein König Gârasandha verschiedene Fürsten des mittleren Indiens unterwarf und viele, vorzüglich im Duab, zwang, nach Westen, Süden und Osten zu flüchten. Zuletzt wurde er von den Pandu überfallen und ermordet. Nach dem großen Krieg und dem Sturze von Kuru stiftete einer der geflüchteten Kuru in jenem Reiche Magadha eine neue Dynastie, auf welche dann noch viele andere Dynastieen sich ablöſ'ten, bis dieses Reich 456 v. Chr. in zwei andere Reiche (in Orissa und Bengalen) zerfiel.

Im südlichen Indien soll das erste Reich das der Pandjakönige in der Stadt Madhurâ gewesen seyn und der aus dem nördlichen Indien kommende Stifter desselben der Kaste der Ackerbauer angehört haben. — Die Malabaren auf der Südwestküste setzen die Stiftung ihres brahmanischen Reiches in das Jahr 1176 v. Chr. Ueberhaupt breiteten sich brahmanische Ansiedlungen frühe über den Süden aus, Sie erreichten zuerst die Küsten und zwar, aller Wahrscheinlichkeit nach, zuerst die südlichsten, vermuthlich auf dem Wege der Schifffahrt, da das Innere noch so unwegsam und ungastlich war: wie denn auch die Phönizier schon frühe

(s. unten K. 9, 3) die indischen Erzeugnisse der Küste Malabar (Ophir) holten, so daß dieser Handel zugleich einen schon damals bestehenden Verkehr der nördlichen und südlichen Theile der indischen Westküste voraussetzt.

Von den alten Reichen am Indus und seinen Nebenflüssen (im Pendschab) treten zur Zeit Alexanders des Großen das Reich des Porus (Paurusha d. i. Held) und das Reich des Taxiles —, nach Alexanders Tode das Reich der Prasier d. h. der Ostländer am Jamuna und am Ganges mit der Hauptstadt Palibothra hervor, wo sich 312 v. Chr. Sandracottus (indisch Siefargund) zum Herrscher aufwarf und gegen die macedonische Herrschaft in Baktrien einen glücklichen Aufstand bewirkte. Das Nähere davon zeigt der Verlauf der macedonischen Geschichte, so wie von der spätern indischen Geschichte noch weiter unten die Rede seyn wird.

---

3. Kapitel.

Die Aethiopen.

1. Der Priesterstaat Meroë. Baudenkmäler. *)

In dem von vielen Thälern durchstrichenen Hochlande, das von den Gebirgen von Habesch oder Abessynien aus sich durch das heutige Nubien gegen Aegypten hin abwärts senkt, und in dessen steinigen und unfruchtbaren Hochebenen zwei mächtige Quellflüsse sich vereinigen und den Nil bilden, der das Land nur an seinen Ufern befruchtet, hat sich in vorgeschichtlicher Zeit gleichfalls ein merkwürdiger Priesterstaat ausgebildet und diesem Lande sowohl, als allmählig auch dem ganzen Nilthale seine erste Cultur gegeben.

*) Bei diesen und den folgenden sechs Kapiteln siehe Näheres in Heeren's Ideen I. und Leo's Universalgeschichte I. Außerdem sind auch die Forschungen der neuesten Reisenden berücksichtigt.

Ursprünglich war dieses Land im Besitz halbwilder, der Negerraçe angehörigen Stämme, von denen einige längs den Ufern des Astaboras (des heutigen Atbar, der in seinem obern Laufe Taccazé heißt) als rohe wilde Jägervölker wohnten, welche noch heute dort unter dem Namen der Shangallas nach Jahrtausenden dieselbe Lebens- und Nahrungsart haben, wie alte griechische Nachrichten sie uns beschreiben; andere an der Küste des arabischen Meerbusens als völlig rohe Fischervölker lebten und daher von den Griechen Ichthyophagen genannt wurden; wieder andere als etwas gesittete Hirtenvölker unter Stammhäuptern die östlich vom Nil gelegenen Thäler und mächtigen Schluchten und Grotten des Gebirgs bewohnten und von den Griechen Troglodyten d. i. Höhlenbewohner genannt wurden: wie es denn noch jetzt dergleichen Stämme dort gibt. — Im äußersten Südost-Ende von Aethiopien (im goldreichen Lande Sasu, vielleicht in der Nähe des heutigen Kap Gardafui, also im Lande der friedlichen Kamalis) wohnten die von Herodot sogenannten Makrobier, welche wegen ihrer zum Seehandel geeigneten Lage bereits ein gesittetes Volk waren, das entweder wirklich dort einheimisch oder die Ansiedlung eines wahrscheinlich von Arabien herüber eingewanderten Volksstammes war.

Schon in der ältesten Zeit kamen entweder unmittelbar aus Indien oder vom Nordufer des persischen Meerbusens her (wo auch bis gegen den Indus hin Kuschiten d. i. Nachkommen von Hams ältestem Sohne wohnten) kuschitische Priester- und Kriegerstämme, die zwar von dunkler Farbe, aber edler Gesichtsbildung waren und nicht der Negerraçe angehörten, in die obern Nilgegenden. Sie hatten jenes ihr asiatisches Heimathland (vielleicht wegen abweichender Religionsmeinungen, folglich als eine Secte) entweder freiwillig oder gezwungen verlassen, und nachdem sie sich in diesem Lande, wahrscheinlich nach manchen Kämpfen mit den Ureinwohnern, eine neue Heimath errungen hatten, stifteten sie den äthiopischen Priesterstaat **Meroë**.

Der neueste Forscher äthiopischer und ägyptischer Cultur-Ueberreste, Lepsius (1844), sucht nachzuweisen, daß wir in dem weitverbreiteten,

vom 23° bis 15° nördlicher Breite in Ostsudan bis nach Abyssinien wohnenden Volke der Bischariba die echten Aethiopen des einst blühenden Meroë wieder zu erkennen haben, deren Voraltern es waren, die einst jene Prachttempel und Pyramiden erbaut und von Meroë aus das Nilthal bis Assuan beherrscht haben. Auch ihre Sprache habe sich als kaukasischen Stammes und zwar als ein höchst merkwürdiges Glied dieser Sprachenkette erwiesen, wodurch zugleich die asiatische Urheimath dieses Volkes, wie die der Aegypter und Abyssinier, außer Zweifel gesetzt sey. Die Verwandschaft dieser Sprache mit der ägyptischen verläugne sich nicht, stehe ihr aber doch in der Grammatik und mehr noch im Wortsatz viel zu fern, als daß eine ursprüngliche so enge Verwandtschaft beider Völker vorausgesetzt werden dürfte, wie man bisher anzunehmen geneigt gewesen.

Das Gebiet dieses Priesterstaates lag zwischen dem östlichen Quellfluß des Nils (dem Bahar el Asrak oder blauen Nil) dem obengenannten Atbar und dem eigentlichen Nil von seiner Entstehung aus der Vereinigung des Bahar el Abiad (dem weißen Nil, bei den Alten Astapus genannt) mit dem genannten Bahar el Asrak, also in dem großen Thale des heutigen Sennaar. Meroë, war also ein großes nicht ganz, aber doch großentheils von Flüssen umgebenes Land und hieß daher bei den Alten eine Insel.

Ueber den Ort, wo die gleichnamige Stadt Meroë, die „Wiege" der Künste und Wissenschaften, wie des griechischen und römischen Alterthums, gestanden hat, ist man jetzt auch im Reinen. Sie ist jedenfalls im heutigen District Shendy (Chandi), einer großen und fruchtbaren Ebene zu suchen, wo noch jetzt viele Trümmer von Städten und Tempeln voll Sculpturen und wohlerhaltener Malereien, wie auch viele kleine Pyramiden gefunden werden, — während die am Nil, am Atbar, am Bahar el Asrak und an deren Nebenflüssen gelegenen Tempelruinen eben so viele Ueberreste von Städten sind, welche zugleich als Handelsstädte die Handelsstraßen verbanden, die nach dem glücklichen Arabien (Yemen) nach Indien (Indopersien) und nach Babylonien führten.

Die neusten Reisenden haben bewiesen, daß die Stadt Meroë zwischen den Dörfern Assur und Tenebbey lag, wo zerstreute Tempelüberreste, deren Umfang 4000 Fuß beträgt, ihre ehemalige Lage bezeichnen. Oestlich, südlich

und nördlich von diesem Puncte liegen drei verschiedene Pyramidengruppen mit Bildwerken von großer Vollendung.

Die **Baudenkmäler**, die von diesem uralten Staate Kunde geben, theilen sich in solche, die, wie in Indien in Felsen gehauen oder die an Felsenwände angebaut sind, oder in solche, die frei stehen. Zu den letztern gehören die Pyramiden, welche entweder einzeln oder in Gruppen beisammen gefunden werden, alle aber weit kleiner sind, als die ägyptischen, und hier den „Character von heiligen Grabräumen (Mausoleen) an sich tragen. Alle Palast= und Tempelruinen sind mit kunstreichen Sculpturen und noch frisch glänzenden Malereien bedeckt, die in den vordern dem Volke geöffneten Räumen politische Darstellungen (z. B. Kämpfe, Friedensgesandtschaften, Triumphzüge mit Gefangenen und Beutestücken, Opferungen), in dem innern Heiligthum aber bloß Darstellungen des Cultus enthalten.

Die schönsten Tempelruinen befinden sich bei dem Dorfe Kalabsché, wo zwei Tempel waren, der eine über, der andere unter der Erde, von denen der unterirdische aus jener Zeit herrührt, wo Aethiopien und Meroë durch die ägyptischen Pharaonen besiegt worden; — ferner zu Asseboa (oder Sebu), wo sich der vollständige Tempel (aus vorägyptischer Zeit) findet, zu welchem ein prächtiges Thor in eine Allee von Sphinxen, von da in einen Säulenhof, aus diesem in eine bedeckte Säulenhalle, deren Pfeiler Osirispriester vorstellen, und von da erst in das Innere des Heiligthums führt; endlich zu Ipsambul, von dessen zwei äußerst merkwürdigen Felsentempeln (die wahrscheinlich zugleich Königsgräber sind) der eine 150 Fuß lang ist und in seinem Innern 30 Fuß hohe Riesenbilder der Osirispriester an den Pfeilern, sodann andere kolossale Figuren und eine Menge von Bildwerken enthält.

Alle diese Baureste beweisen nicht nur eine Verwandtschaft des äthiopischen Religionscultus mit dem indischen, sondern auch eine große Aehnlichkeit desselben mit dem ägyptischen, so daß man bisher annehmen zu dürfen glaubte,

daß Meroë ursprünglich seine Cultur nilabwärts verbreitet habe und daß die ägyptischen Priesterstaaten ursprünglich Colonieen von Meroë seyen; daß aber alsdann die in Aegypten weitergeführte Cultur wieder einen Rückeinfluß auf Meroë geübt, folglich zwischen beiden schon in frühen Zeiten eine Wechselwirkung Statt gefunden habe, welche zugleich durch die zeitweise Unterwerfung des einen Staats unter den andern gefördert worden sey.

Dagegen erklärt Lepsius, der schon genannte neueste in Aegypten und Aethiopien reisende Forscher, es stehe ihm unumstößlich fest, daß weder eine Urbildung äthiopischer Völker existirt habe, die der ägyptischen vorangegangen wäre, und daß es überhaupt keine andere, als eine erst spät von den Aegyptern entlehnte, sehr untergeordnete Cultur in Aethiopien gegeben habe. Es könne nur von einer ägyptischen Kunst in äthiopischen Landen die Rede seyn. Aus frühern Zeiten hatten sich allerdings in Aethiopien (bis zum Berge Barkal an der Südgränze in der Provinz Dongola) eine große Menge Bauwerke und Monumente aller Art, bis etwa 2300 v. Chr. zurückgehend gefunden: diese rührten aber entweder von ägyptischen Königen her, welche den untern Theil Aethiopiens seit jener Zeit erobert hatten und bis ins 12. Jahrhundert v. Chr. ununterbrochen besaßen, oder wären seit der äthiopischen Eroberung Aegyptens im 17. Jahrhundert v. Chr. von unabhängigen äthiopischen Königen (ägyptischer Bildung und wahrscheinlich auch ägyptischer Abkunft) erbaut worden. — Man müsse daher annehmen, daß der hohe äthiopische Ruhm, welcher traditionell zu den griechischen Schriftstellern (zuerst nur durch Vermittlung der asiatischen Küstenvölker) gedrungen war, sich wahrscheinlich aus der Zeit herschreibe, als die asiatischen Völker, welcher Aegypten 500 Jahre lang beherrscht und die ägyptische Macht nach Aethiopien zurückgedrängt hätten, seit dem 17. Jahrhundert durch die aus Aethiopien zurückströmende ägyptische Völkergewalt wieder aus dem Lande getrieben worden seyen." (Siehe jedoch was in Betreff der letztern angenommenen Thatsache II. 4, 2 über Manetho gesagt ist.)

2. Aethiopischer Religionscultus. Der Tempelstaat Ammonium. Handel- und Regierungsweise.

Die Religion der Aethiopen ruht gleichfalls auf astronomischem und astrologischem Grunde, und der Thierkreis, so wie die sieben beweglichen Sterne mit besonderer Hervor=

hebung von **Sonne** und **Mond**, sind auch hier in die mannichfaltigsten Beziehungen zu den Vorstellungen von der Götterwelt, wie zu dem, im Kreislauf des Jahres und der Monate sich bewegenden bürgerlichen und öffentlichen Leben des Aethiopen gesetzt. Was dem Inder Brahma oder Parabrahma ist, erscheint in der äthiopisch-ägyptischen Götterlehre als **Jao**, welcher als abstractes Wesen gleichfalls als unfaßbar zurücktritt, dafür aber unter dem Bilde der **Sonne** als **Osiris** (aus dem indischen sûryas, Sonne), Sommersonne oder Gott des Lichts und Lebens, und als **Serapis**, Wintersonne oder Gott der Finsterniß und des Todes (gleich dem Ormuzd und Arihman des Zendvolks) angebetet wurde.

In letzterer Beziehung, wenn die Wintersonne in das Zeichen des Steinbocks tritt, also nach jener Mythenlehre, Osiris sich zur Unterwelt wendet, übernimmt sein ihn tödtender Bruder **Typhon** (zu deutsch: Schlange) als der Gott alles Schädlichen und Bösen, die Herrschaft. — In Bezug auf die drei (viermonatlichen) Jahrszeiten erscheint dem Aethiopen die Sonne als **Phtha**, **Kneph** und **Amun**, welche drei Götter der indischen Trimurti (Brahman, Wischnu und Siwa) entsprechen.

Unter den zwölf Göttern, welche dem Thierkreise und hinwiederum in einer andern Verbindung als eine Siebenzahl von Göttern den Wochentagen, so wie den einzelnen Jahren einer siebenjährigen Periode vorstehen, tritt — außer Osiris — besonders der Planet Mars als Gott **Moloch** (zuweilen mit dem Typhon verwechselt), der Planet Mercurius als **Thoth**, der Mond als **Isis** hervor.

In der äthiopischen Trimurti war besonders dem **Amun** (auch Ammon-Ra, der von den Griechen **Jupiter Ammon** genannt und mit einem Widderkopfe abgebildet wurde) der eifrigste Dienst gewidmet und seine Verehrnng vorzüglich mit dem auf Astrologie beruhenden **Orakelwesen** in Verbindung gesetzt. **Von ihm ging besonders die Leitung der Wanderungen und die Gründung neuer Niederlassungen aus.** Unter den Niederlassungen dieses Gottes waren die wichtigsten: 1. in Nubien

selbst: der Amuntempel am Berge Barkal, östlich vom Nil bei dem heutigen Dorfe Merawé, mit den dazu gehörigen Pyramiden, wo noch in römischer Zeit der Sitz der damals hier herrschenden Königinnen war, die den Titel Candace (Apstg. 8, 27) führten; 2. in Aegypten. der mächtige Tempelstaat Theben, welcher ganz eine Schöpfung der Amun=priesterschaft war; 3. in der libyschen Wüste, und zwar in der heut zu Tage sogenannten Oase Siwah: der von Theben und Meroë zugleich ausgegangene Tempelstaat **Ammonium**, dessen weithin wirkendes Orakelwesen im ganzen Alterthum hochberühmt war.

Dieser Priesterort bestand (nach Diodor) aus einem Tempel (mit der Bildsäule des Gottes, die aus edlen mit Edelsteinen untermischten Metallen gegossen war); aus vielen ihn umgebenden, dorfartig bei einander stehenden Wohnungen der Priester und Tempeldiener, und aus einer in der Mitte liegenden Festung mit drei Mauern: innerhalb der äußersten Mauer befand sich der Königspalast, innerhalb der zweiten die Wohnungen der königlichen Familie und der Vorhof des Tempels mit dem heiligen Brunnen zum Waschen der Opferthiere, innerhalb der dritten Mauer casernirte die Leibwache des Königs.

Einerseits durch diesen Orakelcultus, welcher die sittlichen Bedürfnisse —, anderseits durch den Handel, welcher die sinnlichen Bedürfnisse befriedigte, wurde der empfängliche Theil der Ureinwohner, insbesondere die wandernden Hirtenvölker, für den Zweck des Staates gewonnen und durch die Kasteneinrichtung im Gehorsam gehalten, indeß die obengenannten barbarischen Stämme niemals — höchstens zum Theil vorübergehend — unterworfen wurden.

Der wichtige Handel, welchen Meroë und das in der Folge stets mit ihm durch gleiches Cultus= und Handelsinteresse verbundene Aegypten mit den Goldländern des östlichen Afrika, den Gewürzländern Indiens und dem Weihrauch-, Edelstein= und Spezerei=reichen Arabien unterhielt, verschaffte diesem altäthiopischen Staate frühe einen Reichthum und eine Macht, wodurch es ihm möglich wurde, an so vielen Orten nicht bloß Städte, sondern ganze Reiche zu stiften (außer Theben und Ammonium noch besonders Axum, Adule und Azab) und selbst eine Zeit lang Aegypten zu beherrschen.

Die Regierung von Meroë war ganz in den Händen der Priesterkaste, die ihren König aus ihrer eigenen Mitte durch den Mund des Orakels erwählte und ihn in der völligsten Abhängigkeit von ihr zu erhalten wußte. Denn es war dieser Stellvertreter der Gottheit so von priesterlichen Satzungen und Formen eingeengt, daß er keine Regierungshandlung, selbst keinen Schritt im häuslichen Kreis, ja keine körperliche Verrichtung aus eigenem Willen vornehmen durfte, und daß er, wenn es die Constellation der Sterne (welcher sich wohl oft eigensüchtige Berechnung mag unterschoben haben) zum Wohle des Staates heischte, sich selber den Tod geben mußte. — Unter den Beherrschern von Meroë waren auch regierende Königinnen.

Die Kriegerkaste, die in den blühenden Zeiten Meroës ein Heer von 250,000 Mann stellen konnte, vermochte sich dort nie zur herrschenden zu machen. — Von der Milde übrigens, womit die Priesterkaste ihre Herrschaft ausübte, zeugt der Ruf äthiopischer Frömmigkeit und Gerechtigkeit, der schon in den frühesten Zeiten bis zu den fernsten Völkern erscholl.

Der Staat von Meroë erhielt sich in dieser Einrichtung bis in die Zeit Ptolemäus des Zweiten, in welcher der äthiopische König Ergamenes (wie ihn Diodor nennt) mit Hülfe der Kriegerkaste die Priestermacht brach und durch Einführung eines Militärdespotismus den Verfall dieses altberühmten Culturstaates herbeiführte.

---

4. Kapitel.

Die Aegypter.

I. Lage des Landes. Verfassung des altägyptischen Priesterstaats.

Aegypten, in der Bibel Mizraim (Mesraim), von den Arabern Mesr genannt, reichte in der Urzeit mit seinem Namen bis an die Gränzen Meroë's hinauf und bezeichnete zunächst das

fruchtbare Thalland des Nils, das im Westen von der libyschen Wüste, im Osten aber längs dem arabischen Meerbusen von schroffen Gebirgszügen begränzt ist.

Mitten durch das Land von Süden nach Norden strömt der **Nil** (gr. Neilos), in der Bibel bald Gihon, womit sein oberer Lauf durch Aethiopien —, bald Nehl (Nahal), womit sein Lauf durch die Thalenge —, bald Sihor genannt, womit seine dunkle Farbe zur Zeit der Ueberschwemmung bezeichnet wird. Nach seiner Entstehung aus dem blauen und weißen Fluß (K. 3, 1) zieht er in einem bald engern, bald weitern Thale herab bis an die südliche Gränze Aegyptens, wo er ein ihm vorgelagertes Granitgebirg durchbricht und in drei Katarakten, den sogenannten Nilfällen (wovon sich der erste bei der Insel Philä, der letzte bei der Insel Elephantine befindet) tosend sich in ein tieferes Stromthal stürzt, und von Syene an (dem heutigen Assuan) seinen Lauf durch Aegypten beginnt. Während der ihn in seiner ganzen Länge begleitende östliche Gebirgszug fast senkrecht vom Nil aufsteigt (weßhalb derselbe Mokattam d. i. Felswand heißt), ist der ihm westlich zur Seite hinziehende libysche Wall nur ein mäßiger Felsdamm, der das Thal größtentheils vor dem Wüstensande schützt.

Allmählig wird der enge Thalgrund weiter, da die Höhenzüge zu beiden Seiten zurücktreten. Hier hatte der Nil in der Urzeit, als das nachmalige Unterägypten noch Meeresboden war, seinen Ausfluß, wie denn noch gegen den Westen hin zwischen den Bergen der libyschen Wüste eine Schlucht, die einem wasserlosen Flußbette gleicht, sich hinzieht, durch welche er sich ins Meer ergoß. Nachdem aber die Stein- und Erdmassen, die der Strom vom obern Aegyptern her mit sich führte, mehr und mehr Land angeschwemmt hatten, und auch das Meer allmählig zurücktrat, so daß hier Sumpfboden entstand, theilte sich der Strom durch eine von ihm selbst gebildete Sandbank in zwei Hauptarme und bildete so mit der Meerufergränze ein großes Dreieck, das in Aehnlichkeit mit dem griechischen Buchstaben Δ (= D) den Namen desselben, Delta, erhielt, womit man Unterägypten bezeichnete, als es allmählig durch den Uebergang aus dem Sumpfboden in Marschland

und durch künstliche Entwässerungsanstalten zu einem reichen, menschennährenden, von noch fünf andern Nilarmen durchzogenen Fruchtboden herangediehen war, der die „Kornkammer der alten Welt" wurde.

Obgleich das Nildelta, nachdem jene beiden Hauptarme des Nil längst versandet sind und der Nil jetzt nur durch zwei Arme (bei Rosette und Damiette) ins Meer fließt, durch gränzenlose Vernachlässigung nicht mehr seiner ehemaligen Größe und Fruchtbarkeit gleichkommt, so ist es doch noch ein reichlich tragendes Land.

Der Nil war von jeher Aegyptens Ernährer und Erhalter. Denn da es in Aegypten selten regnet (in Oberägypten in 15—20 Jahren nur einmal) so würde das Land eine Wüste seyn, wenn nicht der Nil durch sein jährliches Austreten über seine Ufer den Thalboden befeuchtete und durch den zurückbleibenden Schlamm befruchtete. Sein regelmäßiges Steigen und Fallen (vom Juni bis September) hängt mit den, in den abessynischen Hochlanden regelmäßig eintretenden Regengüssen zusammen, durch deren Strömungen ihm auch die Bestandtheile zugeführt werden, die jenen düngenden Schlamm bilden, der auch dem Delta sein Daseyn gab und denen überhaupt die allmählig steigende Erhöhung auch anderer Landestheile (im Süden z B. alle 188 Jahre um einen Fuß) zuzuschreiben ist. Da der Nil in manchen Jahren nicht den zu einer vollen Ueberschwemmung gehörigen Höhenstand erreicht, wodurch alsdann Mißwachs entsteht, so wurde schon in den frühesten Zeiten ägyptischer Cultur Sorge getroffen, durch künstliche Bewässerung, besonders durch Dämme und Kanäle (worunter der 40 Meilen lange, mit dem Nil parallel laufende Josephskanal) das ausgetretene Nilwasser in die von seiner Gränze entfernteren Theile des Landes zu leiten und überhaupt das Wasser länger auf den Feldern zurückzuhalten, um jene Fruchtbarkeit zu fördern und zu erhöhen, durch welche eine leichte Ernährung jener großen Menschenmenge möglich wurde, die Aegypten im Alterthum hatte.

In der ältesten Zeit theilte man Aegypten in einen untern und einen obern Theil, und erst später findet sich durch eine Scheidung des ersteren auch die Bezeichnung eines mittlern Theils. Der obere als der natürlich früher bewohnte Theil (mit Inbegriff jenes mittleren) war ursprünglich von nomadischen Völkern besetzt, deren dunkle Farbe den Negerursprung anzeigte.

Seine früheste Cultur hat das Land, wie man bisher annahm, von Meroë aus bekommen, das seine Priestercolonieen mit Priester= und Kriegerkaste nilabwärts sandte, welche zuerst Oberägypten, dann durch allmähliges Vordringen und theilweise Unterjochung jener Nomadenstämme Mittelägypten, endlich das zuletzt vom Meer verlassene Unterägypten besetzten und anbauten. Die Behauptung des neuesten Forschers (II. 3, 1.), daß umgekehrt Meroë ursprünglich eine ägyptische Colonie gewesen sey, ist oben (II. 3, 1) bereits näher erwähnt worden. Jedenfalls ist ein früher „brüderlicher" Verkehr zwischen Aethiopien und Aegypten außer allem geschichtlichen Zweifel, und geht auch aus der Untersuchung ägyptischer Denkmäler hervor, die tief in Aethiopien hinauf bis nach Axum reichen. Jeder neugegründete Tempel, um den sich eine Stadtgemeinde bildete, wurde Mittelpunkt einer Priesterherrschaft, die über den ihr untergebenen Landesbezirk die Wohlthat einer vorher nicht gekannten geregelten Lebensordnung brachte. Eine von den ältesten dieser Priestercolonieen war Thebais in Ogerägypten mit der Stadt Theben, von welcher noch Tempel und Palastruinen vorhanden sind.

Alle diese hierokratischen Niederlassungen waren anfangs von einander unabhängig und unvereinigt. An der Spitze einer jeden stand ein Priesterkönig unter dem Titel Pharao, (d. i. Stellvertreter des Sonnengottes, von Phra, Sonne), welcher jedoch von der aristokratisch-gegliederten Priesterkaste, aus der er genommen war, abhängig und ihr in allen seinen Regierungshandlungen bis ins Einzelnste verantwortlich war. Wie in Indien und Aethiopien wurde auch allenthalben in Aegypten in diesen alten Priesterstaaten die Kasteneinrichtung, dieser „Schlüssel aller Künste und Wissenschaften der alten Welt," gefunden. Sie war jedoch in Aegypten noch weit schärfer ausgeprägt, weil da der Priesterstand lange Zeit hindurch der unumschränkt herrschende war und die andern Kasten in strenger Unterordnung zu halten und dadurch die Reinheit seiner Abstammung zu bewahren wußte, indem er den Abscheu vor Vermischung mit der „unedlern" d. i. verwilderten Rasse der Eingebornen durch die Religion heiligte.

Denn von den beherrschten Kasten bezeugen auch hier Nachrichten der Alten sowohl, als auch Untersuchungen an den Mumien, daß sie dem eingebornen Negerstamme angehörten, während die Glieder der herrschenden Priesterkaste nach Gesichts- und Kopfbildung das Gepräge des kaukasischen, insbesondere indischen Stammes an sich trugen. Daraus ist nun nicht gerade auf Abstammung der Aegypter von den Indern, aber doch auf nahe Verwandtschaft zwischen beiden zu schließen.

Auch im Character läßt sich eine Aehnlichkeit des alten Aegypters mit dem Inder nachweisen. Es findet sich bei ihm „dieselbe Mäßigkeit und Enthaltsamkeit, dieselbe Abneigung gegen heftige Gemüthsbewegung, mit dem Streben, alle Sinneneindrücke fern zu halten", wie bei dem Inder; eben so eine gleiche Standhaftigkeit in Bewahrung seiner geheiligten Satzungen, in der er sich auch nicht durch die größten Qualen erschüttern ließ; eine gleiche „unkriegerische Weichheit; ein gleicher durch religiöse Uebungen und Ceremonien durch's ganze Leben hindurch genährter Ernst, eine gleiche Geringschätzung des irdischer Daseyns; eine ähnliche über das Ebenmaaß ins Ungeheuerliche und phantastische schweifende Einbildungskraft, die alles im Leben symbolisirt und allegorisirt. Die abweichenden Characterzüge, welche von den Griechen angegeben werden, wie z. B. Ränkesucht, Feindseligkeit und gränzenloser Stolz gegen Fremde, denen sie den (nachher auch den Griechen so geläufigen) Namen Barbaren gaben, gehören wohl der Zeit ihrer spätern Ausartung an, in die sie eben gerade erst durch Berührung mit Fremden verfielen.

So mächtig die Priesterkaste durch den Besitz eigener Ländereien in Aegypten war, so war doch das Verhältniß des Königs, der meistens der Kriegerkaste angehörte, zu den Priestern weit unabhängiger gewesen, als in Aethiopien, weil die eigentlichen Aegypter als Eroberer des Landes sich gegen die vielen eingebornen, auf beiden Seiten herumziehenden, bald ihnen unterworfenen, bald von ihnen wieder abgefallenen Nomadenstämme nur durch die eigentliche Kriegerkaste sich als Herren im Lande erhalten konnten.

2. Die altägyptischen Dynastieen. Die Hyksos. Sesostris bis Psammetich.

So wie in Indien die früheste Geschichte an die Mythe anknüpft und von der Sonne und dem Mond auf den Urvater

Manu übergeht, so geht die ägyptische Geschichtssage von den Götternamen Osiris (Sonne) und Isis (Mond) auf den ersten indischen König **Menes** (der dem Manu der Inder entspricht) über, dem eine Reihe von Dynastieen mit vielen Königsnamen folgt, welchen die Entstehung der wichtigsten Landeseinrichtungen, insbesondere die Erbauung von Städten, zugeschrieben wird. So wird Menes der Erbauer von Memphis, Busiris der Erbauer von Theben genannt.

Von Menes an herrschten vierzehn Dynastieen aus verschiedenen ägyptischen Tempeldistricten, davon in Ober- und Mitteläygpten: Elephantine, Theben, This, Herakleopolis, Memphis; in Unterägypten: Heliopolis (On), Bubastus, Tanais, Mendes, Sebeonytus und Sais lagen: Die 15te, 16te und zum Theil auch 17te Dynastie enthielt Könige aus den Hyksos oder Nomadenstämmen, die zunächst aus Syrien kommend (nach Bunsen von 2075 v. Chr. an) sich in Unter- und Mittelägypten behaupteten, Tempel und Städte zerstörten, bei Pelusium die Festung Avaris anlegten und ein Reich einrichteten, dessen Hauptstadt Memphis (Moph) war und das an 500 Jahre bestand, während welcher Zeit mehrere gleichzeitige ägyptische Pharaonen sich als Unterkönige in einzelnen kleinen Bezirken durch Tributzahlung erhielten.

Hierauf hat ein König der 18ten thebaischen Dynastie, welchen die Denkmäler Amenoph II. nennen, die Hyksos in ihrer Festung Avaris bedrängt, und sein Nachfolger Thutmosis V. hat sie gänzlich aus Aegypten vertrieben und das ganze Nilthal von Nubien bis zum Delta unter seine Alleinherrschaft gebracht wodurch er der Weiterverbreitung der ägyptischen Bildung einen neuen Anstoß gab.

Diese vorstehenden Angaben über die Anfänge der ägyptischen Geschichte schöpft man aus Fragmenten eines ägyptischen Werks, die bei Eusebius und (aus Julius Afrikanus) bei Syncellus vorhanden sind. Der Verfasser dieses Werks, Namens **Manetho**, sagt von sich selber, er sey ein Oberpriester und Tempelschreiber zu Diospolis oder Theben, und habe von dem ägyptischen

Könige Ptolemäus Philadelphus (284 v. Chr.) den Auftrag erhalten, jenes sein Werk aus altägyptischen Tempelurkunden zusammenzutragen und ins Griechische zu übersetzen. Es enthalten aber (wie ein neuerer Forscher nachzuweisen sucht) die Angaben Manetho's so viele Widersprüche und Beweise seiner Unwissenheit in der altägyptischen Götterlehre, ja in der ägyptischen Geographie, daß man ihn für einen Nichtägypter und sein Werk (das übrigens einen theologischen Zweck hatte und dem die Geschichte nur zur Unterlage diente) für ein Werk der Täuschung halten muß, welchem sehr mangelhafte, wenn auch zuweilen richtige, Quellen zum Grunde liegen. Für die ersten 17 bis 18 Königsgeschlechter wird sich schwerlich je ein historischer Grund finden.

In Betreff der **Hyksos** weis't derselbe Forscher nach, daß diesen sogenannten Hyksosdynastieen des Manetho „keine ältere Quelle zum Grund liege", sondern daß sie nur eine, aus „ägyptischer Nationaleitelkeit" hervorgegangene „Umbildung des von den Israeliten erhaltenen historischen Stoffs" zu seyn scheine. Herodot wenigstens erwähnt der Hyksos mit keiner Sylbe, ja nicht einmal etwas von ihrer „glorreichen Vertreibung." Hätten einheimische Quellen etwas davon gewußt, so hätte er gewiß auch etwas davon verfahren. Auch die mosaischen Schriften enthalten, genau besehen, keine Spur von einer nicht-nationalen Herrschaft in Aegypten. Eben so bestätigen die Denkmäler in keiner Weise die Annahme einer Hyksosherrschaft, weder ihr siegreiches Eindringen ins Land, noch ihre mit so vielem Kampf verbundene Vertreibung, während die angeblich 500jährige Herrschaft derselben doch irgend eine Spur hätte zurücklassen müssen.

Dagegen haben von der nun folgenden 18. Dynastie an viele bei Manetho vorkommende Namen durch die Untersuchungen der ägyptischen Baudenkmäler ihre Bestätigung erhalten, wiewohl bei andern Namen wieder große Widersprüche vorkommen. — Nichts desto weniger muß man diese seine Angabe beachten, da keine andern ägyptischen Quellen hierüber vorhanden sind.

Des Thutmosis Nachfolger, Amenophis III, ist derselbe, den die Griechen Memnon nannten, wie aus einer auf der Memnonssäule bei Theben (§. 4) gefundenen Inschrift hervorgeht. — Der 14te König dieser Dynastie ist der berühmte **Sesostris** II, auch Ramesses oder Ramses III genannt (der oft auch mit einem ebenfalls als Priesterkönig und Kriegsheld ausge-

zeichneten Ramses III aus der 19ten Dynastie verwechselt wird), auf welchen die Sage alles überträgt, was im ägyptischen Alterthum von Bedeutung ist. Er theilte das ganze Land nach der Zahl der 12 Gestirngötter des Himmels in zwölf Tempeldistricte und jeden District in drei Nomen oder Statthaltereien, die ebenfalls besonderen herrschenden Göttern und ihrem Cultus geweiht waren. Außerdem theilte er das ganze Land nach den drei Jahreszeiten in drei Theile, von denen Oberägypten oder Thebais Theben, Mittelägypten Memphis und Unterägypten oder das Delta Heliopolis (in der Bibel On) zur Hauptstadt hatte, so daß auch in Aegypten die politische Verfassung des Landes ein Abbild des (Gestirn) Himmels darstellte.

Er ordnete ferner die Kasten und wies ihnen Ländereien gegen Steuerabgabe an; stellte ein geregeltes Kriegsheer auf; brachte mehrere arabische Stämme, so wie auch einen Theil Libyens zur Unterwerfung und machte mit einem ungeheuern Heere in einem neunjährigen Kriege Äthiopien zinspflichtig. Auch eine Flotte von (400 Schiffen) soll er gebaut und sie auf Eroberung der Küstenländer am arabischen Meerbusen bis Indien ausgesandt, eben so einen Eroberungszug gegen die Scythen und Thrazier gemacht und Kolchis (auf der Ostküste des schwarzen Meeres) gegründet haben. Ihm wird auch der Bau vieler Kanäle, vieler Dämme gegen Ueberschwemmungen, und insbesondere der Schutzmauer von Pelusium bis Heliopolis gegen die Einfälle der Syrer und Araber zugeschrieben.

In das letzte Regierungsjahr dieses Sesostris setzt Rosellini den Auszug der Kinder Israel aus Aegypten. — Ein Ramses aus einer spätern Dynastie, bei Herodot **Rhampsinit** genannt, hatte ein staunenswürdiges Schatzhaus, von dem sich viele fabelhafte Sagen erhalten haben (das aber ein neuerer Forscher geneigt ist, als einen künstlichen Wassersammlungsbau anzusehen), beförderte den Ackerbau und machte Eroberungen in Asien. — Im Jahre 1083 lebte **Cheops**, auch Suphis I. genannt, und nach ihm sein Bruder Chephren (Suphis II.), welche beide als Erbauer großer Pyramiden (§. 4) bekannt sind, aber als Tyrannen den Prie-

stern verhaßt waren, denen vielleicht durch die Belastung, welche jene Bauten dem Volke verursachten, manche Vortheile entgingen. — Der Begründer der 22sten Dynastie ist der in der Bibel vorkommende Pharao Sisak (in Aegypten Sesonkis), der 970 v. Chr. in Palästina einfiel und den israelitischen König Jerobeam demüthigte.

Mit der 25sten Dynastie erhielten die Aethiopen eine Zeit lang die Oberhand über Aegypten, und auf diese unruhige Zeit beziehen sich Jesaia's Weissagungen.

Aus dieser Unordnung bildete sich um das Jahr 673 v. Chr. eine **Zwölfherrschaft** (Dodekarchie) heraus, indem sich die Häupter von zwölf Tempeldistricten gemeinschaftlich in die Königsmacht theilten. Bald aber geriethen die Dodekarchen in Uneinigkeit, und in dem nun entstehenden Bürgerkriege gelang es einem derselben, Namens **Psammetich**, mit Hülfe griechischer, besonders jonischer Söldlinge, sich 650 v. Chr. zum Alleinherrn von Aegypten aufzuwerfen und die Priestermacht zu brechen.

Psammetichs Verbindung mit Ausländern aber, denen er sogar Niederlassungen in Aegypten gestattete, so wie dessen Bemühungen, griechische Bildung sowohl, als auch griechische Handelsproducte nach Aegypten einzuführen, machte ihn bei den Priestern auf's tiefste verhaßt, und vergebens bemühte er sich, durch Tempelbauten sie zu versöhnen. Es brach eine Empörung gegen ihn aus, in deren Folge 240,000 Aegypter nach Nubien auswanderten, wo ihnen der König von Meroë ein Gebiet zur Niederlassung anwies (die jetzige Provinz Gojam), wo sie unter äthiopischer Oberhoheit einen eigenen Staat bildeten und ägyptische Cultur unter den dortigen äthiopischen Stämmen verbreiteten.

Obgleich nun Psammetich mit Hülfe ausländischer Truppen sich auf dem Thron erhielt, so sank doch von nun an Aegyptens Macht mehr und mehr, und wenn auch seine Nachfolger sich durch Eroberung im Auslande zu stärken suchten, so brachte dieß nach einem kurzen Glück Aegypten nur in ein desto größeres und längeres Unglück, wovon weiter unten (III. 8, 1. 3; 9, 5.) des Näheren die Rede seyn wird.

3. Die ägyptischen Baudenkmäler: Tempel und Palastruinen. Pyramiden.

Die Denkmäler, aus deren fortgehender Untersuchung die Cultur des alten Aegyptens noch deutlicher zur Erkenntniß kommt, als dieß selbst aus den Mittheilungen der sie zuerst näher beobachtenden Griechen möglich ist, bestehen in **Bauüberresten** und den darauf befindlichen Bildwerken und Inschriften, so wie in aufgefundenen **Papyrusrollen**.

Die ägyptische Baukunst hat weniger den Character des Schönen, als des Kolossalen und Ehrfurcht Gebietenden, und dabei einen großen Reichthum von Formen, der zur Bewunderung stimmt. — Zu den Bauüberresten, die zum Theil alles übertreffen, was der menschliche Geist sich Ungeheures denken kann, gehören vorzüglich die Ruinen von Palästen und Tempeln, die Obelisken und Pyramiden, die Ruinen des Labyrinths und die Katakomben.

Unter den Tempel- und Palastruinen sind die wichtigsten die der einst hundertthorigen Stadt Theben, deren Riesenwerke und Felsenmassen vom König Osymandias (oder Memnon Ismander) in unvordenklicher Zeit gebaut worden sind.

Zu diesen Ruinen gehören auf der rechten Seite des Nils die Tempel von Luxor und Karnak. Von dem 500 F. langen Tempel zu Luxor führte eine Allee von 600 kolossalen Sphinxen zu dem eine halbe Stunde davon entfernten Tempel von Karnak, in dessen Nähe auch die Ruinen eines Palastes sind, dessen 318 F. langer und 159 F. breiter Hauptsaal 134 Säulen enthält, von denen einige so dick sind, daß ihre Kapitäler 64 Fuß im Umfang haben. Auf der linken Seite des Nils befinden sich unter andern großen Tempel- und Palasttrümmern diejenigen Tempelruinen, die man mit dem Namen Memnonium begreift, mit den beiden Memnonssäulen d. i. 61 F. hohen, je aus einem Granitblock gehauenen Bildsäulen des Königs Memnon (Amenophis III), von denen die Griechen erzählen, daß sie beim Aufgange der Sonne jedesmal einen harmonischen Klang von sich gegeben hät-

ten: was vielleicht von der durch die Sonnenstrahlen erregten Ausdehnung der Luft herrührte, durch welche kleine lose Theilchen im Innern des Gesteins in Bewegung gesetzt wurden.

In den Vorhof der Tempel führte ein großes Portal, das bei den meisten Tempeln zwischen zwei Pilonen d. i. hohen massiven Vorbauten sich befand: vor diesen Pilonen standen gewöhnlich zwei Obelisken d. h. 50 bis 180 Fuß hohe, aus einem einzigen Porphyr- oder Granitblock bestehende Spitzsäulen. Diese finden sich nur in Oberägypten und dienten bloß zu Inschriften, welche auf den Seitenflächen befindlich waren und über die Erbauung und Vergrößerung des Tempels Auskunft gaben.

Dergleichen Obelisken standen auch vor Palästen, und einen solchen Obelisk, der, 70 Fuß hoch, nebst noch einem zweiten vor einem Palaste zu Luxor gestanden, hat man 1834 nach Paris gebracht und dort aufgestellt. Schon unter den römischen Kaisern wurden mehrere ägyptische Obelisken nach Rom und Konstantinopel gebracht und dort aufgestellt, in den spätern Zeiten der Zerstörung aber umgestürzt. In Rom aber wurden einige derselben auf Befehl der Päpste, besonders unter Sixtus V, wieder aufgerichtet.

Die **Pyramiden** sind breitgrundige, spitzzulaufende, oben abgeflachte Gebäude mit vier, genau nach den vier Weltgegenden gerichteten Seiten. Sie finden sich nur in Mittelägypten, sind größer, als die in Nubien, und kommen theils einzeln, theils in Gruppen vor. Die größte Pyramide ist die des Königs Cheops (odes Suphis I) im NO. von Memphis: sie war ursprünglich 800 Fuß hoch, hat noch eine Höhe von 468 Pariser Fuß, und jede ihrer Seiten ist 716½ Fuß lang. An ihr arbeiteten (nach Herodot) 100,000 Menschen vierzig Jahre lang. Die Pyramide des Chephren ist 428 Fuß hoch.

Räthselhaft war im Alterthum, wie auch bis in die neueste Zeit der Zweck, zu welchem die Pyramiden und das Labyrinth erbaut wurden. Die gewöhnliche Meinung hielt die Pyramiden für Königsgräber (was die kleinen Pyramiden Nubiens wohl auch gewesen sind), und das Labyrinth für einen aus zwölf zusammenhängenden Palästen bestehenden Gesammtbau von 1500 ober- und 1500 unterirdischen Gemächern.

Die neuesten im Jahr 1843 an Ort und Stelle unternommenen Untersuchungen deutscher Gelehrten haben indeß andere, der Wahrheit gewiß am nächsten kommende Ergebnisse gehabt. Nach Forchhammer verhält sich die Sache so: Bekanntlich regnet es in Mittelägypten fast nie und das in offenen Kanälen aus dem Nil in eine Stadt oder deren Nähe geleitete Wasser wird wegen zu geringen Falls bald stehend, übelschmeckend und der Gesundheit nachtheilig, und verdampft auch endlich durch die heiße ägyptische Sonne. Geschlossene Kanäle und wasserdichte Cisternen hat man in diesen Gegenden noch nicht vorgefunden, wie man etwa dergleichen feste Wasserbehälter in Griechenland z. B. in Athen häufig fand. Schon der weiche Boden des Nilthals und die wegen der Nilüberschwemmung nothwendige Anlegung der Städte auf Anhöhen ließ solche Einrichtungen nicht zu. Künstliche kleine Seen, wie man sie wirklich findet, reichten allein nicht hin, das damals sehr bevölkerte Land mit frischem, gesundem Wasser zu versorgen, welches in diesem brennend heißen Lande die erste Lebensbedingung ist. Wie hat sich also das alte sinnreiche Volk der Egypter kühles Wasser in hinreichender Menge verschafft? Denn daß deren reiche und mächtige Könige die Sorge dafür unterlassen haben sollten, müßte unbegreiflich erscheinen.

Nun aber hat — nach der Mittheilung des genannten Forschers, der insbesondere die Pyramiden bei Ghiseh, oberhalb der Nilinsel Rhoda, untersuchte — jede Pyramide eine ganz glatte äußere Bekleidung die an mehreren Pyramiden bloß durch die untersuchenden Hände abgelöst worden ist; eben so hat jede Pyramide an der Nordseite hoch oben eine Oeffnung, zu der man bei einigen wegen des dort vom Winde aufgehäuften Sandes, bei andern auf einer, von den Untersuchern in die glatte Bekleidung hineingehauenen Treppe gelangen kann. Diese Oeffnung und der Gang, zu welchem sie führt, ist so niedrig, daß ein Mann nicht aufrecht darin stehen kann. Der Gang geht in schräg-gesenkter Richtung ins Innere der Pyramide hinab, und Wände und Boden an ihm sind so glatt, daß man hinabgleiten würde, wenn nicht neu-hineingehauene Vertiefungen dem Fuße einen Halt gäben.

Dieser Gang setzt sich in einem senkrechten, zum Theil durch sog. Kniee gebrochenen Schacht in die Tiefe der Pyramide oder vielmehr des natürlichen Felsen, auf dem sie steht, fort. Diesen 100 Fuß tiefen Schacht steigt man auf Strickleitern hinab. Doch nur eine starke Lunge kann es in der heißen beklommenen Luft im Innern der Pyramide und in dem Qualm der Fackeln und der sumpfigen Ausdünstung des untern Raumes aushalten. Unten wurde (nach der Aussage dessen, welcher diese Tiefe erreichte) ein großer weiter Raum gefunden, in dessen Mitte ein ungeheurer Felsblock war, der wahr-

scheinlich die Felsdecke zu tragen hatte, Der Fußboden war mit Wasser bedeckt, so daß man nur ringsherum am Rande trockenen Fußes gehen konnte.

Aus obigem schrägen Gange führt „eine in späterer Zeit mit Gewalt durch die Felsblöcke gebrochene (enge) Oeffnung in einen aufsteigenden Gang und dieser in die sogenannte Gallerie der Kammer des Königs," in die außerdem kein Weg führt. Die Galerie steigt „so steil hinan, daß es nur mit Mühe möglich ist, auf den glatt behauenen Seitenvorsprüngen hinanzuklettern." In der Kammer selbst steht der „oblonge, vierseitige steinerne Kasten, den man (fälschlich) Sarkophag nennt" und in welchem bis jetzt noch in keiner Pyramide Menschengebeine gefunden worden sind.

In der südlichen Wand der Kammer sieht man eine kleine Oeffnung mit einer Wasserrinne, um Wasser in die Kammer aus dem höhern Theile der Pyramide zu leiten. — In die sog. Kammer der Königin kriecht man mit Mühe durch einen niedern Gang, findet aber auch nichts Bemerkenswerthes darin. — Oberhalb der Galerie zur Königskammer fand man neuerdings fünf Kämmerchen, eines über dem andern, „deren einziger Zweck die Ersparung von Material und Arbeit gewesen war."

Man hat keine bestimmten Anzeigen, daß die sog. Kammern der Pyramiden Grabkammern gewesen; auch hat keiner dieser deckellosen Kästen die stets sich gleich bleibende Form der ägyptischen Sarkophage. Jedenfalls sind sie nicht als der Haupttheil der Pyramide zu betrachten.

Noch unerklärlich waren bisher 1. der nicht gehbare Gang von der Oeffnung an der Nordseite hinein, 2. der von diesem Gang senkrecht in die Tiefe gehende Schacht und 3. der Weg, der vom Nilthal durch und über den Sand bis an die Pyramiden führt.

„Dieser Weg fängt immer da an, wo die Gränze der Nilüberschwemmung ist." Den Weg zur Pyramide des Cheops nennt Herodot ein nicht viel geringeres Werk, als die Pyramide selbst: „die Steine waren geglättet, mit Thieren en relief geziert; die Länge betrug 5 Stadien, die Breite 60 Fuß: seine höchste Höhe d. h. da, wo der Sand, durch den er ging, am tiefsten war, 48 Fuß." — Bei der zweiten Pyramide (des Chephren) ist kein solcher Weg sichtbar, sondern eine Menge brunnenartiger Luftschachte (Aestuarien), die in einen unterirdischen Kanal hinabgehen, der durch den Felsen gehauen ist und vom Nilthal nach der zweiten Pyramide führt. In dieser Linie liegt auch der große, aus natürlichem Fels gehauene (117 F. hohe) Sphinx, zwischen dessen Vorderpfoten man bei einer früheren (jetzt wieder

verschütteten) Ausgrabung eine Thüre gefunden hat." Durch diesen Sphinx soll gleichfalls ein Kanal in die Pyramide führen. (Manche Pyramiden, z. B. zwei von denen bei Sakara, sind durch einen Damm mit dem Nilthal verbunden.)

Das oben angegebene Bedürfniß frischen und kühlen Trinkwassers führte (nach des genannten Forschers Ansicht) auf den Bau der Pyramiden. „Um Quellen reinen frischen Wassers zu haben, legte man in dem nächsten Felsgebirge große unterirdische Behälter an, in die man das Wasser des Nils zur Zeit des höchsten Wasserstandes hineinleitete. Jene Behälter erforderten eine dichte solide, die Einwirkung der Sonne abhaltende Felsmasse; zugleich mußten sie so angelegt werden, daß sie unterhalb des Niveau's des höchsten Nilstandes lagen. Diese Felsmasse fand sich unter dem Sand der libyschen Berge, nicht unmittelbar an dem überschwemmten Nilthal, sondern einige Stadien davon entfernt: denn unmittelbar an die Ebene stieß der lose Sand der allmähligen Abdachung und darunter die äußere, für einen Wasserbehälter zu wenig solide Rinde des Felsgebirgs."

Indem man also genöthigt war, den unterirdischen Behälter jenseits der vordern Berge und der Sandabdachung auszuhöhlen, mußte man eine Vorkehrung treffen, um das Wasser der Nilüberschwemmung durch diesen Zwischenraum hindurch zu leiten." Ein offener Kanal würde sich immer wieder mit dem fliegenden und herabfallenden Sande gefüllt haben. „Man mußte also diesen Kanal ganz überdachen und da, wo er durch den Sand ging, ganz aus Steinen bauen und, wo er durch den Felsen ging, ihn unterirdisch durch den Felsen hauen." Dieser unterirdische Kanal mußte „Luft- und Wetterschachte" (Aestuarien) haben, theils zur Reinigung des Kanals, theils zum Athmen der Arbeiter, theils zur Förderung des Wasserlaufs.

Diese Luftschachte „mußten an ihrer obern Mündung gegen das Hineinfallen und Hineinwehen des Sandes geschützt, also über die Sandfläche hinauf erhöht werden." Ließ man den über den Sand zum Schutz der Aestuarien sich erhebenden Bau zugleich in der ganzen Länge des Kanals oberhalb des Sandes fortlaufen, so hatte man zugleich den Vortheil eines bequemen Weges für den Transport des zur Pyramide nöthigen Materials, der eben so nothwendig war, als der Kanal. Dieser Weg war also „der Rücken des unterirdischen Kanals, durch welchen (wie schon Herodot meinte) das Wasser des Nils in die unterirdischen Kammern der Pyramide geleitet wurde."

„Wenn man nun den Kanal und den großen Behälter von allem vorjährigen Schlamm und etwa hineingedrungenen Sand gereinigt hatte, ließ man zur Zeit des höchsten Wasserstandes das Wasser durch den Kanal in den Behälter. So wie dieser gefüllt war, verschloß man die Schleußenthüren des Behälters, deckte auch etwa die Aestuarien zum Schutz gegen den Flugsand zu. Das jetzt in dem unterirdischen Behälter eingeschlossene Wasser mußte aber fortwährend mit der Luft in Verbindung gehalten werden. Es mußte also auch aus dem Behälter („dem See," lacus) ein Luftschacht zuerst durch den Fels, dann durch den darüberliegenden Sand hindurch geführt werden, und bei der Nothwendigkeit, daß er immer der Luft zugänglich sey, so hoch und in solcher Weise über den Sand sich erheben, daß seine äußere Mündung selbst gegen den Flugsand möglichst geschützt war. Man errichtete also auf dem Felsen den festesten, dauerhaftesten Bau, den die Kunst und Erfahrung kennt, eine Pyramide, durch welche sich der Luftschacht, der durch den untern Felsen gehauen war, fortsetzte. Die Mündung dieses Luftschachts leitete hoch über den Sand durch die Nordseite der Pyramide," theils um den kühlen Nordwind aufzufangen, theils und besonders, weil die Luftschachte auf diese Weise am wenigsten dem Sandflug ausgesetzt waren, indem der feuchte, vom Meer kommende Nordwind den Sand am wenigsten bewegt.

Der senkrechte sog. Eingang, der von der Pyramidenöffnung mit seinen glatten Wänden in das Innere der Pyramide hinabgeht und für Menschen viel zu eng ist, war nur für den Luftzug bestimmt, so wie auch das ganze übrige Gewirre von solchen im Innern der Pyramide sich kreuzenden Gängen. Die Menge der Gänge, und die mit den Gängen (namentlich in der Gegend des senkrechten Schachts) in Verbindung stehenden Kammern der großen Pyramide, haben vielleicht noch den Nebenzweck, „eine lebhaftere Luftströmung zu befördern," weil sonst bei der großen Tiefe von 100 Fuß, trotz dem Nordwind, ein Stagniren der Luft eintreten würde.

Die Bekleidung der Pyramiden war darum so glatt, damit der starke Thau, der sich in Egypten jeden Morgen senkt, desto schneller von oben herab in den unterirdischen Behälter an den Wänden hinabträufle und bei seiner Spärlichkeit nicht wieder verdunste. Wahrscheinlich wurde die an den glatten Wänden hinabfließende Thaunässe durch kleine Kanäle, die jetzt der Sand bedeckt, in das Innere der Pyramide geleitet. — „So erklärt sich die obenerwähnte Wasserrinne, welche in die

Königskammer der großen Pyramide führt; so der große, im Fels vertieft ausgehauene Hof, der nicht nur die große Pyramide, sondern, wie es scheint, alle andere Pyramiden umgibt." — Aus der Pyramide wurde dann das Wasser durch kleinere Röhren nach Memphis und andern nahen Orten geleitet.

Mit dieser Ansicht stimmt auch die Aeußerung Herodot's, welcher sagt, der Nil sey in die große Pyramide hineingeleitet, und es führe ein unterirdischer Gang in die Pyramide beim Labyrinth; und auch der Redner Aristides gibt an, der Bau der Pyramiden sey eben so groß unter der Erde, als oberhalb derselben.

4. Das Labyrinth. Die Katakomben.

Eines der merkwürdigsten Baudenkmale Aegyptens ist das **Labyrinth**, das nicht, wie man bisher meinte, aus der Zeit der Dodekarchie herrührt, sondern wie die neueste Untersuchung ergab, von dem Könige Möris erbaut worden ist, der von 2194—2151 v. Chr. regierte und der letzte König des alten ägyptischen Reiches vor der sog. Eroberung der Hyksos war, von dessen Macht und Landesfürsorge nicht nur dieses Wundergebäude und die hinter demselben befindliche Pyramide, sondern auch der berühmte künstliche See Möris zeugt.

Der Zweck dieses See's, von wechem noch 160 F. breite Riesendamme vorhanden sind, liegt zu Tage: denn er sollte „die während der Nilüberschwemmung einströmenden Wasser in der trockenen Jahreszeit wieder ausströmen, um die Ebene der Hauptstadt Memphis und die nächst anstoßenden Provinzen des Delta zu bewässern." Jetzt umfassen jene Dämme nur noch schwarzen Grundboden.

Auf dem Ruinenfelde des Labyrinths fand Lepsius, der neueste deutsche in Aegypten reisende Forscher, schon bei seiner ersten Besichtigung (im Mai 1843) mehrere hundert Kammern, Kämmerchen und Corridore (Gänge) zum

Theil mit ihren Decken, Schwellen und Wandnischen, mit Säulenresten und Bekleidungssteinen. Er bemerkte eine so große Unregelmäßigkeit und Abwechselung der verschiedenartigen Räume, daß früher, bei der völligen Dunkelheit in diesen über 200 Fuß breiten Gebäudemassen sich wohl Niemand ohne Führer hätte durchfinden können. Die von Herodot angegebene Zahl von 1500 ober- und 1500 unterirdischen Räumen ist, nach den Resten zu urtheilen, nicht übertrieben. Auf vielen der dort befindlichen Säulen und Steinen steht der Name Möris und seiner ihm folgenden Schwester.

Auch das Labyrinth erklärt Forchhammer für „eine große Cisterne mit doppeltem Stockwerk, die den Zweck hatte, den Nomos von Arsinoë, der während eines großen Theils des Jahrs alles fließenden Wassers entbehrte, mit Trinkwasser zu versehen. Das Stockwerk unter der Erde war zur Zeit der Nil-Fluth ganz mit Wasser gefüllt; „die Decke dieses untern Stockwerks bestand aus ungeheuer großen, wagerecht liegenden Steinplatten. Natürlicherweise mußten diese Platten auf Mauern ruhen d. h. der untere Raum mußte durch so viele Mauern durchschnitten sein, daß jede Deckplatte gehörig unterstützt war. Daher die unzähligen Kämmerchen in diesem Raume, jedes Kämmerchen mit einer Platte aus einem einzigen Steine gedeckt. Alle diese Kämmerchen standen untereinander in Verbindung, so daß das Wasser aus dem Kanal in alle eindringen konnte. Außerdem gab es eine Menge Oeffnungen aus dem untern Stockwerk in das obere."

„Das obere Stockwerk war eben so gebaut, wie das untere, hatte dieselben Zwischenwände, dieselben Kämmerchen, dieselben monolythen Decksteine, endlich gleichfalls eine Menge Oeffnungen oben durch das Dach. Stieg man durch diese Oeffnungen „in geringer Höhe" (nach Strabo) auf das Dach, so sah man oben eine steinerne Ebene. Die Räume in dem obern Stockwerk, welche oben offen waren, nennen Herodot und Strabo Höfe. — Die Oeffnungen nach oben erhielten das Wasser stets mit der Luft in Verbindung. Das obere Stockwerk konnte einen doppelten Zweck haben. Lag es nämlich tief genug, daß die Nilüberschwemmung es erreichen konnte, so wurde es auch ohne Zweifel mit Wasser gefüllt. Natürlich wurde es durch den Verbrauch zuerst leer. Lag aber das Stockwerk höher, als der höchste Wasserstand im Kanal, so diente es doch zum Schutz des Wassers gegen

die Sonne und gegen die heiße Luft, indem es über das Wasserbecken im untern Raum einen kühlen, beschatteten Luftraum ausbreitete." — Nähere Untersuchung muß indeß hierüber erst noch entscheiden.

Außer diesen riesigen Denkmälern altägyptischer Baukunst, die theils dem Götterdienste, theils Staatszwecken, theils dem öffentlichen Nutzen gewidmet waren, sind insbesondere noch die **Katakomben** oder unterirdischen Begräbnißkammern näher zu betrachten Diese befinden sich in den westlich vom Nil liegenden Felsgebirgen, welche von Grotten, Gängen und Kammern minenartig durchhöhlet sind und in ihren verschiedenartigen Räumen die bekannten Mumien d. i. die durch Einbalsamirung aufbehaltenen Leichname der alten Aegypter enthalten. (§. 7. a. E.)

Jede ägyptische Stadt hatte ihre Katakomben. Die reichsten und künstlichsten befinden sich in der Nähe (westlich) von Theben, in mehreren Reihen übereinander: die untern größern und schönern für die Reichen, die obern und ärmlicheren für das niedrige Volk. Diese tief in die Felsgebirge eindringenden Todtenbehausungen sind eben so riesenhafte und bewunderungswürdige Bauten, als es nur immer die Pyramiden sind, und überdieß zugleich eine wahre „Niederlassung aller Künste und Wissenschaften des häuslichen Lebens der alten Aegypter," indem alle Pracht uud Zierrath nicht in den bürgerlichen Wohnungen, sondern (außer in Palästen) vorzüglich in diesen Todtengrüften angebracht wurde. Denn die Wohnungen der Lebenden nannten sie (nach Diodor) nur „Nachtherbergen," während sie diese Grabmäler als langbauernden Aufenthalt der an ihren Leib gebundenen Seele betrachteten und daher so unglaublich viele Mühe und Kosten auf deren Erbauung verwendeten.

Ihre genauere Untersuchung, welche zuerst Belzoni vornahm, ist mit Lebensgefahr verbunden, da diese Kammern und Gänge mit einer das Athmen erschwerenden Luft angefüllt sind und jeder Fußtritt den feinen Mumienstaub in die Höhe treibt, der vollends dem Ersticken nahe bringt. „Gewöhnlich gelangt man durch 100 und 150 Fuß lange Corridore in die Kammern, wo die Mumien zu Tausenden aufgeschichtet sind, so daß nur ein schmaler Weg durch sie hindurch zu neuen Corridoren führt." Oft muß man sich 20 bis 30 Schritte durch zwei Fuß breite Räume zwischen Mumienhaufen durchwinden,

so daß man „mit seinem Gesichte fortwährend mit den Gesichtern dieser alten Aegypter in Berührung kommt." — Tiefer im Gebirge, in einem nur durch die Kunst des Meißels geöffneten, von schroffen Felsenmassen eingeschlossenen Thale, befinden sich die prachtvollen thebaischen Königsgrüfte, in verschiedenen Grotten von 50 bis 360 Fuß Tiefe. Jede Grotte bildet eine Reihe von Gallerieen, Kammern und Sälen, in deren einem, immer auf einer Erhöhung, der königliche Sarkophag aus Granit oder Alabaster steht. Einer davon enthält 2000 hieroglyphische Figuren. In den daranstoßenden Kammern sind Mumien, wahrscheinlich von Personen aus des Königs Umgebung. Alle Wände sind voll bildlicher Darstellungen aus dem Leben der Könige.

5. Altägyptische Bildwerke. Sprache und Schrift.

Die an den Mauern, Säulen, Wänden dieser Tempel, Pyramiden, Obelisken, Mumienkammern, Sarkophage ꝛc. angebrachten Sculpturen und Malereien, die in neuern Zeiten theils näher untersucht, theils neu aufgefunden worden sind, geben uns über das häusliche und öffentliche Leben der alten Aegypter eine genauere Kunde, als uns selbst die Griechen, deren Blicken das Innere dieser Denkmäler verborgen war, mittheilen konnten.

Diese Bildwerke (bei welchen aber den Figuren die Perspective abgeht, so wie ihnen auch nur die Profilstellung, dabei aber ein großer Farbenglanz eigen ist) enthalten theils Hieroglyphen, theils Abbildungen religiöser, politischer und häuslicher Gegenstände, namentlich von Gottheiten, Opfern, Prozessionen, Schlachten zu Wasser und zu Lande, Belagerungen, Waffen und Geräthe der verschiedenartigsten Verrichtungen im Hause, auf dem Felde, in den übrigen Gewerben und Künsten, die Musik mit eingeschlossen, so daß wir dadurch über das reich und vielfach ausgebildete, bis zum feinsten Luxus gehende häusliche Leben der uralten Aegypter „besser unterrichtet sind, als über irgend ein anderes Volk der alten Welt", und die Ansicht immer mehr Begründung findet, daß zu einem großen Theile von Griechenlands späterer Cultur die

ersten Muster in Aegypten zu suchen sind, welches bereits alle Seiten seines hohen Culturlebens schon hervorgebracht hatte, als Griechenland noch von pelasgischer Finsterniß bedeckt und Rom noch nicht gebaut war. Dagegen überragte nachher der Grieche, der Alles, was er von Andern überkam, auf geistreiche Weise um= und weiterzubilden verstand, durch die seiner Kunst eigenthümliche Schönheit seine orientalischen Lehrmeister bei weitem, und namentlich mußte der Aegypter in der Darstellung der menschlichen Gestalt, worin er zurück war, es dem Griechen überlassen, hierin die ersten und bleibenden Muster aufzustellen.

Denkmäler der altägyptischen Sprache haben sich nicht erhalten; die einzelnen Spuren, die von ihr in der entarteten Misch= und Mengsprache des heutigen Koptischen, das übrigens sich sogar noch in drei Dialecte (Mundarten) spaltet, gefunden werden, bedürfen noch näherer Forschung. Von der altägyptischen Schrift haben sich aber drei Arten erhalten, nämlich die hieroglyphische oder volle heilige Bilderschrift, die hieratische oder abgekürzte Bilderschrift und die demotische (auch enchorische) oder bürgerliche Schrift.

Mit der Entzifferung der beiden ersten Schriften hat sich schon das griechische und römische Alterthum beschäftigt, ohne daß uns ein Ergebniß davon zu Gute gekommen wäre, und seit dem Mittelalter ist vollends alle Kenntniß der Hieroglyphen verloren gegangen. Erst in neuern Zeiten, seit dem Einfalle der Franzosen in Aegypten und seit der Entdeckung der Inschrift von Rosette, aus der man ein Hieroglyphen=Alphabet ermittelte, war man mit Entzifferungsversuchen glücklicher. Und so brachte man denn bereits mehrere Namen von Gottheiten und Königen heraus und die Uebereinstimmung der letztern mit mehreren Dynastieen des Manetho führte bereits zu einiger Aufhellung der Geschichte.

Der Engländer Thomas Young fand, daß nicht alle Hieroglyphen Worte oder Sätze durch Bilder bezeichneten, sondern auch bloße einzelne

Laute oder Buchstaben der altägyptischen Schrift seyen, wie denn Heeren dieß schon von der hieratischen Schrift vermuthet hatte. (Mehrere Hieroglyphen, umschlossen von einem Kreis oder einer Ellipse, enthalten, nach Young, einen Eigennahmen.) — Champollion führte dann die Hieroglyphen auf ein bestimmtes Alphabet zurück (z. B. eine Feder bezeichnet den Buchstaben a oder e; zwei Federn = ai oder ee; eine Blume mit zurückgedrehtem Styl bedeutet ein o; ein liegender Löwe den Buchstaben l u. s. w.) Champollion theilt überhaupt die Bilder selbst in nachahmende Zeichen von Dingen, die sich vollständig bildlich darstellen lassen, und in symbolische Zeichen von Dingen, die sich nicht abbilden lassen (z. B. zwei Hände, deren eine einen Schild, die andere einen Spieß hält, bezeichnen eine Schlacht; emporsteigender Rauch = Feuer; ein Auge = Wachsamkeit.) Für Worte, die man weder nachahmen, noch symbolisch bezeichnen konnte, führte man dann die phonetischen oder Lautzeichen ein. Daher kommt es auch, daß oft ein und derselbe Buchstabe mehrere Zeichen hat, indem zuweilen ein Bild den Buchstaben bezeichnet, mit welchem dasjenige Wort anfängt, das seinen Begriff anzeigt, z. B. der Adler = a, weil das Wort Ahom, das im Altägyptischen Adler bedeutet, mit diesem Buchstaben anfängt; der Mund = r, weil das Wort „Mund" — wenigstens im Koptischen — mit dem r anfängt 2c. — Doch haben seitdem noch Gulianoff, Klaproth, Seiffarth und Lepsius andere Ansichten dagegen aufgestellt, die einander vielfach widersprecheu und von der Schwierigkeit der Sache neuen Beweis geben.

Durch Abkürzung der Hieroglyphen entstand dann die hieratische Schrift, welche 500 Zeichen enthält und ebenfalls nur den Priestern bekannt war, welche damit ihre Tempelurkunden und wissenschaftlichen Werke schrieben.

Die demotische (od. auch epistolographische) Schrift diente zum täglichen bürgerlichen Verkehr; sie war eine Buchstabenschrift, die zum Theil hieratische Zeichen enthielt und wahrscheinlich nicht eine eigentlich einheimische war, weil die alten Aegypter behaupteten, daß das Schreiben dem Gedächtnisse Abbruch thue. Sie ist wahrscheinlich erst später durch phönizische und jonische Seefahrer nach Aegypten gekommen, wie denn Plato sagt, daß Thot zu Naukratis (einem Sammelplatze auswärtiger, insbesondere phönizischer Seefahrer am westlichen Nil-Arm) der Urheber der ägyptischen Zahlen und Buchstaben gewesen sey.

Diese letztere, bürgerliche Schrift kommt vorzüglich auf den Papyrusrollen vor, welche sich alle bisher nur in den Mumienkammern vorfanden. Die größte von den Rollen, die man aufgewickelt hat, ist 28 Fuß lang und enthält auf 515 Columnen mehr als 30,000 Schriftzeichen. Der Name Papyrus gehörte einer Wasserpflanze an, deren Schaft in kleinen Blättchen zerlegt wurde, die an- und aufeinander geleimt, den Stoff gaben, auf welchen die Aegypter schrieben.

Was nun die ägyptische Literatur betrifft, wenn anders von einer solchen gesprochen werden kann, so deutet der astronomische, kosmogonische und geographische Inhalt dessen, was man von ägyptischen Büchern (den sogenannten Hermesbüchern, die aber aus späterer Zeit, dem Anfange unserer Zeitrechnung, herrühren), besitzt, auf einen Zusammenhang des ägyptischen Wissens mit dem indischen. Indeß scheint der Betrieb der Wissenschaften bei den alten Aegyptern sehr beschränkt gewesen zu seyn, vielleicht eben weil überhaupt die höhere geistige Bildung in Aegypten keine ursprüngliche, wie die indische, sondern eine überkommene, vermittelte, war.

Weit reger war der Betrieb der technischen Thätigkeit, deren große Vollkommenheit, gleichwie bei den Indern, auch bei den Aegyptern mit der Kasteneinrichtung zusammenhing, indem jedes Gewerbe sich in Arbeiterabtheilungen spaltete, worin jeder Einzelne oder jede Familie immer eine und dieselbe Arbeit, ein und dasselbe Stück eines technischen Products machte und es natürlich auf diese Weise zu einer außerordentlichen Fertigkeit brachte, die von Geschlecht zu Geschlecht sich fortpflanzte.

Berühmt wurden dadurch vorzüglich die ägyptischen Waffenstücke und Kleiderstoffe, unter welchen letztern besonders der aus den feinsten Baumwollen- oder Linnenfäden gefertigte weiße Byssus schon im höchsten Alterthum sich auszeichnete; ferner verstunden sie gefärbte Glaszierrathen zu machen, Edelsteine zu schleifen, Leder zu pressen und mit einem besondern Firniß zu überziehen, Vergoldungen zu machen rc. — Aber eben

diese mechanische Betreibung war auch der Grund, daß die ägyptische Industrie von der Stufe aus, die sie erreicht hat, nicht mehr weiter schritt, so daß alle späteren Producte derselben entweder nur auf einer Wiederholung des früher Geübten beruhen, oder ein Hinabsinken von der frühern vollkommenen Stufe bewiesen.

6. Altägyptische Religion. Thierdienst und höhere Götterlehre.

Spuren der Verwandtschaft mit indischer Cultur finden sich auch in der Religion der Aegypter, obgleich diese zunächst als Thierdienst in die Augen fällt und darum von jeher Untersuchungen veranlaßt hat, wie dieses sonst so tiefsinnige Volk auf eine solche, bis zum Wahnsinn gehende Ausartung religiöser Ideen gekommen seyn möge? Die Meinung, daß zur Verehrung nützlicher Thiere die Dankbarkeit, zur Verehrung schädlicher die Furcht, zur Verehrung dieser und noch anderer Thiere überhaupt auch der Glauben an die Seelenwanderung angetrieben habe, ist zur Erklärung nicht ausreichend. Der Grund liegt tiefer, wiewohl jene Beziehungen Einiges mitgewirkt haben mögen.

Da die Aegypter ursprünglich ihren Cultus mit den Aethiopen gemein hatten, so hat er auch bei ihnen eine astronomische und astrologische Grundlage gehabt. So wie nun in dem, für die Aethiopen und Aegypter heimathlichen Indien jedem der Gestirngötter eine gewisse Thierart heilig war, oder wie dort den heiligen Helden gewisse Thiere (insbesondere wilde) beigegeben wurden, — diese Thiere daher (besonders nach der buddhistischen Lehre) unverletzlich waren: so ist die Heilighaltung der nämlichen Thiere auch auf den Aegypter übergegangen, und hat sich, weil in dem Nilthale überhaupt nicht so viele Thierarten vorkommen, bei dem gemeinen Volke um so leichter zu einer vorherrschenden Vergötterung der Thiere gesteigert. Diese Thiervergötterung wurde von den Priestern anfänglich geduldet; späterhin, da ihnen selbst die tiefern Ideen des Gestirndienstes mehr und mehr abhanden kamen, sogar gefördert.

Der Umstand, daß unter den heiligen Thieren der Aegypter manche waren, die in Aegypten nicht vorkommen oder daselbst ursprünglich nicht einheimisch waren, ist ein Beweis für den angegebenen Ursprung dieses Cultus. So wie in Indien der Löwe ein Götterbegleiter war, so ward er zu Leontopolis im Delta verehrt, obgleich sich dort schwerlich je Löwen aufhielten. Das Gleiche gilt vom Bären, der sogar jetzt, in dem verödeten Lande, nicht einmal diesseits der Nilwasserfälle vorkommt. Da in Indien der Ibis (dort ein prächtiger Vogel mit sehr weißem Gefieder, scharfrothen Flügeln, Schnabel und Beinen, welche letztere so lang sind, daß der ganze Vogel 6 Fuß Höhe hat,) ein beständiger Begleiter des Gottes Brahman ist, so wurde er auch im alten Aegypten, wohin man ihn aus Indien verpflanzte, heilig gehalten und darum nach seinem Tode einbalsamirt: denn dieser Mumien-Ibis ist von ganz anderer Art, als der jetzt am Nil lebende Ibis.

So wurden noch viele andere Thiere heilig gehalten, die nur in Indien, nicht aber in Aegypten einheimisch waren, z. B. der Sperber, der Affe, die Mehrzahl heiliger Insecten. Dasselbe gilt auch von der in Aegypten ausgestorbenen Lotosblume, die nur von Indien her nach Aegypten verpflanzt wurde, und hier wie in Indien (wo sie, besonders die blaue in Kaschmir, viel schöner vorkommt) das Universum versinnbildlichte. (Ihre eßbaren bohnenähnlichen Saamenkörner gaben Veranlassung zu dem mißverstandenen Verbot des Essens wirklicher Bohnen.)

So kamen auch andere Thiere, die im religiösen oder häuslichen Leben des Inders heilig waren, in Aegypten zur Verehrung und allmähligen Vergötterung, wie z. B. vor Allem der Stier, der, wie auch der Widder, in Indien zur Gestirnsymbolik gehörte; ferner die Katze und das Ichneumon, die beide in Indien als Hausthiere unverletzlich waren; das Krokodil, das in der indischen Götterlehre dem Todtenrichter Yamas beigegeben war; die Schlangen, die in der indischen Vorstellung sogar ein eigenes Paradies bewohnen, und deren Verehrung dann der Aegypter sogar auf den Aal ausdehnte; die Fische, von denen das altin=

dische Gesetz nur wenige zu genießen erlaubte und deren sich der ägyptische Priester gänzlich enthielt, obgleich der Nil so vortreffliche liefert.

Wie weit die Aegypter in göttlicher Verehrung der Thiere gingen, beweis't, daß sogar die unvorsätzliche Tödtung einer Katze oder eines Ibis mit dem Tode bestraft wurde; daß um einen todten Hund sich die ganze Familie, der er angehörte, kahl schor; daß man im Kriege mit eigener Lebensgefahr die Katzen zu retten suchte; daß viele dieser Thiere so gut, wie die Menschen einbalsamirt wurden; daß ganze Nomen oder Tempeldistricte mit einander in Feindseligkeit lebten, weil in dem einen die Katzen, in dem andern die Mäuse, in dem einen der Wolf, in dem andern das Schaf heilig gehalten wurde: denn nicht alle heiligen Thiere wurden in jedem Theile Aegyptens verehrt. Nur allein dem Stier (der die Sonne bedeutet, wenn sie in das Zeichen des Stiers tritt und die Erde befruchtet) wurde unter dem Namen **Apis** die allgemeine und zugleich höchste Verehrung gewidmet. Der heilige Apis mußte mit einem besondern Flecken bezeichnet seyn, wurde bei den Festen in Prozession herumgeführt, und wenn er gestorben war, trauerte das ganze Land so lange, bis ein neuer mit dem gleichen Flecken aufgefunden war.

Auch in der höhern, sehr verworrenen Götterlehre des Aegypters zeigt sich der indische Ursprung, nur durch spätern Fremdeneinfluß modifizirt. Was dem Inder Brahman war, war in der ägyptischen Götterlehre der äthiopische **Phtha**, als ein von der Materie unterschiedenes, selbstständiges Wesen, das bei der Schöpfung thätig war, unter dem Symbol des Feuers, theils auch des Wassers. Mit dem indischen Wischnu kommt auch hier, wie in Aethiopien, der **Kneph** oder Knuphis in Manchem überein, besonders auch darin, daß ihn seine Verehrer als höchste Gottheit darstellten und die blaue Farbe gaben. Der indische Siwa, der auch den Beinamen Isvaras, Herr, hatte, ist der äthiopisch-ägyptische **Osiris**, der auch zum Begleiter den (die Erde sowohl, als den Nil d. i. die Fruchtbarkeit bedeutenden) Stier hat

und in Aegypten zu einer höhern Verehrung kam, als jene beiden andern Gottheiten.

Und so wie bei den Indern die Gattin des Siwa, die alles zerstörende Kali (Zeit) als schreckliche Naturgöttin, eine ausgezeichnete Verehrung genoß, so bei den Aegyptern die **Isis** als Gattin des Osiris, in der Eigenschaft der im Winter absterbenden Natur überhaupt und insbesondere der Erde (weßhalb Isis auch mit Kuhhörnern abgebildet wurde), so wie endlich des Mondes.

Außerdem verehrten die Aegypter den **Typhon**, welcher alles Schädliche in der absterbenden Natur bezeichnet und (als Wintersonne) seinen Bruder Osiris (die Sommersonne) überwindet und so lange in Aegypten herrscht, als dieser in Indien ist, also des Winters. Ihm (dessen Name selbst „Schlange" bedeutet) war das Krokodil, als „Sinnbild einer gefräßigen Gewürms" (insbesondere der Schlange) geheiligt. — Dem Aegypter war der Segen spendende Nil so heilig, wie dem Inder der Ganges, und auch aus denselben Gründen.

7. Aegyptische Seelenlehre. Verfall der Verfassung seit Psammetich.

Der Glaube an die Fortdauer der Seele nach dem Tode in einem seligen Reiche der Todten (Amenthes genannt), war bei dem Aegypter zugleich an die Erhaltung des Leichnams geknüpft: daher das Streben, den Leichnam durch Einbalsamirung vor Verwesung zu schützen und ihn in den obenbezeichneten unterirdischen Grabkammern vor Verletzung zu bewahren. Die Erlaubniß zu solcher Bestattung hing aber von dem Ausspruche eines dazu angeordneten, theils von Priestern, theils von Laien besetzten Todtengerichts ab, welches erst den Lebenswandel des Verstorbenen zu untersuchen hatte und sich in seinem Urtheile nach dem Verhalten richtete, das dieser im Leben gegen die Priester und ihre Anordnungen beobachtet hatte, — so daß allein schon durch diese Einrichtung die Priester eine wahrhaft furchtbare Macht auf die Gemüther der übrigen Kasten ausübten.

Ward der Verstorbene als ein Gottloser befunden, so wurde sein Leichnam zur Verwesung ausgesetzt und seiner Seele blieb nichts übrig, als die traurige Wanderung durch Thierleiber anzutreten, von der schon oben bei der indischen Götterlehre die Rede war. Wurde dagegen das Leben des Verstorbenen in obiger Hinsicht vorwurfsfrei erfunden, so wurde auf Bestattung erkannt und seine Seele kam in den Amenthes, welchem der überall verehrte **Serapis** (der eine Auffassung der Sonne in ihrer winterlichen Stellung war) vorstand.

Die Einbalsamirung geschah gewöhnlich mit einer Art des Berg-Asphalts, das auf persisch Mum heißt und zu diesem Zwecke nach Aegypten eingeführt wurde. Daher der Name Mumien, welcher nicht ägyptisch ist. — Die näher untersuchten Mumien haben zum Theile auf der linken Seite unter der Achselgrube eine Oeffnung, die sich bis in den Unterleib erstreckt, theils sind sie auch ganz unversehrt. Die bloß mit Asphalt angefüllten sind bräunlich, schwer, geruchlos, und zerbrechen nicht leicht; die mit einer Mischung von Asphalt und balsamischen Harz angefüllten sind leicht und zerbrechlich; und geben einen Wohlgeruch, wenn man etwas davon auf Kohlen wirft; — die, bei welchen auch salzige Substanzen (Natrum) mit angewandt wurden, haben eine schwärzliche, pergamentartige Haut, etwas entstellte Gesichtzüge, wenig Haare. — Alle diese haben an mehreren Körpertheilen Vergoldungen.

Die, bei denen man keinen Einschnitt gewahrt, wurden durch Einspritzung salziger Stoffe behandelt, und haben fast keine menschlichen Gesichtszüge mehr; bei manchen derselben wurde noch eine Asphaltsorte eingebracht. Solche Mumien sind die gemeinsten und haben einen widerlichen Geruch. — Alle Arten von Mumien sind künstlich in 15 bis 20 Binden eingewickelt, die mehr oder minder fein sind, und von denen eine über die andere gelegt ist. Auch das Gesicht decken mehrere Stücke Leinwand als eine Maske. Die Binden sind gewöhnlich mit Hieroglyphen bemalt. — Die Mumien der Vornehmern finden sich in Doppelsärgen, so nämlich, daß ein Sarg aus auf einander gelegter Leinwand von einem Sarge aus Sykomorus- oder aus Cedernholz umschlossen und dieser mit einem Gypsüberzug umgeben ist, welchen Hieroglyphen zieren. Die Gestalt der Särge ist wickelpuppenartig.

Die altägyptische Lebensweise in Religion, Sitte und bürgerlicher Verfassung erhielt seit Psammetich's Umwälzung also seit 650 v. Chr., durch die nahe Verbindung mit griechischen

Lebenselementen wesentliche Veränderungen, wiewohl im Ganzen, ungeachtet der despotischen Regierung seiner Könige, der Einfluß der Priester noch fortherrschend blieb, der sich besonders durch die fortbestehenden Kasten zu erhalten wußte.

Diese Kasten hatten sich durch jene Berührung mit den Fremden auf sieben vermehrt, indem zu den vier Hauptkasten vielleicht schon in früher Zeit nicht nur die Kaste der Schweinehirten und die Kaste der Nilschiffer, sondern auch seit Psammetich noch die Kaste der Dolmetscher hinzukam, die den Verkehr mit den Fremden zu vermitteln hatten.

Ungeachtet aller Wirrnisse, in welche Aegypten von da an fiel, erhielt sich die Kasteneinrichtung, wenn auch nicht mehr ganz in der angegebenen Zahl, durch die persische, griechische und römische Zeit hindurch, ja die Römer konnten in der Folge den ägyptischen Volksgeist nur dadurch wieder einigermaßen beleben, daß sie die alte Kastenverfassung benutzten, wie denn auch wirklich nur durch dieselbe sich die ägyptische Kunst und Wissenschaft erhalten konnte. Während bei den Mysterien der Priester fortwährend eine sogenannte reinere, speculative Religionslehre vorgetragen wurde, verlor sich, wie schon Pindar andeutet und Herodot bemerkt, der Volkscultus in die schauder- und gräuelhaftesten Götzengebräuche.

---

5. Kapitel.

Die Chaldäer oder Altbabylonier.

Bei der Beantwortung der Frage, ob die nach der Sprachen- und Völkerscheidung im alten Sinear zwischen dem Euphrat und Tigris wohnen gebliebene Bevölkerung die Cultur, die dort frühe schon bestand, beibehalten und bewahrt habe, oder ob sie nach dem

durch die eingetretene Verwirrung etwa entstandenen Verlust jener frühern Cultur in der Folge von außen her einen neuen Anstoß erhalten habe, — muß man zuvörderst die im gebirgigen Norden jenes Landes (in Arrhapachitis) wohnenden, jedenfalls in Rohheit verfallenen, räuberischen Chaldäerstämme von denjenigen Chaldäern ausscheiden, welche — in der Bibel Chasdim genannt — von jeher in den mittlern und untern Gegenden jener Stromlande wohnten, die in der Bibel den Namen Sinear, bei Profanschriftstellern Mesopotamien und Babylonien heißen.

Aber auch diese letzteren mußten, (wenn man die von dem chaldäischen Priester Berosus, der im 3. Jahrhundert v. Chr. schrieb, aufbewahrte Landessage in Betracht zieht) von einer frühern Cultur, wie sie vor der Völkerscheidung Statt hatte, herabgesunken seyn und später dann vom Meere her durch ein „Fischthier" (Oannes) d. h. wohl durch eine, aus fremdem Lande auf Schiffen über die südliche Meergränze herkommende Colonie, die Elemente einer neuen Bildung wieder empfangen haben. Und wirklich erhellet aus Andeutungen der heiligen Schrift sowohl, als auch griechischer Schriftsteller, daß diese Chaldäer (Babylonier) ihre erneueten Bildungseinrichtungen aus Aethiopien — sey's durch Vermittlung des Carawanenhandels oder (was mit jener Sage übereinstimmt) der Schifffahrt — über den persischen Meerbusen herauf erhalten haben.

Nur versetzt Berosus jene durch „Oannes" gebrachte Cultur in die vorsündfluthliche Zeit, in welcher 10 Könige über dieses Land geherrscht hätten; von der Sündfluth an bis zur Zeit der Eroberung Babyloniens durch den Perser Cyrus nimmt er sieben Dynastieen an.

Jener **Nimrod**, ein Sohn des Kusch (Aethiopiens, auch Indiens) und Bruder Mizraim's (Aegypten's), den die Bibel mit dem Beinamen „gewaltiger Jäger vor (d. i. im Angesicht oder wider) Jehovah" bezeichnet, ist vielleicht nichts anders als der, aus der Kriegerkaste hervorgegangene Führer einer kuschitischen d. i. ägyptisch-äthiopischen Priesterkolonie, die entweder von dem, alle Niederlassungen leitenden Orakel des Amun dahin ausgesendet

worden war, oder vielmehr in Folge einer sectirerischen Auflehnung (denn Nimrod bedeutet „Empörer") wider die übrige Priesterschaft, von Aethiopien oder Aegypten ausgewandert und nach Babylonien gezogen ist, woselbst sie den Dienst des **Bel** (Belus, in der Bibel Baal d. i. Herr, darunter die Sonne verstanden ist) eingeführt hat.

Dieser chaldäische Bel (bei den Indern Heli, bei den Griechen Helios, bei den keltischen Druiden Belenus, altnordisch Bal-der) ist in der einen Auffassung mit dem äthiopischen Jao (=Brahma), in der andern mit dem äthiopisch-ägyptischen Amun (Jupiter-Ammon) ein und derselbe. Er hatte in dem von Nimrod beherrschten Babylon (d. i. Hof des Bel), und zwar auf jenem von den Noachiten begonnenen Thurm seinen Tempel, der zugleich zur Sternwarte diente.

Dieser Belusthurm, dessen Grundlage oben (I. 4, 1.) näher angegeben ist und dessen mächtige Ruinen heute noch zu sehen sind, hatte nach der Beschreibung der Alten die Form eines Vierecks, davon jede Seite eine halbe Viertelstunde lang war. In der Mitte des auf einem großen Hügel stehenden (gegen 200 F. hohen) noch vorhandenen Unterbaus stand ein viereckiger Thurm mit acht Absätzen, um deren jeden rings herum ein Aufweg mit Ruhebänken ging. Auf dem letzten Thurmabsatze erhob sich erst der eigentliche Tempel mit einem gepolsterten Sitz und einem goldenen Tisch, jedoch ohne irgend ein Bild.

Die Ruinen dieses Thurms führen heute noch den Namen „Birs-Nimrud" d. i. Nimrodsburg. Es ist überhaupt diese Ruinenmasse, ihrem Grundbau nach, das einzige Baudenkmal, das, noch dazu nur zum Theil, von der Macht der Altbabylonier zeugen kann. Denn da es in diesem ebenen Lande an Felssteinen fehlt, und alle Bauten aus gebranntem Thon, den man mit Erdharz (Asphalt) verband, errichtet wurden, so konnten sie — in ihrem Total-Zusammenhalt — der Zerstörung der Zeit und der Menschenhände nicht so leicht widerstehen, wie die Steinbauten in Indien, Aethiopien und Aegypten, obwohl die einzelnen Ziegel- oder Backsteine, die man dort mit einer auf ihnen befindlichen Keilschrift findet, sehr dauerhaft waren.

Die Chaldäer hatten denselben Gestirndienst, wie die Aegypter, den sie nur, insbesondere was den astrologischen Theil desselben betrifft, genauer ausbildeten und mit mannigfaltigem Aberglauben vermischten. Besonders wurde der Aberglauben der Nativitätstellerei bei ihnen stark getrieben, indem sie annahmen, daß die Stellung der Gestirne bei der Geburt eines Menschen auf Glück und Unglück, Leben und Tod des Neugebornen Einfluß hätten. So waren ihnen die Planeten Jupiter und Venus wohlthätige, Mars und Saturn verderbliche Mächte, Merkur je nach seiner Stellung von bald gutem, bald bösem Einflusse. Mit Beziehung auf Sterndeuterei war überhaupt der ganze Tempeldienst eingerichtet. — Jedem Gestirn des Thierkreises, wie der Planetenreihe, stund ein besonderer Gott vor, der seinen eigenen Cultus und seine eigenen Priester hatte, die vom Ertrag der Tempelgüter lebten.

Alle Wissenschaft und Kunst war natürlich auch hier in den Händen eines erblichen Priesterstandes, der Kaste der Mager (oder Magier), die auch vorzugsweise Chaldäer (oder Chasdim) hießen und von welchen ungewiß ist, ob sie mit den (vorzoroastrischen) Magiern des Zendvolks in einigem Zusammenhang standen.

Die Babylonier verstanden übrigens zuerst (?), wie Herodot sagt, eine Mittagslinie zu ziehen und den Sonnenstand oder die Tagesstunde zu bestimmen. Auch hatten sie Sonnenuhren und wußten nicht nur, daß 223 Mondserneuerungen beinahe 19 Sonnenjahre ausmachen, sondern erfanden auch, zur Ausgleichung des noch bleibenden Unterschiedes „eine astronomische Periode von 60 Jahren,“ und was dann noch als kleiner Unterschied blieb, multiplizirten sie mit 6, um ihn durch Division noch kleiner zu machen.

Die treffliche Bodencultur dieses Landes reicht in die früheste Zeit hinauf (I. 4, 1.), hat aber durch die Ankunft jener neuen Beherrscher gewiß noch viele Verbesserungen erfahren. Der im Westen das Land begränzende Euphrat, dessen Gewässer wegen seiner flachen Ufer leicht überströmen, und der östlich tiefer liegende Tigris mit seiner reißenderen, nur zu gewissen Zeiten austretenden Strömung machten mannigfache Wasserbauten nöthig, um

den Anbau der zwischenliegenden Ebenen theils durch Dämme und Deiche vor Verheerung zu sichern, theils viele und große Kanäle und künstliche Seen zu ermöglichen.

So beförderte also die Beschaffenheit des Bodens die geistige Entwicklung des Volkes: jene von ihm getroffenen Anstalten beförderten seine berühmte Fruchtbarkeit; diese, verbunden mit der geographischen Lage des Landes rief frühe einen lebhaften Handelsverkehr (theils durch Carawanen, theils durch lederne Schiffe auf dem Euphrat) mit andern Ländern, namentlich mit Persien, Aegypten und Aethiopien hervor, und dieser Verkehr erhöhte den Reichthum und die Macht dieses Volkes. Die Vorzüge dieses, von der Natur so begünstigten Landes überdauerten selbst die verheerendsten Kriegszüge und Bedrückungen späterer Eroberer und erst als durch die Europäer (mittels der Auffindung des Seeweges nach Indien) der große Welthandel aus einem Landhandel zu einem Seehandel wurde, sanken die Städte, die dort im Laufe der Zeit nach einander geblüht haben, dahin.

Der Glanz des zuerst dort gestifteten Staates, den man das altbabylonische Reich nennt, dauerte bis zu einer unbestimmten Zeit, in welcher die Einfälle der kriegerischen Stämme der nördlichen und östlichen Gebirgsgegenden seinen Bestand erschütterten, bis es (nach Berosus mit dem Ausgang der fünften „arabischen" Dynastie) seine Unabhängigkeit an die Assyrer verlor und eine von Unterkönigen regierte Provinz Assyriens wurde. Zwar machte sich einer dieser Unterkönige, Nabonassar (in der Bibel Meródach-Báladan) 747 v. Chr. unabhängig. Als er aber von einem Andern ermordet, und dieser wieder von dem (neu-) assyrischen Könige Sanherib besiegt und gefangen worden war, blieb Babylonien von 711 v. Chr. an unterworfen, bis es nach dem Sturze des assyrischen Reichs wieder als ein selbstständiges „neubabylonisches" oder „chaldäisch babylonisches" Reich hervorging. (III. 8.)

6. Kapitel.

Die Alt-Assyrer.

Die Assyrer, die ursprünglich dem semitischen Stamme angehörten, hatten anfänglich ihre Sitze in Sinear (Mesopotamien oder Babylonien) waren aber vor der einbrechenden Macht des Nimrod (K. 8.) an den Tigris oder an den Ober-Euphrat gewichen und hatten dort (im heutigen Kurdistan), wahrscheinlich mit noch andern Völkerstämmen, namentlich indo-persischen, vermischt, unter ihrem Führer Assur neue Sitze gegründet. Daher enthielt ihre Religion, und wohl auch ihre Sprache, babylonische sowohl, als auch persische Bestandtheile.

So hatten sie unter ihren Göttern einen Gott der Finsterniß, der auf medopersischen Ursprung, und einen Gott Adrammelech (Feuerkönig= Moloch) der auf babylonisch-ägyptischen Ursprung deutet, während ihre Planetengottheit ♀ Anahid dasselbe ist, was bei den Aegyptern Mendes, bei den Babyloniern Meni oder auch Mylitta, bei den Phöniziern Astarte und bei den Persern Mythras bedeutet.

Die ersten Gründer dieses Staats sind wohl, wie bei allen alten Priesterstaaten, mythisch aufzufassen, vielleicht selbst der um das Jahr 2050 v. Chr. lebende **Ninus**, Sohn des Sonnengottes Bel, der als Stifter der Stadt Ninive genannt wird, die er am Tigris aus der, auf seinen Eroberungen in Babylonien und Armenien, in Medien und Baktrien gemachten Beute erbaut haben soll. Seine Ermordung durch seine Gemahlin **Semiramis**, einer Tochter der vorhin genannten Göttin Meni (die auch Derketo hieß); die Regierung der Semiramis für ihren unmündigen Sohn Ninyas; ferner die Bemühungen dieser Königin um die Verschönerung Babylon's, Ekbatana's und anderer Städte, so wie um die Verbesserung in den Einrichtungen ihres weiten Reichs durch Kunststraßen, Kanäle, Dämme 2c.; endlich ihre Eroberungszüge in Afrika und Asien, von denen der letzte, der verunglückte, gegen Indien gerichtet war, — alle diese sagenhaften Momente scheinen das Unterliegen der Prie-

sterherrschaft des Bel und den Sieg und die Ausbreitung der Priesterherrschaft der Göttin Meni oder Mylitta zu bedeuten.

Durch **Ninyas**, welchem Semiramis zuletzt die Herrschaft übergeben mußte und dann verschwand, scheint die Priestermacht gebrochen und die Herrschaft weltlicher Könige in Assyrien aufgerichtet worden zu seyn, unter welcher die frühere ohnedieß geringere Cultur dieses Volkes vollends zurück blieb, und kriegerische Rohheit, verbunden mit einer durch Menschenopfer verunstalteten Religion, keine höhere Richtung zuließ.

Die mit Ninyas beginnende Despotenherrschaft zählt dreißig auf einander folgende Könige, alle aus der Dynastie des Ninyas, meist weibliche, in der Unthätigkeit des Palastlebens vegetirende Fürsten, von denen der letzte, Namens Tonoskonkoleros, zubenamt Sardanapal (I. eigentlich Sardanapallos d. i. der Bewunderte) einem Aufstande erlag. Ueberdrüssig nämlich eines so weiblichen Gebieters und angereizt durch den babylonischen Priester Belesys brachte der medische Statthalter Arbaces (Arbakes) die Meder und Babylonier zu einer Empörung. Dreimal von dem sich ermannenden Sardanapal zurückgeschlagen, wollte Arbaces die Unternehmung aufgeben, ließ sich aber von Belesys zu einem nochmaligen Versuche gegen die Stadt Ninive selbst bereden. Dieser gelang und Sardanapals Herrschaft nahm 888 v. Chr. ein Ende.

Ging auch das Reich dadurch noch nicht eigentlich zu Grunde, indem Assyrien und Babylonien, vereinigt, als „neuassyrisches Reich" unter Belesys und dessen Nachfolgern fortbestand: so wurde es doch durch die Abtrennung Mediens geschwächt, welches unter Arbaces sich als ein unabhängiges, durch Baktrien und andere Nebenländer verstärktes Reich herausbildete. Den wichtigsten der sogenannten neuassyrischen Könige werden wir in der Geschichte Israels (III. 7, 2. ff.) begegnen.

Einige glauben jedoch mit Recht kein eigentliches neuassyrisches Reich annehmen zu müssen, weil ein solches auf einem Irrthume des griechischen Geschichtschreibers Ktesias beruhe, der die oben angegebene Schwächung

des assyrischen Reichs unter Sardanapal I mit der völligen Auflösung desselben unter Sarak, den man auch Sardanapal II heißt, verwechselt habe (III. 8, 2.). Versteht man indeß unter der Benennung: „neuassyrisches Reich" bloß den oben bezeichneten Dynastieenwechsel, verbunden mit der Abtrennung Mediens, so kann man gegen diese Bezeichnung nichts einwenden.

---

7. Kapitel.

Die Alt-Meder.

Medien gränzt westlich an die assyrischen und armenischen Gebirge, östlich an das kaspische Meer (Parthien und Hyrkanien), nördlich an den Araxes (einen Nebenfluß des Kyrus, der in das kaspische Meer fließt) und südlich an Persien. Sein nördlicher Theil (später Klein-Medien, jetzt Aderbeidschan genannt) war gebirgig, kalt, unfruchtbar und nur von räuberischen Stämmen bewohnt; der südliche Theil (Groß-Medien) dagegen enthielt herrliche Weidetriften und war reich an Getreide und Früchten (darunter Citronen und Pomeranzen, die von dort nach Europa kamen): daher es schon in der frühesten Zeit einen lebhaften Carawanenhandel trieb, durch den es um so reicher wurde, da die großen Handelsstraßen durch seine Gränzen liefen. Besonders berühmt waren die durch feinen Stoff und prächtige Farben im ganzen asiatischen Alterthum ausgezeichneten medischen Gewänder.

Das in sechs Stämme getheilte Volk der Meder war ein Bruderstamm des Zendvolks, der Inder und der Perser, also ein Zweig des arischen Urvolks (II. 1, 1. und 2, 1.). Daher heißt Medien in der Sanskritsprache Arjaka, woraus das neuere Irak entstanden ist; auch enthielt es ein Gebiet mit Namen Ariania, und noch nennen die Armenier das medische Volk Ari d. h. Arja, und ihr Land Arikh d. h. Arjaka. Im Norden des Landes herrschte die Zendsprache, im Süden die Pehlwisprache, ein Dialect der Sanskrit, vor. Vermöge dieser Stamm- und Sprachverwandt-

schaft hatten die Meder auch die nämliche **Religion**, wie das ihnen am nächsten stehende Zendvolk, und Zoroasters Lehre und Staatsverfassung (K. 1.) muß jedenfalls schon lange vor der Einführung einer weltlichen Despotie Eingang bei den Medern gefunden haben.

Schon frühe kam aber das Land in die Abhängigkeit der alt-assyrischen Könige, von denen es durch eigene Statthalter (Satrapen) regiert wurde. Nachdem es sich 888 durch **Arbaces** (K. 6.) von den Alt-Assyrern befreit hatte, bestand es eine Zeit lang als ein selbständiges Reich, welchem unter andern Nebenländern nicht nur das Stammland der Perser, sondern auch die Alt-Baktrer oder **das Zendvolk untergeben** war, dessen Priesterkaste von da an im alt-medischen Reiche die herrschende wurde, wenn auch ihre Macht durch die von Arbaces eingeführte Kriegerherrschaft gebrochen scheint.

Diese von Arbaces gegründete, durch die Priestermacht beschränkte Monarchie, die wahrscheinlich nur in einer Art Richteramt über die sechs medischen Stämme bestund, scheint unter seinen Nachfolgern in Verfall gekommen zu seyn, welchen ein von dem damaligen Richter-König **Dejoces**, auch **Artäus** genannt, beleidigter vornehmer Perser noch mehr dadurch herbeiführte, daß er einen Theil des Perserstammes zum Abfall brachte, mit den nördlich im Gebirge wohnenden, wilden Kardusiern (Karduchiern) in Medien einfiel, den Dejoces schlug und das ganze Land verwüstete.

Die dadurch entstandene Verwirrung scheint hierauf Dejoces dahin benützt zu haben, daß er sich, ohne auf einen Widerspruch der übrigen medischen Stammeshäupter zu stoßen, mit einer Leibwache umgab und die feste Herrscherburg und Stadt **Ekbatana** gründete. So kam's, daß von da an (710 v. Chr.) **Dejoces** zu einer unumschränkten Königsgewalt in Medien gelangte, und wohl nur aus dieser Ursache von Herodot erster König der Meder genannt wird.

Der vorige Herrschersitz der medischen Könige war wahrscheinlich **Baktra** in der zu ihrem Reiche gehörigen Provinz Baktrien, wohin auch der

Zendavesta den gewöhnlichen Sitz der ehemaligen Könige des Zendvolks legt. — Die Stadt Ekbatana mit ihrer Burg lag in einer der reizendsten, vom Orontes her bewässerten Ebene. Eine Plattform und eine einzige Säule, nebst zwei Tafeln mit Keilschrift, sind heut zu Tag die einzigen Spuren seiner Größe. Eine andere Stadt Mediens war das in der Geschichte des Tobias vorkommende Rhages (Rhagä).

Des Dejoces Sohn, **Phraortes**, brachte den Perserstamm wieder in eine Art von Abhängigkeit von Medien und machte einen Versuch Assyrien zu erobern, büßte aber sein Leben bei einem Angriff auf die Stadt Ninive ein. Sein Sohn **Kyaxares I**, welcher sich die westlichen Nachbarvölker bis zum Flusse Halys in Kleinasien unterwarf, während die Ostländer, insbesondere Iran, von den Scythen verheert wurden, war es, der alsdann in Verbindung mit dem babylonischen Unterkönig Nabopolassar im Jahr 625 v. Chr. diesem neu-assyrischen Reiche ein Ende machte (III. 8, 1).

---

8. Kapitel.

Die Alt-Perser.

1. Stammsitz. Die persischen Stämme.

Das südlich von Medien gelegene Stammland der Perser, die selber sich Artäer nannten und ein Zweig des arischen Urstamms waren, heißt bei den Griechen Parsis, in der Bibel Elam, noch jetzt Fars oder Farsistan und war von den alten Landschaften Susiana, Medien, Karmanien und dem persischen Meerbusen umgränzt. In seinem nördlichen Theile ist es ein wildes Gebirgsland, voll steiler Höhen und tiefen Schluchten, dazwischen aber auch voll schöner Matten und Triften, die gegen Nordosten zu eine größere Ausdehnung und ein milderes Klima haben und in den grünen, fruchtreichen Ebenen der Flüsse Araxes (jetzt

Bendemir) und Kyrus (jetzt Kur) den überraschendsten Anblick gewähren; während gegen den Süden des Landes herab das Gebirg absteigt und die Hochebenen und Steppen sich zuletzt in heiße Wüsten verlieren: so daß also die Natur dieses Landes sich theils für das herumziehende Hirtenleben, theils für das stetige Ackerbauleben eignet.

Nach diesen beiden Beschäftigungen theilte sich denn auch das Stammvolk der alten Perser: vier Stämme von ihnen lebten nomadisch, waren aber auch zugleich tapfere Reiter, drei andere Stämme (darunter der Stamm der Germanier) trieben Ackerbau; und noch drei, über jenen beiden stehende Stämme enthielten durch Grundbesitz und Geburtsadel bevorzugte Geschlechter. Der vornehmste darunter war der Stamm der Pasargaden, dessen edelstes Geschlecht, das der Achämeniden, dem Volke seine Könige gab, welche aus den drei herrschenden Stämmen nicht nur ihre Hofumgebung bildeten, sondern auch alle ihre Heeres- und Reichsbeamten wählten, so daß also eigentlich von diesen drei edlen Stämmen das Geschick und die Geschichte des nachmaligen persischen Reichs abhing.

Daß die alten Perser Stammverwandte des Zendvolks, so wie der Meder waren, ist schon berührt worden (II. 1, 1). Bei den Wanderungen des Zendvolks und seiner Ansiedlung am Dschihun ward erwähnt, daß verschiedene Stämme desselben theils in andern westlichen Landschaften sich ansiedelten, theils ihrer Nomadenweise treu blieben. Zu jenen gehörten die oben geschilderten medischen Stämme, die allmählig durch Landbau und Handel reich wurden und mit dem brüderlichen Zendvolk anfangs in Handelsverbindung blieben, bis sie nach dem Untergang des altassyrischen Reichs als selbständige Macht das Zendvolk in sich aufnahmen. Zu diesen, dem Nomadenleben treu gebliebenen ehemaligen Stämmen des Zendvolks nun gehörten die genannten zehn persischen Stämme, die von den Alten als ein abgehärtetes, dauerhaftes Bergvolk geschildert werden.

Aus dieser Verwandtschaft erklärt sich auch die leichte Verschmel-

zung sowohl der Meder und Baktrer (des Zendvolks, als auch der Meder und Perser, so wie die baldige Annahme ihrer Religion, die von den Baktrern auf die Meder, von diesen auf die Perser überging.

Das Bergvolk der Perser war sammt den Medern und Baktrern oder östlichen Iraniern (II. 8.) frühe unter die Oberhoheit des alt-assyrischen Reichs, und späterhin nach dem Untergang desselben in die Oberhoheit des 888 durch Arbaces (II. 7.) gestifteten medischen Reiches gekommen, von dem es, mit Ausnahme einer vorübergehenden Lostrennung im kardusischen Kriege (K. 7.) bis zu der Zeit abhängig blieb, in welcher es durch Cyrus seine selbständige, und übermächtige Weltstellung einzunehmen anfing, von der unten (III. 9.) weitere Rede seyn wird.

2. Medopersischer Cultus, Staatseinrichtung.

Aus allen Nachrichten des Alterthums erhellt, daß von den Medern nun die ganze religiöse und politische Einrichtung auf das persische Reich überging, in welchem das medische Volk durch den Geist der vom Zendvolk überkommenen Priesterkaste der Mager stets das geistig bedeutendste blieb. Daher heißt auch das neuentstandene Reich ein medisch-persisches, indem zwar der medische Priesterstamm den Haupteinfluß auf die persischen Staatsangelegenheiten erhielt, aber der persische Stamm (der ungeachtet dieser mit ihm vorgehenden religiös-politischen Veränderung doch gar manche seiner vorigen Sitten und Gewohnheiten fortbehielt) stets der äußerlich herrschende war.

Was nun zunächst den medo-persischen Cultus betrifft, so beruht derselbe ganz auf der Lehre Zoroaster's, und es findet sich hier derselbe Naturdienst, insbesondere der Gestirndienst des Thierkreises und der Planeten (z. B. der Sonne, des Mondes, der ♀ als Mithras ꝛc.) dieselbe einfache bildliche Darstellung derselben, dieselben astrologischen Beziehungen auf die öffentlichen und

privaten Geschäfte des Lebens, wie dort. Nur mochte die durch lange Zeit hindurch gegangene Ueberlieferung, so wie eine Beimischung babylonischer (also ägyptisch-äthiopischer) Elemente den altzoroastrischen Cultus in einigen Stücken modifizirt haben. Vorherrschend war bei den alten Persern die Verehrung des heiligen Feuers (Licht-Aethers), des Sinnbildes der schaffenden Kraft der Gottheit, aus dem selbst Ormuzd hervorging, und noch die spätern persischen Könige brachten demselben ein tägliches Opfer. Nach dem Feuer erst kam die Verehrung der Sonne, nach deren Aufgang auch das Antlitz gewendet werden mußte, und zu deren Dienst beständig auch heilige Rosse von weißer Farbe gehalten wurden.

Auch die Staatseinrichtung, die schon bei den Medern durch den Einfluß der Mager ihre größere Ausbildung erhalten hatte, läßt auch im persischen Reiche den Hofstaat des Königs mit seinem religiös-politischen Ceremoniel, nach dem Muster des medischen, als ein Abbild des himmlischen Ormuzdreiches erscheinen. Die Wächter des Hofceremoniel's waren die Priester, welche dadurch — gegenüber der despotischen Gewalt des Königs, der das ganze Land und Volk als Eigenthum ansehen und behandeln durfte, — einerseits die gekränkten Rechte der Nation vertraten, anderseits selbst, als die angemaßten Vertreter der Gottheit, ihre Hierarchie aufrecht zu erhalten suchten.

So wie um den Lichtthron des Ormuzd die sieben höchsten Lichtgeister (Amschaspands) stehen, so ist, wie ehemals in Baktrien, nun auch der persische König, als der abbildliche Stellvertreter der allmächtigen Gottheit, von sieben obersten Hofbeamten umgeben, die jene Lichtgeister vorstellten, während das göttliche Gesetz selbst, nach welchem er Recht zu sprechen hatte, durch einen höchsten priesterlichen Rath repräsentirt war, der aus Richtern, Wahrsagern, Zeichendeutern ꝛc. bestehend, über alles, was der König that und vornahm, zu wachen und alle vom Volk an ihn kommenden Gesuche nach dem strengsten Recht zu beurtheilen hatte.

Nur brachte es das im persischen Staate vorhandene Uebergewicht des Despoten mit sich, daß diese Räthe und Richter sich selbst vor dessen Macht beugen und vor seinen Strafen zittern mußten, die er besonders dann mit Strenge, ja mit Grausamkeit über sie verhängte, wann sie sich eine Ungerechtigkeit zu Schulden kommen ließen. Auch band sich der König nicht immer an ihren Ausspruch, wenn dieser seiner Neigung nicht entsprach, so daß sie ihren Rath nicht selten diesen Neigungen anzupassen suchten, um ihre Hofstellen, die sie gewöhnlich lebenslänglich bekleideten, nicht zu verlieren. Wie denn einst, als der (weiter unten vorkommende) König Cambyses sie fragte, ob eine Heirath mit seiner Schwester nach dem Gesetze erlaubt sey, ihre Antwort dahin ausfiel: „es gäbe zwar kein Gesetz, daß eine solche Heirath beföhle; aber es sey ein Gesetz vorhanden, daß der König der Perser thun könne, was ihm beliebe." So wurde die durch die Allmacht des Königs jeden Augenblick gefährdete Herrschaft des göttlichen Gesetzes zur Heuchelei und das ganze Regierungssystem zur offenbarsten Lüge.

Eben wegen dieses weltlichen Despotismus konnte die Zoroastrische Staatslehre nicht nach ihrem ganzen Umfange bei den Persern Anwendung finden, was sich auch noch aus dem Umstande ergibt, daß sich bei den Persern keine eigentliche Kasteneinrichtung ausgebildet findet, in so fern zwar ein, noch dazu nicht geschlossener Krieger- und Ackerbaustand, jedenfalls aber keine eigentliche Handwerkskaste vorhanden war, die freilich bei einem erobernden Volke, wie es die Perser waren, nicht wohl entstehen konnte.

3. Das Hoflager des Perserkönigs.

Zum Hoflager des Königs, dessen Palast die Pforte oder das Thor hieß, gehörte auch ein zahlreiches Heer, das meist aus Reiterei bestand und nach Völkerschaften abgetheilt war, worunter natürlich die eigentlichen Perser den ersten Rang einnah-

men und insbesondre die königliche Leibwache der „Unsterblichen" bildeten.

Mit dem durch die Beute der Eroberungen steigenden Luxus mehrte sich die Zahl der nach Rangstufen geordneten Hofdiener, so daß täglich 15,000 Menschen von des Königs Tische speis'ten. Die höhern Hofbedienten hießen, weil sie meist aus dem Stamm der Pasargaden genommen wurden, „Verwandte des Königs," und auch sie wurden von Jugend auf im strengsten Ceremoniel erzogen, — wie denn überhaupt alles, was von den Sitten und der Lebensweise der Perser von den Alten berichtet wird, sich nur auf die herrschenden Perserstämme, nicht auf die übrigen ihrer Herrschaft unterworfenen Völker bezieht, die man sich gewöhnlich unter dem Namen Perser vereinigt denkt.

Zum Hofe des Königs gehörte auch die schon bei den Medern vorkommende Einrichtung des Harem's, den die herrschende Sitte der Polygamie nöthig machte. Die im Harem befindlichen, aus den verschiedenen Provinzen des Reiches entnommenen Weiber mit den ihnen vorstehenden Eunuchen machten die allernächste Umgebung des Königs aus, und verschafften sich dadurch auf dessen Person großen Einfluß, der, je schwächer der Fürst war, desto leichter in eine Art Vormundschaft ausartete, vermöge deren sie mit dem Regenten die Regierung in die Hand bekamen und nicht selten den Thron nach Willkühr besetzten. Die Eifersucht und Herrschsucht steigerte sich oft unter den Gliedern des Harems zu solcher Höhe, daß das Innere eines solchen Hofes oft das abschreckendste Bild menschlicher Leidenschaften gewährte. Unter diesen Weibern wurde eine als die rechtmäßige Gemahlin angesehen und behandelt, und mußte als solche meist aus dem königlichen Geschlechte der Achämeniden seyn, obgleich das Beispiel der Esther beweis't, daß auch Ausnahmen von dieser Regel gemacht wurden, wie denn überhaupt Esther's Geschichte uns in das Innere eines solchen Harem's, seiner Etikette und seiner Ränke einen belehrenden Blick thun läßt.

Der Erstgeborne der Hauptgemahlin sollte der Thronfolger

seyn; aber die ganze Haremseinrichtung machte gar oft die Thronfolge unsicher; auch wurde durch den Harem im Grunde der Staatsrath entbehrlich, der eben dem Einflusse der begünstigten Gemahlin, oder der Königin-Mutter, oder der Eunuchen, in Unterwürfigkeit sich fügen mußte.

Das Hofleben des persischen Königs trug, von einer andern Seite betrachtet, noch einigermaßen das Bild des ehemaligen, nur jetzt „auf den höchsten Gipfel des Luxus getriebenen Nomadenlebens" an sich, welches sich darin zeigte, daß der Hof in den drei verschiedenen Jahreszeiten seinen Aufenthalt wechselte, und den Frühling zu Ekbatana, den Sommer in Susa, den Winter in Babylon zubrachte, um nicht nur stets den Genuß eines milden Himmelsstriches, sondern auch einer, in der Wanderung selbst liegenden Veränderung zu haben. Solche Umzüge glichen bei dem unermeßlich großen Hofgefolge förmlichen Heereszügen, durch welche die Provinzen, welche durchzogen wurden, nicht wenig litten, indem diese die täglichen Bedürfnisse jenes Gefolges durch Lieferungen der besten Landeserzeugnisse befriedigen mußten.

4. Altpersische Landesverwaltung. Satrapenregierung.

Da das ganze Land, so weit es die Eroberungen der Perserkönige umfaßten, als Eigenthum des Königs betrachtet wurde, so zwang man die besiegten Völker zu Geldtributen, die alle, sammt den Einnahmen aus den Regalien (z. B. aus den Bewässerungs- und Fischereizöllen, aus eingezogenen Gütern Bestrafter und aus freiwilligen Geschenken der Unterthanen) in die Privatkasse des Königs flossen, aus der er seinen Günstlingen Geschenke reichte. Nur die Provinz Parsis war von allen Tributen frei. Der Unterhalt des Königs, des Hoflagers und des Heeres wurde nicht aus dieser Kasse bestritten, sondern aus den Naturalabgaben jedes Landesbezirkes, die einem jeden nach Maaßgabe seiner Fruchtbarkeit auferlegt waren, und mit denen auch die Hofdiener besol-

det (oder eigentlich beköstigt) wurden, mit Ausnahme der Vornehmsten, welche Anweisungen auf Ortschaften, Städte oder Ländereien erhielten, aus denen sie ihre Einkünfte auf Lebenszeit bezogen. — Der auf diese Weise am Hoflager zusammenströmende Ueberfluß an den besten Landeserzeugnissen hatte daher auch jene Ueppigkeit und Schwelgerei zur Folge, wodurch die Perser nachher so „berüchtigt" wurden.

Die Provinzen wurden von Satrapen (sanskr. Kshatrapâs) oder Statthaltern verwaltet, von denen jeder eine dem königlichen Hofe nachgebildete Hofeinrichtung hatte und auch in ähnlicher Weise, wie der König aus dem ganzen Lande, seine Geld- und Natural-Einkünfte aus den verschiedenen Theilen seiner Provinz zog und davon jährlich eine gewisse Summe in den königlichen Schatz abliefern mußte. Auch diese Satrapen, die gewöhnlich Brüder, Schwiegersöhne oder sonstige Verwandte des Königs waren, lebten in der größten Ueppigkeit, und dem Satrapen von Babylon dienten die Einkünfte von vier Ortschaften bloß zur Fütterung seiner indischen Jagdhunde.

Die Satrapenregierung, die das persische Reich mit allen großen Despotenreichen gemein hatte, hatte bei den Persern im Anfange „den Vorzug der Trennung der Civil- und Militärgewalt": für gute Verwaltung und fleißigen Anbau des Landes hatten die Satrapen, für die Sicherheit des Landes eigene Befehlshaber der in den Provinzen vertheilten königlichen Truppen zu sorgen, — eine Einrichtung, bei welcher Ordnung und Wohlstand gedieh. Späterhin aber vereinigten sich beide Gewalten in der Person des Satrapen, und diese Vereinigung „bahnte den Weg zu Empörungen und führte allmählig die innere Auflösung des Reiches herbei."

Die Rechte des Königs am Hofe eines jeden Satrapen wurden durch einen königlichen „Schreiber" (Commissär) gewahrt, durch den die königlichen Befehle an den Satrapen gelangten; Widerspenstigkeit gegen diese Befehle von Seite des Satrapen wurde mit schneller Hinrichtung bestraft. Alle Jahre untersuchte

ein besonderer königlicher Bevollmächtigter an der Spitze eines Heeres die Verwaltuug der Satrapen und verfuhr mit ihnen nach Befinden. Als aber nach und nach die Satrapenmacht nicht nur durch die erwähnte Vereinigung der Civil- und Militärgewalt, sondern auch durch die Vereinigung mehrerer Satrapieen unter Einem Statthalter in's Uebermäßige stieg, war eine Ueberwachung dieser übermüthigen Beamten, die nun thaten, was sie wollten und selbst mit Ausländern nach Gefallen Verträge schlossen, nicht mehr möglich, und des Reiches Verfall brach unaufhaltsam herein, wie sich dieß weiter unten im Verlauf der griechischen Geschichte zeigen wird.

5. Persisches Kriegswesen.

Die ursprüngliche Nomadennatur der Perser zeigte sich auch in ihrem **Kriegswesen**, indem ihre Heere größtentheils aus Reiterei bestanden und ihre Heereszüge durch das Mitschleppen von Weibern, Kindern und aller beweglichen Habe das Aussehen von Wanderungen hatten. Da sie ihre Provinzen durch Eroberungen erhielten, so konnten sie dieselben nur durch große Truppenbesatzungen erhalten, die von den Provinzen ernährt werden mußten. In jeder Provinz waren Truppen für's platte Land und Besatzungen in den Städten aufgestellt. Jene, nicht diese, waren alljährlich strengen Musterungen unterworfen, behufs welcher das Land nach den Musterplätzen in Militärdistricte eingetheilt war. Diejenigen Musterungen, die auf dem, der Hauptstadt nahen Musterplatze abzuhalten waren, wurden vom Könige selbst, die auf den übrigen Musterplätzen von einigen dazu abgeordneten Feldherren gehalten. — Die Zahl der Heere war bedeutend, da jeder Unterthan kriegspflichtig war; und die Zusammenziehung großer Heere geschah ziemlich schnell. Außer diesen Heeren hatte nicht nur der König, sondern auch jeder Satrape seine Haustruppen.

Ursprünglich bestanden sämmtliche Truppen wohl nur aus den Persern; allmählig nahm man auch Miethvölker dazu, insbesondre tapfere Nomadenstämme z. B. Hyrkanier, Parther, Saker,

späterhin vorzüglich die gewandten Griechen, — eine Gewohnheit, durch die allmählig der kriegerische Muth der alten Perser in Abnahme kam. In außerordentlichen Fällen der Noth erfolgte ein allgemeines Aufgebot durch's ganze Reich, und die Zusammenziehung der verschiedenartigsten Völkerschaften mit ihrem Familienwesen und Gepäcke, sowie ihre Vorwärtsbewegung und ihre endliche Aufstellung gab eines der ungewöhnlichsten und verwunderlichsten Schauspiele (V. 3, 1.)

Von den merkwürdigen Bauresten aus persischer Zeit und der aus ihren Sculpturen hervorgehenden Richtigkeit der oben angegebenen Züge aus dem persischen Religions- und Regierungswesen, so wie von den weitern Geschicken dieses Volkes und seiner Könige wird sowohl in der israelitischen, als auch besonders in der griechischen und macedonischen Geschichte das Nähere beigebracht werden.

---

9. Kapitel.

Die Phönizier.

1. Abstammung. Landesbeschaffenheit. Städteeinrichtung und Städtebund.

In den Gegenden zwischen dem Euphrat und dem Mittelmeere bis hinab an die arabische Gränze wohnten ursprünglich syrische Stämme, die dem großen aramäischen Völkerstamme angehörten, der ein Zweig des semitischen war. Die Bewohner der Mittellande oder der weiten und fruchtbaren Ebenen (wozu auch die fruchtbare Thalebene Hohlsyrien oder Cölesyrien zwischen dem Libanon- und Antilibanon-Gebirge gehörte) trieben Acker- und Weinbau, und nach Beschaffenheit des Bodens auch Viehzucht, besonders Schaafzucht und hatten daher einen mehr friedlichen

Character, obgleich die Beherrscher einzelner darin befindlicher kleiner Staaten, wie namentlich des fruchtbaren Damaskus, späterhin zuweilen auch erobernd aufzutreten suchten.

Die südlichen, Arabien sich nähernden Ebenen Syriens nahmen den Character von Wüsten an, in denen bloß Nomaden ohne feste Sitze umherzogen, so daß nur das mitten in der Sandwüste liegende Thadmor (oder Palmyra als frühester Sammelplatz der indischen und persischen Carawanen, die nach den Küstenstädten des Mittelmeers zogen, einen frühbewohnten, fruchtbaren Culturplatz darboten.

Dagegen waren die Bewohner der schmalen Küstenlande des Mittelmeers nicht nur vermöge ihrer durch das Meer bedingten Lebensart, sondern auch großentheils durch ihre Abkunft von ihnen verschieden. Denn schon frühe waren diese Küsten von hamitischen, insbesondere kananitischen, Völkerstämmen bewohnt (denn Sidon heißt in der mosaischen Völkertafel der erste Sohn Kanaans). Sie waren höchstwahrscheinlich vom persischen Meerbusen hergekommen, hatten sich mitten unter jener syrischen Bevölkerung niedergelassen, und gewannen durch ihre vorherrschende Thätigkeit die Herrschaft nicht nur über die semitische Umgebung, sondern auch, in dieser Verbindung mit ihr, über das Meer. Dieß ist das im ganzen Alterthum hochberühmte Volk der **Phönizier**, die also auf diese Weise bald dem semitischen, bald dem kanaanäischen (oder hamitischen) Välkerstamme beigezählt werden.

Ihr Land war eines der kleinsten der alten Welt, ein schmaler Küstenstrich, nur etwa 25 Meilen lang und höchstens 4 bis 5 Meilen breit, arm zwar an Früchten, aber reich an Buchten und Häfen für die Schifffahrt, so wie an kostbarem Bauholz, das der Libanon abwarf, ein Waldgebirg, das Phönizien durchziehend zum Theil Vorgebirge in's Meer entsendet, theils sich in seinem Nebenzweige, dem Antilibanon, östlich nach Syrien hineinzieht. Diese Landesbeschaffenheit machte seine Bewohner schon frühe zu einem seefahrenden Handelsvolk, das jene Küsten und die nahe davorliegenden Inseln mit unzähligen Städten und

Anlagen seines Kunstfleißes besetzte, unter denen von Norden nach Süden Aradus, Tripolis, Byblus, Berytus, Sidon, Tyrus die wichtigsten waren, so daß schon der Anblick des, einer „ununterbrochenen Stadt" gleichenden Küstenstrichen, in Verbindung mit den vielen Häfen und mächtigen Flotten „den höchsten Begriff von dem Reichthum, der Macht und dem unternehmenden Geiste seiner Bewohner erwecken" mußte.

Die Entstehung der phönizischen Städte war indeß eine allmählig aufeinander folgende; eine war von der andern eine Colonie und als die älteste von allen wird **Sidon** mit ihrem unverwüstlichen Hafen genannt. Von ihr dann ward (nach einer von Herodot mitgetheilten phönizischen Priesternachricht um das Jahr 2740 v. Chr.) durch Gründung des Herkulestempels die Stadt **Tyrus** (in der Bibel Zor) gestiftet, die späterhin jene ihre Mutter an Macht und Glanz übertraf und wiederum die Gründerin anderer Colonieen wurde. Doch ist zu bemerken, daß der Glanz von Sidon und Tyrus, so wie der eigentliche, von die Hauptstädten ausgehende Welthandel zu der Zeit, als Aegypten bereits seine höchste Blüthe unter Sesostris erreicht hatte, noch nicht vorhanden war.

Wie überhaupt Syrien in der ältern Zeit nie zu Einem Staate vereinigt war, so waren auch die Phönizier nicht unter Einem Oberhaupte, sondern jede Stadt mit ihrem Umgebiet war unabhängig von der andern und hatte einen erblichen König an ihrer Spitze, dessen Gewalt durch einen, aus den vornehmsten Geschlechtern bestehenden Stadtmagistrat, so wie auch wohl durch eine mächtige Priesterklasse beschränkt war, und dessen Einkünfte aus dem Handel flossen.

Das Bedürfniß gemeinsamer Vertheidigung gegen Angriffe von Außen trieb aber frühe die phönizischen Städte zu Bündnissen untereinander, und zu gewissen Zeiten machten sie einen großen **Städtebund** aus, an dessen Spitze als Vorort zuerst Sidon, nachher Tyrus stand. In solchen Bundesverhältnissen

standen nachher auch die **Colonieen**, welche von Phönizien ausgehend in fremden Ländern gegründet wurden.

2. Handels- und Gewerbsthätigkeit der Phönizier.

Der **Handel** der Phönizier nahm ohngefähr folgenden Gang. Ursprünglich ging er aus der Seeräuberei hervor oder war mit ihr verbunden, indem die Phönizier zuerst die Inseln und Küsten der Griechen heimsuchten, ihnen Kleinigkeiten verkauften und dabei Kinder raubten, um sie in Asien als Sclaven zu verkaufen. Später, als die Griechen selbst ein Seevolk wurden, brach der Verkehr zwischen beiden so ziemlich ab, und die Phönizier, den Griechen ausweichend, richteten ihre Blicke weiter über die Meere, um den bei ihnen zusammenströmenden Waaren in fernen Ländern Absatz zu verschaffen. Denn da sie zugleich einen bedeutenden Landhandel durch Zwischenhändler (meist Nomaden) südlich nach Arabien, Aegypten und Aethiopien, östlich nach Babylonien und Ostindien, nördlich nach Assyrien und den Kaukasusländern trieben und überdieß noch ihr eigener Kunstfleiß die gesuchtesten Erzeugnisse hervorbrachte, so häuften sich in den phönizischen Städten die mannichfaltigsten Waaren.

Von ihren eigenen Erzeugnissen nahmen schon im hohem Alterthum die phönizischen **Webereien** und **Färbereien**, namentlich die schönen sidonischen Gewänder und der prächtige tyrische Purpur, den ersten Platz ein. Andere wichtige und berühmte phönizische Producte waren **Glaswaaren** und schön gearbeitete Geräthschaften und Putzsachen aus Bernstein, Gold und Elfenbein.

Unter Purpur hat man sich aber nicht bloß jene hochrothe Farbe vorzustellen, welche man aus dem Safte der Purpurschnecke gewann, deren beste Gattung an den phönizischen und südlichen Küsten des Mittelmeers durch Köder gefangen wurde; sondern es gab auch violetten Purpur aus einer andern Art von Schalenthieren, die namentlich an den italischen und sicilischen Ufern gefangen wurden; ferner schwar-

zer Purpur aus Muschelthieren besonders des atlantischen Oceans; endlich blauen, gelben, weißen und gemischten Purpur aus Muschelthieren anderer Gattung. Doch gab es auch Färbereien, zu denen man Färbekräuter gebrauchte. Es wurden alle Arten von Stoffen, vorzüglich aber Wolle gefärbt. — Die vorzüglichsten Färbereien waren zu Tyrus, die vorzüglichsten Webereien zu Sidon, obwohl natürlich andere Städte dergleichen Arbeiten auch fertigten.

Zur **Glasbereitung** nahm man den Sand oder das Nitrum, das sich im südlichen Phönizien am kleinen Küstenflusse Belus fand, der am Fuße des Berges Carmel entsprang. Ihre wichtigsten Glashütten waren zu Sidon und Sarephta; doch wurde das Glas weniger zu Trinkgeschirren verwendet, als um damit Wände und Decken auszulegen.

Unter den fremden Stoffen, die zu einem Theil unter ihren Händen Bearbeitung erfuhren, befand sich Gold aus Arabien und Spanien; Wolle aus Syrien und Arabien (wo das Fettschaaf zu Hause ist), Weihrauch, Myrrhen, Zimmet, Casia, Ladanum (ein wohlriechendes Harz), Balsam, Ebenholz, Edelsteine zc. aus Arabien; Baumwollenstickereien und Getreide aus Aegypten; Elfenbein aus Indien und Aethiopien; Bernstein von der Nordsee; Waizen, Rosinen, Oel, Wein aus Palästina und Syrien; Sclaven und Sclavinnen, auch Kupfer, aus den Kaukasusländern.

3. Phönizische Colonieen.

Die Aussendung phönizischer Colonieen hatte wohl schon frühe Statt, da der Verkehr mit so vielen Völkern, besonders mit uncultivirten, dadurch geregelt und gesichert werden mußte. In der Regel wurden sie also zunächst, um die Handelsverbindung mit den fremden Ländern zu erweitern, ausgesendet; oft aber hatten sie den Zweck, sich in guter Weise desjenigen Theils der Volksmasse zu entledigen, welcher in großen Handelsstädten so leicht zu Empörungen und gewaltsamen Staatsumwälzungen geneigt ist.

Der Unterschied zwischen den Colonieen der alten Priesterstaaten und den Colonieen der Handelsstaaten liegt darin, daß es jenen ursprünglich hauptsächlich (oder wenigstens zugleich) um Verbreitung ihrer Religionsansichten und der damit zusammenhängenden Sittigung roher Stämme — diesen blos um Erweiterung ihrer Handelsvortheile und der zu diesem Zwecke nöthigen Civilisirung roher Völker —, beiden aber zugleich dabei um Erlangung der, ihre Interessen sichernden und bewahrenden Oberherrschaft über ihre Umgebung zu thun war. Die Anlegung von Pflanzstätten des Handels konnte daher nicht ohne Tempelgründungen Fortgang gewinnen; doch war die daraus etwa hervorgehende sittliche und wissenschaftliche Bildung dem Kaufmann als solchem mehr ein untergeordneter, von ihm weniger beachteter Zweck, da das Ziel seiner Civilisationsbestrebungen mehr die Erweckung des Luxus und der sinnlichen Bedürfnisse als eine auf Mäßigkeit gegründete sittliche Ordnung war.

Vortheilhafter dagegen unterscheidet sich die schöpferische Thätigkeit handeltreibender Völker wesentlich von der mehr zerstörenden, höchstens auf Vergrößerung abzielenden Thätigkeit militärischer Despotenstaaten: denn wenn Occupationen der letztern meist von dem Verfalle der bürgerlichen Freiheit und nicht selten der Cultur begleitet waren, so ging doch aus den Colonieen von Handelsstaaten eine gewisse bürgerliche Freiheit und Bildung hervor, die dann zugleich wieder eine erneuernde und belebende Rückwirkung auf das Mutterland hatten, oder wenigstens den Geist des Mutterlandes, wenn auch nach dessen leiblichem Untergange, noch in ferne Zeit hinaus bei sich erhielten. — Dieß war auch der Fall mit den phönizischen Colonieen.

Die Richtung des phönizischen Colonieensystems ging von Osten nach Westen rund um die Inseln und Ufer des Mittelmeers, die sie allmählig mit unzähligen Küstenstädten besetzten. Die frühesten Colonieen, deren Stiftung zwischen 1500 und 1000 v. Chr. fiel, legten die Tyrer auf den östlichen griechischen Inseln an, darunter **Cypern** mit der Hauptstadt Citium (worauf sich der Ausspruch des Propheten Jesaias 23, 21. bezieht), dann **Kreta**, Rhodus, Thasos für sie die wichtigsten waren.

Als der griechische Volksstamm mächtiger wurde und jene Inseln nebst den Küsten Vorderasiens und Italiens in Beschlag nahm, pflanzten sich die Phönizier auf Sizilien und Sardinien,

vorzüglich aber auf der mittlern Nordküste Afrika's (dem jetzigen Tunis) an, wo unter ihren vielen dortigen Pflanzstädten Uttika die älteste war, die spätere und bedeutendste aber **Karthago** wurde, welches Dido, die Schwester des tyrischen Königs Pygmalion, stiftete, die vor diesem ihrem Bruder mit den Schätzen ihres von ihm gemordeten Gatten dahin floh (880 v. Chr.). Von dem mächtigen Handelsstaate, der sich aus dieser Gründung entwickelte, wird in der römischen Geschichte weiter die Rede seyn.

Weiter westlich besetzten sie die balearischen Inseln; vor allem aber trachteten sie in **Spanien** Fuß zu fassen, dessen Gold= und Silberreichthum das Hauptziel ihrer Wünsche und Anstrengungen war. Hier in Spanien besetzten sie „die südlichen Theile des jetzigen Andalusiens, außerhalb und innerhalb der Meerenge von der Mündung des Anas (Guadiana), zu beiden Seiten des Bätis (Guadalquivirs) bis an die Gränzen von Granada und bis Murcia," mit vielen Pflanzstädten, unter denen die Namen **Tartessus** (Tarsis, mit welchem Namen aber auch zugleich der ganze phönizische Besitz in Spanien bezeichnet wurde) und **Gades** (gestiftet 1100 v. Chr.) hervorleuchten. Insbesondere wurde die Inselstadt Gades (auch Gadir, jetzt Cadix, auf der Westspitze der Insel Leon) ein Hauptstappelplatz der Phönizier und durch ihre feste und geschickte Lage eine der merkwürdigsten Städte der Erde.

Bei der Ankunft der Phönizier in Spanien, lag dort das Silbererz so zu Tage, daß die Einwohner es nur zu schürfen brauchten, und daß sie, weil sie ihm wenig Werth beilegten, ihre gewöhnlichen Geräthschaften daraus verfertigten. Nachdem die Phönizier alle dergleichen Vorräthe an Silber und Gold gegen andere Waaren eingetauscht hatten, fingen sie selbst an, **Bergwerke** anzulegen und durch Sclaven auf Gold, Silber, Zinn, Blei, Eisen (Ezech. 27, 12.) graben zu lassen. Außerdem zogen sie noch Wein, Oel, Wachs, feine Wolle und Südfrüchte aus diesem Lande.

Daß die Phönizier noch weiter außer den Säulen des Herkules kamen, dort noch manche Inseln z. B. Madera und

die kanarischen Inseln besetzten und nicht nur zu den Bernsteinküsten der Ostsee vordrangen, sondern auch sogar, nach Herodots Zeugniß, auf Betrieb des ägyptischen Königs Necho (im 6. Jahrhundert v. Chr.) vom arabischen Meerbusen aus in drei Jahren Afrika umschifften, ist ohne ausreichende Gründe angezweifelt worden; daß sie aber sogar über den Ocean nach Amerika gekommen wären, widerstreitet der Natur der Schifffahrt des Alterthums, die nur Küsten- und Inselfahrt war. Eine Verbindung aber mit diesem Welttheil durch eine etwa dazwischen liegende Insel Atlantis, wenn sie je bestanden hat, war längst durch den schon oben (I. 4, 2.) berührten frühern Untergang dieser Insel aufgehoben.

Die den Handelsstaaten eigenthümliche Eifersucht trieb die Phönizier zu jener Handelspolitik, vermöge deren sie ihre nach entfernten Gegenden gerichteten Schifffahrten in ein tiefes Geheimniß hüllten, indem sie andere Schiffer durch abschreckende Mährchen von jenen Gegenden abzuhalten suchten. — Dieselbe Eifersucht führte auch oft zu Kriegen mit den Nachbarn ihrer Colonieen, wiewohl die alten Phönizier deren weniger, als ihr Tochterstaat Karthago, zu führen hatten. Ihre Kriege führten sie durch Miethstruppen, die sie in fremden Ländern, besonders in Asien, warben.

Aber auch den arabischen und persischen Meerbusen befuhren sie mit ihren Schiffen, wiewohl nicht so ungestört wie das Mittelmeer. Von der Spitze des arabischen Meerbusens aus ging eine regelmäßige phönizische Schifffahrt nach **Ophir** (III. 5, 2.), unter welchem Namen nicht bloß die Südlande an den arabischen und ostafrikanischen Küsten, sondern auch noch vorzüglich der nördliche Theil der Küste Malabar in Ostindien zu verstehen ist, während ihre Schifffahrt auf dem persischen Meerbusen nur nach Ostindien ging.

Daß im 1. Kön. 9, 28. unter Ophir Ostindien zu verstehen ist, weist die neueste Forschung Benfey's und Lassen's aus den Namen der dort hergeholten Producte nach, indem die hebräischen Formen derselben auf sanskritische zurückgeführt werden, und auch der Geograph Ritter erklärt sich für diese Annahme. Es geht dies auch schon aus der dreijährigen Dauer der Ophirfahrt hervor.

4. Phönizischer Nationalcultus.

Das Band, das nicht nur die Städte im Mutterlande unter einander, sondern auch die fernen Colonieen mit dem Mutterlande in einer gewissen Verbindung erhielt, war ein gemeinschaftlicher Cultus, die Verehrung des phönizischen Nationalgottes Melkarth (d. h. Stadtkönig), der mit griechischem Namen Herakles (röm. Herkules) genannt wurde.

Der Name **Herakles** bedeutet einen Sonnengott, Sonnenhelden, oder die durch den Thierkreis eilende Sonne, die als bald unterliegender, bald siegender Kämpfer die mannichfaltigsten mythologischen Vorstellungen erweckte. Die Mythe von Herakles (Hercules-Belus) kam den Phöniziern (von Seite ihrer hamitischen oder kanaanäischen Abstammung) aus Aegypten: denn alle Stimmen des Alterthums vereinigen sich in der Annahme, daß der ägyptische Herakles der älteste sey. Dort hieß er Som oder Chom (auch Baal-Chizun), Sohn des Amun, und dort kam auch die Vermenschlichung dieses Gottes zuerst vor, indem schon die nachher allwärts vorkommenden Grundzüge seines Wesens (seine Stärke, seine Reisen über die Erde, seine Kämpfe mit wilden Thieren, seine Bewaffnung mit Keule und Löwenhaut), den Mythus desselben schmücken. Von dort aus verbreitete sich sein Cultus und die mit diesem zusammenhängende Bildung durch Völkerzüge zunächst nach Kreta und Phönizien, von wo aus er dann durch Colonieen nach allen Richtungen hinkam, so daß also, außer von einem ägyptischen und thebaischen, auch von einem kretischen, tyrischen, griechischen, lydischen und sonst verschieden nationalen Herakles oder Herkules die Rede ist; sogar von einem indischen, in welches Land er durch die Phönizier mittels der Schifffahrt (durch das arab. und pers. Meer) allerdings hätte kommen können, wenn nicht die dem „Herakles" zu Grunde liegende Idee einer Sonnen-Incarnation überhaupt selber aus dem asiatischen Orient stammte, von wo sie auch die celto-germanischen Völkerstämme nach dem Occident brachten. — Ueberall bei allen Völkern, die den Heraklescultus angenommen haben, wurde der Heraklesmythus nationalisirt und seiner religiösen, sittlichen und politischen Bedeutung eine historisch-locale und persönliche Beziehung gegeben. (S. IV. 2, 3.)

Da auch die Verbreitung des Handels der Phönizier und ihrer Schifffahrt, so wie die damit zusammenhängende Civilisation jener (westlichen) Völker unter den Auspizien jenes ihres Nationalgottes

geschah, so erklären sich daraus alle jene dichterischen Sagen von den Zügen des **tyrischen** Herkules, der von Kreta aus durch Nordafrika zu der Meerenge von Gibraltar und Ceuta (die beiden Säulen des Herkules) gelangt, nach Gades übersetzt, von da aus Hispanien bewältigt (aus dem er Geryons Rinder fortführt) und endlich seinen Rückweg über Gallien, Italien, Sizilien und Sardinien nimmt.

Außerdem findet sich unter den phönizischen Gottheiten der babylonische Bel oder Baal, und besonders war die Astarte (Astaroth, Astoreth, welche der babylonischen Mylitta und der griechischen Venus Erycina gleichkommt,) bei ihnen nächst dem tyrischen Herkules am berühmtesten und ihr Dienst am verbreitetsten. Ueberhaupt war der Götterdienst der Phönizier ein gemischter, da sie fast in jedem Lande, das ihre Schiffe berührten, die Verehrung anderer Götter kennen lernten und viele derselben bei sich einführten. Und so wenig die Phönizier, als ein bloß auf Gewinn bedachtes Handelsvolk, sich mit Wissenschaften beschäftigten, da von ihnen die Astronomie nur behufs der Schifffahrt und die Schreibekunst meist mit Bezug auf den Handelsverkehr getrieben wurde und selbst die Existenz ihres Geschichtschreibers Sanchuniàthon und seines kosmogonischen Werkes in Zweifel gezogen wird: so gering war auch ihre Neigung zu eigener Aufstellung oder ernster Verarbeitung von Religionsideen. Im Leben selbst wenigstens zeigten sie einen von tieferer Sittlichkeit, besonders von Treue und Glauben entfernten, der Ueppigkeit und dem Wohlleben des Reichthums ergebenen, ja (im Astartedienst) dem niedrigsten Laster fröhnenden Sinn, und nur ihr reger Unternehmungsgeist, der ihnen den Welthandel des Alterthums in die Hände gab und dem so viele Küstenhändler ihre erste Bildung verdanken, machte sie zu einem so berühmten Volk, dem man allerdings von dieser Seite eine gewisse Bewunderung nicht versagen kann.

10. Kapitel.

Blick auf die noch übrigen Culturstaaten des heidnischen Alterthums im Orient.

Noch können in der Reihe der alten Culturvölker die **Chinesen** aufgeführt werden, deren ungeheures Reich gegenwärtig 250,000 Quadratmeilen und eine Menschenmenge von mehr als 333 Millionen umfaßt. Dieses Reich enthält nämlich an völlig unterworfenen Ländern: das eigentliche Kaiserthum China (seiner größten Ausdehnung nach 1200 geogr. Meilen lang) mit seinen vielen Provinzen, das Mandschu-Gebiet, die Dsungarei und die kleinere Bucharei, an zinspflichtigen Ländern: die eigentliche Mongolei, die Kalmükei, das Land der Kirgiskosaken, einen Theil des Landes Burut; endlich an Vasallen- oder Schutzländern: das Königreich Korea, das Königreich Lien-kieu, Tübet und Butan.

Da es hier mehr eine allgemeine Welt- als Völkergeschichte gilt, so mögen bei diesem Volke, dessen frühere Geschichte ohnedies so dunkel ist, folgende wenige Andeutungen genügen.

Die Geschichte der eigentlichen Chinesen verliert sich gleichfalls in eine mythische Zeit, in welcher, nach ihrer Einwanderung von dem Westgebirge Kuenlun her, zwei Dynastieen genannt werden, unter deren erster der Erfinder der chinesischen Buchstabenschrift Fo-hi gelebt haben soll und zwar zur Zeit der großen Ueberschwemmung, welche, ihrer Ueberlieferung nach, fast in dieselbe Zeit fällt, in welche von Moses die Sündfluth gesetzt wird. Im Jahr 2207 v. Chr. beginnt mit der Dynastie Hia, in deren Regentenreihe der berühmte Kaiser Yao vorkommt, eine etwas lichtere Zeit. Die Stifter der dritten Dynastie dieser Periode, Tschinn-ung und Wu-wang 1122 v. Chr. sollen (nicht lange nach Troja's Zerstörung) mit einer Colonie aus dem Westen (man vermuthet aus Aegypten) nach China gekommen seyn. Die für uns rein historische Zeit der Chinesen kann man erst vom Jahre 771 v. Ch. an rechnen, weil von da an die, bei den Begebenheiten unter der

Dynastie Tong-tseu mit angeführten Sonnenfinsternisse auch chronologisch mit unserer Zeit übereinstimmen. Unter dieser Dynastie zerfiel das Reich in viele kleine Königreiche, welche häufige Kriege miteinander führten.

Von dem hohen Alter der Chinesen zeugt eine sehr frühe, in vielen Beziehungen hochgetriebene Cultur. Besonders regten die vielen und großen Wasserwege, welche ihr Land vor andern Ländern auszeichnet, schon äußerst frühe ihren Gewerbfleiß und ihre Handelsthätigkeit bis zu einem hohen Grade an. Doch ist ihre Cultur, die sich ohnedieß mehr auf das Materielle, als auf das Ideelle bezog, theils während fortgehender Kämpfe der verschiedenen Dynastieen bald mit einheimischen Fürsten, bald mit den eindringenden Tartaren und Hunnen, theils aber durch die Einseitigkeit der natürlichen Anlagen des chinesischen Volks selbst, schon sehr frühe auf der einmal gewonnenen Stufe stehen geblieben und nun gleichsam verknöchert.

Nicht einmal dadurch erhob und erweitere sich die Cultur dieses Volks über die einmal gezogenen Gränzen, die sich dem, durch den Dienst von Millionen Götzen erzeugten tiefen Sittenverderbniß die pantheistische Staatsreligion des **Kong-fut-seu** (Confucius, geb. 550, gest. 477 v. Chr.) entgegen- oder vielmehr nur zur Seite stellte. Zwar enthält diese Religion eine reinere Sittenlehre, und alle Gebildeten, mit dem Kaiser an der Spitze, huldigen ihr: da aber jene Sittenlehre doch nur auf eine bloß irdische Glückseligkeit abzielt, und die ihr beigegebene Glaubenslehre nichts als eine bloße Natur- und Schutzgeister-Verehrung ist, die noch dazu weder einen eigenen Cultus, noch eigene Priester hat: so kommt es, daß jeder Chinese der sich zu der Lehre Kong-fu-tseu's bekennt, sich von ihr, wegen ihres Mangels an positivem Gehalt nicht ausgefüllt fühlt, und daher noch nebenher entweder dem **Fo**-Dienst d. i. der Götzenlehre des Buddha (s. II. 2, 8.) oder dem **Tao**-Dienst ergeben ist d. i. der Götzenlehre des Tao, deren Gründer Laokiun oder Laotseu gegen das Ende des 6. Jahrhunderts v. Chr. lebte und manche Lehren des Judenthums, die er von den in der babyloni-

schen Gefangenschaft lebenden Juden aufgegriffen hatte, in die Masse seiner heidnischen Irrlehren gemengt hat.

Dazu kommt, daß die Chinesen, gleich wie die Japanesen und Tübetaner, schon frühe eine ununterbrochen strenge Abgeschlossenheit gegen den Völkerverkehr beobachteten, und somit einen weltgeschichtlichen Einfluß auf die übrigen Völker des Alterthums weder selbst übten, noch (mit Ausnahme des aus Indien zu ihnen gekommenen Buddhaismus) von diesen empfingen: weßhalb denn auch bei einer allgemeinen Betrachtung des vorchristlichen Weltschauplatzes diese Völker mehr in den Hintergrund gestellt werden. — Auf die Chinesen indeß wird in der Darstellung der neuern Geschichte wieder zurückgeblickt werden.

In allen Staaten des orientalischen Alterthums war das Göttliche, das in ihnen ohnedieß, durch rein äußerliche Auffassung mannichfach entstellt, sich als falsch erwies, allmählig in den Händen späterer Priester, die der ursprünglichen gottesdienstlichen Beziehungen nicht mehr kundig waren, vollends zu einem aller Liebe und alles Erbarmens unfähigen, bloß mechanisch-waltenden Gesetze geworden, und alsdann, nach dem Uebergang der vollen Hierokratieen in Despotieen, zu einer völlig todten Form erstarrt. Dabei hatte es sich durch Beimischung der Ausgeburten der niedrigsten Sinnlichkeit und der zügellosesten Willkühr, deren sich namentlich jene irdischen Repräsentanten der Gottheit schuldig machten; unter dem leeren Scheinbilde der Wahrheit zuletzt zur wahnsinnigsten Verkehrtheit und abscheulichsten Lüge gestaltet.

Nur um der, in diesen meist sabäischen Religionen niedergelegten, wenn auch sehr verkümmerten Reste ehemaliger Wahrheit willen war jenen Völkern des Orients ein gewisser Grad bildenden Einflusses auf die Gestaltung der Weltbegebenheiten eingeräumt.

Daß jene Staaten, selbst noch in ihrem Verfall, einzelne nicht geringe Vortheile für die allgemeine Bildung des Menschengeschlechts abwarfen, zeigte das in der Folge durch Eroberung so mächtig an-

gewachsene Perserreich, in welchem so viele, in andern Reichen zerstreute Bildungselemente gleichsam zusammengeführt wurden, damit, was an guten Keimen darin lag, noch einmal befruchtend wirken sollte, — wiewohl das überwiegend Falsche doch nur der äußern Bildung diente, die dann durch Erhöhung des sinnlichen Genusses nur um so schädlichere Folgen für den Orient nicht bloß, sondern auch für den Occident hatten.

Wie aber der Mensch, je weiter er sich von der wahren Quelle des Lebens entfernt, desto mehr in Verfinsterung des Herzens und Geistes dahin gegeben wird, hat die bisherige Darstellung der alten Culturvölker und ihrer Götzendienste gezeigt; und wie trostlos vollends das Elend derjenigen Völker ist, die außer dem Bereiche der Geschichte liegen, ja bis zu welcher thierischen Rohheit und Stumpfheit viele derselben herabgesunken sind, ist gleichfalls oben (B. I. K. 5, 2.) angedeutet worden.

Weil denn auf diese Weise alle Heidenvölker in der Macht der Sünde nnd des Irrthums dahinlebend den Weg des Friedens verloren, und selbst im semitischen Stamme Eber's (I. 5, 2.) der Rest des Lichtes wahrer Heilserkenntniß mit dem Rauch und Dunst des Irrthums sich zu trüben angefangen hatte, so wäre nothwendig die Erkenntniß des lebendigen Gottes ganz von der Erde verschwunden, wenn der erlösende Gott sich nicht selbst einen Mann und in demselben ein Volk als sein Eigenthum erwählt und ausgesondert hätte, dem er sich in seinem Wesen offenbarte, und das er durch besondere Führungen und Vorbereitungsanstalten heranzuziehen sich herabließ, damit aus ihm in der Fülle der Zeit der verheißene Trost der Erlösung kommen und das Licht der Erkenntniß auf die in Finsterniß und Schatten des Todes sitzenden Völker überströmen könnte.

Drittes Buch.

Das Volk Israel und seine Nachbarreiche,

insbesondere das babylonische und das persische Weltreich.

Drittes Buch.

Das Volk Israel und dessen Nachbarreiche.

---

1. Kapitel.

Israel als Familie oder die Patriarchenzeit.

1. Das Land Kanaan. Abraham's Berufung.

Die durch Noah's Mund ergangene prophetische Segensverheißung Gottes über Sem sollte zunächst an einem der drei Söhne des Semiten Tharah, aus dem Stamme Eber, ihre beginnende Bestätigung finden, und um das Jahr 2000 v. Chr. die Erwählung **Abraham's**, eines reichen Hirtenfürsten, der erste nähere Schritt zur Ausführung des von Gott für die Rettung des Menschengeschlechts entworfenen Heilsplanes seyn. Von Jehovah oder dem „HErrn" selbst berufen, aus seiner größtentheils schon in's Heidenthum versunkenen Verwandtschaft auszugehen „in ein Land, das er ihm zeigen werde," und mit

der Verheißung getröstet, daß er solle „ein großes Volk" werden und daß „in ihm alle Geschlechter der Erde sollten gesegnet werden," — zog dieser „Freund Gottes," im Glauben gehorchend, aus Mesopotamien nach Kanann, wo er die weitere Verheißung Gottes empfing, daß dieses Land ein Eigenthum seiner Nachkommenschaft werden solle.

Kanaan oder Palästina war im Norden von dem 10,000 F. hohen mit Cedern bewachsenen Libanon (dessen höchste Spitze der Hermon war) und seinen Ausläufern, im Westen vom Mittelmeer, im Osten von der syrischen und im Süden von der arabischen Wüste begränzt. Durch diese seine inselhafte Lage inmitten dreier Welttheile war dieses Land so recht eigentlich von Gott ausersehen, um das Volk Israel bei dem besonderen Erziehungsplan, den Gott mit ihm vorhatte, gegen störende Einflüsse fremder heidnischer Völker abzuschließen und dabei doch in der Folge dem von demselben ausgehenden Heile einen leichtern und schnellern Eingang in die übrige Welt zu sichern.

Von Norden nach Süden wird es von dem Flusse **Jordan** durchströmt, der aus den drei Quellbächen des (Anti-) Libanon entspringt, dann durch den See Merom und den See Genezareth (oder das galiläische Meer, auch See Tiberias genannt,) fließt, und zuletzt in das sogenannte todte Meer sich ergießt, während er in früherer Zeit, als an der Stelle dieses Asphaltsee's noch das fruchtbare Thal Siddim mit fünf Städten, darunter Sodom und Gomorrha, bestand, erst im rothen Meere endete. Der Jordan theilt das Land der Länge nach in zwei Hälften, von denen die eine, das Westjordanland, ein Gebirgsland mit drei Flächen ist (der Hügelebene Galiläa's, der Ebene Jesreel und einer zwischen dem Gebirg Ephraim und dem Gebirg Juda eingeschlossenen Hügel- und Thalebene), — die andere Hälfte, das Ostjordanland, gleichfalls aus einem Gebirgsland, aber mit ausgedehnten Hochebenen besteht, welche treffliches Weideland bieten.

Obgleich dieses Land nur höchstens 31 Meilen lang und 20 Meilen breit ist, so vereinigt es doch die verschiedensten Abstufungen des Klima, von der Tropenhitze des Jordanthals am galiläischen Meer über Jericho bis zur Nordwinterkälte auf den Hermonhöhen und in dem östlichen Höhenzug der Wüste, und bot zu jener Zeit in seinen warmen Thalebenen eineu Reichthum an herrlichen Früchten dar, insbesondere an Waizen, Wein, Feigen, Oliven, Honig &c., wie es denn auch voll von wasserreichen Viehweiden, schönen Cypressen-, Palmen- und Eichen-Waldungen und lieblichen Auen war.

Damals aber war dieses Land von kanaanitischen Stämmen bewohnt, die zum Theil in vielen festen Städten wohnten und eine durch Handelsverkehr mit Phönizien, Arabien und Aegypten bereits gehobene Cultur besaßen, die jedoch von vielerlei, aus einem höchst verderbten Planetengötterdienst herrührenden Lastern entstellt war. Während Abraham unter den heidnischen Einwohnern dieses Landes sein Nomadenleben fortsetzte, durch welches er von ihrem nähern Umgang geschieden bleiben konnte, verkündete er ihnen dabei „den Namen des HErrn." Denn sie sollten keine Entschuldigung haben, wenn ihnen einst, nach Ablauf einer mehr als 400jährigen Frist Jehovah das Land nehmen und es Abraham's Nachkommen, die unterdeß in fremdem Lande dienen sollten, geben würde.

Nachdem Abraham durch das Bundeszeichen der Beschneidung, das sein Geschlecht von allen andern absondern sollte, als das Werkzeug der Begründung des Reiches Gottes auf Erden bestätigt war, erhielt er durch Sarah den Sohn der Verheißung **Isaak**, bei dessen Geburt sich's offenbarte, daß „fleischliche Ansprüche vor Gott nichts gelten und nur seine freie Gnade dem Menschen alles verleihe." Daher Abraham ihn nur als Gottes Eigenthum ansehen sollte und veranlaßt wurde, durch die selbstverläugnende Hingabe des einzigen Sohnes ein Vorbild der großen „Liebesthat Gottes" selbst abzugeben, durch welche die einstige Erlösung der Menschheit wirklich sollte vollbracht werden.

2. Isaak. Jakob und seine Söhne. Joseph's Erhöhung. Das Haus Jakob in Aegypten.

Nachdem Abraham nach einem, an Beweisen großer Glaubenstreue reichen Leben in seinem 175. Jahre gestorben war, trat sein Sohn Isaak in dasselbe Bundesverhältniß zu Jehovah und machte bei der Geburt seiner beiden Zwillingssöhne Esau und Jakob die gleiche Erfahrung von der „unbedingten, freien Verfügung Gottes über seine Gnadengaben," indem nicht der ältere, sondern der jüngere den Segen der geistlichen Erstgeburt bekommt.

Durch mannichfaltige Demüthigungen, Läuterungen und Prüfungen von Gott zubereitet, erhält **Jakob** bei einem heißen Ueberwindungskampfe den neuen Namen **Israel** (Fürst Gottes) und wird als der Träger und Bewahrer der göttlichen Heilsverheißungen beglaubigt. Er erhielt zwölf Söhne, deren Namen folgende sind: Ruben, Simon, Levi, Juda, Isaschar, Sebulon, Dan, Naphthali, Gad, Asser, Joseph und Benjamin.

Unter diesen Söhnen wurde **Joseph**, als der frömmste und für die Offenbarungen Gottes offenste unter ihnen, durch ein von der Sünde seiner Brüder herbeigeführtes Ereigniß bestimmt, das Heil aus dem engern Kreise der Familie in den weitern eines Volkes überzuleiten und zwar eines Volkes, dem der HErr, ebenfalls nicht aus Verdienst, sondern aus Gnaden das Amt eines Völkermissionärs aufzutragen für gut fand.

Denn durch Joseph, der in seinem von der tiefsten Erniedrigung zur höchsten Erhöhung fortgehenden Leben ein Vorbild auf Den seyn sollte, welchen schon Abraham im Glauben gesehen hatte, wurde das Haus Jakobs, der Verkündigung des HErrn gemäß, aus dem Lande der Verheißung hinweg nach Aegypten geführt, zunächst um dort eine Zuflucht vor Hungersnoth zu finden, weitergehend aber um in der Fremde zu einem Volk und als solches durch mancherlei Geschicke zu seiner künftigen Bestimmung vorbereitet zu werden.

Es war zur Zeit der sogenannten Hyksosherrschaft (II. 4, 2.) da Joseph mit einer ismaelitischen oder, was gleichviel ist, midianitischen Carawane, an welche ihn seine Brüder verkauft hatten, nach Aegypten, dem gebildetsten Lande der damaligen Welt, kam. Denn in der Berührung mit diesem Volke sollte das israelitische Volk an allen Vortheilen der damaligen Bildung Theil nehmen und doch in der schärfsten Scheidung von jenem seine Eigenthümlichkeit bewahren.

Der gewöhnlichen Annahme nach regierte damals Pharao Osirtasen II. Die Hungersnoth, welche Joseph vermöge der ihm verliehenen prophetischen Gabe dem Pharao voraussagte, entstand durch das Ausbleiben der

tropischen Regen (in den abessynischen Alpen und im äthiopischen Binnenland) und der von ihnen abhängenden Nilüberschwemmung, die, wenn sie auch nur in geringem Grade unvollständig ist, das ganze Land in die größte Noth versetzt. Man hat Beispiele von Hungersnöthen in Aegypten, die entsetzliche Gräuel mit sich führten (so daß z. B. Aeltern ihre Kinder aßen.) Zugleich erstreckten sie sich mit auf Nebenländer Aegyptens, zuweilen bis tief in Syrien hinein.

Die Erhöhung Josephs zum Großwessir, welche ihm sein Rath, der von ihm geweissagten Hungersnoth durch Anlegung von Vorrathshäusern zu begegnen, zu Wege brachte, war nur dadurch möglich, daß Joseph vorher durch Annahme ägyptischer Tracht und ägyptischen Namens nationalisirt und durch seine Verheirathung mit der Tochter des Oberpriesters von On oder Heliopolis (wo damals das wichtigste Priestercollegium war) der vornehmsten Kaste einverleibt wurde.

Die eintretende Hungersnoth war in der Hand Gottes das Mittel, auch die ganze Familie der Erzväter, die damals nur aus 70 Seelen bestund, nach Aegypten zu bringen. In Kanaan hätte diese Familie nicht Raum gehabt zu einem Volke zu erwachsen, und hätte sich in der Folge leicht unter die abgöttischen Einwohner verloren; in Aegypten dagegen, wo ihr durch Josephs Vermittlung das beträchtliche Land Gosen zugewiesen wurde, bekam sie vollen Raum zur Ausbreitung, und durch den religiösen Abscheu des Aegypters vor dem Hirtenleben ward es vor einer allzugenauen Vermischung mit diesen, wenn auch noch so gebildeten, doch von einer lebendigen Gottesoffenbarung entfernten Anbetern der Natur und ihrer Kräfte bewahrt.

Gosen lag im nordöstlichen Theile Aegyptens und bestand aus theils fettem Weideland, theils aus fruchtbarem Ackerbauland: jenes erstreckte sich bis zur Landenge Suez oder der Gränze der arabischen Wüste; dieses fand sich besonders am pelusischen nnd tanitischen Nilarm und enthielt die Hauptstadt Raemses, von der auch Gosen oft „das Land Raemses" genannt wurde; ihr späterer Name ist Heroonpolis, und nach dem Zeugnisse der französischen Expedition lag sie zwischen dem pelusischen Arm des Nils und den bittern Seen, und zwar im Nordwest dieser Seen, an einem Orte, der jetzt von den Arabern Abu-Keischeib genannt wird.

3. Joseph's Staatsverwaltung in Aegypten. Jakob's und Joseph's Tod.

Nach dem Einzug des Hauses Israel in Aegypten begann Joseph die durchgreifenden Staatseinrichtungen, durch welche das Land Aegypten jene geregelte Ordnung erhielt, welche von der folgenden ägyptischen Sage dem Sesostris (II. 4, 2.) zugeschrieben wurde und die Bewunderung noch weit späterer Zeiten erregte.

Joseph verschaffte nämlich dem Phararo durch Kauf von dessen Unterthanen das Eigenthumsrecht an ihren Ländereien, das die Könige, weil Aegypten kein erobertes Land war, von Anfang an nicht gehabt hatten. Nur den Priestern ließ er die ihnen gehörigen Tempelländereien, außer welchen sie vom Könige auch noch einen Unterhalt bekamen. Hierauf wurde das Land an die frühern Eigenthümer erbpachtweise ausgetheilt und ihnen dafür der fünfte Theil des (übrigens ungemein reichlichen) Ertrags als Erbzins auferlegt. Nur der Kriegerkaste wurde dieser Pachtzins erlassen, indem das Pachtgut als Sold betrachtet wurde, dabei aber Krongut blieb. Erst in späterer Zeit verwandelte sich dieses Pachtverhältniß wieder in ein „jedoch beschränktes, Eigenthumsrecht." Diese Verfassungsänderung wurde von dem Volke darum mehr als eine Wohlthat, denn als ein Nachtheil empfunden, weil durch die Stärkung der Königsmacht die Priestergewalt beschränkt wurde und doch jene zugleich nur in einer Art von hausväterlichem Schutzregiment bestehen sollte.

Nachdem Jakob noch siebzehn Jahre lang sich der Liebe seines Sohnes Joseph hatte erfreuen dürfen, nahm er dessen Söhne Ephraim und Manasse in die Zahl seiner Erben auf, und vertheilte bei seinem Sterben durch den Geist der Weissagung das verheißene Land im Voraus unter seine Söhne, indem er jedem Stamme sein Geschick im Grundzuge verkündete und insbesondere dem Juda mit dem Erstgeburtsrechte die künftige Königswürde und den Vorzug zusprach, daß aus seinem Stamm einst der Erlöser kommen werde. Ein und siebenzig Jahre darauf schließt mit dem Tode Josephs (der durch

den Befehl, seinen Leichnam einst nach Kanaan mitzunehmen, zugleich die Erinnerung seiner Stammgenossen an das den Vätern verheißene Erbe rege erhalten wollte) die Geschichte Israels als Familiengeschichte, in welcher uns die Erzväter als „zwar von der Sünde angefochtene und öfters unterliegende, aber auch als gegen sie kämpfende und siegende, dabei unter Kampf und Sieg in der Heiligung zunehmende Menschen" erscheinen und somit unser innigstes Mitgefühl in Anspruch nehmen.

---

2. Kapitel.

Die Ausbildung Israel's zu einem Volk.

1. Israel's Vermehrung und Bedrückung in Aegypten.

In Gosen erwuchsen nun Jakobs Nachkommen während der vier folgenden Jahrhunderte zu einem großen Volke von fast dritthalb Millionen Seelen heran. Ein Theil von ihnen setzte in den östlichen Weideländern allerdings das patriarchalische Hirtenleben fort; ein Theil aber trieb in den fruchtbaren Landstrecken zwischen dem pelusischen und tanitischen Nilarm Acker- und Gartenbau ganz in der von den Aegyptern erlernten Weise, wie denn aus allen Andeutungen hervorgeht, daß sich die Israeliten allmählig die weltlichen Vortheile der ägyptischen Bildung und Gesittung ganz aneigneten und durch Handel und Wandel mit und unter ihnen zu einem bedeutenden Grad von Wohlstand gelangten.

Denn schon zur Zeit des Pharao Osirtasen, jenes Zeitgenossen Josephs, waren alle jene Erfindungen und Künste, Gewohnheiten und Lebensgenüsse in Aegypten vorhanden, die man 1500 Jahre später noch, jedoch mit fremden Elementen vermischt, dort vorfand. Daher findet sich schon in jener frühen Zeit auch unter den Israeliten die Kunst, in Gold und Silber zu arbeiten, Edelsteine zu schneiden, Leder und feines Gewebe zu bereiten, die Buchstabenschrift zu handhaben rc.

Von ihren Stammeshäuptern regiert, lebten sie übrigens ohne ein Volksheiligthum und ohne öffentliche Gottesverehrung und

hielten sich bloß an die den Vätern gegebene Verheißung und an die auf dieselbe gegründete Hoffnung des einstigen Besitzes von Kanaan.

Da sie jedoch bei ihrer großen Vermehrung allmählig auch in den ägyptischen Städten sich ansäßig machten, ja zum Theil auch in der Aegypter Häuser wohnten und von ihnen zu manchen Geschäften sich brauchen ließen, so nahmen sie bei aller sonstigen Geschiedenheit von ihnen dennoch sehr viel von der ägyptischen Denk- und Lebensweise an, wurden weichlich und genußsüchtig, ja nahmen sogar mehr oder weniger Theil an deren Götzendienst und verfielen so in eine geistige Knechtschaft, die bald auch durch die leibliche gestraft wurde.

Denn als durch das Aufkommen einer neuen ägyptischen Dynastie die Wohlthaten längst vergessen waren, welche Joseph den Aegyptern erwiesen hatte, fingen die neuen Herrscher an, das sich täglich mehrende Volk der Israeliten (zumal sie ein Gränzland inne hatten, wo es sich leicht zu Aegyptens gefährlichsten Feinden, den Wüstenvölkern, hätte schlagen können,) durch schwere Dienste theils beim Bauen von festen Städten, Tempeln, Palästen, Kanälen, theils beim Bewässern der Felder (in der Zeit nach der jedesmaligen Aussaat) zu drücken, und als es sich auch unter dem Druck noch ausbreitete, sogar durch Tödtung der männlichen Kinder seiner Vermehrung ein Ziel zu setzen. So mußte es vollends ein knechtisch gesinntes, zur Widerspenstigkeit geneigtes Volk werden, das gerade zur Ausführung der göttlichen Heilsgedanken am untauglichsten und unwürdigsten erschien.

Einer der Erforscher ägyptischer Denkmale (Rosellini, gest. 1844) fand in Theben unter Andern ein Grabgemälde, worauf dargestellt ist, wie Nichtägypter von Zuchtmeistern (Frohnvögten) bei der Ziegelarbeit beaufsichtigt werden. Diese Arbeiter haben unverkennbar jüdisches Gepräge in Gesicht und Haltung; wenn auch bei den meisten die Bärte fehlen, so rührt das daher, daß fremde Knechte die Gewohnheiten der Aegypter (z. B. auch die, daß sie sich schoren) annehmen mußten. — Auf diesen ägyptischen Wandgemälden kommen auch Abbildungen vor, wo Arbeiter, platt auf den Boden gelegt, durch die Stockschläge der Frohnvögte zur Arbeit angetrieben werden.

2. Mose's Berufung.

Aber der HErr gedachte daran, was er ihren Vätern geschworen hatte, und um des Segens willen, der von Israel auf alle Geschlechter der Erde kommen sollte, beschloß er sie durch seine starke Wunderhand aus der Knechtschaft Aegyptens heraus und in das ihnen verheißene Land zu bringen. Zur Ausführung dieses göttlichen Rathschlusses ward gegen das Jahr 1500 **Moses** ausersehen, der als Kind durch seine glaubensstarke Mutter vor dem ihm bestimmten Tode bewahrt, durch Gottes vorsehende Fügung am königlichen Hofe erzogen und in aller Weisheit der Aegypter gelehrt, in seinem 40. Jahre sich das Unglück seines Volkes zu Herzen nahm und, zuerst aus eigenem Feuer dessen Befreiung von dem ungerechten Drucke beabsichtigend, im Zorn an einem Aegypter einen unvorsätzlichen Todtschlag beging, der ihn zur Flucht in die Wüste Midian veranlaßte.

Die Scene von der Findung Mosis am Nil durch die Tochter Pharao's findet in den aufgefundenen alten Wandgemälden darin ihre Bestätigung, daß auch dort vornehme Frauen mit ihren Dienerinnen am Nil sich waschend dargestellt sind; denn die Aegypterinnen waren bei weitem nicht so eingeschränkt, wie die Frauen im übrigen Orient. — Daß Mose in alle Weisheit der Aegypter eingeweiht wurde, mußte ihm in der Folge zu seinem Führeramte nützlich seyn, hinderte ihn aber nicht, sich nachher nur desto mehr von der innersten Gemeinschaft mit dem heidnischen Wesen derselben geschieden zu fühlen.

In Midian wurde Moses erst nach abermal 40 Jahren, nachdem er durch Brechung alles Eigenwillens und alles Vertrauens auf eigene Kraft, sowie durch stille Gewöhnung an ein geduldig ausharrendes Aufmerken auf den Willen Gottes zu einem tauglichen Werkzeug desselben geworden war, von dem erscheinenden Gott, der sich ihm als der treue Bundesgott seiner Väter ankündigte und sich selber Jehovah benannte, zum Retter und Führer seines Volkes berufen und sein Bruder Aaron als „Mund" oder Dolmetscher ihm zur Seite gestellt.

Freudig nimmt ihn sein Volk, dem er sich als Gottes Gesandten beglaubigte, auf; aber die Weigerung Pharao's, es ziehen zu lassen, muß erst eine Reihe von Prüfungen für die im Glauben erst zu stärkenden Israeliten, so wie von bittern Demüthigungen für die übermüthigen Aegypter und ihren König bringen, worin Jehovah, „deß die ganze Erde ist," beweis't, daß er auch mitten im Aegyptenlande der Herr sey, an dessen Stelle mit Unrecht die eingebildeten Götter Aegyptens gesetzt worden.

Allerdings hatten die Thaten Gottes bei den sogenanntan ägyptischen Plagen, mit Ausnahme der zehnten, „in der natürlichen Beschaffenheit Aegyptens ihre Grundlage und stunden in naher Beziehung zu den dort gewöhnlichen Naturerscheinungen": das Wunderhafte daran aber bleibt dennoch, und besteht darin, daß diese Strafgerichte auf Mosis Wort eintraten und aufhörten, und die Geschiedenheit zwischen Aegypten und Israel deutlich ins Licht trat.

Vor der letzten Heimsuchung der Aegypter und ihres verstockter Königs, — die, weil dieser dem HErrn den „erstgebornen Sohn," nämlich sein Volk Israel, vorenthielt, in dem S t e r b e n d e r ä g y p t i s c h e n E r s t g e b u r t bestehen sollte, — empfängt Israel in der E i n s e t z u n g d e s P a s s a h - O p f e r s, und in dem Befehl, fortan seine Erstgeburt dem HErrn zu weihen d. i. zum Dienst des HErrn hinzugeben, nicht nur das P f a n d s e i n e r V e r s c h o n u n g und d a s S i e g e l s e i n e r E r w ä h l u n g, sondern auch das geistliche V o r b i l d a u f d a s k ü n f t i g e, i n E w i g k e i t g ü l t i g e O p f e r, das der erlösende Gott selbst einst f ü r s e i n V o l k darbringen wollte, welches durch seine Sünden dem strengen Rechte nach gleichfalls solche Strafe verdient hätte, aber durch seine verschonende Gnade derselben überhoben ward.

3. Der Auszug aus Aegypten.

Schwer betroffen von der entsetzlichsten Strafe des Verlusts seines Erstgebornen und Thronfolgers, gestattete Pharao den Israeliten das Land zu verlassen, und so zogen sie mit ihrer Habe und mit dem kostbaren Gute aus, das ihnen die Aegypter auf ihre

Forderung gerne mit gaben, theils weil Manche derselben schon vorher den Gott Israels hatten ehren, jedenfalls alle ihn fürchten lernen und daher froh waren, ein Volk los zu werden, um dessentwillen sie waren so hart heimgesucht worden.

Von Raemses, dem Hauptausgangspuncte aus, ging der Zug unter Mosis Führung zuerst südwestlich auf Heliopolis zu. „Alle auf diesem Striche wohnenden reisefertig harrenden Israeliten schlossen sich an, ein Jeder, wenn der von Nordosten herwogende Zug seinem Wohnorte nahe kam. Zuletzt ergoß sich das gesammte Volk (nach Josephus) über die Stätte, wo später das ägyptische Babylon stand, nach Bezatin," wo eine sandige Ebene ist, von der aus der Zug sich ostwärts in das nachher sogenannte „Thal der Verirrung" wandte, das in 26 Stunden nach dem rothen Meere führt. Neun Stunden von Bezatin war Suchoth ihr erstes und 8 Stunden weiter Etham ihr zweites Nachtlager. Bei Etham ist die Wasserscheide zwischen dem Nil und dem Meerbusen von Suez. Statt von hier aus nun auf der noch heute üblichen Carawanenstraße nach Suez zu gehen „und von da den gewöhnlichen Weg um das Nord-Ende des Meerbusens nach dem Sinai zu nehmen," wendeten sie sich auf göttlichen Befehl südlich, am arabischen Meerbusen herunter gen Pi-Hagiroth in der Meeres-Ebene Bede, von wo aus nur ein sehr schmaler Gebirgspaß nach Suez führt, der leicht gesperrt werden kann. Hier nun hatten die waffenlosen Israeliten vor sich im Osten das Meer, rechts und links Gebirg und hinter sich das heranrückende Heer der Aegypter *).

Schon hatte es Pharao (der in Tanis residirte) gereut, sie ziehen gelassen zu haben, und als er von jener ihrer plötzlichen Wendung nach dem Süden erfuhr, glaubte er, sie hätten sich verirrt und er könne sie nun in seine Hand bekommen, und jagte ihnen mit einem Heere und den Wagenstreitern seiner Leibwache nach. Sie waren verloren, wenn ihnen nicht Gott in wunder-

*) s. K. v. Raumer's Zug d. Isr. d. d. Wüste.

mächtiger Weise den Durchgang durch's rothe Meer möglich gemacht und durch Pharao's Untergang sich als den Herrn aller Herren erwiesen hätte.

Dem vorhin angegebenen letzten Lagerplatze der Israeliten bei Pi-Hagiroth gegenüber ist das Meer von Westen nach Osten etwa drei deutsche Meilen breit. In demselben machte der die ganze Nacht hindurch wehende scharfe Ostwind eine breite Straße, so daß das Meer, vom fortwährenden Winde aufgehalten, „auf beiden Seiten stand.“ Auf diese Weise konnte das geängstete eilende Volk gar wohl hier in Einer Nacht, also in 10—12 Stunden, den Durchzug durch das 6 Stunden breite Meer bewerkstelligen und gegen Morgen, als Pharao ankam, schon das jenseitige Ufer erreicht haben.

Von da an hätten die Israeliten auf dem geraden Wege nach der Gränze Kanaan's, da wo die Philister (ein in der Vorzeit von Kreta dort eingewanderter Volksstamm) wohnten, nur drei Tagereisen gehabt; aber theils weil sie zur Bekämpfung so kräftiger Feinde noch zu schwächlich waren, theils weil sie erst eine Religions- und Volksverfassung bekommen sollten, mußten sie südlich nach dem Gebirge ziehen, das in dem zwischen den Ufern der beiden Meeresarme liegenden Theile des peträischen Arabiens liegt, um sich da erst von den Banden des ihnen anklebenden Heidenthums und seines Sündendienstes losmachen zu lassen.

Der **Sinai**, oder auch das Gebirg Horeb genannt, hat unter seinen vielen schwärzlichen, öden Gipfeln drei besonders hohe und berühmte, von denen der vordere nördliche, jetzt Horeb genannte, nach neueren Untersuchungen für den Berg der Gesetzgebung gehalten werden muß, weil nur vor ihm eine schöne weite, von erhabenen dunkeln Bergen umschlossene Ebene sich ausbreitet, wo ohne Zweifel das Volk gelagert war. Das südliche Ende des Gebirges heißt zwar heute zu Tag der Berg des Mose (Dschebbel Musa), aber von ihm aus ist kein Theil der Ebene zu sehen. Der südwestlich davon liegende Gipfel, der St. Katharinenberg, ist der höchste und mißt 8000 Fuß.

3. Kapitel.

Ausbildung Israel's zu einer Kirche durch die mosaische Gesetzgebung.

1. Das h. Sittengesetz. Das bürgerliche und peinliche Recht.

Hier am Sinai (oder dem heutigen Horeb) schließt Jehovah durch Mose einen feierlichen Bund mit dem Volke seiner Wahl, erbietet sich ihm als König und Herr, und verspricht, es sich zu einem heiligen Volk und priesterlichen Königreich zu machen, wenn sie sein Eigenthum seyn wollten. Darauf offenbart er ihnen unter eindrucksvollen Umständen seinen heiligen Willen in dem Sittengesetz der zehn Gebote, als dem Kern der ganzen Verfassung, zu dem die übrigen noch folgenden Ritual- und Civilgesetze nur als nähere Entfaltung sich verhielten.

Denn die Ritual- und Cermonialgesetze, sowie die bürgerlichen Gesetze, die man von den Sittengesetzen zu unterscheiden pflegt, sind (wie einer unserer tieferen Schriftforscher nachgewiesen hat) im Grunde genommen „theils Versinnbildlichungen (Symbolik), theils practische Anwendungen der in den zehn Worten" enthaltenen Verhältnisse des Menschen zu Gott und zu seinem Nächsten, und waren bestimmt 1. dem Volke in jeder Lebenslage, in jeder „Bewegung der Natur und des menschlichen Verkehrs" seine Abhängigkeit von dem lebendigen Gott fühlen zu lassen, 2. es von allem heidnischen Wesen und Einfluß auf das gründlichste zu scheiden und abzusondern, und 3. es „durch das Unbefriedigende alles sinnlichen Dienstes, durch die schwere Last aller dieser bildenden und erziehenden Satzungen auf die Zeit der Erfüllung hinzuweisen", für deren reingeistige Einwirkung es in seinem jetzigen Zustande durchaus noch nicht empfänglich war.

Das **Sittengesetz**, das die Bestimmung hat, zur Erkenntniß der Sünde zu führen, ist nicht nur wider alle Thatsünde gegen Gott und den Nächsten, sondern auch gegen den

Quell aller Sünde, die böse Lust selbst, gerichtet. Indem also dadurch keines der Gebote nur äußerlich, sondern vielmehr ganz innerlich und geistig aufgefaßt seyn will, bezieht sich zugleich ein jedes unmittelbar auf Gott, oder ist aus dem Verhältniß zu ihm hergeleitet.

Mit dem Sittengesetz selbst stehen zunächst die bürgerlichen Gesetze im innigsten Zusammenhange und leiten sich im Wesentlichen daraus her. Sowohl das Personen- und Sachenrecht, als auch das peinliche Recht fließet aus dem obersten Artikel der Grundverfassung, daß Jehovah, der Schöpfer, Erhalter und Regierer der Welt, ganz besonders der oberste König und Herr dieses seines Volkes und Landes ist.

Daher sind im **Personenrecht** alle Bundesglieder gleich vor Gott und es läßt bei gebornen Israeliten keine eigentliche Sclaverei und selbst keinen tiefgehenden Standesunterschied zu. In erster Beziehung fehlen dem israelischen Knechte die zwei Hauptmerkmale der im Heidenthum völkerrechtlichen Sclaverei: daß nämlich dem heidnischen Herrn die Gewalt über Leben und Tod seines Sclaven, sowie das Eigenthumsrecht an dem, was der Sclave erwarb, zustand. Der Stand der Knechtschaft, der bei den Israeliten entweder auf Kauf oder freiwilliger Untergebung beruhte, war dadurch gemildert, daß Leib und Leben des Knechts unter dem Schutze der Gesetze stand; daß er mit seinem Erwerb sich loskaufen konnte, daß er im siebenten oder Sabbathjahre freigegeben werden mußte, wenn er nicht freiwillig in der Knechtschaft bleiben wollte, ja daß der freiwillig gebliebene im Hall- oder Jubeljahre, das alle 50 Jahre eintrat, wieder in den freien Stand übertreten mußte; daß er wöchentlich einen vollen Ruhetag hatte und überhaupt sich einer durch die Gesetze gebotenen menschlichen Behandlung, ja bei seiner Freilassung gesetzlich einer Unterstützung zu erfreuen hatte, um sich häuslich einrichten zu können. — Nicht-israelitische Knechte, die entweder durch Gefangenschaft oder Kauf oder Geburt erworben wurden, konnten zwar niemals gesetzlichen Anspruch auf Freiheit machen (wenn sie ihnen nicht geschenkt wurde), standen jedoch in Bezug

auf Leben und menschliche Behandlung unter dem Schutze der Gesetze.

In Bezug auf sonstigen Standesunterschied hatte Israel wohl einen durch Geburt geschlossenen Priesterstand, aber dieser durfte kein Landeigenthum besitzen. Doch war durch das Gesetz für eine künftige Königswürde bereits vorgesehen.

Im **Sachenrecht** erscheinen alle Israeliten nur als Verwalter und Haushalter Jehovah's, der allein Obereigenthümer des Landes ist. Daher jeder Israelite sein Grundstück nicht veräußern, sondern nur die Nutznießung auf eine gewisse Zeit verkaufen konnte, indem im Jubeljahre, also in jedem 50sten Jahre alles Grundeigenthum wieder an seinen ursprünglichen Eigner, dem es der HErr bei der ersten Landesaustheilung gegeben, zurückfallen mußte, wodurch verhindert wurde, daß keine große Ungleichheit des Besitzes, die meist zur Unterdrückung des ärmeren Theils führt, entstehen konnte. Aus demselben Grunde war unter den Israeliten die Zinsforderung verboten, und im Jubeljahr trat völliger Erlaß aller Schuldforderungen ein, wie denn auch in jedem Sabbathjahr das Feld nicht bestellt, sondern der freiwillige Ertrag desselben den Armen überlassen bleiben sollte.

Im **Criminalrecht** (peinlichen Recht galt der Grundsatz der Wiedervergeltung, die aber nur von der Obrigkeit, als der Stellvertreterin Gottes, ausgehen sollte, und wobei natürlich der Beschädigte die buchstäbliche Genugthuung erlassen oder Schadensersatz dafür annehmen durfte. Nur die Blutrache, als ein im Orient tief eingewurzeltes Uebel, sollte vorerst bloß enge beschränkt werden. — Das höchste Verbrechen war die Abgötterei, die als Majestätsverbrechen und tiefste Verletzung der theokratischen Verfassung angesehen und daher mit dem Tode bestraft wurde. — Todesstrafe war auch auf Lästerung der Stellvertreter Gottes, nämlich der Aeltesten, Richter und Aeltern, ferner auf den Raub eines Israeliten, auf Ehebruch, — endlich auf Mord (absichtlichen Todtschlag), als einer Ver-

letzung des Ebenbildes Gottes im Menschen, gesetzt. Für die von der Blutrache verfolgten Mörder waren sechs levitische Freistädte bestimmt, wo sie so lange Schutz fanden, bis sie der absichtlichen Tödtung überwiesen wurden, worauf sie erst zur Strafe ausgeliefert werden durften. — Die Strafe wegen verletzten Eigenthums bestanden in ein- oder mehrfachem Schadensersatz. — Alle übrigen bürgerlichen Gesetze beziehen sich auf rein unparteiische Nächstenliebe.

2. Das Ritualgesetz. Die Stiftshütte. Der Priesterstand.

Die **Ritualgesetze**, als eine verkörpernde Darstellung des in den vier ersten Geboten ausgedrückten Verhältnisses zwischen Gott und seinem Volke, das dadurch seiner Abhängigkeit von ihm bei allen Schritten und zu allen Zeiten sich bewußt werden und bewußt bleiben sollte, bezogen sich theils auf das Heiligthum, theils auf die Opfer, theils auf die Priester.

Vor allem galt es, durch Aufstellung eines (einzigen) Volksheiligthums die Israeliten von dem knechtischen Dienst roher Naturkräfte, an den sie sich in Aegypten gewöhnt hatten, abzuziehen und sie durch alle darin und daran vorkommenden Sinnbilder und heiligen Handlungen für die Zeit heranzubilden, wo anstatt der Hütte oder des Tempels die Gemeinde Gottes selbst „ein heiliger Tempel im HErrn seyen und zu einer Behausung Gottes im Geist" erbaut werden sollte, wenn sie anders sich in ausharrendem Gehorsam seiner erziehenden Leitung hingeben würde.

Die **Stiftshütte**, die nur von den Priestern, nicht von dem Volke betreten werden durfte, der Offenbarungsort Jehovahs (auch Haus des HErrn), bestund aus zwei Abtheilungen: 1) dem Allerheiligsten oder der eigentlichen Wohnung Gottes, wo die Bundeslade (zur Aufbewahrung der Gesetztafeln) mit dem auf ihr ruhenden Sühndeckel oder Gnadenstuhl, dem eigentlichen Erscheinungs- oder Thronplatze der Herrlichkeit des HErrn, stand; und 2) aus dem Heiligen, das von jenem durch

den Vorgang geschieden war und worin der siebenarmige Leuchter, als Sinnbild des durch Gottes Geist in der Gemeinde entzündeten Lichts und heiligen Lebens; der Räucheraltar mit dem täglich angeordneten und im Wohlduft aufsteigenden Räucherwerk des Gebets; — endlich der Tisch der (ungesäuerten) Schaubrode und der neben denselben stehenden Schalen mit Wein, dem Sinnbild ununterbrochener Darbringung gottgefälliger Tugenden befindlich war.

Der vor diesem Heiligthum liegende, nur für die dienstthuenden Leviten zugängliche Vorhof enthielt 1) den viereckigen Brandaltar, auf dem durch das Opfern eines Thieres „sinnbildlich alle Sünde erst ertödtet werden mußte, ehe im Heiligthum die irdische Gemeine mit der himmlischen zu einem heiligen Dienste sich vereinigen konnte;" 2) das eherne Becken zur Reinigung des Opfers und der damit beschäftigten Priester.

Das Bedürfniß des abgefallenen Menschen, sich Gott wieder zu nähern, das bei allen heidnischen Culturvölkern des Alterthums nur durch Vermittlung eines Priesterstandes befriedigt werden konnte, sollte auch bei dem israelitischen Volke an eine solche Vermittlung geknüpft seyn, jedoch mit dem Unterschiede, daß der heidnische Priester des Orients den Menschen, der die Gesetze, welche sich auf die natürliche, nach den starren Gestirnverhältnissen unabänderlich geregelte Ordnung des Lebens beziehen, übertreten hat, wieder mit der verletzten Ordnung des Ganzen zu versöhnen bemüht ist, während der von Jehovah verordnete israelitische Priester die vom Menschen verlassene Gemeinschaft mit dem lebendigen, zwar gerechten, aber auch barmherzigen Gott zu vermitteln hatte, indem jene Gemeinschaft, so wie sie nur durch die Sünde gestört wird, so auch durch Sündenreinigung und durch die dadurch ermöglichte Heiligung wieder hergestellt werden sollte.

Nicht Bewahrer einer geheimen, bloß im Priesterstand fortgepflanzten Weisheit und Kunst, sondern Ausleger und Vollstrecker der auch dem Geringsten im Volk zugänglichen Lehren und Gebote Gottes, sollten Israels Priester seyn; und ihre äußerliche Scheidung von dem übrigen Theile des Volks nur auf so lange bestehen, als die Zeit der Vorbereitung dauerte, und die ganze von Gott als heiliges Priestervolk

bezeichnete Gemeinde durch die von Gott beabsichtigte Erlösung und damit verbundene volle Ausgießung seines Geistes zur Freiheit der Kinder Gottes hinangewachsen seyn würde. Der israelitische Priesterstamm Levi, den sich Jehovah anstatt der Erstgeburt die jeder Israelite dem Gott Israels schuldete, aussonderte, sollte nicht den andern Stämmen übergeordnet seyn, und das äußere Vorrecht, das ihm für die Entziehung seines verwirkten Erbtheils eingeräumt wurde, ihn „eben so sehr demüthigen, als erheben."

3. Die Opfer. Die Reinigungsgesetze. Die heil. Festzeiten.

Während sämmtliche Leviten mit Ausnahme der Nachkommen Aaron's, nur die niedern Dienste am Heiligthum zu verrichten hatten, sollten aus Aaron's Geschlechte die Priester genommen werden und Einer unter ihnen durch Salbung der **Hohepriester** seyn, dessen Amt es war, jährlich Einmal, am großen Versöhnungsfeste, als Mittler die allgemeine Sühne des Volkes mit Gott dadurch zu vollziehen, daß er, nachdem er durch ein Sühnopfer zuerst sich gereinigt hatte, für des Volkes Sünden opferte und dann mit dem Blute des Sündopfers durch den Vorhang in das Allerheiligste ging, um den Gnadenstuhl damit zu besprengen, zum Zeichen, daß die stellvertretende Hingabe des Opfers von dem HErrn als „rechtfertigend" angenommen werde —: alles zum Vorbild auf die Zeit, da der wahre göttliche Mittler und Versöhner, als ewiger Hohepriester und ewiggültiges Opfer zugleich, eine ewige Erlösung stiften und „das wechselndvergängliche Priesterthum sündiger Menschen aufgehen sollte in das ewige Priesterthum" des mit dem dreifachen Amte eines Hohenpriesters, Propheten und Königs durch den Geist ohne Maaß von Gott gesalbten und gesendeten Erlösers.

Die **Opfer** überhaupt zerfielen rücksichtlich ihrer Bedeutung 1. in Brandopfer für Uebertretungen sittlicher und ritualer Gebote, worin des Sünders ganzes Verhältniß zum HErrn

hergestellt und die völlige Hingabe des sündigen Menschen versinnbildlicht wurde; 2. in Sündopfer, durch welche einzelne Sünden verschuldeter Schwachheit und Unwissenheit gesühnt wurden, und 3. in Schuldopfer, durch welche zunächst für unwissende und unverschuldete Verletzungen der ewigen Ordnung Gottes gleichsam eine Erstattung geleistet, doch auch öfters zugleich eine wirkliche, mit der unbewußten Verschuldung verbundene Sünde gesühnt, dabei jedoch der Begriff der Schuld (debitum) vor dem Begriff der Sünde hervorgehoben wurde.

Jedes dieser Opfer, das der Einzelne brachte, hatte die vorbildliche Versöhnung des bußfertigen Sünders durch den stellvertretenden Tod eines unschuldigen Sündopfers zum Zweck, so daß der levitische Opferdienst mit Recht ein verdecktes, „in Bilderschrift geschriebenes Evangelium" genannt werden kann, das seiner Zeit in's unverdeckte Licht treten sollte durch die Erscheinung des urbildlichen Versöhners, dessen Geist alsdann jeden wahren Genossen des Gottesreiches befähigen würde, im Glauben an seinen auch für ihn gestorbenen Heiland das Opfer eines geheiligten Lebens täglich und unabläſſig darzubringen.

Die Speis- und Trankopfer schlossen sich unmittelbar an die Brand- (nicht an die Sünd-) opfer an und drückten darum nicht die Darbringung guter Werke, sondern nur den Willensentschluß zu einem heiligen Leben aus, zu welchem die im vorangegangenen Sühnopfer geschehene Hingabe verpflichtet. — Dank- oder Friedensopfer endlich brachte man für Wohlthaten, die Gott erwiesen hatte oder noch erweisen sollte, und so wie ihnen ein Sühnopfer vorausgehen mußte, so mußte ihnen eine Opfermahlzeit nachfolgen, zum Zeichen der hergestellten Friedensgemeinschaft mit Gott, deren sich der versöhnte Mensch nun als Tischgenosse Gottes zu freuen habe.

An die Opferfeste schloßen sich die Reinigungsgesetze, denen die Beziehung auf bloß leibliche Zustände und Verhältnisse, ganz besonders auf den Anfang und das Ende, das Entstehen und Vergehen des irdischen Lebens zum Grunde liegt, welche, obwohl sie in der menschlichen Natur liegen, doch als im Zusammenhang mit der Sünde (im allgemeinsten Sinne) stehend

gedacht, folglich für befleckend, für verunreinigend gehalten wurden. In dieser Ansicht von der Verunreinigung des Menschen durch diese physischen Zustände lag symbolisch die erst im Neuen Bunde klarer hervortretende Lehre, nach welcher das von Gott ursprünglich gut geschaffene „Fleisch" durch die im Geiste (d. i. im Willen) entstandene, in und am Fleisch sich äußernde Sünde „zum Zunder sündlicher Begierde wird." Daher sollten die Reinigungsverordnungen den Menschen wieder in die durch geringste Befleckung gestörte Gemeinschaft mit Gott versetzen und so zugleich Erziehungsmittel seyn, um das Bewußtseyn der Schuld, den Abscheu vor der Sünde, das Bedürfniß der Entsühnung und überhaupt die Sehnsucht nach völliger Erlösung von allem Uebel stets wach und lebendig zu erhalten. Deswegen durfte der Israelite während der Zeit dieser Verunreinigung besonders nicht mit dem Heiligthum in Berührung kommen. Nicht also eine diätetische oder eine politische, sondern eine ethisch-religiöse Rücksicht lag bei sämmtlichen Reinigungsgesetzen zum Grunde.

Um das Bewußtseyn des Bundes mit Gott zu wecken und zu beleben, waren die heiligen Festzeiten angeordnet, die sich vorzüglich nach dem Laufe des Mondes bemaßen und bei deren Eintritt oder Dauer die Siebenzahl vorherrscht. Allen Fest- und Ruhetagen lag die Bedeutung der Rückkehr aus der Veränderlichkeit und Beweglichkeit des irdischen Daseyns in die unveränderliche selige Ruhe des göttlichen Lebens und Seyns zu Grunde. Diese Feste bestanden aus einem „jährlichen Festkreis und aus einem 50jährigen Sabathkreis." Der erste enthielt die allwöchentlichen Sabbathe, die Neumondsfeiern, von denen jedoch nur die siebente ein gebotener Ruhetag war, sodann die drei Hauptfeste, nämlich das Passahfest, mit welchem das Kirchenjahr anfing, das Pfingstfest, mit welchem das Frühärntefest und später das Gedächtnißfest der Gesetzgebung auf Sinai verbunden wurde, und das siebentägige fröhliche Laubhüttenfest, das an das Wanderleben in der Wüste erinnern und zugleich als Spätärntefest zur Freude und zum Dank stimmen sollte; endlich das ernsteste Fest des mosaischen Cultus, der Versöhnungstag, der

zugleich für das ganze Volk eine Fastenzeit war. Seine Bedeutung, so wie auch die Bedeutung des Sabbathjahrs und des Jubel= oder Halljahrs, welche beide in den 50jährigen Festkreis fielen, wurde oben bereits angegeben. — Wo eines oder das andere dieser Feste mit dem Eintritt eines Naturwechsels zusammentraf, lag ihm nicht eine heidnische Naturanbetung und damit verknüpftes sinnliches Freuden= oder Schmerzgefühl zu Grunde, sondern das Bestreben, die irdischen Gaben mit dankender Erinnerung an Gott, den Geber, zu heiligen.

4. Scharfer Unterschied zwischen dem israelitischen und heidnischen Cultus.

Die so in's Einzelne gehende mosaische Gesetzgebung beweis't, daß für ein Volk, das, wie das israelitische, so lange Zeit unter der, bis in die geringsten Verhältnisse ausgebildeten Gesetzgebung Aegyptens gelebt hatte, eine „einfache" Gesetzgebung gar nicht mehr an der Zeit und am Orte gewesen wäre. Die, jedoch nur ganz äußerliche, Aehnlichkeit mancher israelitischen Cultuseinrichtungen mit ägyptischen ist nach genauester Forschung zwar nicht zu läugnen; aber sie ist einerseits nur eine theilweise, anderseits war sie eine gewissermaßen nothwendige, also absichtliche.

Eine theilweise Aehnlichkeit findet sich z. B. in der innern Eintheilung (nicht Ausschmückung) des Tempels, in der weißen Farbe des Priestergewandes, dem Symbole der Reinheit; in dem hohenpriesterlichen Urim und Thummim (Schildlein des Lichts und Rechts oder der Offenbarung und Wahrheit); in dem Cherubim, die zwar leise an die Sphinxe erinnern, aber bei Mose solche Wesen bedeuten, welche „auf der höchsten Stufe des geschöpflichen Lebens stehend und das vollkommenste geschöpfliche Leben in sich vereinigend, die vollkommenste Offenbarung Gottes und des göttlichen Lebens sind"; ferner in einem Theile der, auf sittlich=religiösem (keineswegs auf diätetischem) Grunde ruhenden Speisegesetze, die jedoch bei den Aegyptern auf der Ansicht einer wesentlichen Unreinheit der Thiere beruhten, bei den Israeliten dagegen nur im Sinnbilde die Unreinheit bezeichnen, deren ja nur der Mensch fähig ist; ferner in den Reini=

gungsgesetzen, welche die Sittenreinheit symbolisiren und in welchen, bei aller äußerer Aehnlichkeit mit ägyptischen und andern heidnischen Reinigungen, ein desto größerer und entschiedenerer innerer Gegensatz obwaltete; und so noch in einigen andern Beziehungen.

Absichtlich zugleich war die äußere Aehnlichkeit in manchen dieser Cultusstücke darum, weil die noch auf so sinnlicher Stufe stehenden Israeliten nicht so plötzlich aus allem Zusammenhang mit den gewohnten äußern gottesdienstlichen Anschauungen herausgerissen werden konnten, ohne Gefahr zu laufen, daß sie Alles wegwarfen und dann noch schneller und tiefer, als sie es ohnedies oft thaten, in Abgötterei fielen.

Auch konnte diese nur auf der Oberfläche haftende Aehnlichkeit nicht schaden: „je ursprünglicher, selbstständiger und einzigartiger die mosaische Religion in Bezug auf den Geist war, desto weniger hatte sie es nöthig, mit schlauer Aengstlichkeit jede äußere Berührung mit der Religion anderer Völker zu vermeiden, desto freier konnte sie sich die vorhandenen passenden Formen aneignen, desto unbefangener die Vortheile benutzen, welche die Gewohnheit darbot.“

In allen seinen innern Beziehungen stund der Gottesdienst der Israeliten so streng und schneidend von allem Heidnischen geschieden da, daß der spätere röm. Geschichtschreiber Tacitus sagen konnte: „Moses gab ihnen neue und allen andern Sterblichen entgegengesetzte Gebräuche; unheilig ist bei ihnen alles, was bei uns (Römern) heilig ist, und wiederum erlaubt bei ihnen, was bei uns verboten ist.“

Diese um das göttliche Wort gestellte Schranke des Ritualgesetzes sollte übrigens nur für die Zeit der Unmündigkeit gelten und dann nicht sowohl fallen, als vielmehr aus dem Schattenhaften in das Wesenhafte übergehen, wenn die Zeit der Erfüllung und aufgedeckten „Klarheit im Angesichte des HErrn“ kommen würde.

Wie tief das sinnliche Israel noch im Heidnischen stack, als es jene theokratische Verfassung bekam, zeigt sein, gleich nach geschlossenem Bunde erfolgter Abfall zum ägyptischen Stierdienst, und wenn es sich auch unter dem Stierbilde nur seinen Jehovah zu denken sich vornahm, so war dies doch die erste Stufe zu der späterhin von ihm begangenen tieferen Abgötterei. Sollte es daher vom Rande des

Verderbens zurückgezogen werden und seinen Vorzug vor andern Völkern nicht verlieren, so mußte das Strafgericht dafür allerdings furchtbar seyn, um eine desto längere gehörige Nachwirkung zu thun. Der Erfolg war Umkehr und um derentwillen Erneuerung des Bundes mit dem HErrn, der nun auf dem Weiterzuge nach dem gelobten Lande selber in der Feuer= und Wolkensäule ihr steter Führer und Wegweiser seyn wollte.

Nichts desto weniger wurde es dem Volke Israel fortwährend schwer, sich an die theokratische Ordnung zu gewöhnen, insbesondere sich der Führung des unsichtbaren Gottes zu überlassen und dabei den Weg der Selbstverläugnung zu gehen. Seinem eignen trotzigen und verzagten Herzen hatte es, (bei Gelegenheit des Berichts der vorausgesandten Kundschafter über die Gefährlichkeit der Einnahme des Landes) die Strafe eines (noch 38=, im Ganzen also) 40= jährigen Zuges durch die Wüste zuzuschreiben, während welches das alte widerspenstige, in Aegypten verwöhnte Geschlecht aussterben sollte, damit dem neuheranwachsenden, an Gottes Ordnung besser gewöhnten Geschlechte die Einnahme und Behauptung des verheißenen Erbes besser gelingen könnte.

---

4. Kapitel.

Israel in Kanaan als theokratischer Freistaat.

1. Eroberung und Vertheilung Kanaan's.

Gegen das Ende dieser Straf= und Erziehungszeit überschritt das während derselben ziemlich geläuterte Volk, nach Umgehung des Landes und Gebirges Edom, die Gränzflüsse Sared und Arnon und eroberte von den Amoritern und Moabitern das Ostjordanland, das sich alsdann die heerdenreichen Stämme Ruben, Gad, und halb Manasse von Mose erbaten. Nun schied nur der Jordan noch die Einwan=

derer von dem eigentlichen Verheißungslande. Aber auch Mose sollte, wie ihm einst bei einem Glaubensfehltritte von Jehovah bedeutet worden war, nicht hineinkommen. Daher ermahnte er jetzt, da die Zeit gekommen war, daß er von hinnen scheiden sollte, das Volk noch einmal zur Bundestreue, warnte es insbesondere vor jeder, im Gesetze schwer verbotenen Vermischung mit den Kanaanitern, vollendete dann sein Gesetzbuch und übergab es den Aeltesten des Volks zur Bewahrung und Befolgung.

Nachdem der große und „getreue Knechte Gottes" — vom Berge Nebo, einer Spitze des Pisgagebirges, aus — das heilige Land, gleichsam als ein Schattenbild des himmlischen, in das er nun übergehen sollte, von Ferne gesehen hatte (wie überhaupt „die Gottesmänner des alten Bundes alles Verheißene nur von Ferne sahen"), starb er, 1451 v. Chr. in noch frischer, vom Alter ungeschwächter Kraft „nach dem Worte des HErrn," oder wie es in einer alten buchstäblichen Uebersetzung lieblich heißt: „an dem Munde des HErrn."

Sein Grab erfuhr Niemand: denn „nicht seine Gebeine, sondern seine Schriften" sollte man verehren, in denen Derjenige bereits vorbildlich zu finden ist, der nachher gesagt hat: „Wenn ihr Mosi glaubetet, so glaubetet ihr auch mir: denn er hat von mir geschrieben. So ihr aber seinen Schriften nicht glaubet, wie werdet ihr meinen Worten glauben?" — Eben durch das vorbildliche Mittleramt das ihm zu Theil worden war und durch die außerordentliche Offenbarung, die sich daran knüpfte, durch seinen standhaften Muth in den größten Gefahren, durch seine unermüdliche Thätigkeit im beschwerlichsten Amte, durch seine Geduld mit dem widerspenstigen Volke, durch seine große, stets zur Fürbitte bereite Liebe zu demselben, durch seine unbestechliche Gerechtigkeit, so wie durch seinen brennenden Eifer für die Ehre Gottes erwies er sich als einen der größten und erhabensten Charactere der Geschichte.

Unter **Josua**, Mose's geweihtem Nachfolger im Führer- (nicht im Propheten-) Amte erfolgte nach einem siebenjährigen Kampfe mit den Einwohnern des Westjordanlandes und nach Unterwerfung von 31 kanaanitischen Fürsten die Einnahme Kanaans, wodurch theils die göttliche Verheißung erfüllt, theils das Strafgericht Gottes über die heidnischen Einwohner,

deren Sündenmaaß voll war, vollzogen, theils die Absonderung Israels von andern Völkern, zum Zweck seiner besondern Erziehung zu einem Missionsvolke, besser zu Stande kommen sollte. Denn alles, was Gott an Israel von Anfang an gethan, geschah zugleich für alle Völker, auf welche von Zion aus die Lichtstrahlen der ewigen Wahrheit fallen sollten. Zwar wurden durch Israels Verfassung „nicht menschliche Wissenschaften, noch schöne Künste" im Volke befördert, was man wohl für einen Mangel ansehen mag, den aber die Betrachtung mindert, „daß dieß kleine Volk am Saum eines großen Welttheils seine Eigenthümlichkeit sonst nicht bewahrt haben" und den „großen Einfluß auf die Gestaltung der Welt niemals gewonnen," ja die ganze „Geschichte einen andern Gang genommen haben würde." Denn seine ganze Verfassung war darauf berechnet, daß „Israel eine Weltleuchte" werden und als solche zwar „nicht mit der Welt, aber in der Welt stehen sollte."

Durch den Besitz Kanaans verwandelte sich der bisherige theokratische Nomadenstaat in einen theokratischen Ackerbaustaat, in welchem unter einem Hohenpriester, als geistigem Haupte und Mittler, das Volk durch seine Stammältesten und Familienhäupter nach dem Gesetze Jehovah's „theokratisch-patriarchalisch-republikanisch" regiert wurde.

Die Vertheilung des Landes erfolgte durch das Loos und entsprach den im Gesichte des sterbenden Jakobs vorgekommenen Andeutungen von der Beschaffenheit der zwölf Landestheile. Jeder Stamm hatte den ihm zugewiesenen Theil erst noch vollends zu erobern. — Unter den sie umgebenden heidnischen Völkerschaften sollten nur die Cananiter, Hethiter, Amoriter, Pheresiter, Heviter und Jebusiter, als reif zum Gericht, im eigentlichen Sinne ausgerottet werden.

2. Die Richterzeit. Samuel's Prophetenschulen.

Weil aber das, des Kampfes zu bald müde Volk, dem empfangenen Gebote zuwider, nicht alle jene Völker vertrieb, so wurden ihm diese abwechselnd bald zum Strick der Verführung, bald zur Straf- und Zuchtruthe. Das Wohnen unter diesen in Lastern verderbten Heiden führte nämlich viele Israeliten zunächst

zum Wohlgefallen an dem fleischeslustigen Götzendienste derselben, dadurch zu ehelichen Verbindungen und diese zuletzt zum völligen Abfall von Gott, zur Abgötterei.

So oft nun ein oder der andere Stamm oder auch mehrere zugleich in diese Sünde fielen, gab Gott sie in die Knechtschaft desjenigen Volkes hin, mit dessen Göttern sie gebuhlt hatten. Sobald sie aber unter dem feindlichen Drucke nach dem HErrn seufzten, erbarmte er sich ihrer und erweckte bald aus diesem, bald aus jenem Stamme einen muthigen Glaubenshelden, der sie im heiligen Kriege von ihren Feinden erlösete und wieder zur verlassenen Bundesgemeinschaft zurückbrachte.

Solche Befreier hießen Schophetim oder **Richter**, weil sie nach wieder eingetretenem Frieden als außerordentliche „Handhaber der Rechte Gottes" (denn das gewöhnliche Richteramt hatten fortwährend die Stammesältesten) in wichtigen Fällen das Volk nach dem heiligen Gesetz richteten, ohne gerade äußere Amtswürde zu besitzen. Nach dem Tode eines solchen Richters, bestund nur das Richteramt der Aeltesten fort, und weil jeder Stamm für sich sein Wesen trieb und keine, für alle Stämme geltende, sichtbare Oberbehörde die allgemeine Ordnung handhabte: so entstand oft große Unordnung, in der wieder da und dort im Lande götzendienerisches Treiben überhand nahm, das dann abermals Unterjochung des einen oder des andern Stammes oder auch mehrerer Stämme zur Folge hatte, aus der nur wieder ein von Gott erweckter Richter retten konnte.

Nur in den Zeiten solcher Rückkehr zur Bundesordnung unter dem Friedesregimente eines Richters hatte Israel eine glückliche Zeit, weil da das Gesetz Gottes, wenn auch niemals vollständig, doch noch am unmittelbarsten, ohne Zwischentritt menschlicher Willkühr, regierte und die theokratische Freiheit am wenigsten angetastet war, um die sie sich nur zu oft selbst durch Abfall brachten, weil sie das Glück derselben nicht zu ertragen verstanden, so daß im Ganzen doch die Priesterschaft und die Religion in großen Verfall gerieth.

Die Richter- oder Heldenzeit Israels, als die zweite Bildungsperiode oder das Jünglingsalter dieses Volks, um-

faßt nach gewöhnlicher Annahme 450 Jahre, die sich aber, weil mehrere Richterregierungen und Unterjochungsperioden auf der West- und Ostseite gleichzeitig waren, auf 299, also auf etwa drei Jahrhunderte zurückführen lassen.

Von den ersten 12 auf einander folgenden Richtern waren Athniel, Ehud, Samgar, Barak (mit der Richterin Debora), **Gideon**, Jephtha, Simson die wichtigsten. Nur ein einziger von den Richtern, Gideons Sohn Abimelech, maßte sich Königsgewalt (über Sichem) an, ging aber zu Grunde. — Von den Völkern, in deren Gewalt bald das ganze Volk, bald nur ein Theil desselben kam, sind es die Syrer, Phönizier (Sidonier), Midianiter, Moabiter, Ammoniter, Amalekiter, Cananiter, vorzüglich aber die streitbaren **Philister**, die ihnen am meisten zu schaffen machten. Die letztern waren zwar ein zunächst aus Kreta eingewanderter Volksstamm; weil aber die Kretenser selbst ihren hamitischen Ursprung aus Aegypten nahmen, so wird auch den Philistern (1. Mos. 10, 13) ägyptischer Ursprung zugeschrieben. Sie hatten das Land von der ägyptischen Wüste (östlich vom Nil) an längst der Küste hin bis hinauf gegen Phönizien inne, hatten fünf feste, miteinander verbündete Städte (Askalon, Gaza, Asdod, Gad, Ekron), von denen jede unter einem König stand, und trieben Handel und Seeräuberei.

Der letzte und wichtigste unter allen Richtern war **Samuel** 1140 v. Chr., der nicht sowohl außerordentlicher Richter, als vielmehr (nach 5. Mos. 7, 8—13) gesetzmäßig verordneter Oberrichter oder „Vorsteher des theokratischen Obergerichts über Israel" war, — eine Würde, die er nicht dem Priesteradel, auch nicht dem Feldherrnverdienst, sondern dem Ansehen zu danken hatte, in welchem er — nicht als Hoherpriester, was er nicht war, sondern — als erster Prophet dem Amte nach stand. Durch die Kraft seines theokratischen Glaubenseifers und seiner Prophetengabe, wurde Israel nicht nur aus der langen Dienstbarkeit der Philister befreit (wiewohl er selbst dabei das Schwert nicht führte), sondern auch der theokratische Bund des Volkes mit Gott erneuert und allenthalben Ruhe und Ordnung im Lande hergestellt. Er beförderte durch öftere Volksversammlungen den Gemeinsinn und die Eintracht unter den Stämmen, steuerte dem Götzendienst, und brachte das mosaische Gesetz durch Ermahnung und Beispiel zur möglichst lebendigen Anwendung, so daß

er deßhalb mit Recht neben Mose als der Hauptvertreter Israels und als einer der größten und heiligsten Männer dieses Volks erscheint.

Ein ganz vorzügliches Verdienst in dieser Beziehung um Israel und das Reich Gottes erwarb er sich durch Stiftung von **Prophetenschulen**, d. i. von Lehr- und Erziehungs-Anstalten (Seminarien), in welchen jüngere, zum Theil auch schon ältere, durch Geist und Character sich auszeichnende Männer gemeinschaftlich wohnten und lebten, und durch gemeinsamen Unterricht (zu welchem auch Musik und Gesang, insbesondre aber Unterweisung im Gesetze gehörte) zur Erweckung und weitern Ausbildung des theokratischen Geistes herangebildet und so eher befähigt wurden, Propheten zu werden d. h. von Gott die Gabe des Weissagungsgeistes zu empfangen, der ihnen natürlich von Menschen nicht mitgetheilt werden konnte.

Denn Propheten waren Männer, die, im vertrauten Umgange mit Gott stehend, von ihm Offenbarungen erhielten und dieselben dem Volke und seinen nachmaligen Königen zu verkündigen den Auftrag hatten. Sie hatten den besondern Beruf, Israel von den Abwegen der Abgötterei und Zuchtlosigkeit zur verlassenen Bundesgemeinschaft zurückzuführen, es mit den Heilsabsichten Gottes bekannt zu machen und besonders auf das Reich des Messias oder Erlösers hinzuweisen (K. 6, 2.).

Es wurden aber keineswegs alle Propheten in solchen Pflanzschulen gebildet, sondern manche traten auch ohne eine derartige Vorbildung aus Anregung des Geistes einzeln und besonders auf. Durch die Prophetenschulen kamen aber die sonst vereinzelt stehenden Propheten in einen theokratischen Zusammenhang.

Dem durch Samuel in diese Bahn geleiteten Geiste der Weissagung verdankte Israel seine Neubelebung als Nation und die tief in das Leben der Menschheit eingreifende Wirkung seines geistigen Culturstaates. Durch Samuel wurde Israel zunächst zu der Erkenntniß geführt, daß der lebendige Gott seine Gegenwart „nicht an die mit Händen gemachte Bundeslade heftet, sondern daß er seine Wohnung nimmt in lebendigen Trägern und Zeugen seines

Volkes," an denen es diesem Volke sieben Jahrhunderte hindurch nicht fehlen sollte.

---

5. Kapitel.

Israel als theokratische Monarchie.

1. Saul's und David's Regierung.

In der letzten Zeit der gerechten und uneigennützigen Amtsverwaltung Samuels wurde jedoch das ohnedies zu den Sitten und der Lebensweise der Heiden leicht sich neigende Volk der reinen Theokratie überdrüßig, und weil noch dazu die Söhne Samuels, die derselbe in seinem hohen Alter zu Unterrichtern gesetzt hatte, das Recht beugten, so forderte das Volk, anstatt des unsichtbaren, einen sichtbaren König nach Art der sie umgebenden Heiden. Nicht daß sie einen König forderten, — denn das Aufkommen dieser Würde war schon im theokratischen Gesetze vorgesehen worden (5. Mos. 17, 14—20) — sondern der ungeistliche, selbstsüchtige Beweggrund ihrer Forderung betrübte den Samuel, weil darin eine völlige Mißkennung ihres Verhältnisses zu Jehovah lag. Er glaubte daher sie warnen zu müssen, indem er ihnen das Bild des mißbrauchten Königthums vorhielt. Da sie sich aber von ihrer Forderung nicht abbringen ließen, so geschah es, daß unter Gottes Zulassung durch die Salbung des Benjaminiten **Saul** der theokratische Freistaat Israel sich **1095** in eine **theokratische Monarchie** umwandelte, durch welche das Volk in seine dritte Bildungsperiode, die der höhern äußern Culturentwicklung eintrat.

Dadurch, daß der König nicht aus einem fremden Volke seyn, daß er sich der Prachtliebe, der Anhäufung von Schätzen und der Vielweiberei enthalten, nach dem theokratischen Gesetz selbstverläugnend regieren und daher fleißig im Gesetzbuche lesen und forschen sollte, waren die

Gränzen angegeben durch die sich ein König Israels von einem heidnischen zu unterscheiden hatte, um nicht, wie dieser, in Despotismus zu verfallen. In einer solchen theokratischen Monarchie konnte sich die königliche Gewalt mit der priesterlichen wohl vertragen. Da aber dennoch auch Uebergriffe der einen Gewalt in die andere vorauszusehen waren, so war für eine Vermittlung beider durch das vom Königthum und Priesterthum unabhänige Amt der Propheten, als der Wächter der Theokratie, weislich gesorgt. Zugleich sollte auch die Fortdauer der Stammverfassung, folglich die Vertretung des Volks durch seine Stammhäupter, die willkürliche Macht des Königs beschränken. Nichts desto weniger stellte sich die Idee des theokratischen Königthums in wenigen Repräsentanten desselben nur annähernd dar, während sie bei den meisten nur zu sehr in ihr Gegentheil umschlug.

Da schon dieser erste, im Eigenwillen geforderte König von der theokratischen Verfassung abwich und in weltlich-selbstsüchtige Politik verfiel, so wurde seine Haus von Gott nicht bestätigt, sondern David, der Sohn Isai's, aus dem durch die Verheißung bezeichneten Stamme Juda, erwählt und durch eine lange Prüfungszeit, während welcher er in seinem Verhältniß zu dem, ihn bis auf den Tod verfolgenden Saul die lauterste Gottesfurcht bewies, zur Regierung Israels vorbereitet. Nach dem Tode Saul's der nach dem Verlust eines entscheidenden Treffens gegen die Philister in der Verzweiflung sich selber den Tod gab, wurde im Jahr 1055 v. Chr. **David**, König von Juda (und Benjamin), und sieben Jahre darauf König von ganz Israel, nachdem nämlich Isboseth, ein Sohn Sauls, den sich die übrigen zehn Stämme zum König gesetzt hatten, durch Verrath seiner eigenen Diener, ermordet worden war.

Er eroberte **Jerusalem** von den Jebusitern und machte diese Stadt durch Erbauung der Burg Zion zum festen Regierungssitz und durch Aufstellung der Bundeslade und Einrichtung des Gottesdienstes daselbst zum Mittelpunct des Nationalcultus. Indem er fortfuhr, die „Kriege des HErrn"

gegen die übrigen Heiden ringsumher zu führen, befestigte er sein Reich im Innern durch Bezwingung der Philister, der Moabiter, der Ammoniter und Amalekiter, so wie durch ein Bündniß mit Hiram, dem König von Tyrus, und erweiterte es nach Außen gegen Süden durch die Unterwerfung und Einverleibung Idumäas (Edom's), gegen Nordosten durch Besiegung der Syrer, deren Hauptstadt Damaskus er eroberte, desgleichen durch die Eroberung der dem Könige von Nisibis diesseits des Euphrats gehörenden Länder: so daß sich David's Reich von Thapsakus (Thipsach) am Euphrat bis Berytus (Beiruth) am Mittelmeer, uud von Baalbeck in der syrischen Wüste bis Ailah am rothen Meer erstreckte.

Sein theokratisch-monarchisches Regiment war fern von aller Despotie: er behielt die Stammfürsten bei, beließ den Geschlechtsältesten ihrer Rechte und bestellte Richter und Amtleute aus den Angesehensten in den Städten. — Zwölf seiner erprobtesten Kampfhelden, darunter Joab, Abisai, Benaja u. a., hatten die Führung des großen, bloß aus Fußvolk und zwar aus 300,000 M. bestehenden Nationalheeres, das er auch im Frieden, jedoch ohne Druck für das Volk, unterhielt, denn von den 12 Heeresabtheilungen stand immer nur je eine einen Monat lang im Jahre unter den Waffen. Die Krongüter ließ er auf seine Rechnung verwalten und jeder Zweig seiner Oekonomie stand unter besondern Verwaltern und Aufsehern.

Held im Glauben, wie im Kriege, groß als König, Prophet und Dichter, Muster herzlicher Demuth im Glück, aufrichtiger Bußfertigkeit im Fall und frommer Ergebung im züchtigenden Unglück, war er durch alles dieß ein „Mann nach dem Herzen Gottes." Und weil ihm sein ganzes Leben hindurch vor Allem die Ehre Gottes und das Wohl seines Volkes als Ziel vor Augen stand uud er selbst in seinen leidenschaftlichsten Abirrungen davon auf das zurechtweisende Wort des HErrn merkte, erhielt er, als Vorbild und Vermittler des messianischen Königthums, die Gnadenverheißung eines Nachkommen, der lange nach seinem Tode geboren werden und deß „Stuhl ewig

bestehen" werde. Daher der zu erwartende Messias von der ganzen Reihenfolge der Propheten als „David's Sohn" bezeichnet wurde, theils weil er leiblich von ihm abstammen, theils die Vollendung dessen darstellen sollte, was David nur in unvollkommener Andeutung war.

2. Salomo's Regierung.

Nach vierzigjähriger Regierung hinterließ David Israel im Zustande herrlicher Blüthe und gesicherter Ruhe, so daß 1015 v. Chr. **Salomo's** Regierung die er im 18. Lebensjahre antrat, das irdische Vorbild des künftigen Friedensreiches werden konnte. Unter diesem Könige, deß Name selbst „Friedrich" bedeutet, hatte Israel seine goldene Zeit, in welcher „Juda und Israel sicher wohnten, ein jeglicher unter seinem Weinstock und Feigenbaum." Salomo selbst, dessen sich die göttliche Weisheit als ihres Mundes bediente, ward sowohl durch die reichen Gaben seines Geistes, als auch durch die Macht und Pracht seiner Herrschaft für die umliegenden Völker nah und fern der Gegenstand höchster Bewunderung.

Zunächst vor Allem war er darauf bedacht zur Befestigung und Verherrlichung des Gottesdienstes den **Tempelbau** zu unternehmen, zu welchem sein Vater schon einen unermeßlichen Schatz gesammelt und andere Vorbereitungen getroffen hatte. Zu dem Ende erneuerte er das Bündniß mit dem König Hiram von Tyrus, der ihm die dazu nöthigen Künstler, Bauleute und Baumaterialien gegen Oel, Wein, Getreide und andere Landeserzeugnisse lieferte, und in sieben Jahren stand, nach dem Grundrisse der Stiftshütte, der Tempel da, den Salomo selbst in seinem feierlichen Weihgebete als ein „Bethaus für alle Völker" bezeichnete, darin sie anbetend dem Gotte Jehovah sich nähern könnten. Dadurch wurde dem Privatcultus, der leicht in Götzendienerei überging, eine Schranke gesetzt

Die große Belebung der Kunst und des Handels unter Salomo und der von ihm entwickelte orientalische Glanz und Reichthum in seinem Hofleben brachte zwar ihm und dem Volke großen Ruhm,

führte aber auch den Keim zur baldigen Vergänglichkeit dieser Herrlichkeit mit sich, so daß wenigstens die letzte Hälfte seiner Regierung nur eine scheinbar beglückende war. Denn sowohl durch die Entfaltung des Luxus, als auch durch den Betrieb des Land- und Seehandels, so wie durch die Einrichtung eines stehenden Reiterheeres, brachte er das Volk, das weder ein Handelsvolk, noch ein Kriegs- oder Eroberungsvolk werden sollte, auf eine andere Bahn seiner ihm von Gott gesetzten Bestimmung.

So baute er sich in Jerusalem einen prächtigen Palast mit einem berühmten Thron, einen Palast für seine Gemahlin (die eine ägyptische Königstochter war) eine Gerichtshalle rc.; ferner einen Sommersitz am Fuße des Libanon und andere Lustschlösser; desgleichen Reiterkasernen in verschiedenen Städten; er befestigte Baalbek, legte Thadmor (an der arabischen Gränze) neu an und baute andere Städte. — Die Mittel dazu gewährten die Einkünfte der Krongüter, die regelmäßigen Abgaben der Unterthanen, die Tribute der zinspflichtigen Völker, besonders aber der Handel, den Salomo auf eigene Rechnung mit dem Auslande trieb, zu welchem Zweck er in Gemeinschaft mit den Phöniziern jährlich von Ezeongeber am arabischen Meerbusen aus ein Schiff nach Ophir (d. i. an die ostindische Küste Malabar III. 5, 2.) aussandte, das dem Könige Gold, Silber, Edelsteine und andere Kostbarkeiten und Seltenheiten brachte.

Seine nahe Verbindung mit Aegypten verschaffte ihm Pferde, wie denn allein das ägyptische Theben ihm 40,000 lieferte, die er theils zur Aufstellung eines Heeres von 12,000 Reitern und 1600 Streitwagen, das immer doppelt so viele Pferde bedurfte, verwendete, theils zu dem Alleinhandel brauchte, den er mit Pferden trieb.

Der größte Verderb aber für den König, wie für das Land lag in der gesetzwidrigen Haltung eines Harem's von 700 Frauen, die alle heidnischer, meist fürstlicher Abkunft waren und ihre verschiedenartigen fremden Götzenculte üben durften, wodurch es kam, daß sie zuletzt das Herz des Königs selbst zur Abgötterei neigten, dem dadurch die große Bestimmung Israels, „unter den Weltvölkern ein priesterliches Reich des lebendigen Gottes zu seyn," völlig entschwand. Zwar erkannte er am Ende noch die Eitelkeit aller seiner Bestrebungen, aber die schlimmen Folgen derselben für sein Volk konnte er nicht hindern. Noch bei seinen Lebzeiten ent-

stand daher eine bedeutende Unzufriedenheit in den entfernteren zehn Stämmen, die von dem Wohlstand und Reichthum, der in der Hauptstadt und deren Umgebungen sich häufte und zu dem sie selbst so viel steuern mußten, keinen so großen Genieß hatten, als sie ansprechen zu können glaubten. Ein kühner Ephraimite, Namens Jerobeam, stiftete sogar eine Empörung, flüchtete sich aber, als Salomo ihn in seine Gewalt zu bekommen suchte, nach Aegypten, um dort des Königs Tod abzuwarten. Auch mußte Salomo noch erleben, daß Reson, ein Diener des obgenannten Königs von Nisibis, einen Theil von Syrien mit Damaskus losriß und dort ein Reich stiftete, das späterhin Israel sehr gefährlich wurde. Nur wegen der dem David gegebenen Verheißung einer beständigen Thronfolge entging Salomo's Haus der auf den Bundesbruch gesetzten Verstoßung; aber ohne Ahndung sollte es doch nicht bleiben und diese in Schwächung des königlichen Hauses bestehen.

---

6. Kapitel.

Israels Verfall.

1. Theilung des Reichs. Die Könige im Reiche Israel oder Ephraim.

Als nach Salomo's Tod sein einziger, 41jähriger Sohn **Rehabeam** den Thron bestieg, erklärten auf der zur Huldigung anberaumten Versammlung zu Sichem die Aeltesten der zehn Stämme, mit dem aus Aegypten zurückgekehrten Jerobeam an der Spitze, dem Könige ihren Gehorsam nur unter der Bedingung, wenn er ihnen Erleichterung des bisherigen Abgabendrucks gewähren würde. Weil aber Rehabeam, in thörichter Verblendung die weiseren Rathschläge älterer Räthe hintansetzend, jene Forderungen auf eine despotisch-übermüthige Weise zurückwies, fielen die zehn Stämme von ihm ab und wählten sich in der Person Jerobeam's ihren eignen König. So entstand 975 v. Chr. die **Theilung des Reiches Israel** in das Reich Juda

und in das Reich Ephraim (oder Israel im engern Sinn), — eine Theilung, welche das kaum hundert Jahre lang bestandene Glück des Volkes zerstörte und die einander feindlich abgekehrten Theile dem Untergange zuführte. Denn beide Staaten lebten von nun an häufig im Krieg miteinander, und indem jeder sich durch fremde Hülfe das Uebergewicht zu verschaffen suchte, zogen sie sich Angriffe von Außen zu, denen sie am Ende erlagen.

Die schlimmste Folge dieser Trennung aber war die Auflösung der religiösen Gemeinschaft und gottesdienstlichen Einheit. Denn weil alle Leviten und viele andere gesetzestreue Israeliten aus dem Zehnstämmereiche sich in das Reich Juda zogen, bei welchem der Mittelpunct des Jehovahdienstes war, so richtete Jerobeam, aus verwerflicher Politik, im Norden und Süden seines Reiches (zu Dan und zu Bethel) den ägyptischen Stierdienst ein, um durch diese Art religiöser Befriedigung sein Volk von einer nähern Gemeinschaft mit Juda (wozu besonders die Festreisen nach Jerusalem Veranlassung gaben) und dadurch vom Abfall abzuhalten. Wenn nun gleich dieser Götzendienst nach 1. Kön. 16, 31—33 von dem unsittlicheren (phönizischen) Baalsdienst unterschieden wird, so bereitete er doch auch diesem nachher den Eingang und richtete, als „die Sünde Jerobeam's" sich fort und fort vererbend, das Reich Ephraim 134 Jahre früher zu Grunde.

Nur für das Reich Juda hatte diese Trennung das Gute, daß unter frommen Königen das mosaische Gesetz nur leichter als vorher in genauere Ausübung gebracht und im Ganzen besser gewahrt werden konnte, obwohl das böse Beispiel der Nachbarschaft bald auch auf Juda verderblich wirkte, so daß oft auch hier auf lange Zeit der wahre Gottesdienst ganz darniederlag.

Während übrigens alle 20 auf einanderfolgende Könige Ephraims Götzendiener waren und die meisten Dynastieen schon im zweiten Gliede ausgerottet wurden, hatte doch Juda in einer eben so großen Reihe von Königen, die noch dazu alle von David abstammten, mehrere aufzuweisen, welche die Ehre

Jehovah's auf's ernstlichste wahrnahmen und den Untergang des Reiches länger aufhielten.

Im Königreiche **Ephraim** oder Israel wurde schon Jerobeam's Dynastie im zweiten Gliede vertilgt, indem dessen Sohn Nadab von Baesa ermordet wurde. Als nach vielfachen durch Empörungen und Ermordungen bezeichneten Unruhen die Krone an den achten König, an **Ahab**, den Sohn Amri's, des Erbauers der Hauptstadt Samaria, kam, wurde durch ihn und sein ruchloses Weib **Jesebel**, eine Tochter des Königs von Sidon, der mit den abscheulichsten Lastern verbundene phönizisch-babylonische Baalsdienst eingeführt und jeder wahre Diener Gottes, deren das Reich Ephraim doch noch viele im Verborgenen hatte, auf das wüthendste verfolgt.

Doch entging Ahabs ungerechtes Haus dem verdienten Untergange nicht: Ahab selbst fiel im Streit wider die Syrer; sein Sohn und Nachfolger Joram wurde von Jehu entthront und sammt den übrigen 70 Söhnen Ahabs getödtet; Jesebel wurde von demselben aus dem Schloßfenster hinabgestürzt; seine Tochter Athalja, die Gemahlin des Königs Joram von Juda, welche den Baaldienst in Juda eingeführt hatte und darauf ausging, das davidische Geschlecht zu vertilgen, wurde in einem von dem Hohenpriester Jojada geleiteten Aufstande getödtet 877 v. Chr. (§. 2). — Jehu stürzte zwar den Baalsdienst, befolgte aber, gleichwie auch die drei Nachfolger aus seinem Hause, die Politik Jerobeams I. — Unter Jerobeam II, dem letzten König aus Jehu's Dynastie (825—784), hob sich das Zehnstämmereich durch Herstellung seiner alten Nord- und Ostgränze. Darauf aber wurde dieses Reich fortwährend durch innere Parteiungen zerrissen.

2. Die Könige im Reiche Juda. Die Propheten.

In **Juda** hatte sich schon Rehabeam dem Götzendienst ergeben. Dafür strafte ihn Gott durch den ägyptischen König Sisak, der 971 v. Chr. in Juda einfiel und Jerusalem sammt dem Tempel plünderte. Das Götzenwesen, das auch sein Sohn trieb, wurde von **Assa** (955—914) abgestellt, der auch einen Angriff

der Aegypter abtrieb, die dann unter äthiopischer Herrschaft auf lange Zeit sich ruhig verhielten. — Eben so gottgefällig regierte **Josaphat** (918 - 891), der sich besonders die Unterweisung des Volks im Gesetze durch die Priester und Leviten, so wie die Gerechtigkeitspflege durch Errichtung kleinerer Gerichte in allen Städten angelegen seyn ließ; nur war er so unbedachtsam, daß er, um sich gegen Syrien zu schützen, eine Blutsfreundschaft mit Ahab's gottlosem Hause durch die Vermählung seines Sohnes Joram mit der oben (§. 1) genannten Athalja einging, durch welche nicht nur der Baalsdienst in das Land Juda kam, sondern auch Davids Haus und die ganze Messiashoffnung in die Gefahr des Erlöschens kam: denn sie brachte alle Glieder dieses königlichen Stammes um, bis auf den 6jährigen Knaben Joas, den seine Tante Joseba rettete und bei sich verbarg, bis ihn ihr Gatte, der Hohepriester Jojada in einem von ihm gegen Athalja geleiteten Aufstande aus der Verborgenheit hervorzog und auf den Thron setzte.

Dieser **Joas** (877 - 838) schaffte sobann mit Hülfe jenes seines kräftigen Oheims, den Baalsdienst wieder ab und stellte den Tempel- und Jehovah-Dienst wieder her, ohne jedoch den übrigen Bilderdienst tilgen zu können. Nach Jojada's Tode ließ er da und dort dem Götzendienst wieder Eingang und veranlaßte sogar die Ermordung des gerechten Hohenpriesters Zacharias an heiliger Stätte. Zuletzt ward er selbst von seinen Dienern ermordet. — Sein Sohn Amazia regierte im Geiste des Gesetzes, reizte aber den König von Ephraim zu einem Einfall in sein Land. — **Usia** (auch Asarja genannt), Sohn des vorigen (811 - 759), war lange Zeit ein besonders frommer und darum siegreicher König, der die abgefallenen Philister wieder zum Gehorsam und die verlornen Häfen am rothen Meer wieder an sich brachte; zuletzt aber griff er in die geistlichen Rechte ein und wollte (wider das göttliche Gesetz) die Hohenpriesterwürde mit dem Königthum verbinden: da ward er aussätzig, so daß er die Regierung seinem Sohne Jothan überlassen mußte. — Diesem letzteren folgte der gottloseste König in Juda, **Ahas** (742—728), der sogar den kanaanitischen, mit Menschenopfern verbundenen

Molochdienst einführte. Sein Sohn **Hiskia** (728—699), stellte jedoch diesen Gräuel wieder ab und führte mit Ernst sein Volk wieder zu Jehovah zurück. (Von Ahas und Hiskia ein Weiteres K. 7, 1.)

Der sittlichen und bürgerlichen Zerrüttung in beiden Reichen zu steuern, ließ es Gott zu keiner Zeit an Hinweisungen auf den verlornen Heilsweg fehlen. **Propheten** (K. 4, 2.), von Gottes Geist getrieben, traten mit der größten Furchtlosigkeit vor König und Volk hin und redeten ohne Ansehen der Person, bald furchtbar drohend, bald freundlich milde, je nachdem sie den Verächtern Gottes seine Strafgerichte oder den Bußfertigen seinen Trost und seine Hülfe zu verkünden hatten. Da der Geist der Wahrheit sie erfüllte, so widerstanden sie jeder Verfolgung, mit welcher sie von gottlosen Königen und boshaften Götzenpriestern und falschen vom Lügengeiste erfüllten Hofpropheten bedrängt wurden, und selbst der Martyrertod, den die meisten zu erleiden hatten, konnte sie nicht abschrecken. Sie hatten „das Schicksal dessen, den sie verkündeten und dem sie den Weg bereiteten."

Von diesen Propheten, welche von dem Untergange des Reichs geweissagt haben, sind besonders wichtig **Elias** der Thisbiter, der, ausgerüstet mit gewaltiger Geisteskraft und eben so großem Muth im Handeln, als Freimuth im Reden, an beide Reiche gesandt ward und vorzüglich gegen Ahab's und Jesebels und ihrer Baalspriester Gottlosigkeiten zu kämpfen hatte. Er ist als der Stellvertreter des alten Bundesgesetzes anzusehen, das er durch seinen mächtigen Feuereifer herzustellen trachtete. — In seine Fußtapfen trat sein Schüler und Amtsnachfolger **Elisa**, der als „Aug' und Wächter Israels" und seiner Theokratie seine Wirksamkeit ganz besonders den Prophetenschulen zuwandte; er lebte unter den Königen Joram, Jehu, Joahas, und starb unter dem Könige Joas. Sowohl Elias wie Elisa wirkten nicht durch Schriften, sondern bloß durch Reden und Handlungen, durch die es ihnen aber gelang, auf eine Zeit lang die Heiligkeit des Jehovahgesetzes in voller Kraft wieder geltend zu machen und dem tyrannischen Uebermuth abgöttischer Könige einen kräftigen Damm entgegenzusetzen.

Zwischen den Jahren 740—700 wirkte der Prophet **Jesaia** unter den Königen Usia, Jothan, Ahas und Hiskia, und verkündigte am ausführlichsten und bestimmtesten die Erscheinung des Messiasreiches: daher er der Evangelist des alten Bundes genannt wird. Amts- und Zeitgenossen von ihm waren Hosea, Amos und Obadja. — In den letzten Zeiten Juda's lebten Ezechiel, Jeremias u. a. (K. 8. 2.). Ja, als Juda selbst kein Königthum mehr hatte, so hatte es doch noch ein Prophetenthum, „das von keinem Schlage der feindlichen Weltmacht erreichbar, unangetastet und unversehrt durch den Feuerofen des Nationaluntergangs hindurch wandelte" und die Wiederauferstehung des Volkes von seinem Falle anbahnte.

---

7. Kapitel.

Das neu-assyrische Reich.

1. Untergang des Reiches Israel oder Ephraim.

Die von den Propheten verkündeten Strafgerichte blieben nicht aus und die neu-assyrische Macht (II, 8.) war es, welche, zunächst an dem so tief verderbten Zehnstämmereich das Strafamt zu vollziehen hatte.

Schon der neu-assyrische König **Phul** hatte 773 Syrien sowohl, als Ephraim mit Krieg überzogen und sich von dem israelitischen Könige Menahem nur durch Geld zum Abzug bewegen lassen. Und als einige Zeit darnach der israelitische König Pekah in Verbindung mit dem Könige Rezin von Syrien dem jüdischen Könige Ahas den Krieg ankündigte, erkaufte sich dieser die Hülfe des assyrischen Königs **Tiglath-Pilessar**, Phuls Nachfolgers, der 740 nicht nur das syrische Reich, das sich über die Wüste hinaus bis an's rothe Meer ausgedehnt hatte, eroberte, sondern auch das Ostjordanland und den Norden Kanaans (Naphthali) zu seinem Reiche schlug, die Einwohner

nach Assyrien (an das kaspische Meer) hinwegführte, und sowohl Ephraim, als Juda zinspflichtig machte.

Achtzehn Jahre darauf, als eben kurz zuvor die Einladung des frommen Königs **Hiskias von Juda** an die zehn Stämme, sich mit ihm zu einer allgemeinen Aufrichtung des Bundes mit Jehova, die er mit den Seinigen vornahm, anzuschließen, von mehreren jener Stämme war verlacht worden, zog Tiglath-Pilessar's Nachfolger, der assyrische König **Salmanassar** wider den israelitischen König **Hosea**, der ihm den Tribut verweigert hatte. Zwar fügte sich Hosea wieder, suchte aber bei dem ägyptischen Könige Sabako (in der Bibel So oder Seve genannt) Hülfe wider Assyrien. Da rückte Salmanassar vor Samaria, eroberte es nach dreijähriger Belagerung und schleppte die vornehmsten Einwohner der Stadt und des Landes **722** in die **assyrische Gefangenschaft**, nachdem das Zehnstämmereich ungefähr 250 Jahre bestanden hatte.

Salmanassars Zug gegen Israel oder Ephraim kostete auch den Phöniziern ihre Unabhängigkeit. Sidon sowohl, als Tyrus, dessen Hauptseemacht gerade auf einem Zug gegen das von ihm abgefallene Cypern begriffen war, huldigten ihm; doch rettete sich der Kern der Tyrier in die Inselstadt Tyrus, wo sie sich mit nur 12 Schiffen gegen die aus 60 Schiffen und 800 kleinen Fahrzeugen bestehende feindliche Flotte, welche Salmanassar von der ganzen Küste zusammengetrieben hatte, fünf Jahre lang siegreich vertheidigten.

Die weggeführten Israeliten des Zehnstämmereichs ließ Salmanassar (dem Urtext von 2. Kön. 17, 6 zufolge) „wohnen in Halah und am Habor, dem Flusse in Gason, und in den Städten der Meder." — Was ist aus ihnen geworden? haben sie sich unvermischt erhalten oder sich unter die Völker Asiens spurlos verloren? — Der englische Reisende Grant glaubt (1841) in demjenigen Theile der heute sogenannten nestorianischen Christen, welche nebst einer Anzahl neben ihnen lebender und mit ihnen stammverwandter Juden in einer abgeschlossenen Gebirgsgegend Kurdistans (Altassyriens oder Chaldäa's wohnen, unvermischt erhaltene Nachkommen jener in die assyrische Gefangenschaft geführten, bisher für verloren

geachteten Israeliten der 10 Stämme entdeckt zu haben. Zu dieser Behauptung bestimmen ihn folgende Gründe.

1. Das Halah (das alte Calah in Mos. 10, 11) im eigentlichen Assyrien sey gleich mit dem heutigen Hatarah, nordwestlich von den Ruinen Ninive's und zum Theil noch von Nestorianern besetzt;

2. Habor heißt noch jetzt ein Fluß, der oberhalb Ninive's (so wie der große und kleine Zab unterhalb) in den Tigris fließt;

3. Gosan oder Gozan sey gleichbedeutend mit Zozan (syr. Dschosan), worunter die Nestorianer eine assyrische Hochgegend mit Weideplätzen verstehen, durch welche obgenannte Gebirgsflüsse strömen;

4. Der jüd. Geschichtschreiber Josephus (im 1. Jahrh. n. Chr.) sagt, zu seiner Zeit hätten die 10 Stämme ihre Wohnung noch jenseits des Euphrats; und der Kirchenvater Hieronymus (im 5. Jahrh. n. Chr.) weiß sie noch in den Städten und Gebirgen Mediens, und noch heute behaupten die im tiefern Asien wohnenden Juden, die Mehrzahl der 10 Stämme befände sich noch in den chaldäischen Sitzen, wohin sie gefangen geführt worden;

5. Die Sprache jener nestorianischen Gebirgsstämme sey noch die gleiche, nämlich die eigentliche syrische, welche wahrscheinlich ehemals in dem an Syrien gränzenden und mit ihm oft eng vebunden gewesenen Zehnstämmereiche schon gesprochen worden und die jetzt nirgends sonst als Volkssprache mehr gesprochen werde, als eben nur in jenen Gebirgen Assyriens und Mediens;

6. Jene Nestorianer selbst nennen sich „Söhne Israel's und werden auch Nazaräer (welchen Namen nur Judenchristen führten) genannt;

7. Diese Nestorianer sowohl, als die neben ihnen wohnenden Israeliten geben sich gegenseitig ihre gemeinschaftliche Abkunft zu, hassen aber einander diese, weil jene zum Christenthum (das schon die Apostel Thomas, Matthäus, Thaddäus und Bartholomäus in den obern Gegenden jenseits des Euphrats und Tigris gepredigt haben) übergegangen, — jene, weil diese beim Judenthum geblieben sind. Beider Gesichtszüge seyen einander auffallend ähnlich.

8. Jene Nestorianer bringen noch (levitische) Dankopfer durch das Schlachten von Thieren an Kirchenthüren und Bestreichung der Oberschwelle mit Blut, eben so auch Erstlingsopfer und haben noch viele andere Gebräuche (z. B. das Nasiräergelübde, Speiseunterschiede, Enthaltung von Schweinefleisch, Neumondsfeier, Trauer in Sack und Asche ꝛc.) die sie selbst als Ueberreste ihres frühern Gottesdienstes betrachten;

9. Die Namen bei jenen Nestorianern sind meist alttestamentlich; die Familie ihres Patriarchen leitet sich aus dem Stamme Naphthali her;

jeder nestorianische Gebirgsstamm führt noch den Titel Melec oder Malek (König), wie das bei den alten Israeliten der 10 Stämme der Fall war; und so erinnern noch viele ihrer Sitten und Gewohnheiten an altisraelitische Gebräuche.

Ist dem Allem so, so wäre Hos. 1, 10. 11 und 18. an jenen Nestorianern in Erfüllung gegangen, — wiewohl nun (1841—43) durch den Einfall der (mahomedanischen) Kurden in ihr so geschlossenes Gebirgsland wenigstens ihre politische Unabhängigkeit und Geborgenheit, die sie seit dritthalbtausend Jahren her bewahrt hatten, vielleicht auf immer verloren ist, — wohl aber nur deßhalb, um nach nun eingetretner Kriegsruhe durch die christlichen Sendboten eine höhere Freiheit zu gewinnen.

2. Juda assyrisches Vasallenreich.

Nun bestand nur noch das Reich Juda, das, wiewohl es im Allgemeinen fest an Gottes Gesetz hielt, doch von nun an für jedesmaliges Abweichen davon stärkere Züchtigungen erfuhr, seit die großen Mächte vom Euphrat und Tygris oder vom Nil her seinen Boden zum Kampfplatz ihrer herrschsüchtigen Strebungen machten.

Die Unruhen, in welche Assyrien nach Salmanassars Tode (716) unter dessen Nachfolger Sanherib (Sanacharibos) durch den Abfall der Provinz Babylonien (II. 5, 2) verwickelt wurde, hatten schon den frommen König Hiskias von Juda (§ 1.) bewogen, sich der von seinem Vater gegen Assyrien eingegangenen Zinspflichtigkeit zu entziehen. Nach 10 Jahren aber zog Sanherib aus, auch ihn zu bestrafen und zugleich das mit Juda verbündete Aegypten zu erobern, wo damals der Priesterkönig Sethon (oder, wie Andere ihn nennen, Thirhak) zu Memphis regierte.

Schon hatte Sanherib die Küstenstädte der Philister erobert und stand vor der letzten jüdischen Gränzfeste Pelusium, als er vor dem heranrückenden ägyptischen Heere fliehen mußte (weil, wie die Sage berichtet, unzählige Feldmäuse in der Nacht zuvor die Bogen und Schildriemen seiner Kriegsleute zernagt hatten, diese also den Kampf nicht würden haben bestehen können). Auf seinem Rückzuge

belagerte er Jerusalem, mußte aber durch ein plötzliches Sterben in seinem Lager bewogen, eiligst die Belagerung aufheben und sich mit dem Reste seines ungeheuern Heeres unverrichteter Sache in sein Land zurückziehen, wo er nach der Wiedereroberung Babylons (II. 5, 2.) von seinen beiden ältern Söhnen im Tempel seines Götzen Nisroch 696 ermordet wurde, worauf dann sein jüngster Sohn Assarhabdon (auch Asordan), welchen er zum Statthalter von Babylon eingesetzt hatte, die Ordnung im Reiche wieder herstellte. Unter ihm hatte Juda seinen letzten Zusammenstoß mit Assyrien.

Denn als in Juda Hiskia's Sohn, Manasse, durch eine despotisch-grausame und unsinnig-abgöttische Regierung sein Land schwächte, sandte Assarhabdon ein Heer gegen ihn, das ihn gefangen nach Babylon schleppte (681). Nachdem dieser Schlag ihn zu bußfertiger Gesinnung gebracht hatte, durfte er wieder in sein Reich zurückkehren.

Dieser Esar-Habdon (wie ihn die Bibel nennt), schickte in die zum Theil entvölkerten Länder und Städte des zerstörten Reiches (Ephraim) heidnische Colonisten aus Babylonien und Persien, die sich in der Folge, als sie von der Religion der neben ihnen wohnenden Juden Manches angenommen hatten, unter dem Namen **Samariter** für Jakob's Nachkommen ausgaben, weßhalb zwischen den Juden und ihnen ein tiefer Haß entstand, mit dem Unterschied jedoch, daß die Juden ihre Gemeinschaft flohen, um deren Ansprüchen an Gleichstellung zu entgehen, die Samariter aber sich an die Juden drängten, um deren Anerkennung als Religionsgenossen zu erlangen.

Dem verderblichen Götzenwesen, das auch Manasse's Sohn Ammon während einer zweijährigen Regierung in Juda wieder stark befördert hatte, wurde unter seinem trefflichen Nachfolger **Josias** (642—611) aus Veranlassung eines besondern Vorfalls auf eine Zeitlang ernstlichst gesteuert. Man fand nämlich bei einer Reparatur des Tempels, welche er durch die Leviten vornehmen ließ, an einem verborgenen Orte das Gesetzbuch Mosis in der Urschrift wieder, welches von den Priestern Jehovah's in den frühern Verfolgungen, die sie von den gottlosen Königen und Götzenpriestern hatten erleiden müssen, wahrscheinlich absichtlich verborgen

worden war, um es vor dem Untergange zu retten. Der Hohepriester Hilkia ließ es sogleich durch den „Schreiber" (Sopher d. i. Staatssecretär) Saphan dem Könige überbringen, welcher nach Anhörung der im 28. Kapitel des 5. Buchs Mosis auf Israels Abfall von Gott gelegten Drohungen so erschrack, daß er seine Kleider zerriß und auf eine prophetische Bestätigung jener Drohungen sogleich eine gottesdienstliche Reformation vornahm. Alle Götzendenkmäler im Lande wurden vertilgt, die fremden Götzenpriester getödtet, der Tempel gereinigt und das Passah seit langer Zeit wieder mit Ernst gefeiert.

Konnte nun wohl das bald nachher rasch sinkende Reich der Assyrer für Juda nicht mehr gefährlich seyn, so vermochte doch selbst der theokratisch-gesinnte Eifer eines Josias den auch für Juda näher und näher rückenden Fall nicht mehr aufzuhalten, da dieses Land in dem Kampfe, der sich von jetzt an zwischen zwei andern Mächten erhob, in das schwerste Gedränge kam.

---

8. Kapitel.

Das babylonische Weltreich.

1. Assyriens Untergang und Gründung des chaldäisch-babylonischen Reichs. Juda in ägyptischer Zinspflicht.

Unter Assarhaddon's zweitem Nachfolger in Assyrien, dem auf den König Samughes folgenden assyrischen Könige Sarak, machten die Assyrer einen Einfall in Medien, wobei der medische König Phraortes umkam. Um den Tod seines Vaters zu rächen, verband sich dessen Sohn und Nachfolger, der medische König Kyaxares mit dem chaldäisch-babylonischen Unterkönige Nabopolassar zum Untergange der assyrischen Herrschaft, und die Folge war, daß, nach der sicheren Annahme, **625** v. Chr.

Ninive zerstört und Assyrien medische Provinz wurde.

Das Endgeschick dieses assyrischen Königs und Reiches wurde (wie oben II. 6. angedeutet worden) auf Sardanapal den Ersten übertragen, während es eigentlich, wie aus den Andeutungen des Propheten Nahum erhellt, hierher gehört, indem auch Sarak den bei den assyrischen Königen wohl öfter vorkommenden Beinamen Sardanapal (d. i. der Bewunderte) haben mochte und man ihn daher auch Sardanapal II nannte.

Stolz auf jenen seinen errungenen Sieg über die Meder, feierte er (nach Diodor) ein Fest und ließ seinem Heere Wein im Ueberflusse geben. In diesem sorglosen und trunkenen Zustande wurde es von dem medischen Feldherrn überfallen und in die Stadt zurückgedrängt. Im Vertrauen auf eine alte Weissagung, daß Ninive nicht eher untergehen solle, als bis der Fluß (Tigris) „der Feind der Stadt" geworden sey, trotzte der König auf den Schutz seiner Mauern. Nach einer zweijährigen Belagerung aber trat der Tigris, von langandauernden Regengüssen angeschwellt, über seine Ufer, riß einen großen Theil der Mauern nieder und überschwemmte theilweise die Stadt. Da sich der König auf diese Weise den Feinden preisgegeben sah, verzweifelte er an seiner Rettung und wollte den Untergang seines Reiches nicht überleben. Er ließ einen Scheiterhaufen errichten und verbrannte sich und seine Frauen und Schätze sammt dem Palaste.

So ging in Erfüllung, was 115 Jahre vorher der Prophet Nahum (1, 10; 2, 7. 9.) geweissagt hatte: „Wie vom Saufen berauscht, werden sie verzehrt werden. Die Thore an den Wassern werden geöffnet und der Palast wird untergehen (im hebr. Urtext: zerschmelzen). Ninive ist wie ein Teich voll Wasser; mit überströmender Fluth macht er dem Ort ein Ende. Es wird dieß Unglück nicht zweimal kommen" d. i. Ninive wird nie mehr wieder erstehen. — Auch der Prophet Zephanja hatte geweissagt. „Ninive wird Er öde machen und dürre, wie eine Wüste, daß die Thiere drinn Rast halten." — Und so öde

und leer lag und liegt es seit mehr als 2400 Jahren bis auf den heutigen Tag!

Die **Ruinen von Ninive** am Tigris bei Chorsabad im Paschalik Mossul wurden im J. 1844 durch **Botta's** Ausgrabungen zum erstenmal seit so vielen Jahrtausenden in genaue Untersuchung genommen. Eine Reihe von Hügeln mit Bruchstücken von Backsteinen und Marmorplatten sammt Inschriften läuft bis Chorsabad hin, welches wahrscheinlich auch eine königliche Burg war, die am Ende der Stadt lag. Das große Viereck, das man bisher gewöhnlich für die ganze Stadt Ninive nahm, ist bloß die große Hofburg gewesen, während sich die Stadt selbst bis Chorsabad hin erstreckte in einer Länge von drei Caravanenstunden, und also „jetzt erst begreiflich wird, wie der Prophet Jonas drei Tage lang in dieser Stadt habe umherwandeln können" (Jon. 2, 3. 4.), die an zwei Millionen Einwohner hatte

Die jenes große Viereck einnehmenden Ruinen der großen Hofburg liegen auf einer 40 F. hohen, aus ungebrannten Backsteinen gebauten Terasse, die mit einer aus Quadern bestehenden Strebemauer eingefaßt und unterstützt ist. Auf dieser Terrasse erhob sich der Palast mit Wänden aus Backsteinen, welche mit von Sculpturen überdeckten Marmorplatten bedeckt sind. Die vier Façaden des Palastes hatten sechs Eingänge.

Der große monumentale Eingang, der die Mitte der südlichen Façade bildet, ist mit sechs kolossalen geflügelten Stieren mit Menschenköpfen und zwei kolossalen Männerfiguren, welche Löwen in ihren Armen ersticken, geziert. Auch von den andern Eingängen haben einige sechs, andere nur zwei solcher geflügelter Stiere. Sie sind keine Statuen, sondern Haut-reliefs, und nicht nur von großer Schönheit, sondern auch ganz unbegreiflich gut erhalten, gerade, als ob sie eben aus der Werkstätte des Bildhauers kämen. Sie haben meist fünf Füße, wodurch sie „beim perspectivischen Verschwinden des einen oder des andern Fußes dem Blicke des sie von der Seite Besehenden noch immer vier Füße darbieten." Die zwei mittleren Stiere bilden mit ihrer Vorderseite die Thürpfosten des Eingangs und mit ihren Seiten die Wände der Tiefe des Thorwegs. Jeder dieser Stiere wiegt über 500 Centner. (Nur den Kopf von einem derselben bis an den Tigris zu ziehen, waren vier Büffel nicht im Stande.) Zwischen ihnen fand man im Thorwege zwei bronzene Löwen, welche durch lange Stangen in den Boden befestigt waren und die einen Ring auf dem Rücken trugen. Nur einer derselben wurde ganz gefunden, vom andern nur Reste. (Die Ringe scheinen bestimmt gewesen zu seyn, eine Stange zu tragen, an welcher die Ringe, die den Vorhang hielten, der den Eingang des großen

Saales schloß, hin und her geschoben werden konnten, um den Vorhang zu öffnen oder zu schließen. Dieser Saal, in welchen jene Thore führen, enthält 150 F. Länge.

Im Ganzen hatte der Palast 14 Säle. Die innern Wände derselben sind alle mit dünnen Alabasterplatten bekleidet und mit Bildwerken und Inschriften bedeckt. Die Inschriften, die gleichsam einen Theil der Reichsannalen ausmachen, sind aus der Keilschrift. Solcher Inschriften enthält die Ruine über 200, die eine Gesammtlänge von 2500 Metres betragen. Botta hat sie mit feuchtem Papier abgeklatscht, um einen vollkommenen Abdruck davon zu haben. Sie harren bereits in Paris ihrer Entzifferung entgegen.

Die Bildwerke verrathen keine Spur griechischer Kunst und sind doch voll Geist und Schönheit in der Ausführung. Sie enthalten treffliche Abbildungen von Schlachten, Festungseroberungen, Jagden, Trinkgelagen ꝛc. Eines dieser merkwürdigen Basrelifs stellt die Belagerung einer Inselstadt dar: das Meer ist mit Schiffen bedeckt, Leute sind mit Herbeischaffung von Holzstämmen beschäftigt, welche zur Errichtung eines Dammes dienen; das Wasser ist mit Seethieren aller Art, Fischen, geflügelten Seepferden ꝛc. angefüllt. — In den meisten Darstellungen kommt eine Hauptfigur als Herrscher vor, die Tiara auf dem Haupt, „die Stirne kurz und vorspringend, die Augenbrauen dicht und zurückgezogen Haare und Bart wallen schlicht auf Schultern und Brust, wo sie sich dann in mächtigen Locken aufringeln.“ Die prächtige Kleidung besteht aus einer reich verbrämten Tunica. „Diese Gestalt erscheint bald kämpfend, bald Feinde vor sich hertreibend, bald beim Mahle auf einem Stuhle sitzend, bald im festlichen Aufzug einen Wagen mit vier nebeneinander gespannten Pferden lenkend, zwischen welchen noch eigens ein, durch seine Größe hoch über das Viergespann ragender Diener schreitet.“ Eben so kehrt in der Nähe des Königs die Gestalt seines bartlosen Waffenträgers in der Regel wieder. Auch erscheint unter diesen Abbildungen eine Göttergestalt, die in der Rechten eine schlangenförmig gekrümmte Waffe führt und mit der Linken einen sich sträubenden Löwen an sich hinaufzieht. — Weibliche Figuren kommen, mit Ausnahme einer einzigen, die ein Kind emporhebt, nirgends vor.

Unter einigen Ziegeln des Fußbodens fand man ausgemauerte Behälter, angefüllt mit kleinen thönernen und emaillirten Menschen- und Thierfiguren; desgleichen auf dem Fußboden ganze Reihen von großen irdenen Gefäßen, die mit Menschengebeinen angefüllt sind. Es scheint, daß der Palast vor seiner Zerstörung rein ausgeplündert worden war: denn man fand bis jetzt weder Geschmeide, noch Werkzeuge, ausgenommen ein Stück

von einem bronzenen Kriegswagenrad. — Auf der Südseite des Palastes stand ein Tempel aus harten geschwärzten Steinen. Er war größtentheils zerstört, da spätere Generationen die vom Feuer unbeschädigten Theile abgerissen zu haben schienen, um die Bausteine zu benützen. Daher ist auch vom Palaste kein Theil ganz unbeschädigt geblieben, als die großen Thorwege mit ihren prächtigen Stieren.

Mit dem Sturz des assyrischen Reiches trat Babylonien wieder unabhängig auf und die im Jahr 625 v. Chr. durch Nabopolassar gegründete neubabylonische Herrschaft, die den Anfang des chaldäisch-babylonischen Reiches bezeichnet, umfaßte zuerst, außer Mesopotamien, noch Phönizien, Syrien und Israel (oder Ephraim).

Diese in den Ländern am Euphrat und Tigris erfolgten Veränderungen nun wollte sich aber auch eine andere Macht im Süden zu nutze machen, um sich gegen Norden hin weiter auszudehnen. Diese Macht war **Aegypten**. Dort war nämlich (schon kurz vor dem jüdischen König Josias) im Jahre 650 v. Chr. aus der Dodekarchie die Alleinherrschaft Psammetichs (II. 4, 3.) hervorgegangen, durch welche Aegyptens innere Kraft gebrochen erscheint, so daß sein Nachfolger, Pharao **Necho** (Nekos, auch Nekao), des Josias Zeitgenosse, sich nach Außen theils durch Erweiterung des Handels — mittels einer, jedoch unausgeführt gebliebenen Verbindung des rothen Meeres mit dem mittelländischen —, theils durch Eroberungen in Asien wieder zu stärken suchte.

Daher machte sich Pharao Necho mit einem großen Heere aus Aegypten nach dem Euphrat auf und war eben auf dem Durchzug durch Palästina begriffen, als ihm daselbst Josias entgegentrat, um ihn aufzuhalten, weil derselbe von Aegypten mehr fürchtete, als von Babylon und den Neutralitätszusicherungen Necho's nicht traute. Aber Necho besiegte ihn südwestlich am Gebirge Karmel im Thale von Megiddo 611 v. Chr Josias starb zum großen Leidwesen seines Volkes an der in der Schlacht erhaltenen Wunde: Jerusalem wurde vom Sieger erobert, Juda gebrandschatzt und zinspflichtig gemacht; Josias Sohn und Nachfolger Joahas (auch Sallum genannt) wurde als Gefangener nach Aegypten geschleppt und dagegen dessen älterer Bruder Jojakin zum Könige von Juda

eingesetzt, der jedoch an Aegypten nur eine kurze Stütze hatte. Denn Pharao Necho wurde auf seinem Weiterzuge von der babylonischen Macht, die Nabopolassar unter seinem Sohne Nebucadnezar (Nabuchodonosor) ihm entgegenwarf, 606 v. Chr in der entscheidenden Schlacht bei Karchemisch (Circesium), einem festen Platz am Euphrat, so völlig geschlagen, daß er sich wieder nach Aegypten zurückziehen mußte, wo er 601 v. Chr. starb. (§. 5.)

2. Juda's Untergang. Die babylonische Gefangenschaft.

Durch diesen Sieg erhob **Nebucadnezar** Babylon zur ersten Weltmacht: denn nun drang er ohne Aufhalt vor, um sich (denn sein Vater starb unterdessen) Alles im Südwesten zu unterwerfen. Zunächst zog er durch Syrien nach Juda, das von nun an den Babyloniern zinsbar wurde und schon von diesem Zeitpunct rechnet sich die siebenzigjährige babylonische Gefangenschaft der Juden. Weil aber Jojakin nach drei Jahren den Tribut verweigerte, so ließ Nebucadnezar durch Streifhorden sein Land verwüsten, und da der König dabei umkam, so setzte Nebucadnezar den Sohn desselben, Jojachim (Jechonja) zum zinspflichtigen König ein. Weil aber auch Jojachim, im falschen Vertrauen auf das geschwächte und in seine Gränzen zurückgewiesene Aegypten abfiel, zog Nebucadnezar selbst herauf und belagerte Jerusalem. Nach der Uebergabe der Stadt führte er den König und die vornehmsten Einwohner (darunter den Propheten Ezechiel) sammt den Tempelschätzen mit sich nach Babylon.

Da auch der von Nebucadnezar gesetzte letzte König Juda's, **Zedekia**, die Warnungen des Propheten Jeremia nicht achtend, von Babylon abtrünnig wurde, so erfüllten sich endlich die Drohungen Gottes: **Jerusalem** wurde von Nebucadnezar erobert und **zerstört**; der König, der sich vergebens durch die Flucht zu retten suchte, mußte alle seine Kinder hinschlachten sehen, wurde dann geblendet und in Ketten nach Babylon abgeführt; der Tempel wurde verbrannt, die heiligen Tempelgefäße mitgenommen, und alle Einwohner der Stadt,

so wie noch viele von dem Lande wurden im Jahr **588 v. Chr. in die babylonische Gefangenschaft geführt,** und über das übrige Volk im Lande, das bloß noch aus Wein= und Ackerbauern bestand, ein Statthalter gesetzt.

Den Untergang Jerusalem's und seiner Könige und die Gefangenschaft des Volkes hatte, außer mehreren frühern Propheten, besonders der unter den letzten fünf Königen lebende Prophet **Jeremia** verkündigt und sich dadurch den Haß seiner Landsleute zugezogen, so daß er, als Zedekia wider dessen Warnungen mit dem Abfall umging, von den Fürsten Juda's ergriffen, gestäupt und in einen Kerker geworfen wurde. Dieses Gefängniß wurde aber gerade die Ursache seiner Rettung bei der schrecklichen Zerstörung der Stadt, die so vielen das Leben kostete. Nebucadnezar gab ihn sogar frei und empfahl ihn dem Statthalter zur Fürsorge. — Jeremias, der den Fall des Reiches aufs tiefste mitempfand, blieb freiwillig bei den Armen im Lande zurück, um sie zu trösten und zu berathen. Als nachher jener Statthalter, der Gedalja hieß und selbst von jüdischer Herkunft war, nach einer kurzen wohlthätigen Wirksamkeit auf Anstiften eines ammonitischen Fürsten von dem Haupt einer jüdischen Parthei ermordet wurde, und ein Theil der Juden deßhalb nach Aegypten auswanderte, wurde Jeremia, der ihnen dieses Vorhaben widerrieth, von ihnen wider seinen Willen mitgenommen. Er starb bald darauf in Aegypten, nachdem er den Untergang Aegyptens und anderer Reiche geweissagt hatte, die nachher alle durch Nebucadnezar fielen. Auch der letzte Rest der Bewohner Juda's wurde vollends nach Babylonien versetzt.

Dort aber, im Innern Asiens saß nun das von seinem Bundesgott abgefallene Volk „weinend an den Bächen Babylons, wann es an Zion gedachte.“ Denn die Weissagungen der Propheten hatten sich schrecklich an ihm erfüllt; sein Gott hatte ihm gezeigt, daß er ein heiliger und gerechter Gott ist, der seiner nicht spotten läßt. Doch selbst in dieser Strafe sollten sie ihn als den barmherzigen und gnädigen Gott kennen lernen, der nur Gedanken des Friedens über sie hätte und nicht des Leides. „Denn — also hatte er ihnen (durch Jeremia) verkündigen lassen, — so ihr mich von ganzem Herzen suchen werdet, so will ich mich von euch finden lassen und will euer Gefängniß wenden.“ Und Juda machte es nicht wie Ephraim, sondern schlug in der Verbannung in sich: Ein Schrei der Buße durchdrang die Gedemüthigten und ein Jeder

bekannte: „der HErr ist gerecht, denn ich bin seinem Munde ungehorsam gewesen. Höret alle Völker und schauet meine Schmerzen!" Und weil Juda nicht bei der Reue stehen blieb, sondern vertrauensvoll wieder das Antlitz seines Gottes suchte, so sollte es bald ihn auch wieder als den ewigtreuen erfahren dürfen. Nicht minder sollte sein Aufenthalt in Babylonien auch für die Heiden eine Zeit vorlaufender Heimsuchung Gottes seyn, darin eines Manchen Herz und Geist aus dem Munde der Jehovahdiener Samenkörner höherer Gotteserkenntniß und bessere Hoffnung für eine kommende Zeit des Heils aufnehmen und im Stillen weiter verbreiten sollte.

Die in der babylonischen Gefangenschaft befindlichen Juden hatten es im Aeußern nicht so schlimm; mehrere vornehme jüdische Jünglinge hatte Nebucadnezar (schon seit seinem ersten Zuge gegen Juda) an seinem Hof erziehen lassen und sie zu Statthaltern in verschiedenen Provinzen des Reichs gemacht: ja einer darunter, der durch seine Gottesfurcht und Weissagungsgabe ausgezeichnete **Daniel** (ein Zeitgenosse des gleichfalls in der babylonischen Gefangenschaft am Flusse Chebar lebenden Ezechiels) bekam noch vor jener Zerstörung Jerusalem's den höchsten Einfluß auf den König und auf die Regierung des ganzen babylonischen Reichs. Denn, weil Daniel, was kein Magier konnte, dem Nebucadnezar einen Traum (der diesem entfallen war und worin ihm in einem Bilde die Geschicke der vier großen Weltreiche gezeigt wurden, nach welchen dann „Gott vom Himmel ein ewiges Königreich aufrichten" würde) allein anzugeben und zu deuten vermochte: so erhob Nebucadnezar den Daniel zum obersten Reichsfürsten, und bekannte bei dieser, wie bei noch einigen andern Gelegenheiten, daß Israels Jehovah „der Gott über alle Götter und ein Herr über alle Könige" sey.

3. Nebucadnezar's Eroberung von Tyrus. Einnahme von Aegypten. Babylon auf dem Gipfel seiner Macht.

Indessen fuhr Nebucadnezar fort, die babylonische Macht auszudehnen. Auf seinen mehrmaligen Zügen nach dem Westen hatte er zwar Phönizien schon größtentheils eingenommen und Sidon zerstört: nur hatte ihm seit 13 Jahren die Stadt **Tyrus** bei jedem Versuche kräftig widerstanden, bis er sie endlich 585

eroberte und zerstörte. Da ward das Wort der Weissagung (Jes. 23.) erfüllt. „Wer hätte es gemeint, daß es Tyro, der Krone, so gehen sollte?" — Aber freilich nur, „die vor dem HErrn wohnen, werden ihr Kaufgut behalten."

Diejenigen Einwohner von Tyrus, die Nebucadnezar in seine Gewalt bekommen konnte, wurden, wie die andern Phönizier nach Babylon versetzt. Doch war ein Theil der Tyrier wieder nach der Inselstadt geflohen, die sich nachher unter dem Namen Neu-Tyrus so mächtig erhob, wie die zerstörte Mutterstadt: indessen scheint sie, wenn auch nicht die babylonische, doch nachher die persische Oberhoheit erkannt zu haben.

Die Reihe ihrer Regenten gibt Berosus an und sagt, der tyrische Oberpriester habe nachher manchmal denjenigen, dem die Tyrier den erledigten Thron geben wollten, wie z. B. einen Marbal rc., aus den nach Babylonien weggeführten angesehenen tyrischen Familien kommen lassen müssen.

Hierauf nahm Nebucadnezar ganz Aegypten ein, tödtete den Pharao und verpflanzte einen Theil der Einwohner ins Innere seines Reiches. Auch bezwang er die an Aegypten gränzenden Staaten und soll sogar an der Nordküste Afrika's bis zu den Säulen des Herkules vorgedrungen seyn. Eben so machte er glückliche Eroberungszüge nach Ostpersien, und schleppte allenthalben her ungeheure Beute nach Babylon, dessen alte Größe und Pracht durch ihn nicht nur hergestellt, sondern noch um Vieles erhöht wurde.

Er besaß nun eine so große Macht, daß er im Herrscherstolz sich allzusehr überhob und darum in Wahnsinn verfiel, in welchem er wie ein Thier sich geberdete und Gras aß, bis er nach sieben Jahren wieder zu sich kam und demüthig erkannte, daß „Jehovah der Höchste und alles sein Thun Wahrheit und Recht" sey. Während seines Wahnsinns regierte seine Gemahlin Nitokris, welcher viele der bedeutenden Wasserbauten (Dämme, Kanäle rc.) am Euphrat zugeschrieben werden.

Die Stadt **Babylon** (in der h. Schrift Babel) selbst hatte zwei Millionen Einwohner, und bildete (nach Herodot) ein Viereck, davon jede Seite drei deutsche Meilen lang war. Mitten durch sie hindurch floß der Euphrat, über welchem eine prächtige Brücke beide Stadttheile verband; östlich von derselben, in der Nähe des Flusses, stand der Belus-

thurm (II. 5.). Die mit einem Wassergraben umgebene Stadtmauer war 200 Ellen hoch und 50 breit, so daß 6 Wagen auf ihr bequem neben einander fahren konnten: sie war mit 250 Thürmen versehen und hatte 100 eherne Thore. Der innere Flächenraum war rechtwinklig mit so vielen Straßen durchkreuzt, daß 625 kleine Gevierte entstanden, die aber nicht alle mit Häusern bedeckt waren, sondern zum großen Theil auch Gärten und bebaute Felder enthielten. An beiden Ufern des Euphrats befanden sich die beiden königlichen Paläste, neben einem derselben die berühmten hängenden (d. i. terassenförmig angelegten) Gärten der Semiramis (nach andern der Nitokris). Andere prächtige Gebäude soll eine andere Gemahlin von ihm, Namens Amuhia, gebaut haben.

Nach Nebucadnezars Tode 561 v. Chr. fing die babylonische Macht an, wieder stärker zu sinken. Sein Sohn und Nachfolger Evilmerodach (der dem gefangenen jüdischen König Jojakim wieder die Freiheit gab) wurde schon im zweiten Jahre seiner Regierung 558 von seinem Schwager Neriglissar getödet. Dieser gerieth mit den Medopersern in Krieg und rief den König Krösus von Lydien zu seinem Schutze herbei, wurde aber 555 in einer Schlacht gegen den medischen König Astyäges getödtet. Sein Nachfolger Laborosoarchod, ein grausamer Despot, wurde schon nach 8 Monaten von Naböned, (der auch Labynet, in der Bibel aber Belsäzar oder Belschazar heißt) getödtet, und unter diesem schwelgerischen und verworfenen Regenten stürzte Babylons Macht durch die medopersische zusammen. (K. 9, 3.)

---

9. Kapitel.

Gründung des persischen Weltreiches.

1. Untergang des medischen Reiches.

In dem medischen Reiche, das neben dem babylonischen bisher fortbestanden hatte, war nach dem Tode des Königs Kyaxares I. (K. 8, 1) dessen Sohn **Astyages** zur Regierung gekommen. Dieser führte in seinem Serail ein weichliches Leben, weßhalb sich das bis dahin den Medern gehorchende kräftige Urvolk

der Perser gegen ihn erhob und sich von Medien losriß. Der Abfall geschah durch **Kyros**, der in der Bibel Kores oder Koresch heißt, (ein Name, der vom persischen Worte Khor, Sonne, kommt, also Stellvertreter des Sonnengottes, latinisirt Cyrus, während sein eigentlicher Name, nach Strabo, Agradatos war). Dieser besiegte im Jahr 560 v. Chr. die Meder bei Pasargadä, eroberte Ekbatäna und bekam den Astyages selbst in seine Gewalt, in der er ihn bis an dessen Lebensende bei sich behielt.

Die Meder haben nachher höchstwahrscheinlich die bei Herodot vorkommende Erzählung von einer Blutsverwandtschaft des Königs Cyrus mit dem medischen Königshause erfunden, um sich für den Verlust ihrer Freiheit mit dem eitlen Troste zu beruhigen, daß sie ja nur unter einem andern Zweige ihrer Dynastie, nicht unter einem fremden Herrscher ständen.

Die Grundzüge der Erzählung, wie Herodot sie mittheilt, sind diese: Dem Astyages, der keinen Sohn hatte, habe es geträumt, aus seiner einzigen Tochter Mandäne wüchse ein Weinstock, der sich über ganz Asien ausbreite. Dieser Traum wiederholte sich ihm auch noch unter einem andern Bilde. Weil nun seine Magier denselben dahin deuteten, daß Mandanens künftiger Sohn sein Königthum bedrohe, so habe er seine Tochter an einen Perser von zwar edler Herkunft, aber unbedeutender Macht, Namens Kambyses, verheirathet, und den Sohn, den sie diesem nachher gebar, einem vertrauten Hofbeamten, Harpägos zu tödten befohlen. Dieser habe das Knäblein einem Hirten im Gebirge zum Aussetzen gegeben, der es aber auf den Rath seines Weibes, an der Stelle eines von ihr so eben todt gebornen Kindes, als das seinige aufzog.

Als der Knabe in seinem 10. Jahre einst bei einem Spiele mit andern Dorfknaben, worin diese ihn zum König machten, einem der mitspielenden Knaben, dem Sohne eines angesehenen Mannes, Streiche geben ließ, weil derselbe ihm, dem Spielkönige, nicht gehorcht hatte: so habe sich der Vater des Geschlagenen bei Astyages darüber beklagt. Astyages habe dann bei der Untersuchung der Sache an dem Benehmen und der Gesichtsbildung des beklagten Knaben seinen Enkel, und bei näherer Nachforschung aus den Aussagen des Hirten, so wie des Harpagus, die Art erkannt, wie derselbe am Leben geblieben. Zur Strafe habe er den Sohn des Harpagus tödten und dem nichts ahnenden Vater zur Speise vorsetzen lassen, so daß dieser von da an lange mit stillen Rachegedanken umgegangen sey.

Nachdem hierauf die Magier erklärt, daß Astyages von dem Cyrus nichts mehr zu befürchten habe, da jener Traum durch das Königsspiel in Erfüllung gegangen sey, so habe Astyages nun den Knaben nach Persien seinen Aeltern zurückgeschickt, wo er alsdann in Allem unterrichtet und erzogen worden sey, was einem edlen Perser zukam, und bald alle andern an Tugend und Tapferkeit übertroffen habe. Weil aber Astyages durch Willkühr und Grausamkeit den Medern mehr und mehr lästig wurde, so habe jener Harpagus sein langgehegtes Rachegefühl dadurch befriedigt, daß er insgeheim durch einen (in einen Hasen genähten) Brief den Cyrus in Persien aufforderte, sich der medischen Herrschaft zu bemächtigen, wozu er ihm behülflich seyn wolle.

Darauf habe Cyrus die tüchtigsten Perser versammelt und ihnen erklärt, sein Großvater habe ihn zu ihrem Heerführer gemacht: ein jeder von ihnen solle sich am folgenden Tage mit einer kleinen Sichel einfinden. Mit dieser hätten sie dann den ganzen Tag hindurch ein mit Dornen bewachsenes Feld reinigen müssen, worauf er sie dann wieder auf den folgenden Tag bestellte, an dem er ihnen sodann einen Schmauß gegeben habe. Auf die Frage, welcher von beiden Tagen ihnen am besten gefallen habe, sey natürlich die Antwort zu Gunsten des zweiten Tages ausgefallen, worauf er ihnen lauter solche gute Tage versprochen habe, wenn sie mit ihm die Freiheit Persiens vom medischen Joche erkämpfen würden. Mit Jubel hätten sie sich für die Unabhängigkeit erklärt. Als nun Astyages von dieser feindlichen Bewegung erfahren, habe er das medische Heer gegen Cyrus ausgesendet, in der Verblendung aber dem Harpagus die Fuhrung desselben übergeben, der dann mitten in der Schlacht zum Cyrus überging, worauf das übrige Heer die Flucht ergriff.

2. Untergang des lydischen Reiches.

Unterdessen aber war König **Krösus** von Lydien, dessen Reich von der kleinasiatischen Küste Kariens bis östlich an den Fluß Halys reichte, zu Gunsten seines Schwagers Astyages im Anzuge; ja er hatte schon den Gränzfluß überschritten und verheerte Kappodocien. Daher wendete sich Cyrus zunächst gegen die Lydier in Kleinasien. (Denn in diesen Zeitpunkt ist des Cyrus Zug nach Lydien zu setzen, wenn man mit dem Propheten Daniel und dem griechischen Geschichtschreiber Xenophon in Uebereinstimmung bleiben will.)

Die ursprüngliche Landschaft **Lydien** lag in Vorderkleinasien am ägäischen Meer und war von den Landschaften Mysien, Phrygien und Karien

umgeben. Die Ureinwohner hießen Mäonier und hatten sich den Lydiern unterwerfen müssen. Die Lyder oder Lydier gehörten dem karischen Stamm an und stunden zuerst unter der Dynastie der Atyden und Herakliden (s. d. griech. Gesch.), sodann nach ohngefähr 727 (nach Andern 700) v. Chr. unter der Dynastie der Mermnaden, die mit Gyges beginnt, der die jonische Stadt Kolöphon eroberte. — Sein Sohn Ardys eroberte die jonische Stadt Priēne, hatte aber das Unglück, daß sein Land und seine Hauptstadt Sardes (gr. Sardeis) von einem asiatischen Nomadenvolke, den Kimmeriern, verheert wurde, die sich auch unter seines Sohnes Regierung im Land erhielten und erst von seinem Enkel **Alyattes** 628 vertrieben wurden. Dieser führte mit Kyaxares I. von Medien einen fünfjährigen Krieg, der aber, als eben die beiderseitigen Heere in einer Schlacht begriffen waren, durch eine Sonnenfinsterniß (welche von Thales den Joniern auf den 30. Sept. dieses Jahres 585 war vorausgesagt worden) beendet wurde, indem beide Theile, dadurch erschreckt, einen Friedensvertrag eingingen, den eine Heirath zwischen des Kyaxares Sohne Astyages und des Alyattes Tochter Aryene besiegelte. — Alyattes eroberte die jonische Stadt Smyrna, und machte, gleich allen seinen Vorgängern, einen vergeblichen Versuch auf die mächtige jonische Stadt Milet, die dann endlich nach seinem Tode 571 sein Sohn **Krösus**, nebst fast allen jonischen und äolischen Pflanzstädten Kleinasiens, in seine Gewalt bekam. Derselbe vereinigte auch das von den kleinasiatischen Küstenflüssen Mäander und Marsyas durchströmte, damals aber weit über seinen ursprünglichen Umfang ausgedehnte uralte phrygische Reich mit dem lydischen und brachte so fast ganz Kleinasien bis an den Halys (jetzt Kisil-Irmak) unter seine Herrschaft, so daß Lydien damals als das mächtigste und blühendste Reich in Asien und Krösus als der reichste König galt. Kleinasien enthielt nämlich folgende Landschaften: im Westen: Bythinien, Mysien, Lydien, Karien, Aeolis, Jonien, und Doris; im Süden: Lycien, Pamphilien, Pisidien, Isaurien und Cilicien; im Norden: am schwarzen Meer: Pontus, Paphlagonien, Kappadocien; im Innern: Phrygien, — und alle diese Landschaften, mit Ausnahme von Lydien und Cilicien, beherrschte Krösus.

Zu dem Kriege mit Cyrus, bestimmte ihn eine Antwort des von ihm reich beschenkten delphischen (und thebaischen) Orakels, die dahin lautete, „er werde mit diesem Kriege ein mächtiges Reich umstürzen.“ Indem er nun nicht daran dachte, daß darunter auch sein eigenes gemeint seyn könne, unternahm er, ungeachtet der Warnung eines verständigen Lydiers, den verhängnißvollen Zug, auf dem er zugleich seine Eroberungen ausdehnen wollte.

Die nun erfolgende Schlacht (bei der medischen Stadt Pteria) blieb wegen der gleichen Tapferkeit beider Theile unentschieden und als Cyrus am folgenden Tag den Kampf nicht erneuerte, zog Krösus, der dies für Furcht halten mochte, nach Sardes zurück, wo er sein Heer entließ, in der Absicht, ein halbes Jahr darauf mit Hülfe der Aegypter, Babylonier und Spartaner, den Krieg fortzusetzen. Aber Cyrus, der ihm nachgezogen war, erschien so rasch vor Sardes, daß Krösus eben nur noch Zeit hatte, an der Spitze seiner, übrigens damals noch durch ihre große Tapferkeit berühmten lydischen Reiter sich ihm entgegenzuwerfen. Cyrus besiegte ihn durch eine List (indem er auf des Harpagus Rath seine vorderste Heeresreihe mit Reitern zu Kameel besetzt hatte, wodurch die Pferde der lydischen Reiter scheu wurden), eroberte dann die Stadt und Burg Sardes und machte durch Gefangennehmung des Krösus dem lydischen Reich ein Ende.

Die Stadt Sardes, die sich tapfer vertheidigte, wurde dadurch gewonnen, daß ein Perser den Zugang zur steilsten Seite der für unüberwindlich geltenden Burg fand, weil da keine Wachen ausgestellt waren. Bei der, hierauf erfolgten Einnahme der Burg drang ein persischer Krieger in das königliche Gemach, wo Krösus mit seinem taubstummen Sohne sich aufhielt. Als jener mit gezücktem Schwert auf den König, der nach dem Verluste seines Reichs mit Gleichgültigkeit seinem Tode entgegensah, losging, löste dem taubstummen Sohne die Angst das Zungenband, daß er schrie: „Mann, tödte den Krösus nicht!" und von diesem Augenblicke an die Sprache behielt.

Als Krösus vor den Cyrus geführt wurde, befahl dieser einen Scheiterhaufen zu errichten und den gefangenen König mit 14 jungen Lydiern zu verbrennen. Da, auf dem Scheiterhaufen, im Angesichte des Feuertodes, rief Krösus aus: O Solon, Solon, Solon! Hierüber vom Cyrus befragt was dieser Ausruf bedeute, erzählte endlich Krösus, daß dieser griechische Weltweise (B. IV. K. 7, 6.) ihm einst bei einem Besuche, wobei er ihm seine Schätze gezeigt habe, auf die Frage, wen er für den Glücklichsten halte, wider sein Erwarten nicht ihn genannt hätte, sondern zuerst einen gewissen Tellus aus Athen, der als glücklicher Vater in seinem hohen Alter einen schönen Tod für's Vaterland gestorben wäre; alsdann zwei Brüder aus Argos, Kleöbis und Biton, die in Folge einer schönen Handlung der Kindesliebe in einen seligen Todesschlummer gefallen seyen. Als er, Krösus, über diese Antwort unwillig geworden sey, habe Solon geantwortet, daß er vor dem Tode keinen Menschen glücklich preisen könne. An dieses Wort, das er damals

nicht verstanden habe, erinnere er sich jetzt und müsse es in seiner vollen Wahrheit anerkennen. — Auf diese Mittheilung gedachte Cyrus, daß auch er ein Mensch sey, und daß Macht und Stand weder vor der Vergänglichkeit, noch vor der göttlichen Vergeltung schütze: er schenkte daher dem Krösus das Leben und behielt ihn von nun an in seiner nächsten Umgebung. Dafür wurde Krösus einer seiner treusten Rathgeber, und war auch späterhin dem Sohne des Cyrus noch ein treuer Warner.

Cyrus ließ nun Lydien als persische Provinz durch Statthalter verwalten und namentlich durch den Harpagus auch die karischen und griechischen Küstenstädte Kleinasiens seiner Herrschaft unterwerfen. Er beließ ihnen ihre Verfassung und setzte nur einen persischen oder medischen Aufseher in jede Stadt, um seine königlichen Rechte zu wahren.

Nur die Einwohner der Städte Teos und Phokäa wanderten lieber aus, um sich nicht unterwerfen zu müssen. Jene gründeten dann Abdēra auf der thrazischen Küste; aber ihre Nachkommen, die Abderiten, geriethen in den üblen Ruf der Albernheit, den sie durch's ganze Alterthum behielten; diese, die unternehmenden Phokäer, landeten, einem Theil nach wenigstens, nach mehrfachen mißlungenen Versuchen, sich anzusiedeln, in Südgallien und brachten die von ihnen 100 Jahre früher schon gegründete Pflanzstadt Massilia (das heutige Marseille) empor.

Als bald nach seiner Entfernung Lydien einen Versuch der Empörung machte und Cyrus die Lydier alle in Sclaverei wegführen lassen wollte, rieth Krösus, um sein Volk wenigstens vor der Vernichtung zu bewahren, dem Cyrus, den Lydiern lieber durch Einführung einer weichlichen Lebens- und Erziehungsweise, nämlich durch Kleiderüppigkeit, Musik und Krämerei, ihre bisherige Männlichkeit und Tapferkeit zu nehmen, dann würden sie nicht mehr an Empörung denken. Cyrus befolgte den Rath und mit der auf diese Weise zunehmenden Weichlichkeit verlor dieses Volk auch alle Sehnsucht nach der ehemaligen Freiheit und Selbständigkeit.

3. Babel's Fall.

Hierauf wendete sich Cyrus wieder nach Medien wo unterdeß der Sohn des Astyages, Kyaxares II, auch Darius genannt,

sich noch in der Herrschaft zu erhalten gesucht hatte. Cyrus fand sich mit ihm dadurch ab, daß er dessen Schwester (nach Andern: dessen Tochter) heirathete und ihm, da derselbe ohnedies keine Söhne hatte, den ruhigen Besitz von Medien überließ, beide nun aber in ein Bündniß gegen Babylonien zusammentraten, das mit Krösus verbündet gewesen war und wo eben Belsazar (K. 8, 3.) sein schwelgerisches und verworfenes Regiment führte.

Nachdem Cyrus an der Spitze der verbundenen Meder und Perser die den Euphrat und Tigris verbindende sogenannte medische Mauer, welche schon früherhin zum Schutze gegen die Meder aufgeführt worden war, überschritten und ein babylonisches Heer geschlagen hatte, gaben die Babylonier den Kampf im freien Felde auf (Jer. 51, 30) und zogen sich in ihre große und stark befestigte Stadt zurück. Hinter ihren starken Mauern (die zugleich sehr große Fruchtfelder nebst Vorrath auf 20 Jahre einschloßen) glaubten sie der Belagerung spotten zu können und dachten daher an keinen Ausfall.

Schon hatte die Belagerung fast zwei Jahre lang gedauert, als es dem Cyrus endlich gelang durch Ableitung des durch die Stadt fließenden Euphrat (in einen zu diesem Zwecke früher von Nebucadnezars Gemahlin Nitokris gebauten künstlichen See) mitten durch das seichte Flußbett (Jes. 50, 35.) mit seinem Heere in die Stadt einzudringen und durch Eroberung der Burg und Ermordung des Königs im Jahr **536** v. Chr. dem chaldäisch-babylonischen Weltreiche ein Ende zu machen. So ging das Wort des HErrn, das er zuvor durch seine Propheten (Jes. 47, 1. und Jer. 50, 51.) hatte verkünden lassen: „Herunter, du Tochter Babylon, setze Dich in den Staub!" in Erfüllung. Hierauf verlegte Cyrus seinen Regierungssitz nach Babylon und vollendete so die Gründung der persischen Weltmonarchie.

Die nähern Umstände der Einnahme der Stadt und Burg sind folgende: Belsazar, der die Einnahme der Stadt für unmöglich hielt, feierte eben in der Hofburg mit seinen Großen ein Fest, das zu den Sakäen gehörte, die immer mit einem abscheulichen Saufgelag verbunden waren. Im trunkenen Uebermuth ließ er die von Nebucadnezar erbeuteten goldenen und silbernen

jüdischen Tempelgefäße herbeibringen, und alle seine Hofdiener und Kebsweiber zum Hohn daraus trinken, während sie Götzenlieder dazu sangen. Plötzlich sah der König an der Wand die innere Fläche einer sich bewegenden Hand, welche die Worte „Mene, Mene, Tekel, Upharsin" hinschrieb, so daß Jedermann, wenn auch nicht die Hand sehen, doch die Worte lesen konnte. Erschrecken darüber ließ der König seine Wahrsager und Zeichendeuter kommen und versprach dem, der diese Worte deuten könne, reiche Gaben und die höchste Fürstenstelle.

Da sie es nicht vermochten, rieth ihm die Königin-Mutter, er solle den jüdischen Propheten Daniel, der bei seinem Großvater wegen seiner Weisheit und Weissagungsgabe so viel gegolten habe, die Deutung versuchen lassen. Der herbeigerufene Daniel, der unter dieses Königs Regierung ganz in der Zurückgezogenheit gelebt hatte, hielt zuerst dem Könige sein übermüthiges gottloses Betragen auf's ernstlichste vor, und deutete sodann die Schrift dahin, daß seine Regierungszeit gezählt und vollendet sey, und daß, weil er gewogen und zu leicht befunden worden, sein Reich zertheilt und den Medern und Persern werde gegeben werden. Getroffen im Gewissen erhob Belsazar den Daniel „zum Dritten nach ihm." Aber noch in derselben Nacht, während der Fortdauer des Gelags, drangen die Meder und Perser an beiden, acht Meilen von einander entfernten Enden Babels durch die Euphratthore (Jes. 45, 1) in aller Stille in die Stadt und, unter Nachahmung des Jubelgeschrei's der Schwelgenden, in den Pallast ein, wo sie den König mit allen seinen Großen niedermachten (Dan. 5, 30.) und auch dadurch die durch Jeremia früher verkündeten Worte erfüllten: „Ich will ihre Fürsten, Weisen, Herren, Hauptleute und Helden trunken machen, daß sie einen ewigen Schlaf schlafen!" (Jer. 50, 29, 30; 51, 57.) Ueberhaupt ist die Uebereinstimmung zwischen den weissagenden Andeutungen der Propheten Jesaia und Jeremia über die Einnahme Babylons mit den einzelnen Zügen in den Erzählungen Herodots und Xenophons äußerst merkwürdig. (Jesaias aber weissagte 160 Jahre vor der Einnahme Babylons, 250 Jahre vor Herodot und 350 vor Xenophon.)

4. Rückkehr der Juden aus Babylon.

So lange der schon bejahrte Darius Medus lebte, überließ Cyrus ihm die Regierung von Babylonien und bei diesem Darius bekleidete Daniel wieder die höchste Reichsbeamtenwürde und trug durch seine Weisheit und Frömmigkeit bei, daß derselbe dem lebendigen Gott Israels die Ehre geben lernte. Erst nach

des Darius Tode scheint Cyrus die Alleinherrschaft angetreten zu haben, die sich über Persien, Medien, Babylonien, Kleinasien, Syrien, Phönizien und Palästina erstreckte, und nun noch erweitert werden sollte. Gleich im ersten Jahre seiner Regierung erfüllte sich, was bereits fast 200 Jahre zuvor Jehova durch den Mund des Jesaia (45, 13.) hatte in den Worten verkünden lassen: „Ich habe ihn, den Kores, erweckt in Gerechtigkeit und alle seine Wege will ich eben machen: er soll meine Stadt bauen und meine Gefangenen loslassen, nicht um Geld, noch um Geschenke, spricht der HErr Zebaoth!" Denn auch Cyrus schützte die Religion der Juden, zu welcher sein parsischer Lichtdienst ihn eher sich neigen ließ, als der gröbere babylonische oder ägyptische Götzendienst, den der Perser haßte; ja Cyrus wurde so sehr für Jehovah und dessen Verehrer gewonnen, daß er die Juden durch ein königliches Ausschreiben zur Rückkehr in ihr Land aufforderte und ihnen alle Tempelgefäße, 5400 an der Zahl, herausgab und sie sonst noch durch freiwillige Gaben unterstützte. — Gesetzt auch, es geschah dies von Cyrus Seite zugleich aus Politik, weil er etwa aus Juda wieder eine festere Vormauer gegen Aegypten machen wollte, so war Cyrus doch in Gottes Hand das Werkzeug zur Wiederherstellung Israels.

Doch nur 42,360 Personen (nicht Familien), aus den Stämmen Juda Benjamin und Levi, benützten vorerst diese Erlaubniß und zogen unter Anführung **Serubabels**, eines Stammesfürsten aus Davidischem Geschlechte, der die Würde eines persischen Statthalters oder Landpflegers bekleidete, und des Hohenpriesters Josua in ihr verödetes Vaterland zurück, wo sie sich nach Herstellung der Geschlechtsregister, gleich an den Wiederaufbau des Tempels machten. Der Grund wurde unter allgemeinem Lobpreisen Gottes gelegt und unter Thränen des Schmerzes derer, die den alten Tempel noch gesehen hatten. Nun aber kamen die Samariter herbei und wollten auch Antheil am Tempelbau und an den neuen Einrichtungen haben. Sie wurden aber, als heidnischen Ursprungs, (K. 7, 2.) von den Juden, welche fürderhin jedes heidnische Element von sich ausgeschieden wissen wollten und um des zu erwartenden Messias willen die Aufgabe hatten, ihre Geschlechtsregister rein zu erhalten, von aller Theilnahme zurückgewiesen. In gehässigem Grimm darüber suchten sie nun, den Aufbau zu

hindern, was ihnen in der letzten unruhigen Zeit von Cyrus Regierung dadurch gelang, daß sie einige Räthe am persischen Hofe bestachen, so daß der Befehl zum Einstellen des Baues ertheilt wurde. Aehnlicher Ränke bedienten sie sich bei des Cyrus nächsten Nachfolgern, indem sie die Juden als Aufrührer schilderten, die nach Herstellung ihrer Stadt wieder von Persien abfallen würden. So kam es, daß der Bau 15 Jahre lang eingestellt blieb. (§. 8.)

Um nun die Gränzen seines Reiches gegen Norden hin, wo unruhige nomadische Steppenvölker zu beiden Seiten des kaspischen Meeres wohnten, zu sichern und wo möglich zu erweitern, machte Cyrus einen Zug gegen die Massageten oder Derbiker, deren Königin Tomyris seinen verstellten Antrag um ihre Hand zurückgewiesen hatte, weil sie wohl seine Absicht, sich ihres Landes zu bemächtigen, durchschaute. Dieser Zug fiel aber unglücklich für ihn aus, indem er dabei sein Leben verlor, sey's unmittelbar in der Schlacht, sey's in Folge einer dabei erhaltenen Wunde. Er starb 529 v. Ch. im 30. Jahre seiner Regierung, nachdem er noch vorher seinen Sohn Kambyses zum Nachfolger ernannt hatte.

Nach Herodot bekam Cyrus bei dem ersten Zusammentreffen mit den Massageten am Gränzflusse Jaxartes (Araxes) ihren Anführer, den Sohn der Tomyris, durch List gefangen, der dann, obgleich ihn Cyrus frei gab, sich selbst entleibte. Da rückte Tomyris selbst mit ihrer ganzen Heeresmacht heran und verschaffte sich in einer furchtbaren Schlacht, worin beide Theile mit äußerster Tapferkeit fochten, Sieg und Rache, indem sie den Kopf des gefallenen Cyrus in einen mit Blut gefüllten Schlauch steckte, damit er sich darin sättigen könne. — Nach Ktesias fiel er im Kriege mit den Sakern. — Nach Xenophon aber starb Cyrus ruhig auf seinem Bette und wurde zu Pasargadä in Persis begraben. Sein Grabmal wenigstens wurde noch Alexander dem Großen gezeigt (B. VI. 6, 2). Es enthielt die Inschrift: „O Mensch! ich bin Cyrus, der den Persern die Oberherrschaft errang und über Asien gebot: beneide mich nicht um dieses Grab!"

5. Kambyses Regierung. Sturz der Pharaonenherrschaft in Aegypten.

Kambyses, der dem Cyrus auf dem Throne folgte, ließ die nordische Unternehmung seines Vaters fallen und richtete seinen Eroberungsblick nach Aegypten, Babyloniens altem Feinde, des-

sen Reichthum ihn lockte und an dessen König Amäsis er zugleich eine Beleidigung rächen wollte.

In **Aegypten** war nämlich auf Pharao Necho (K. 8, 1.) dessen Sohn Psammis oder Psammetich II 601 v. Chr. und auf diesen Apries, der in der Bibel Pharao Hophra heißt, um das Jahr 595 v. Chr. gefolgt. Dieser letztere führte mit dem, nordwestlich von Aegypten gelegenen, griechischen Pflanzstaat Kyrene einen so unglücklichen Krieg, daß dadurch beinahe die ägyptische Priesterkaste vollends aufgerieben worden wäre. Daher empörten sich die Aegypter unter Anführung des Amasis gegen ihn und da er sich mit seinen griechischen und karischen Söldnern bei Momemphis nicht halten konnte, sondern gefangen und getödtet wurde: so erhoben die Aegypter 569 v. Chr. den **Amasis** auf den Thron der Pharaonen, welchen derselbe sodann nach Sais versetzte.

Obgleich Amasis, weil er weder aus der Priester- noch aus der Kriegerkaste war, diese beiden wichtigsten Kasten gegen sich hatte, so gelang es ihm doch, wenigstens die Priester (durch den Bau von großartigen Tempeln u. dgl.) zu gewinnen und durch verschiedene wohlthätige Einrichtungen das Land zu einer hohen Stufe des Wohlstandes zu erheben. Die Griechen begünstigte er mehr wie irgend ein König vor ihm, so daß er ihnen nicht nur große Handelsfreiheiten und erweiterte Niederlassungen, sondern auch Freiheit ihres Götterdienstes durch Erbauung griechischer Tempel in seinem Lande gewährte und selbst auch große Geschenke nach Griechenland an dortige Tempel sandte.

Um so mehr verschmähte es die dortige Kriegerkaste, ihn anzuerkennen, und was von ihr noch verhanden war, wanderte vollends nach Meroë aus. Daher war Amasis, gleich seinen Vorgängern genöthigt, seine Sicherheit griechischen Miethsoldaten anzuvertrauen, und dadurch war der Pharaonenthron sowohl, als auch das Land, einem Angriff von Außen völlig bloß gegeben. Dieß zeigte sich deutlich, als Kambyses seinen Zug gegen Aegypten unternahm, dessen vernichtende Wirkung aber Amasis nicht mehr erlebte.

Nach Herodot hatte Amasis den Kambyses auf folgende Weise gereizt: Ein ägyptischer Augenarzt, welchen Amasis einst dem Cyrus auf dessen Bitte gesendet und der sich ungern von seiner Familie getrennt hatte, rieth nachher aus Rache dem Kambyses, des Amasis Tochter zur Ehe zu begehren, damit Amasis, wenn er sie gäbe, einen gleichen Trennungsschmerz, wie er, oder wenn er sie nicht gäbe, den Zorn des Kambyses empfinden möchte. Amasis wagte nicht, die Werbung abzuschlagen, sandte aber, statt seiner eigenen Tochter, die Tochter seines Thronvorgängers nach Persien. Diese aber entdeckte dem Kambyses den Betrug, der dann sogleich den Krieg gegen Persien beschloß und bei der Expedition durch den Phanes, einen aus dem Dienst des Amasis geflohenen griechischen Anführer, unterstützt wurde.

Sechs Monate vor der Ankunft des Kambyses in Aegypten starb Amasis nach 44jähriger Regierung, und sein Sohn und Nachfolger **Psammĕnit** stellte sich vergebens an den Gränzen des Landes den durch Phönizien, Palästina und die arabische Wüste herandrängenden Persern entgegen. Er wurde bei Pelusium geschlagen und zog sich in seine wohlbefestigte Hauptstadt Memphis zurück, während dem Sieger bereits die Libyer und Kyrenäer mit Geschenken huldigten. Memphis konnte sich nicht halten: Kambyses eroberte die Stadt und machte durch Vertilgung des Königshauses im Jahr 525 v. Chr. der Pharaonenherrschaft ein Ende, so daß von nun an Aegypten persische Provinz wurde.

Weil Psammenit's Söldnerbesatzung den persischen Herold, der den Nil herauffahrend die Stadt zur Uebergabe aufforderte, sammt seiner ganzen Schiffsmannschaft, wider alles Völkerrecht, ermordet und die zerstückten Leichname von der Mauer aus höhnend den Feinden gezeigt hatten, so wüthete Kambyses mit desto größerem Grimm gegen die Besiegten. Psammenit und die andern gefangenen vornehmen Aegypter mußten, zehn Tage nach der Eroberung, zusehen, wie zuerst ihre Töchter, 2000 Jungfrauen mit des Königs Tochter an der Spitze, in Sclavinnentracht mit Wasserkrügen vor ihren Vätern vorbeizogen, um nach Sclavenweise Wasser zu holen. Alles weinte: nur Psammenit nicht. Als darauf 2000 vornehme ägyptische Knaben von gleichem Alter mit dem dabei befindlichen Sohne Psammenit's, mit Stricken um den Hals und Zäumen in dem Munde, vorüber und zum Tode geführt wurden: so blieb Psammenit mitten unter dem Jammer der Uebrigen, noch immer thränenlos. Als er aber einen seiner Freunde und Tischgenossen,

einen Greis, dem man alles genommen hatte, als Bettler vorübergehen sah, fing er vor Schmerz an, laut zu weinen.

Auf des Kambyses Befragen, warum er bei dem Anblick seiner Kinder nicht geweint habe, antwortete Psammenit: das Unglück dieser sey zu groß, als daß er darüber weinen könnte; seines Freundes Geschick aber eigne sich ganz zum Weinen. Gerührt befahl Kambyses, Psammenits Sohn zu schonen; dieser aber war zuerst hingerichtet worden: daher Kambyses nun den Vater gelinder behandelte und ihm eine Statthalterschaft zudachte. Als aber Psammenit nachher die Aegypter gegen ihren neuen Herrscher aufzuwiegeln suchte, ließ ihn Kambyses ebenfalls tödten und zwar durch Trinken von Stierblut.

6. Des Kambyses verunglückter Zug nach Aethiopien und Ammonium.

Nach völlig befriedigter Rachsucht, wobei er es nicht zu kleinlich fand, den zu Sais ruhenden Leichnam des Amasis schmählich zu beschimpfen, faßte Kambyses den Plan, nun auch nicht nur Oberägypten und den Tempelstaat Ammonium in der libyschen Wüste, sondern auch Aethiopien zu erobern.

Von Theben, der alten Hauptstadt Oberägyptens, entsandte er eine Heeresabtheilung von 50,000 Mann nach der Oase von Ammonium, um das dortige weltberühmte Orakel zu zerstören und die Einwohner in die Sclaverei wegzuführen, und drang sodann nilaufwärts gegen Aethiopien. Aber schon auf dem fünften Tagemarsch gingen in der unwirthbaren Wüste die Lebensmittel aus, und als er dennoch vorwärts drängte, mußte man loosweise den zehnten Mann schlachten und essen, um sich des Hungers zu erwehren. Da sah sich Kambyses genöthigt, mit großem Verlust nach Theben zurückzugehen, und weil auch sein nach Ammonium entsandtes Heer spurlos in der Wüste verschwunden war, indem es wahrscheinlich von Sandwirbeln verschüttet wurde, so langte er endlich voll Unmuth und Ingrimm wieder in Memphis an, gerade an einem Tage, an welchem die Einwohner ein großes Freudenopferfest begingen, weil sich nach langem Harren wieder ein Apis oder Stiergott (II. 4, 6.) vor=

gefunden hatte, der eben in feierlicher Prozession durch die Stadt geführt wurde.

In dem Wahne, die Aegypter jubelten über sein Unglück, ließ er sogleich die Stadtvorsteher, ungeachtet ihrer ihm gemachten Erklärung, hinrichten, stieß selbst den Stier mit dem Dolch in die Hüfte daß er starb, ließ die Priester geißeln und alle unmittelbaren Festtheilnehmer um's Leben bringen. So lange er sich in Aegypten aufhielt, ließ er nicht ab, den ägyptischen Götterdienst zu verhöhnen, indem er Tempel entheiligte, Bilder verbrannte, Särge öffnete und ähnliche Handlungen der Unmenschlichkeit verübte. Auch an seinen eignen Persern ließ er seinen despotischen Uebermuth aus, so daß seine Grausamkeit zum Sprüchwort wurde.

So ließ er seinen Bruder Tanyoxarkes oder Smerdis, den er als Statthalter in Susa zurückgelassen, durch einen dahin gesendeten Vertrauten, Namens Prexaspes, tödten; seine eigene Gattin die Schwester, jenes Smerdis, mißhandelte er zu Tode; und als ihm Prexaspes sagte, daß die Perser meinten, er sey aus Trunksucht wahnsinnig, wollte er einen Beweis seiner gesunden Vernunft dadurch geben, daß er sich anheischig machte, mit einem Pfeil dem in der Ferne stehenden Sohne desselben das Herz zu durchschießen, was er denn auch wirklich sogleich that. Auch ließ er zwölf vornehme Perser lebendig begraben. — Mag auch der Haß der ägyptischen Priester, von denen Herodot diese Nachricht hat, Vieles übertrieben haben, so liegt doch in seiner ganzen übrigen Handelsweise Grund genug für ein in seiner Religion so tief gekränktes Volk, einen solchen unklugen Despoten des Wahnsinns zu zeihen.

7. Kambyses' Tod. Der falsche Smerdis. Darius Hystaspis.

Gern hätte Kambyses auch einen Zug gegen Karthago unternommen; aber dieser Plan scheiterte an der Weigerung der Tyrier, ihm die dazu nöthigen Schiffe zu stellen. Endlich kehrte er (nach Herodot) auf die Nachricht von der Empörung eines Magiers in Susa zu Gunsten der medischen Herrschaft, wieder nach Babylonien zurück, wo er bald darauf an einer Wunde in der Hüfte starb, die er sich selbst unversehens mit dem Schwerte beibrachte, als er (nach Ktesias) mit demselben zum Zeitvertreib ein Stück Holz behauen, oder (nach Herodot) sein Pferd besteigen wollte. (Ueberhaupt weichen diese beiden griechischen Geschicht-

schreiber in Bezug auf die nähern Umstände der Eroberung Aegyptens, der Ermordung des Smerdis, des Todes Kambyses und der darauf folgenden Thron-Usurpation sehr von einander ab.)

Nach seinem Tode bemächtigte sich jener Magier, Namens Sphendates, der Regierung. Zu dieser Kühnheit hatte ihm Kambyses selbst, ohne es zu wollen, Mittel und Gelegenheit gegeben. Es hatte ihn nämlich Kambyses an die Stelle jenes seines Bruders Smerdis, den er in dem Verdacht, als strebe er nach der Krone, heimlich hatte tödten lassen, zum Statthalter von Susa gemacht und ihn, weil er große Gesichtsähnlichkeit mit Smerdis hatte, für den Gemordeten ausgegeben, um seine Mutter Amytis, die jenen Smerdis besonders geliebt hatte, nicht zu kränken; wiewohl diese dennoch bald hinter die Sache kam und im Schmerz sich selbst vergiftete.

Da Kambyses keinen Sohn hatte, so konnte es nun jenem Magier, bei seiner Zurückgezogenheit in's Innere des Serails leicht gelingen, unter dem falschen Namen Smerdis für den Bruder des Kambyses gehalten und als Thronfolger vom Volk anerkannt zu werden, zumal er sich dasselbe durch einen dreijährigen Steuernachlaß geneigt machte.

Allein Kambyses hatte noch auf dem Sterbebette dreien seiner Vertrauten den wahren Hergang entdeckt und sie ermahnt, die Herrschaft ja nicht wieder an die Meder gelangen zu lassen. Zwei von ihnen aber hielten es lieber mit dem Betrüger; der dritte jedoch machte das Heer mit der Sache bekannt, und sogleich traten sechs vornehme persische Kriegsfürsten in eine Verschwörung zusammen, um den Magier und seinen Anhang zu stürzen. Uud da so eben der Statthalter von Persis, Darīus, des Hystaspes Sohn ein Achämenide, also ein Verwandter des altpersischen Königshauses, nach Susa kam, um dem neuen Könige seine Huldigung zu erweisen, so machten jene ihn, aus Achtung theils vor seiner Abkunft, theils vor seiner jugendlichen Entschlossenheit, mit der Lage der Sache und ihrem Vorhaben bekannt.

Jetzt schlossen sich auch jene beiden andern Vertrauten an sie an und mit ihrer Hülfe drangen die Sieben bewaffnet in die innern Gemächer des Pallastes, tödteten den Sphendates und viele andere

Magier und erhielten für diese That den Beifall der übrigen Perser. Darauf beriethen sie sich, wem sie die Regierung geben sollten, und da sie sich nicht vereinigen konnten, überließen sie die Bestimmung einer Art von Loos, durch welches 522 v. Ch. **Darius Hystaspis** (d. i. des Hystaspes Sohn; in der Bibel Darjawesch) auf den Thron von Persien erhoben wurde, auf dem er sich sodann durch eine eheliche Verbindung mit des Cyrus Tochter Atossa (und deren Schwester, sowie auch mit der Tochter des Otanes, des mächtigsten unter jenen sechs übrigen Stammfürsten) befestigte.

Darius soll durch folgende List seines Stallmeisters zur Königswürde gekommen seyn. Da nämlich ausgemacht worden war, man wolle an einem bestimmten Tage der aufgehenden Sonne (die von den Persern göttlich verehrt wurde) entgegen reiten und wessen Pferd dabei zuerst wiehern würde, der solle König seyn: so führte jener Stallmeister das Pferd des Darius den Tag vorher auf einen Platz, über welchen der Zug gehen mußte, und ließ es dort in Gesellschaft anderer Pferde reichlich Futter genießen, so daß, als am bestimmten Morgen die sieben Fürsten über diesen Platz ritten, das Pferd des Darius, in Erinnerung der hier genossenen Freuden, zuerst zu wiehern anfing, worauf sogleich die andern Fürsten von den Pferden sprangen und dem Darius als Könige huldigten.

Dennoch hatte Darius anfangs dem Uebermuth einiger Großen entgegen zu treten, was er aber stets mit Kraft und Klugheit that. Am meisten Mühe machte ihm aber eine schon länger her durch die Umtriebe der Magier vorbereitete Empörung der Stadt Babylon, deren sich Darius erst nach einer fast zweijährigen Belagerung nnd nur durch die aufopfernde List des jungen Persers Zopyros, des Sohnes eines jener sechs Stammfürsten, wieder bemächtigen konnte.

Dieser, von der Liebe zum Volksruhm der Perser angetrieben, schnitt sich selbst Nase und Ohren ab und trat vor Darius mit der Erklärung, er wolle ihm die Stadt verschaffen: er werde nämlich in diesem Zustande zum Feinde übergehen und vorgeben, er sey von dem Könige also verstümmelt worden und böte ihnen deßhalb aus Rache seine Dienste an. Mit der Mannschaft, die man ihm alsdann anvertrauen werde, wolle er dann einige Ausfälle machen, die ihn Darius solle gewinnen lassen; wenn ihm dann die Babylonier ihre ganze Macht anvertrauen würden

dann wolle er ihm durch Oeffnung der Thore die Stadt in die Hände spielen. — Die List gelang. Darius, wieder Herr der Stadt, machte alsdann aus Dankbarkeit den Zopyrus zum Satrapen von Babylon und überließ ihm auf Zeit Lebens die königlichen Einkünfte der Provinz. Die Stadt aber mußte schwer büßen: ihre festen Mauern sammt den Thoren wurden größtentheils niedergerissen und 1000 der vornehmsten Einwohner gekreuzigt.

Darius gab hierauf dem ganzen persischen Reiche durch Eintheilung desselben in zwanzig Satrapieen (zu denen jedoch Parsis nicht gerechnet wurde), so wie durch Festsetzung regelmäßiger Geld- und Naturalabgaben (die an die Stelle der bisher gewöhnlichen unbestimmten Geschenke traten) jene festere Verwaltungseinrichtung, von der schon (II. 8, 2 bis 4) das Genauere angegeben worden ist und die sich mehrere Jahrhunderte lang erhielt.

8. Wiederherstellung des jüdischen Staats unter persischer Oberhoheit.

Im Geiste seines Volks und seiner Vorgänger in der Herrschaft strebte Darius nun ebenfalls nach weitern Eroberungen. Zuerst sandte er von Aegypten ein Heer aus, um die kyrenäische Nordküste Afrika's die Kambyses nicht hatte erreichen können, zu unterjochen; allein gleichfalls vergebens. Das Heer wurde mit Verlust zurückgeschlagen. Nachdem er hierauf durch den Karier Skylax den Indusfluß hatte befahren und die Verbindung desselben mit dem indischen Meer hatte untersuchen lassen, unterwarf er sich durch ein ausgesandtes Heer den westlichen Theil Vorderindiens.

Wie er alsdann seine Angriffswaffen nordwestlich wendete, wird unten in der griechischen Geschichte (V. 1.) weiter berichtet werden. Hier sey nur noch erwähnt, daß Darius es war, der schon im zweiten Jahre seiner Regierung den Juden, die seit 15 Jahren durch die verläumderischen Anklagen der Samariter (K. 7, 2.) am Weiterbau ihres Tempels gehindert worden waren, erlaubte, ihren Tempel vollends auszubauen, und ihnen dazu die königlichen Renten der Provinz Judäa anwies mit dem ausdrücklichen Beisatze, „damit sie in diesem Tempel dem Gott des Him-

mels opfern und für des Königs Leben und Haus bitten könnten." Sechs Jahre darauf (516 v. Ch.) war das Gotteshaus zu Jerusalem vollendet und wurde durch ein feierliches Passahfest eingeweiht.

Acht und fünfzig Jahre darnach (458 v. Chr.), unter des Darius zweitem Nachfolger Artaxerxes Longimänus oder Langhand (in der Bibel Arthasasta d. i. großer König genannt, mit welchem Beinamen auch der falsche Smerdis bezeichnet ist), kehrte eine zweite jüdische Colonie unter Esra's Anführung aus Babylon nach Jerusalem zurück.

Esra (aus Aarons Geschlecht), den die Juden einen zweiten Moses nennen, in so ferne die Wiedereinrichtung des levitischen Gottesdienstes und die Wiederbegründung des israelitischen Bürgerthums das Werk seines treuen Eifers war, fing damit an, daß er viele seit Serubabel's Abgang eingerissene Mißbräuche hob und insbesondere auf Entlassung der heidnischen Weiber drang, um die Reinheit der jüdischen Abstammung zu erhalten. Und als nachher **Nehemia** vom Könige Darius, bei dem derselbe das hohe Amt eines Mundschenken verrichtete, die Erlaubniß erhielt, in der Eigenschaft eines Statthalters über Judäa nach Jerusalem zu gehen, um nun auch die Stadt als solche wieder herzustellen (445 v. Ch.), so wirkten diese beiden weisen jüdischen Männer für das Wohl des religiösen und bürgerlichen Gemeinwesens 12 Jahre lang in schönster Vereinigung. Trotz schwerer Hindernisse, die ihnen Judäa's Feinde noch bereiteten, wurde von den, Tag und Nacht in Kleidern und Waffen stehenden Juden die Stadt wieder aufgebaut und alsdann der erneuerte jüdische Staat streng nach der mosaischen Verfassung wieder eingerichtet. Vor der deßwegen anberaumten Versammlung wurde das Gesetzbuch Mosis vorgelesen und von Esra erklärt, wobei das Volk vor Schmerz über seinen Abfall von Gott und vor Freude über seine Wiederannahme laut weinte, so daß Nehemia und Esra dasselbe trösten mußten.

Nachdem Nehemia noch manche wohlthätige Anordnung getroffen, namentlich nach vorgenommener Zählung der Einwohner des

Landes die Stadt Jerusalem mit dem zehnten Theil der Gesammtzahl bevölkert und alles Ausländische verbannt hatte, mußte er nach Babylon in sein voriges Amt zurückkehren, durfte aber nach einer Reihe von Jahren abermals nach Jerusalem gehen, wo er die unterdessen wieder eingerissenen Mißbräuche abstellte. Dabei erfreute er sich der prophetischen Leuchte **Maleachi's**, mit welchem die 700jährige Reihe der alttestamentlichen Propheten schließt und der Mund der heiligen Verkündiger von der Menschwerdung des Erlösers auf 400 Jahre verstummt. Denn in den von Esra gesammelten (kanonischen) Schriften des alten Bundes und in der von ihm angeordneten Vorlesung und Erklärung derselben in den Synagogen (oder religiösen Versammlungen, welche im Exil aufgekommen waren und nun auch in Judäa allenthalben eingerichtet wurden), sollte von jetzt an das jüdische Volk eine hinreichende Gelegenheit haben, den so lange her verkündigten Messias in lebendiger Hoffnung zu halten und die Merkmale sich stets zu vergegenwärtigen, an welchen es denselben bei seinem wirklichen Eintritt erkennen könnte.

So hatte denn das babylonische Exil einen großen Zweck der göttlichen Vorsehung erfüllt. Denn einerseits wurde durch diese Strafe Gottes das jüdische Volk so tief in seinem Gewissen erschüttert, daß es sich seit dieser Zeit mit dem innigsten Abscheu von allem und jedem Götzendienste fern und mit der größten Aengstlichkett an das Gesetz und den Dienst Jehovah's hielt; anderseits hatte diese Zerstreuung der Juden die Erkenntniß des wahren Gottes auch über die Gränzen Kanaans hinaus in die Heidenwelt gebracht und wenn auch nur in einzelnen Saamenkörnern ausgestreut. Mit der Wiederbringung dieses Volkes in sein Land wurde sowohl das Wort der Verheißung an das bußfertige Israel, als auch die Bedingung erfüllt, unter der es seine fernere Bestimmung vollenden sollte.

Damit aber das Heil, welches von dem in dem Volke der Juden erstehenden Welterlöser kommen sollte, in reicherer Fülle unter die Heiden bringen könnte, bereitete sich in der Berührung

des Morgenlandes mit dem Abendlande, die sich durch des Darius Eroberungsversuche nach Nordwesten hin einleitete, ein neues Förderungsmittel vor, indem nun auf den größeren Schauplatz der Geschichte das Volk der Griechen tritt, dessen vorherrschender Sinn für die lebendige Bewegung individueller Freiheit sowohl, als auch dessen geistiggewandte Sprache als überleitende Vermittlung für jenes Heil zu dienen bestimmt war.

Viertes Buch.

Griechenland's Alterthum

bis zu den Perserkriegen.

Viertes Buch.

Griechenlands Alterthum.

---

8. Kapitel.

Griechenland's Boden *).

1. Allgemeine Beschaffenheit des Landes.

Die südöstlichen Ausläufe Europa's die das geistig-klare Urvolk der Griechen bewohnte, hatten gleich Anfangs wegen ihrer von der Natur so überaus begünstigten Lage (in der Mitte der gebildetsten Länder dreier Welttheile) den aus Asien kommenden Nachkommen Japhet's bei ihrer Ausbreitung nach dem Westen hin die frühesten Wohnsitze geboten. Denn die griechische Volkssage bezeichnet den Japhet mit dem Namen Japĕtus (Vater des Prometheus), und die mosaische Völkertafel führt unter den Kindern Japhets den Stammvater der Joner, welche unter die ursprünglichen Einwohner Griechenlands gezählt werden, mit dem

*) Bei der Darstellung der in diesem nnd den folgenden sechs Kapiteln vorkommenden Verhältnisse des griechischen Alterthums sind unter andern Ottfried Müller's Geschichten der hellenischen Stämme und Städte (drei Bände 2. Ausg.) und vorzüglich Wachsmuth's hellenische Alterthumskunde (zwei Bände 2. Ausg.) berücksichtigt worden.

Namen Javan d. i. Jaon (ältere Form von Jon), sowie unter den Söhnen dieses letztern solche Namen auf, welche auf die Bewohner von Dodona in Epirus, von Elis im Peloponnes, von Citium auf Cypern rc. hinzudeuten scheinen.

An der ersten Gestaltung Griechenlands haben einen wesentlichen Antheil nicht nur erderschütternde Meeresfluthen, zu denen die menschliche Erinnerung in Sagen (von der ogygischen Fluth, vom Streit des Poseidon mit der Athene, von Länder- und Inselzertheilungen rc.) hinaufreicht, sondern auch vulkanische Zerstörungen, die gleichfalls in Sagen (von dem Kampf der Giganten mit den Himmelsgöttern, von Bergaufthürmungen und Waldbränden rc.) nachklingen.

Dem griechischen Festlande geben zwei von Nordwest nach Südost streichende Gebirgszüge seine Grundbildung.

Der westliche Gebirgszug scheidet zunächst Epirus und Thessalien von einander und enthält weiterziehend die Berghöhen des Pindus, des Oeta, des Parnassus, des Helikon, bis er mit dem Vorgebirg Sunium in Attika endet. Der östliche weniger zusammenhängende Gebirgszug wird durch die Berge Olymp, Pelĭon, Ossa angedeutet und setzt sich gewissermaßen durch die Insel Euböa fort. Die beiden Hauptzüge sind da und dort durch queerlaufende Bergzüge wie durch Brücken verbunden, von denen gegen Osten hin die kambunischen Berge und der zum Meerbusen von Volo hinziehende Othrys, gegen Westen hin die keraunischen Berge, das Tymphegebirg u. a. die namhaftesten sind.

Die südliche Halbinsel ist, einige Thäler und Küstenstriche abgerechnet, ganz mit Gebirgen bedeckt; die östliche größere Hälfte ist rauhes Hochland, die westliche, mildere, hat mehr Abdachungen und vereinzelte Gebirge. Der eigentliche Gebirgsknoten ist der 7200 Fuß hohe mit Schnee bedeckte Kyllēne, der in drei Hauptrichtungen seine Glieder durch die Halbinsel hindurch zum Theil bis ans Meer streckt und durch sie mehrere fruchtbare, mit vielen Flüssen bewässerte Thalebenen begränzt.

Alle diese Gebirge mit ihren vielzackigen Klippen, schroffen Felsen, zerrissenen Schlünden, wilden Thalschluchten, so wie an-

derseits mit ihren sanften Matten, anmuthigen Anhöhen, fruchtbaren Hochlanden und lachenden Thalgründen, verbunden mit den vielen Buchten und Anfahrten, Landzungen und Vorgebirgen, zertheilten und zerrissenen Küsten geben dem ganzen Lande das Gepräge mannichfaltiger Abwechselung, vielgetheilter Sonderung und formenreicher Gestaltung, und es ist, als ob sich dieses Bild einer, durch die regellose und unstäte Bewegung des Wassers und Feuers geschaffenen, und nach ihrer Vollendung einen so reichen Wechsel der Anschauung, wie der Benützung, bietenden Landesnatur nachher auch in dem beweglichen Wesen, regsamen Leben und veränderlichen Sinn seiner Bewohner ab- und ausgedrückt habe.

Nicht minder hat zugleich der meist reine, klare Himmel, der sich mit heiterm Glanz und tiefer Bläue über diesen reichen Wechsel von schauerlich erhabenen und lieblich reizenden Naturformen des griechischen Festlandes und Inselbereichs ausspannt, in allen seinen verschiedenartigen Bewohnern jenen heitern Sinn harmonischer äußerer Lebensgestaltung geweckt und gereift, der die alten Griechen vor allen andern Völkern ganz besonders auszeichnet.

2. Die besondern Theile Griechenland's. Die Landschaften Nordgriechenland's.

Um den Charakter und das demselben gemäße Thun und Geschick dieses Volkes besser zu begreifen, ist es nöthig, die oben im Allgemeinen angegebene Beschaffenheit seiner Landestheile etwas näher zu betrachten.

Das griechische Festland zerfällt in drei Haupttheile, in Nordgriechenland, Mittelgriechenland und in die südliche Halb-Insel.

Nordgriechenland wird von dem 7—8000 F. hohen Pindus (der Wasserscheide zwischen dem jonischen und ägäischen Meere) in zwei Hälften getheilt, davon die westliche die Landschaft Epirus, die östliche die Landschaft Thessalien enthält.

Epirus, im Norden, durch das unwirthbare Gebirg Keraunia, im Westen durch das jonische Meer und im Süden durch den ambracischen Meerbusen begränzt, war der Muttersitz einer Anzahl nachher wichtig gewordener griechischer Völkerstämme, die aber in der Folge nach dem Süden zogen und ihre Sitze andern, über jenes Gebirg herüberkommenden barbarischen Völkern überließen; einige von diesen, die sich dann mit zurückgebliebenen Ureinwohnern vermischten, können als Halbbrüder der Griechen angesehen werden, obwohl auch sie allmählig ganz entarteten; wie denn überhaupt die epirotischen Völker die unerfreuliche, rauhe Natur ihres Gebirgslandes nicht verläugneten. — Unter den Flüssen dieses Landes sind der Arachthus und Achelōus (jetzt Aspropotämus) zu bemerken, so wie auch der durch den See Acherusia fließende Achĕron sammt dem Kokytos (Cocytus), welche beide letztere von der Mythe in die Unterwelt versetzt wurden. — Unter den Städten war Dodōna berühmt mit seinem uralten Orakel des Zeus (V. 5, 2.).

Thessalien, nach vier Seiten sehr bestimmt begränzt, am meisten im Westen vom Pindus (und zwar vom Lakmon bis zum Thymphrestus), von welchem der leicht überfluthende Penēus (Peneios, jetzt Salambria) herabströmt und im Thallande noch mehrere andere Flüsse in sich aufnimmt. — Gegen Osten soll das Land einst ganz geschlossen und seine Mitte ein See ohne Abfluß gewesen seyn, bis ein Erdbeben den Olympus und Ossa von einander riß und dem Wasser einen Ausgang verschaffte, so daß nach dessen Abfluß nur jene Flüsse und zwei kleine Landseen zurückblieben und die fruchtreiche Landschaft Aeŏlis hervortrat, die zuerst von den einwandernden Thessälern besetzt wurde. — Im Norden ist Thessalien von Macedonien durch die kambunischen Berge geschieden, deren östliche 6000 F. hohe, im Winter mit Schnee bedeckte Spitze der mächtige, „weitwurzelnde" **Olympus** ist, der, bis einige tausend Fuß an's Meer reichend, für die einst an seinem Fuße wohnenden und „zu seinem Gipfel wie zum Göttersitz aufschauenden hellenischen Stämme" ein (jedoch nicht immer) schützendes Bollwerk war. Er war nur an zwei Stellen über-

schreitbar, nämlich durch eine Straße über den Bergrücken und durch das an seinem südlichen Fuße gelegene ¾ Stunden lange Thal **Tempe** (jetzt Lykostömo), das durch die Ausmündung des Peneus zwischen dem Olymp und dem südlich anstoßenden kegelförmigen 5000 F. hohen Ossa gebildet wird, und im ganzen Alterthum wegen seiner Schönheit besungen wurde, die in der aus Lust und Staunen gemischten Empfindungen bestand, welche seine lachenden Matten und schaurigen Felsenhöhen auf das Gemüth hervorbrachten.

Auf der Ostseite zieht sich das Gebirge längs der Küste hin, bis im Süden der Pelĭon mit dem Ossa zusammentrifft. — Die Südgränze endlich bilden die achäischen Berge mit ihrem östlichen Theile, dem schon genannten Othris, dessen Höhe den herrlichsten Ausblick in die thessalische Südlandschaft gewährt.

Zwischen diesen ächäischen Bergen und dem, der Küste des achäischen Meeres zulaufenden 4000 F. hohen Oetagebirg entlang liegt die Hochlandschaft der Dolöper, Aenianer und Malier, in welcher durch ein reizendes Thal der Sperchīus (Spercheios) fließt, unweit von dessen Mündung zwischen einem Felsvorsprung und dem Meere der nur wagenbreite Paß **Thermopylä** befindlich ist, welcher seinen Namen von warmsprudelnden Quellen hat und als das Thor von Griechenland betrachtet wurde. Er war nach der Seeseite hin dadurch geschützt, daß ihm wegen der Seichtigkeit des Meeres daselbst keine Flotte nahe kommen konnte; dagegen bot er auf der Landseite wegen mehrerer anderen über das Gebirge führenden Päße weniger Schutz.

Thessalien war ein zum Ackerbau, wie zur Viehzucht gleich geeignetes Land. Seine volk- und städtereichen Landschaften Pelasgiōtis, Thessaliōtis, Estiäōtis und Phthyōtis sind die frühesten Schauplätze der griechischen Heldenzeit. Unter seinen Städten zeichneten sich besonders Larissa, Phthia (Achills Geburtsort) Pherä, Pharsālus und Jolkos als Dynastensitze aus. Der Reichthum dieses Landes mochte aber mit Ursache seyn, daß nachher, während die übrigen Griechen theils bleibende Werke des Geistes schufen, theils bewunderte Thaten der Vaterlandsliebe

verrichteten, die Thessaler meist nur der groben Genußsucht dienten, deren Folge Anarchie, Tyrannei und Unterjochung war.

3. Die Landschaften Mittelgriechenland's.

Der mittlere, zum südlichen Meer sich hinstreckende Landstrich Griechenlands führte den besondern Namen **Hellas**. Zwischen Epirus und dem nordwestlichen Theile desselben bildet der ambracische Meerbusen (jetzt Meerb. v. Arta) zwischen Thessalien und dem nordöstlichen Theile Mittelgriechenlands der malische Meerbusen (jetzt Meerbusen von Zeitun) die Gränzscheide. — Vom ambracischen Meerbusen quer nach Osten herüber bis zum Pindus (hier eigentlich Thymphrestus genannt) gab es keine eigentliche Naturgränze zwischen Hellas und Epirus, weil die von Epirus herunterstreichenden Gebirgszüge sich durch diesen Theil von Hellas fortsetzen und auch über's Meer nach den westlichen Inseln sich verzweigen und besonders Ithaka und Kephallenia zu gebirgigen Eilanden machen. — Die nördliche Scheidewand zwischen Hellas und Thessalien bildet theils der Oeta, theils (gegen N. O. hin) der Parnaß.

Innerhalb Hellas lagen neun Landschaften, drei westliche, zwei mittlere, vier östliche.

1. **Akarnanien**, 45 Quadratmeilen groß, die westlichste Landschaft von Hellas, gebirgig mit hafenreichen Küsten, flachen Weidestrecken und dem fruchtbaren Thallande des Achelous.

2. **Ätolien**, ohngefähr 72 Q. M. groß, zum Theil durch einen Auslauf des Thymphrestus von Akarnanien westlich, und östlich durch einen Auslauf des Oeta von Doris und dem ozolischen Lokris geschieden, war in seinem nördlichen Theile rauh, unwirthlich und zu geselligem und politischen Verkehr nicht gut geeignet; in der Mitte lag Thermon, der Sitz des Panätolion's d. i. der ätolischen Bundesversammlung.

3. Das **ozolische Lokris**, 12 Q. M., durch den Parnaß und die Landschaft Phocis von dem östlichen Lokris geschieden, war, als gebirgig mit nur wenig fruchtbaren Niederungen,

dem Verkehr mit den angränzenden Landschaften sehr entzogen, zumal die Einwohner meist wild und räuberisch waren. Doch hat sein am korinthischen Meerbusen gelegener Seehafen Naupaktus (jetzt Lepanto) sich bis in unsere Zeit seine Berühmtheit erhalten.

4. **Doris**, etwa 4 Q. M. groß, eine hügelige Hochfläche zwischen dem Oeta und Parnassus.

5. **Phocis**, 38 Q. M. groß, berühmt durch den Parnaß, an den die Sage die Anfänge neuen Lebens nach der deukalionischen Fluth knüpft: er ist 7500 F. hoch und hat gegen Doris zu eine mäßige, gegen das östliche Lokris hin eine schroffere Abdachung, an der die Ebene von Elatēa liegt, durch welche der Hauptpaß nach Böotien und Attika führt. An dem südwestlichen Abhang dieses Berges lag **Delphi** (jetzt Kastri) mit seinem berühmten Orakel, wohin von dem Küstenorte Kirrha aus vier Stunden weit die heilige Straße führte, die sich zuletzt in zwei Wege theilte, von denen der eine über das krissäische, durch einen Fluch verödete Feld (V. 10, 3.) ging, auf welchem kein Baum wachsen durfte.

Das Heiligthum des dem Apollo Pythius geweihten delphischen Orakels mit seinen zahllosen Meisterwerken der Kunst und kostbaren Weihgeschenken so vieler Völker, Städte und Könige, lag 1200 F. hoch über dem Meere in einer Thalschlucht zwischen zwei noch 800 Fuß hoch sich erhebenden Felswänden, zwischen denen sich die Quelle Kastalia herab ergoß, während etwas weiter westlich die Quelle Kassōtis durch das Heiligthum selbst floß. In dieser Thalschlucht war ein merkwürdiges, alle Laute verstärkendes Echo, das die heiligen Schauer der Umgebung erhöhte. Die Stadt selbst zog sich zwischen den Felsen theaterartig hinab bis zum Flusse Pleistos. Oberhalb der Stadt, auf einer breiten Felsplatte, stund der Tempel. Vom Tempel aus führte dann ein Stufenpfad auf die Spitze jener Felswände, auf deren Höhe sich eine waldbewachsene Fläche mit einem See und mit der erhabenen Grotte Korykion befindet, bis wo hinauf die Schaaren der begeisterten Wallfahrer, so wie der Besucher der pythischen Spiele zu wallen pflegten.

6. Das **östliche Lokris**, etwa 8 Q. M. groß, längs dem Eurīpus oder der Meerenge, durch welche Böotien von der Insel Euböa getrennt wird, war fruchtbar und bevölkert; der nordöstliche gebirgige Theil lag am Berge Knemis und hieß daher epiknemidisches Lokris; der südöstliche, zum Meer sich senkende Theil

enthielt die Hafenstadt Opus und hieß daher das opuntische Lokris.

7. **Böotien**, 58 Q. M. groß, ehemals ein mit Wasser gefüllter Bergkessel, der sich nicht völlig entleeren konnte weßhalb sich im Westen noch viele Seen befinden, die, wenn die Winterregen die Flüsse (besonders den am Parnaß entspringenden Kephissus) anschwellen, die ganze Thalebene dann in einen großen See verwandeln, den die Alten Kopäis nannten. Natur und Kunst gaben ihm unterirdische Abflüsse, die man Katabothren nannte. — Rund um dieses Seeland liegen, außer dem Knemis, noch andere Berge mit zwischen befindlichen Ebenen. Unter ihnen liegt im Südwesten des kopaischen See's der 5309 F. hohe Musenberg **Helĭkon** mit den Dichter-Quellen Hippokrēne und Aganippe.

Im nordwestlichen Theile Böotiens lag am Flusse Kephissus die uralte Stadt Orchomenos, welche der Mittelpunkt eines in der frühesten Zeit ganz Westböotien umfassenden Staates war. Im südöstlichen, von dem Asopus bewässerten Theile des Landes, welcher sich vom korinthischen bis zum euböischen Meerbusen erstreckt und im Süden vom rauhen 3900 F. hohen **Kithäron** und von dem 4000 F. hohen Parnes begränzt ist, lag die siebenthorige Hauptstadt **Theben**; wie denn überhaupt Böotien die meisten berühmten Städte z. B. Plataä, Tanăgra, Leuktra, Chäronea rc. aufzuweisen hat, in deren Nähe zu verschiedenen Zeiten sich die Geschicke von ganz Griechenland entschieden haben. Die feuchte Luft aber und die regnerischen, nicht selten Eis und Schnee bringenden Winter scheinen, ungeachtet der großen Fruchtbarkeit des Bodens, auf den Geist seiner zahlreichen Bewohner einen trübenden und drückenden Einfluß gehabt zu haben: denn in geistiger Hinsicht standen sie bei den übrigen Griechen nicht im besten Rufe.

8. **Attika**, fast 41 Q. M. groß, war nach der Beschaffenheit des Bodens und der Luft, sowie den Geistesanlagen seiner Bewohner nach, das gerade Gegentheil von Böotien. Ueber das wasserarme, nicht sehr fruchtbare, landzungenartige Land breitet sich der reinste Aetherhimmel aus, unter dessen gesundem und be-

lebendem Einflusse das „geistreichste und heiterste" Volk sich die Anerkennung der Mit- und Nachwelt zu erringen wußte.

Attika ist größtentheils gebirgig und nur gegen Eleusis hin Thalland. Unter seinen Berghöhen ist der 2700 F. hohe honigreiche Hymettus sowohl seiner Form, als der Aussicht nach, die er ostwärts bis zu den jonischen Inseln gewährt, der schönste. Nördlich von ihm verdankte der Pentelikon seinem Marmor —, südlich von ihm das Gebirg Laurium seinen Silbergruben einen nicht geringen Ruhm. Gegen die Südspitze hin gab das hohe Vorgebirg Sunium mit seinem weithin glänzenden Minerventempel der Gebirgsreihe, so wie dem Land eine großartige Gränze, die auf das vom Meere her gerichtete Auge einen überraschenden Eindruck machte.

Wenige, aber krystallhelle Bäche (darunter der Ilyssus, Kephissus u. a.) entströmem den mit Wald und duftenden Kräutern bedeckten Höhen, und da, wo die Ebenen beginnen, gewährten unabsehliche Wälder von kräftigen Olivenbäumen durch ihren Ertrag den fleißigen Bewohnern ausreichenden Lebensbedarf, welchen sodann das von zwei Seiten den attischen Boden umfluthende Meer durch den Seehandel, zu welchem es einlud, nicht sowohl ergänzte, als vielmehr zum reichsten Ueberfluß steigerte.

Alles Leben, das in Handel und Gewerbe, in Kunst und Wissenschaft sich regte, vereinigte sich in dem Pallas-beschützten **Athen** mit seinen drei Buchthäfen, von denen der Piräeus (Peiraieus) der größte und sicherste war. — Westlich von Athen lag das, durch den Tempel und die Mysterien der Demeter (Ceres) berühmte Eleusis.

9. **Megäris**, 16 Q. M. groß, an zwei Meeren (dem korinthischen und saronischen Meerbusen) gelegen, ein wenig fruchtbares Land, von unwirthlichen Gebirgen durchzogen, welche das Land am Aufang des Isthmus (der Landenge, welche Hellas mit der südlichen Halbinsel verbindet) gewissermaßen schließen und nur durch zwei leicht zu sperrende Verbindungsstraßen dem Verkehre mit dem Isthmus öffnen, so daß man auf dem einen dieser Wege (einem

schmalen Felssteige längs der saronischen Bucht) von der Stadt Megära aus in acht Stunden nach Korinth kommen konnte.

4. Die Landschaften des Peloponnes.

Der **Peloponnes**, heut zu Tag Morēa, eine Halbinsel, welche durch den schmalen Isthmus mit Hellas zusammenhängt, und ebenfalls, wie dieses, neun Landschaften enthält.

1. **Korinthia**, etwa 12 Q. M. groß, nordwestlich am korinthischen, südöstlich am saronischen Meerbusen, mit drei Häfen, von deren einem aus (dem Hafen von Kenchreä am saronischen Meerbusen) die Verbindungsstraße über den Isthmus ging. Da man die Handelsschiffe von dem einen Meerbusen in den andern über den Isthmus schaffen mußte, was sehr beschwerlich war, den Korinthern aber Zoll einbrachte, so machte man schon frühe Versuche, den Isthmus zu durchstechen, kam aber nie damit zu Stande. — Auf dem zu Korinth gehörenden Theile des Isthmus liegt vereinzelt, gleich einer „Vorburg des Peloponnes," der 2800 F. hohe Fels Akrokorinthus mit seiner prachtvollen, entzückenden Aussicht, auf welchem eine feste Burg die am westlichen Fuße desselben liegende reiche und bevölkerte Gewerb= und Handelsstadt **Korinth** zu schützen bestimmt war.

2. **Sikyonia**, 5 Q. M. groß, westlich von Korinthia, hat im Südwesten den Kyllene zur Gränze, und ist westlich durch einen andern Berg und ein Flüßchen von Achaja geschieden. Das Land ist zum größten Theil eine Niederung, die vorzüglich vom Asopus bewässert wird und die schön und festgelegene Burg und Künstlerstadt Sikyon zur Hauptstadt hatte.

3. **Phliasien**, kaum 3 Q. M. groß, eine fruchtreiche, rings von Gebirgen umgebene Niederung am obern Asopus, von dessen Thale aus man südlich durch eine Schlucht nach Sikyonien, westlich durch einen engen Felspaß nach Argos kam. Die Hauptstadt hieß Phlius.

4. **Achaja**, 38 Q. M. groß, ein wenig fruchtbares, gebirgiges Land mit schmalen Küstenflächen, theils rauhen Nordwinden,

theils brennender Sonnenhitze ausgesetzt, wie auch den Verheerungen durch Erdbeben. Von den zwölf alten Städten, die in der Folge durch ihre gesetzliche Ordnung sich auszeichneten, waren Dyme, Pallene und Paträ (jetzt Patras) die wichtigsten. Die alte Hauptstadt Helike versank 373 v. Ch. in Folge eines Erdbebens ins Meer.

5. **Elis**, mit Pisätis und Triphylien, 46 Q. M. groß, gehört zur westlichen Abdachung des peloponnesischen Gebirgs. Das nördliche Elis, halb Berg-, halb Thalland, grenzt gegen Arkadien hin an verschiedene Waldberge, unter denen der Erymanthus der bedeutendste ist, und hat Elis am Penēus (Peneios) zur Hauptstadt. — Durch die Landschaft Pisatis, die mehr Berg- als Flachland ist, fließt der Alphēus (Alpheios); nahe an ihrer Hauptstadt Pisa lag die Gegend, welche **Olympia** hieß und durch die olympischen Spiele, so wie durch das Nationalheiligthum des olympischen Zeus und durch die großen Kunstdenkmale (Tempel, Altäre, Bildsäulen, Haine nnd Kampfplätze) verherrlicht war. (S. K. 5.) — Im Süden von Elis war das waldige Triphylien, wo einst das vom Nestor beherrschte Pylos lag.

6. **Messenien**, 49 Q. M. groß, mit anmuthigen, meist fruchtbaren Ebenen und schönbewaldeten Berghöhen voll reicher Quellen und Flüsse, unter denen der nur 100 Stadien (fünf Stunden) weit zum Meere strömende Pamīsos der wasserreichste im Peloponnes ist. An die Bergfesten Ithōme und Ira (Eira) knüpfen sich die frühesten Heldenerinnerungen des Landes.

7. **Lakonien**, 87 Q. W. groß, wovon aber nur das 20 Q. M. betragende Flußthal des Eurōtas angebaut werden konnte, das übrige Land dagegen seiner Gebirge wegen schroff und rauh war, wie seine Bewohner. Auf seinen drei Landesgrenzen bilden Gebirge eine natürliche Landwehr, durch welche nur Engpässe ins Land hereinführen, die alle oberhalb der Stadt Sparta zusammentreffen und die Landesvertheidigung erleichterten. — Von dem freundlichen Messenien trennte es der hochragende Taygĕtus der höchste Gebirgszug im Peloponnes, von dessen Gipfeln ein großer Theil der Halbinsel überblickt werden kann. — An den Ufern des lorbeerbedeckten Eurotas lag das landbeherrschende

Sparta „ohne Mauern, ohne Thore, bloß von seinen Männern beschützt." Von seinen Denkmälern ist nichts mehr übrig und selbst der Ort war lange streitig, wo die alte Heldenstadt gelegen. — Eine Meile davon lag das, durch sein Orakel berühmte Amyklä mit seiner Burg altachäischer Könige.

8. **Argŏlis**, über 61 Q. M. groß, ist südlich durch Berge von Lakonien, in welches ein Küstenpfad vor Lerna vorbei hineinführte, nördlich aber durch einen Bergrücken von Korinthien geschieden, in welches eine enge Straße durch die höhlenreiche Schlucht, worin einst der von Herlukes (Herakles) erlegte nemeische Löwe haus'te, über Neméa führte. Westlich gränzt es an Arkadien, und östlich war sein halbinselförmiger Theil vom Meere umschlossen, welches zwischen der westlichen Seite dieser Landzunge und Lakonien den argolischen Meerbusen bildet. An der innersten Bucht dieses Meerbusens befindet sich das meiste Flachland mit den durch ihre alten Heldenerinnerungen berühmten Städten Mikenä (wo noch das sog. Schatzhaus der Atreus befindlich ist), Argos, Tiryns, Kleona, Nauplia, sammt ihren Ueberresten der ältesten Baukunst, den sogenannten cyclopischen Mauern oder Bauten, die aus übereinander gelegten massenhaften, ungleich behauenen Felsstücken ohne Mörtelverbindung bestehen und deren innere Räume gewölbartig sind. — Der nordöstliche Theil dieser Halbinsel war von dem Gebirge Arachnäon bedeckt, an dessen Südabhange sich das Gebiet von Epidaurus hinstreckt, woran sich die Gebirgslandschaften von Trözēne und Hermiŏne schließen, bei welcher letztern Stadt sich eine so grausige Schlucht befand, daß man sie für den Eingang in die Unterwelt hielt. — Bei dem obgenannten Lerna war ein schlammiger See mit ungesunder Ausdünstung, an welchem Herkules die lernäische Hydra (Schlange) erlegte.

9. **Arkadien**, 90½ Q. M. groß, in der Mitte der Halbinsel, rings umgeben von allen vorhin genannten acht Landschaften und wegen seiner immer grünen, frischen, matten- und kräuterreichen Alpennatur von den alten Dichtern als reizendes Hirtenland hochgefeiert. In dieser Landschaft concentirt sich gleichsam der Character des ganzen Peloponnes.

Gegen Argolis, Achaja und Lakonien ist es durch Gebirge gesperrt und nur gegen Südwesten geöffnet, wo sich längs der östlichen Bergwände von Orchomenos hin eine Ebene über Mantinēa und Tegēa gegen Lakonien erstreckt, auf deren Kampfgefilden die Geschicke der ganzen Halbinsel entschieden wurden. — Westlich davon, zwischen dem Berg Mänalion und dem Lykaion, in einer Fläche, wohin die Sage die ältesten Sitze der Arkäder verlegt, lag das spätere Megalopŏlis. — Im nördlichen Hochlande bildete der Kyllēne die nordöstlichste, der Erymanthus die nordwestlichste Bergspitze, und die dazwischen liegenden Gebirgswände, die dem Durchbruche des Wassers am meisten widerstanden, enthalten viele Katabothren (unterirdische Abzüge) oder ließen da, wo die Bergwasser nur wenig Abzug haben, Seen entstehen, unter denen der stymphalische durch die Mythe von Herkules bekannt ist, der dort die gefährlichen Vögel verscheuchte. — Am Berg Erymanthus entspringt der Fluß Erymanthus. Der Hauptfluß des Landes, der Alpheus, entspringt im arkadischen Süden bei Asea, tritt bei seinem nordwestlichen Laufe, eine kurze Strecke vor Olympia in die Landschaft Elis und eilt dann westlich dem Meere zu.

5. Die Inseln des griechischen Archipelags.

Da, wo sich zwischen dem Chersonēsus und der kleinasiatischen Nordwestküste das Meer zum ägäischen Busen erweitert, beginnt das Meergebiet, welches die Griechen als das ihre betrachteten.

Gleich westlich vom Chersonēs boten die Inseln Lemnos (mit seiner Siegelerde), Imbros, Samothrāke (mit seinem Geheimdienst) und Thasos (mit seinen Goldgruben) durch ihre Häfen gute Schifferstationen. Weiter westlich streckt die reiche thrazische Halbinsel Chalkidĭke (Chalcidice) ihre drei Landzungen in's Meer, von denen die erste (Lemnos gegenüber) Akte hieß und das Vorgebirg Athos enthielt. — Von der westlichen Landzunge aus gelangt man in den thermaischen Meerbusen (jetzt M. von Salonichi), dessen westliche Küste erst vom Ausflusse des Peneus an zum eigentlichen Griechenland gehörte. — Zwischen

der Südspitze dieser ganzen Küste (dem Kap Sepias) und der Insel Skiäthos fuhr man vor dem pagasetischen Busen (jetzt M. von Volo) vorbei durch die Meerenge von Thessalien und Euböa in den malischen Meerbusen (jetzt Golf von Zeitun).

Die lange Küsteninsel **Euböa** (jeßt Negroponte) enthielt die Stadt Chalcis, wo der Eurīpus (der schmalste Theil der euböischen Meerenge) so schmal wird, daß er durch eine Brücke, welche Chalcis mit der gegenüber auf dem Festlande liegenden Stadt Aulis verband, gesperrt werden konnte; südlich davon liegt die Stadt Eretria. Von Euböa's Südspitze aus, so wie auch vom attischen Kap Sunium aus, geht mitten durch's ägäische Meer gleichsam ein Inselweg nach Kleinasien hinüber, weil Insel auf Insel die Ueberfahrt erleichtert.

Zur Inselgruppe der **Cycladen** gehörten die Insel Delos mit dem uralten Heiligthum der Artemis und des Apollon, das fruchtbare, dem Dionysos oder Bacchus heilige Naxos, Paros mit seinen unerschöpflichen Marmorbrüchen, Antipäros mit seiner Wunderhöhle, Andros, Tenos, Keos, Syros, Kythnos mit ihren reichen Saatfeldern und fetten Weiden, Siphnos mit seinen Gold- und Silberadern.

Unter den **Sporaden** sind nördlich Skyros, südlich, an die Cycladen sich anschließend, das schöne Thera mit den vulcanischen Gestalten seines Gebirges zu nennen.

Südlich von Thera liegt, gleichsam die Cycladen beherrschend, die querhin und lang gestreckte Insel **Kreta** mit ihrem dreifachen Gebirg, aus dessen Mitte der 7200 F. hohe Ida hervorragt, mit ihrem milden Klima und ihrer an den Orient mahnenden üppigen Fruchtbarkeit, deren Erzeugnisse im Alterthum am meisten geschätzt waren. Ihre Hauptstadt hieß Knossus, die Residenz des Königs Minos, mit dem von Däbälus erbauten Labyrinth.

Im saronischen Meerbusen zwischen Attika und dem Peloponnes lag nördlich, nahe dem Festlande, die Insel Salämis mit der Stadt gleiches Namens und deren berühmtem Hafen, und

südlich davon die gebirgige Insel Aegīna, die früher, als Athen ein Sitz der Kunst- und Handelsmacht war, und nachher lange mit Athen um die Seemacht stritt. — Oestlich vom Peloponnes im myrtoischen Meere, vor der argolischen Landzunge, liegen die kleinen Inseln Tiparēnus und Hydrēa (jetzt Spezzia und Hydra mit ihren kühnen seekundigen Bewohnern). — Am Eingang in den lakonischen Meerbusen lag die reizende, der Venus geweihte, jetzt ganz verödete Insel Kythēra mit dem paphischen Tempel.

Im jonischen Meer, vor der Mündung des korinthischen Meerbusens und längs der Westküste von Hellas und Epirus, liegen als meerbeherrschende Bollwerke die Inseln Kephalenia (bei Homer Same, jetzt Cephalonia), Zakynthus (jetzt Zante) und Ithaka (jetzt Theaki), und nördlich davon die einst seemächtige Phäakeninsel **Kerkyra** (Corcyra, bei Homer Scheria, nunmehr Korfu), die noch jetzt sich ihres Hafens und ihrer Schiffe rühmt.

Von den kleinasiatischen Inseln wird weiter unten (K. 4, 2. 3.) die Rede seyn.

So groß die Mannichfaltigkeit und Abwechselung in diesen Landschaften und Eilanden mit ihrer herrlichen Mischung der Jahrszeiten, mit ihrer meist reinen, von Meer und Winden gekühlten und bewegten Luft, und mit ihren Herz und Sinn erhebenden Aussichten war: so mannichfaltig und abwechselnd waren auch die Erzeugnisse des Bodens, die derselbe entweder von selbst gab, oder die ihm der emsige Thätigkeitstrieb und die sorgsame Pflege der Bewohner abzugewinnen wußte, da allerdings die Natur in vielen Theilen des Landes erst um ihre Gaben angesprochen seyn wollte, aber dann auch nicht unterließ, den Fleiß reichlich oder wenigstens hinreichend zu lohnen. Die Fruchthöhen mit ihrer Blumen- und Kräuterfülle, mit ihren Lorbeer- und Myrtenhainen, mit ihrem Cypressen- und Platanenschmuck, die Waldgebirge mit ihrem mannichfaltigen Wild, die Fruchtauen mit ihren Oliven, Reben und Feigen, die Seen und Buchten mit ihrem unerschöpflichen Reichthum an Fischen und Schildkröten, selbst der Erdschooß mit seinem Erz, Eisen und Marmor — alle diese Naturvorzüge boten den Bewoh-

nern dieses Landes eben so viele Quellen der Lebenserhaltung, als des Lebensgenusses dar, die sie wohl zu benützen wußten.

---

2. Kapitel.

Griechenland's Urbewohner.

1. Die Pelasger.

In diesem von der Natur so zertheilten Lande, welches eben deßwegen nicht für eine allgemeine Herrschaft bestimmt, desto mehr aber für die Freiheit der einzelnen Stämme und Individuen sowohl, als auch für den mannichfaltigsten Verkehr mit andern Ländern so günstig ausgestattet war, wohnten im Anfang seiner Geschichte zwei Völkerzweige oder Volksgeschlechter neben einander, die zum großen indogermanischen Sprachstamme (B. I. K. 4.) gehörten. Es waren dieß die Pelasger und die Helenen, von denen die ersteren, der Zeit und Entwicklung nach, früher in Griechenland auftraten, ohne jedoch ein von den letztern wesentlich verschiedenes, ihnen fremdartig entgegengesetztes Geschlecht zu seyn.

Die alten **Pelasger** waren neben den thrazischen und illyrischen Völkerstämmen, die den übrigen Südosten Europa's eingenommen hatten, ein weit verbreitetes Geschlecht, das sich sogar auch noch weiter westlich über einen Theil von Italien verzweigte, wo die Urgeschichte der Römer sie wieder nennt. Sie hießen wohl ursprünglich Pelarger, weil sie in früher Zeit aus ihren Gebirgssitzen in die Ebene, namentlich meist in eine am Meer gelegene Frucht-Ebene (die man in Thessalien und im Peloponnes Argos nannte) herabgestiegen waren. Hier in diesen Ebenen trieben sie Ackerbau und brachten in einem einfachen Naturdienst ihren Berg- und Feldgöttern unblutige Opfer; sie bauten zu ihrer Vertheidigung Burgen mit jenen gewaltigen Mauern, die schon oben (§. 4.) als cyclopische näher angegeben wurden, und be-

wiesen sich sonst in Kunst und Schrift nicht unerfahren: so daß sie, im Vergleich mit den barbarischen Gebirgsbewohnern, ihrer mildern, geordneten Sitten halber, als ein „besseres, ehrwürdiges" Geschlecht erschienen, das nur von einem spätern in Sitte und Art umgewandelten Zeitalter mißverständlich und ungerechter Weise als roh bezeichnet wurde.

Neben und unter ihnen fanden sich in vorhellenischer Zeit noch andere, theils einfache, theils gemischte, zum Theil seßhafte, zum Theil schwärmende Völker, z. B. Leléger in Hellas und im Peloponnes, Kureten, zuerst in Aetolien, dann in Akarnanien, Kaukonen im westlichen Peloponnes, Karer, die allein nachher als besonderer Volksstamm (in Kleinasien) übrig blieben; ferner die mythischen Kentauren und Lapithen in Thessalien, die (historischen) Dryopen ebendaselbst, u. a. Ein Theil von ihnen mochte mit den Pelasgern geschlechtsverwandt seyn; die von gemischter Abkunft hatten jedenfalls die äußere Lebensart mit ihnen gemein.

Mit den Pelasgern zuweilen verbunden erscheinen die mythischen Thraker (Thrazier), von denen die eleusinischen Mysterien (IV. 5, 6,) und der Dienst des Orpheus und der Musen herrühren. Sie wohnten einerseits in Mittelhellas vom Thal Tempe an bis Delphi und von da durch Böotien, Attika und Euböa herab, anderseits in Kleinasien (in der Umgegend von Teria), so daß auch das, zwischen diesen beiden Endpuncten liegende Land bis an den Olympus herab, das damals noch nicht unter dem Namen Macedonien hervortrat, als thrakisch galt. — Auch in die Sitze dieses altthrazischen, wie in die des pelasgischen Geschlechts, drängten sich bald aus dem Norden herab barbarische Stämme zwischen ein; und als vollends der, den mythischen Thrakern, so wie den Pelasgern verwandte hellenische Stamm sich entwickelte, „lösten sich die Thraker, wie die Pelasger in Hellenen auf." Die spätern historischen Thraker (im nördlichen Thrazien) sind barbarischen Ursprungs und weniger zahlreich, als die mythischen.

Die nähere Betrachtung der verschiedenen, theils geschlechtsverwandten, theils durch äußere Sitte und Lebensart, wenn auch locker verbundenen, doch nicht fremdartig sich entgegengesetzten Völker der griechischen Urzeit hat zu dem Ergebniß geführt, daß, „ursprünglich Ein großes, mannichfach verzweigtes

Völkergeschlecht, aus welchem als der edelste Stamm die Hellenen nachher emporwuchsen, von Kreta und Karien an, die asiatische Westküste hinauf (die Troer mit eingeschlossen) bis zum Hellespont, dann im südlichen Thrazien und östlichen Macedonien über den Pindus hin, durch Epirus bis Akrokeraunia verbreitet" gewesen zu seyn scheint.

2. Fremde Einwanderer: Kekrops, Kadmus, Danaus, Pelops.

Frühe schon läßt die Vorgeschichte Griechenlands zu dem darin wohnenden Urvolke auch fremde Einwanderer nach einander hinzukommen. Zuerst kam, um das Jahr 1500 v. Chr. **Kekrops** (Cecrops) aus Sais in Aegypten und ließ sich in Attika nieder, wo er, als Schwiegersohn und Nachfolger des attischen Königs Actäus, die Burg von Athen Kekropia baute, durch Einführung regelmäßiger Ehen eine der wichtigsten Staatsgrundlagen erzielte und der Stammvater einer attischen Königsreihe wurde. — Ohngefähr um dieselbe Zeit kam **Kadmus** aus Phönizien, der Sohn eines sidonischen Königs, brachte den Dionysos- (Bacchus-) Dienst und phönizische Schrift mit und legte durch Erbauung der Burg Kadmēa den Grund zur Stadt Theben, die erst von seinem vierten Nachfolger, dem sangreichen Amphīon ausgebaut wurde, was die Sage mit dem Ausdruck berichtet, es hätten sich nach den Tönen seines Saitenspiels die Steine zu Thebens Mauern von selbst zusammengefügt.

Etwa acht Jahre später landete **Danäus** aus Oberägypten mit seinen fünfzig Töchtern in Argolis und brachte den Cultus der Athene und Aphrodite (Venus) mit. Er stiftete zu Argos eine neue Dynastie und wurde der Ahnherr des in der Sage durch seine Thaten verherrlichten Perseus und seines zu Argos, Tiryns und Mykenä herrschenden Heldenstammes, zu welchem insbesondre Herakles (§. 3.) gehörte, — Endlich im 14. Jahrhundert v. Chr. kam **Pelops** aus Phrygien, des von den

Trojanern vertriebenen Königs Tantälus in Sipylus Sohn, mit phrygischen und lydischen Ansiedlern und gab durch die Einnahme von Elis und durch die Ausbreitung seines Herrscherstamms über Argos und Lakonien der Halbinsel den Namen Peloponnes. Er und seine Nachkommen, die Pelopiden Atreus und Thyestes (seine Söhne) und Agamemnon und Aegysthos (seine Enkel) haben theils durch ihre Gräuelthaten, theils durch ihre unglücklichen Schicksale den griechischen Dichtern reichen Stoff zu ihren Tragödien gegeben. (K. 3, 3.)

Griechenland lag in zu günstiger Nähe am Orient, und die Küstenbewohner des westlichen Asiens, sowie des nordöstlichen Afrika's hatten schon in frühester Zeit einen viel zu regen Unternehmungsgeist, als daß sie nicht einzelne Fahrten und Wanderungen auch nach den griechischen Inseln und Küsten sollten versucht haben. Daß nun jene Einwanderungen, deren Thatsache feststeht, gewisse Bildungselemente mitbrachten, welche einen unverkennbaren Einfluß auf die geistige und sittliche Lebensgestaltung der Griechen äußerten und insbesondere der religiösen Naturanschauung und dem darauf gegründeten Götterdienst der pelasgischen Ureinwohner eine orientalische Beimischung und Grundlage gaben, ist nicht zu läugnen (IV. 5). Nichtsdestoweniger konnte dieser Einfluß die ursprünglich kräftige und selbständige Natur des griechischen Volkes oder seine eigentliche Nationalität nicht umwandeln oder gefährden, sondern nur mannichfaltig anregen und zur Entwicklung bringen, wie denn dieß am frühesten auf Kreta (K. 4, 2.) und nachher in andern Theilen Griechenlands sich zeigte. So ist namentlich die griechische Sprache, — welche, wenn jene fremden Einflüsse überwiegend oder auch nur gleichkräftig gewesen wären, am ersten eine Veränderung erlitten haben würde, — wie jede andere Ursprache, ein echtes, reines Wurzelgewächs, und seine Gleichartigkeit macht sich selbst noch in den mundartlichen Abwandlungen geltend. Dasselbe gilt auch von dem Character der alten Griechen, der, was ihm von Außen zukam, entweder mit seiner Eigenthümlichkeit durchdrang oder wenigstens mit einem schönen Außengewand umgab.

3. Die Hellenen.

Von den Pelasgern, nicht dem Ursprung und innersten Wesen nach, sondern nur der Lebensrichtung und vorherrschenden Thatkraft nach, verschieden war der unter ihnen emporwachsende Stamm der **Hellenen**. Die ursprünglichen Sitze derselben verlegt die Sage nach Thessalien, wo ein „rossenährendes Argos" (in der obangegebenen Bedeutung von Frucht-Ebene) als „die Wiege des Heroenthums" bezeichnet wird. Der zum freien, kühnen, unstäten Leben des Kriegs und der Jagd geneigte Hellenenstamm scheint sich zu den pelasgischen und den diesen ähnlichen Stämmen verhalten zu haben wie „thatendurstige, ritterliche Helden- und Fürstengeschlechter mit ihrem Gefolge von Dienstmannen" zu ihrem seßhaften, friedlich den Geschäften des Landbaus nachgehenden Stamm- und Gaugenossen. Die allmählige Ueberwältigung des Pelasgischen von dem Hellenischen ist daher nicht als ein Aufdringen fremder Oberherrschaft, sondern als ein Emporkommen des Stärkeren und Innenkräftigeren über das Schwächere und minder Edle in einem und demselben zusammengehörigen Ganzen zu betrachten.

Als Stammvater der Hellenen nennt die Sage den **Hellen**, den Sohn des thessalischen Lelegerfürsten Deukalion und der Pyrrha, jenes allein aus der Fluth geretteten Paares, das, der griechischen Sage zufolge, nach dem Abflusse des Gewässers auf dem Parnaß gelandet war und dann die Gegend bevölkerte. Zwei Söhne Hellen's Aeolus und Dorus und seine beiden Enkel Achäus und Jon (Söhne des von seinen Brüdern nach Attika verdrängten Xuthus) waren die Stammväter der vier hellenischen Hauptvölker, der Aeoler, Dorer, Achäer und Joner.

Der Sinn der deukalionischen Sage ist, daß nach der Abmündung des thessalischen Binnengewässers die Bergbewohner auf die, aus ihm auftauchende thessalische Ebene hinabstiegen. Die Roßzucht, wodurch nachher diese thessalische Ebene (oder Argos, ein Name, der sich dann auf andere ähnliche Ebenen z. B. auf die achäische im Peloponnes übertrug) berühmt wurde,

hängt mit der Adelsherrschaft oder dem Ritterthum zusammen, welches durch jene Abkömmlinge Hellen's dargestellt ist, aus denen Heldenmänner wie: Aktäon, Peleus, Achilleus (Achilles) 2c. bald als einzelne Kämpfer, bald mit einem Gefolge von Freiwilligen, die zuweilen zu Kriegsschaaren heranwuchsen, auf Kriegsthaten und Beute auszogen und sich unter den pelasgischen Stämmen Fürstenthümer und Herrschaften erkämpften. Viele dieser Heroen, sowohl aus dem Geschlechte der Hellenen, als auch aus dem Geschlechte der obengenannten Eingewanderten, preis't die Dichtkunst als besondere Wohlthäter ihres Landes, das sie von wilden Thieren oder frevelhaften Menschen reinigten, wie namentlich eine Menge solcher Thaten auf den, aus Danaus Stamme entsproßten **Herakles** (Herkules) gehäuft wurden, der dadurch als das Ideal einer „siegreichen, durch Mühe und Drangsal nicht gebeugten, sondern zu den Göttern erhobenen Heldenkraft" erscheint.

Die Hauptzüge der durch die Poesie reich ausgeschmückten Herakles-Fabel sind folgende: Herakles, Sohn des Gottes Zeus und der Alkmene, der Gemahlin des Amphitryon, Königs von Tiryns, eines Enkels des Perseus (§. 2.), zeigte schon in der Wiege seine übermenschliche Kraft dadurch, daß er zwei Schlangen, welche Zeus eifersüchtige Gemahlin Hera (Juno) gegen ihn ausgeschickt hatte, mit den Händen erstickte. Zum Jüngling herangewachsen, überwindet Herakles am Scheidewege des Lebens die Versuchung des Lasters und widmet sich der Tugend. Auf dem von ihm gewählten Wege ist er bei allen seinen Bestrebungen, die Welt vom Schädlichen und Verderblichen zu befreien, den beständigen Verfolgungen Hera's ausgesetzt, wird aber von der Göttin Pallas Athene beschützt. Dafür, daß er Theben von einem Tribut befreite, erhielt er die Tochter des dortigen Königs zur Gemahlin, die ihm acht Kinder gebar. Als er aber einst in einem Anfall von Raserei Gattin und Kinder erschlug, verpflichtete ihn das Orakel zur Sühnung zwölf Jahre lang dem Persiden Eurystheus zu dienen, der die dem Herakles gebührende Herrschaft von Tiryns, aus der Amphitryon eines unvorsetzlichen Mordes wegen vertrieben worden war, an sich gebracht hatte.

Auf Hera's Geheiß legte ihm nun König Eurystheus die berühmten zwölf Arbeiten auf, die entweder in Bekämpfung wilder schädlicher Thiere: des nemeischen Löwen (dessen Haut ihm dann zur Bekleidung diente), der lernäischen Hydra, des erymanthischen Ebers, der stymphalischen Vögel, des kretischen Stiers, der Rosse des thrazischen König Diomēdes; oder in

Erwerbung kostbaren Besitzes: des Gürtels oder Wehrgehenks der Amazonenkönigin Hippolyte, der Rinder des dreiköpfigen Geryon's, der goldenen Aepfel der Hesperiden; oder in Ausführung anderer übermenschlicher Thaten: der Reinigung des Augīasstalles, der Heraufholung des, den Eingang in die Unterwelt bewachenden dreiköpfigen Hundes Cerberus — bestanden. Außer diesen gebotenen Arbeiten werden noch viele andere freiwillig von ihm unternommene erzählt. Doch der Held hat auch seine schwachen Stunden, wo er in Weichlichkeit versinkt und eine Zeitlang im Dienste der lydischen Königin Omphăle weibliche Arbeiten verrichtet. Eben so bringt ihn die Untreue gegen seine neue Gemahlin Dejanīra in die gräßlichste Leibesnoth, die ihm der Centaur Nessus aus Rache durch ein vergiftetes Gewand bereitet, und den Schmerzen dieser Giftqual entgeht er nur dadurch, daß er auf dem Berge Oeta freiwillig sein Leben durch den Feuertod endet, der ihn aller irdischen Schlacken entkleidet, worauf er dann, in den Götterhimmel aufgenommen, die Unsterblichkeit erlangt und, mit Hera versöhnt, die Tochter derselben, die Göttin der Jugend, Hebe, zur Gattin erhält.

Von der Bedeutung der Züge und Fahrten des Herakles, so wie daß der Mythus desselben nicht ein ursprünglich griechischer, sondern ein in Griechenland nationalisirter orientalischer Mythus ist, wurde schon II. 9, 4. gesprochen.

Der anfangs bloß Einem Stamme oder Geschlechte angehörige Name Hellenen bestand — während der Name der Pelasger allmählig zurücktrat, — nur neben andern Stammesnamen, mit denen zuweilen alle griechischen Stämme zusammengefaßt wurden, eine Zeitlang fort, bis er allmählig auf alle griechischen Stämme als Gesammtnamen überging.

So wie der Name Hellas ursprünglich nur eine thessalische Gegend (sammt einer gleichnamigen Stadt) am Enīpeus, die an das pelasgische Argos (Ebene) zwischen Pharsălus und dem phthiotischen Thebä und Pthia gränzte, bedeutete; so bezeichnete der Name Hellenen anfangs nur die Myrmidonen in Thessalien, die Mannen des Achilleus; auch mag das alte Heiligthum in Dodona (IV. 5.), das die Spartiaten Hella nannten, und die dort wohnenden Helloi mit den Hellenen in einem gewissen Verhältniß gestanden haben. Noch Homer bedient sich, wenn er die Gesammtheit der Griechen bezeichnen will, abwechselnd der Namen Achäer, Danäer, Argeier, während er nur die Myrmidonen Hellenen nennt. Daß nun nachher der Einzelname Hellenen allmählig Gesammtname wurde, veranlaßte wohl zuerst der durch Homer's Dichtung erhöhete und verbreitete Ruhm des Myrmido-

nenfürsten Achilleus, als des „Edelsten aus der Blüthenzeit des ritterlichen Volksthums" (K. 3, 2.), ferner der Einfluß gewisser „Aussprüche des delphischen Orakels, in denen der hellenische Name vorkam," endlich vielleicht auch das Ansehen des mit dem delphischen Heiligthum in Verbindung stehenden Amphiktyonenbundes (denn der Name Amphiktyon gehörte ursprünglich einem andern Sprößling des Deukalion an): so daß zuerst der Dichter Hesiŏdus den Namen Hellenen auf alle Stämme des griechischen Volkes bezog. Als sodann vollends die olympischen Spiele (bei welchen die Richter vielleicht gleich Anfangs Hellenodīken hießen) alle griechischen Stämme zusammenführten, und nun auch Archilŏchus, der Nationaldichter für diese Festspiele, das Wort Hellenen als Gesammtnamen gebrauchte, so bekam er von da an allgemeine Geltung.

Der Name **Griechen** (Graikoi), den die spätere Dichtung von Gräkŏs, dem Sohne des Thessălos, des Stammvaters der Thessalier, ableitet, war der frühere Name des Hellenenstammes, als derselbe noch in Epirus (in der Nähe Dodona's) wohnte. Von der Zeit an aber, wo die Hellenen in Thessalien auftraten, verschwand der Name Graikoi aus Griechenland ganz, und erst in späterer Zeit findet er sich wieder und zwar in Italien, wohin er vielleicht durch pelasgische Auswanderer oder überhaupt durch den frühen Verkehr zwischen Epirus und den alten Etruskern kam, von denen die Römer ihn vernahmen und ihn dann immer für den Namen Hellenen gebrauchten.

---

3. Kapitel.

Die Heroenzeit.

1. Ausbreitung der hellenischen Stämme.

Die Zeit der Umwandlung des altpelasgischen Zustandes durch die Herrschaft hellenischer Adels= und Fürstengeschlechter läßt sich nicht genau bestimmen. Die genannten vier hellenischen

Stämme drängten sich, bei ihrem Hinausstreben aus ihren Ursitzen, in die meisten pelasgischen Sitze ein, und breiteten sich sowohl in Bergländern, von wo aus sie Kriegsfahrten in die Ebenen machten, als auch an den Küstenländern aus, wo sich ihre kriegerische Thatkraft meist in Seeräubereien bekundete.

Die mächtigsten und am weitesten verzweigten hellenischen Stämme in dieser Zeit waren die Äöler und die Achäer; die anfangs minder bedeutenden und erst später am meisten hervorragenden waren die Dorer und die Joner.

Die **Äoler** wohnten ursprünglich im Thallande des Peneios und zu ihnen gehörten die Böotier, die Minyer, welche letztere am kopaischen See, bei Jolkos in Thessalien, auch auf Lemnos und in Lakonien wohnten. Unter dem Namen Äoler begriff man nach ihrer Weiterverbreitung auch im Allgemeinen die meisten Heroenfürsten z. B. den Sisyphus in Korinth, Salmoneus in Elis, Neleus in Pylos, die Äakiden 2c.

Die **Achäer** wohnten zuerst an beiden Seitenabhängen des achäischen Gebirgs, das die Flußthäler des Peneios und Spercheios trennte: zu ihnen gehörten die Myrmidonen. Es gab auch den Äolern verwandte Achäer in Argolis und Lakonien, welche Pelops in diese vorher pelasgischen Sitze geführt haben soll, und aus ihnen ragte der Heldenstamm der Atriden (§. 2.) hervor. Der Name Achäer war auch manchmal Gesammtname des Heroenvolkes.

Die **Dorer** wohnten Anfangs im thessalischen Hellas, nachher am Pindus, dann am Öta, zuletzt im Gebirgsland Doris, und hatten etwas in sich Abgeschlossenes, aber Kernhaftes.

Die **Joner** scheinen ihre ursprüngliche Heimath an der Ostküste des jonischen Meeres gehabt zu haben; von da zogen sie ostwärts, dann besetzten sie die peloponnesische Nordküste und breiteten sich über den Südwesten von Arkadien, einen Theil der argolischen Landzunge, über Attika und Euböa aus, und waren besonders dem Schifferleben zugethan.

Die heroische Zeit zählt aber noch viele andere Völkerschaften (darunter Ätöler, Lokrer, Phokäer, Athener, Kreter rc.), von denen es unbestimmt bleibt, welche von ihnen als pelasgisch und welche als hellenisch anzusehen sind.

Diese so vereinzelten, von Heroen gestifteten oder geführten Stämme treten — gemäß der Natur des Landes und seiner, durch die hellenischen Wanderungen noch vergrößerten Gebirgszerstückelung, so wie auch dem stets nach individueller Freiheit strebenden hellenischen Character gemäß — anfangs meist vereinzelt und ohne Verbindung unter einander auf.

Auch die Unternehmungen vereinzelter Stämme knüpfen sich nur an die Namen der Heroen, deren ritterlicher, zu abentheuerlichen Thaten in der Heimath und in der Fremde geneigter Character dem ganzen Zeitalter seinen Namen gab, in welchem eben sowohl Züge der Rohheit, als der edlern Menschlichkeit sich mischten.

2. Unternehmungen vereinigter Heroen: Der Argonautenzug. Die Sieben gegen Theben.

Als die erste gemeinsame, ins Ausland unternommene Heldenthat wird der **Argonautenzug** genannt, der nach Kolchis an der Ostküste des schwarzen Meeres gerichtet war und theils Seeräuberei, theils Handelsvortheile zu bezwecken schien. Er wurde von der griechischen Dichtung jeder Gattung und jedes Zeitalters mannichfaltig ausgeschmückt.

Der Hauptinhalt der (von Apollodor, einem spätern griechischen Schriftsteller, aus zerstreuten Sagen zusammengestellten) Geschichte dieser Fahrt ist folgender: Zu Jolkos, einer Stadt der Minyer in Thessalien, herrschte Pelĭas, der seinem Bruder Aeson die Regierung entrissen hatte. Als nachher Aeson's Sohn, **Jason**, von seinem Oheim die Regierung zurückforderte, versprach dieser, ihm seine Forderung zu gewähren, wenn er zuvor eine, ihm (dem Pelias) vom Orakel gestellte Aufgabe für ihn lösen und eine Seefahrt nach Kolchis unternehmen würde, um das daselbst im Besitz des Königs Aeëtes befindliche goldene Vließ oder Fell

des Widders zu holen, auf welchem Phrixus ein Königssohn aus Orchomenos, der Hauptstadt der Minyer, mit seiner Schwester Helle, um der sie verfolgenden Stiefmutter zu entkommen, über das Meer geschwommen war und (nachdem Helle dabei in das Meer gestürzt, das nach ihr den Namen Hellespont bekam) die kolchische Küste erreicht hatte.

Jason, dazu bereit, ließ durch des Phrixus Sohn Argos ein 50rudriges Schiff, Argo genannt, bauen, und forderte alle Helden seiner Zeit zur Theilnahme an dieser Fahrt auf. Unter den vielen Heroen, die sich dem Zuge anschloßen und die man Argonauten d. i. Argoschiffer nennt, waren Herakles, die Zwillingsbrüder Kastor und Pollux, Theseus und sein Freund Pirithöus, Orpheus, die berühmtesten. Die Fahrt ging von Jolkos aus zuerst nach Lemnos, von da an die mysische Küste von Kleinasien (wo Herakles, andere Zwecke verfolgend, zurückblieb nnd nach Argos zurückkehrte). Bei der Weiterfahrt erhielten die Argonauten in Salmydessus von dem blinden Seher Phineus guten Rath, und nach verschiedenen Abentheuern kamen sie vor dem Thermōdon und Kaukasus vorüber zum Flusse Phasis im kolchischen Lande, wo sich Jason mit Hülfe der Medēa (Medeia), der Tochter des Königs Aeëtes, das goldene Vließ verschaffte. Nachdem er mit ihr und seinen Gefährten den Nachstellungen des Königs glücklich entronnen war, trat er die Rückkehr an, auf welcher die dichterische Sage die Argonauten lange in der Irre herumfahren und selbst in's tyrrhenische und sizilische Meer gerathen läßt, bis sie über Korkyra, Kreta und Aegina wieder durch den Eurīpus in Jolkos einliefen, nachdem sie die ganze Fahrt in vier Monaten vollendet hatten.

Es ist, als ob jeder Dichter, die Sage von dieser Wunderfahrt erweiternd, die geographischen Kenntnisse seiner Zeit darin hätte niederlegen wollen. Homer übrigens kennt nur einen Jason auf Lemnos, dessen Söhn Tauschhandel mit den Griechen vor Troja trieb und mit den Troyanern sowohl, als mit den phönizischen Sidoniern in Handelsverbindung stand, so daß man glauben sollte, jene viel früher fallende Fahrt nach dem Pontus könnte eher von fremden, namentlich phönizischen Seeleuten, als von Minyern unternommen worden seyn, — wenn nicht

schon verschiedene pelasgische Stämme der Urzeit auch von dem Homer als frühe kühne Seefahrer bezeichnet und selbst die Hauptstadt der (hellenisch-äonischen) Minyer, das böotische Orchomenos, von ihm an Glanz und Reichthum dem ägyptischen Theben gleichgesetzt würde.

Eine andere, bald nachher eintretende Unternehmung mehrerer Heroen, der **Krieg der Sieben gegen Theben**, beschränkt sich auf die Heimath und hat bloß in einem Familienzwist ihren Grund, der weiter zurück auf das von den griechischen Dichtern vielfach benützte tragische Schicksal des Königs Oedipus führt.

Der König Laïos von Theben hatte nämlich, um die Erfüllung eines Orakelspruchs, der ihm den Tod vom eigenen Sohne weissagte, abzuwenden seinen ihm von seiner Gemahlin Jokaste gebornen Sohn Oedipus auszusetzen befohlen. Der damit beauftragte Sclave aber gab das Kind einem Hirten, und durch diesen kam es an den Königshof von Korinth, wo es erzogen wurde. Herangewachsen, wollte Oedipus seine Herkunft erfahren, und weil ein Orakel ihm rieth, sein Vaterland zu meiden, verließ er Korinth, das er für sein Vaterland hielt, und ging nach Theben. Unterwegs begegnete er in einem nach Delphi führenden Engpasse seinem von ihm unerkannten Vater und erschlug ihn im Streit über dem Ausweichen.

In Theben angekommen, befreite er das Land von der verderblichen Sphinx durch Losung ihres Räthsels, und erhielt den Thron von Theben und mit ihm zugleich die Hand der Königswittwe, in der er, ohne es zu wissen, seine Mutter heirathete. Als nun wegen dieser Schuld Unheil über das Land kam und durch einen Seher das schreckliche Geheimniß seines Schicksals kund wurde, erhängte sich Jokaste; Oedipus aber blendete sich, und irrte, von den Thebanern und seinen eignen Zwillingssöhnen verstoßen, an der Hand seiner Tochter Antigōne als Bettler umher, bis er nach Kolōnos in Attika kam, wo er bei Theseus Schutz und zuletzt im Haine der Eumeniden oder versöhnten Furien ein ruhiges Grab fand.

Seine Söhne aber, von des Vaters Fluch getroffen, gingen durch ihre Herrschsucht zu Grunde.

Eteŏkles und **Polyneikes**, die Söhne des Oedipus, hatten sich nämlich dahin verständigt, daß jeder abwechselnd ein Jahr lang Theben regieren sollte. Eteokles aber wollte nach dem Ablauf seines Jahres die Regierung nicht an seinen Bruder abtreten; daher sich dieser um Hülfe an den König **Adrastos**

von Argos wandte, der ihm seine Tochter zur Gattin gab und dann mit noch fünf andern Fürsten zusammt dem Polynīkes auszog, um Theben zu erobern, worin Eteokles sich wohl verschanzt hatte. Noch ungewandt aber in der Kunst, feste Plätze zu erobern, mißlang ihnen der Sturm auf die Stadt, und um ihre Sache zum Entscheid zu bringen, verabredeten beide feindlich erhitzte Brüder einen Zweikampf, in welchem aber beide zugleich fielen. In dem darauf erfolgten Ausfall ihres Oheims Kreon aus der Stadt kamen auch die übrigen belagernden Fürsten bis auf Adrast um, der sich nur durch die Flucht rettete.

Erst die Söhne der Gefallenen, die **Epigŏnen**, welche zehn Jahre darauf als Rächer ihrer Väter mit einem starken Heere gegen Theben auszogen, eroberten die Stadt und plünderten sie, worauf dann Polyneikes Sohn die Herrschaft über Theben erhielt.

3. Der trojanische Krieg.

Solche kleine Versuche von Verbindungen zu gemeinschaftlichen Zwecken mußten vorausgehen, um jene viel größere und in ihren Folgen weiterreichende gemeinschaftliche Unternehmung möglich zu machen, welche der **Zug gegen Troja** bezeichnet, mit dessen Beherrschern die Griechen schon mehrmals in feindliche Berührung gekommen waren, so daß jede andere, als die von der Sage angegebene Veranlassung einen gleichen Ausbruch der Feindseligkeit zur Folge gehabt hätte. Der trojanische Krieg, 1194—1184 v. Chr., hervorgegangen aus dem ganzen gesellschaftlichen Zustande Griechenlands, der einer Umformung entgegenging, brachte nicht nur das Heldenzeitalter zu seiner höchsten Blüthe, sondern war auch sowohl durch seinen glücklichen Ausgang, als auch durch den über ihn nachher ausgegossenen Lichtglanz homerischer Dichtkunst bestimmt, „den Nationalgeist der Hellenen" mächtig zu entzünden.

In Troja (oder Ilion), der Hauptstadt der kleinasiatischen Landschaft Troas, herrschte **Priămos**, der Sohn des von Herakles erschlagenen Königs Laomĕdon. Sein Sohn **Păris**

(auch Alexander genannt) besuchte einst den König **Menelāos** in Sparta (welcher aus Pelops Geschlecht abstammte), und mißbrauchte das heilige Gastrecht so, daß er die Gattin seines edlen Wirthes, die durch ihre Schönheit berühmte **Helĕna**, nicht ohne ihre Einstimmung, nebst vielen Schätzen in seine Heimath entführte. Ueber diesen Schimpf und Frevel empört, verband sich Menelaos mit seinem Bruder **Agamemnon**, dem Könige von Mycenä, der unter allen Griechen im höchsten Ansehen stand.

Von beiden zu einem Rachezug nach Asien aufgefordert, versammelten sich — zum Theil auch von dem Geiste der Abentheuerlichkeit und von der Lust nach Beute getrieben — unter besonderer Mitwirkung des klugen Königs **Odysseus** (Ulysses) von Ithaka und des Fürsten Diomēdes von Argos, fast alle Fürsten und Fürstensöhne Griechenlands, ein jeder mit seinen Mannen und Schaaren in so großer Anzahl, daß sie auf 1006 Schiffen aus dem Seehafen von Aulis (in Böotien) ausliefen. Doch mußte zuvor, um die Götter zur Sendung eines günstigen Fahrwindes zu bestimmen, Agamemnon auf priesterlichen Rath seine Tochter **Iphigenīa** (Iphigeneia) der Göttin Artĕmis (Diana) zum Opfer weihen, von welcher sie aber durch eine Hirschkuh ersetzt und in einer Wolke nach Tauris (der heutigen Krimm) entrückt wurde.

Außer den schon genannten Fürsten ragten unter den übrigen besonders noch der alte **Nestor** aus Pylos durch seinen weisen Rath, Idomĕneus aus Kreta, Ajax und Teucer (Teukros), Telamon's Söhne aus Salămis, Ajax, Oïleus' Sohn aus Lokris, Philoktet aus Thessalien, vor allen aber **Achilleus**, der Mirmydonenfürst aus Phthia in Thessalien, mit seinem Freunde Patroklos durch Tapferkeit und Heldensinn hervor. Dem Agamemnon selbst gehorchten die Fürsten als ihrem Anführer, ohne sich jedoch in ihrem freien Willen und in der Selbstleitung der Ihrigen beschränken zu lassen.

Aber auch die Trojaner waren gerüstet, ihre Stadt wohl befestigt, die Zahl ihrer Bundesgenossen aus den benachbarten Theilen Kleinasiens nicht unbeträchtlich, und an dem edlen

Hektor, Priamus' ältestem Sohne, hatten sie einen, den Griechen an Tapferkeit und Gewandtheit völlig gewachsenen Führer. Dieser Umstand, so wie der Mangel an Lebensmitteln, die sich die Griechen theils durch Ackerbau im thrazischen Chersonēs, theils auf Plünderungsfahrten nach benachbarten Küsten und Inseln verschaffen mußten; desgleichen ihre Unerfahrenheit in der eigentlichen Kriegskunst, welche in Bezug auf Belagerung fester Plätze und auf Zusammenwirkung ganzer Massen noch in der Kindheit war, — machen es begreiflich, daß der Krieg sich in die Länge zog. Dieser bestand, auch wenn er am lebhaftesten betrieben wurde, ohnedieß nur in vereinzelten Angriffen ohne gemeinsamen Plan, so daß selbst die Feldschlachten sich meist in bloßen Einzelkämpfen darstellten, bei welchen die Kämpfer vom Streitwagen herab einander mit Speeren und, wenn diese verschossen waren, wohl auch mit Feldsteinen warfen.

Auch ein zwischen Agamemnon und Achilleus über einen Beuteantheil entstandener Zwist, in Folge dessen Achill aus Groll sich alles Kampfes enthielt, verzögerte die Entscheidung. Diese rückte erst näher, als im zehnten Jahre der Belagerung Hektor einst des Achilles Freund Patroklos im Kampfe getödtet hatte und nun Achill sich wüthend wieder zum Kampf aufmachte, um seinen Freund zu rächen. Hektor entging seiner Rache nicht: er durchbohrte ihn mit dem Speer, schleifte ihn, mit den Fersen an seinen Wagen gebunden, dreimal um Troja's Mauern und ließ den dadurch ganz entstellten Leichnam unter freiem Himmel liegen. Um denselben zur Bestattung zu bekommen, die eine heilige Pflicht der Religion war, begab sich der alte Priamus, nur von einem Diener begleitet, in der Nacht aus der Stadt herab in das Zelt des Achillens und bat unter Thränen um den Leichnam seines Sohnes gegen ein mitgebrachtes Lösegeld. Gerührt gab ihn Achill heraus und gewährte zur Bestattungsfeier den Trojanern einen neuntägigen Waffenstillstand.

Obgleich im fortgesetzten Kriege Achill von Páris durch einen Pfeilschuß getödtet wurde, so kam doch endlich, nachdem Odysseus und Diomedes verkleidet das Palladium oder Stadt-

heiligthum (ein schützendes Bild der Göttin Pallas) aus der Stadt entwendet hatten, für Troja der Tag des Untergangs. Eine neue, List des Odysseus führte zu ihrer Einnahme, nachdem zuvor noch Päris von Philoktet mit einem Pfeile des Herkules getödtet worden war. Auf des Odysseus Rath nämlich schifften sich die Griechen ein, als wollten sie auf die Eroberung der Stadt verzichten, ließen aber ein kolossales hölzernes Pferd zurück, in dessen gehöhltem Bauch eine Schaar Bewaffneter versteckt war. Von einem zurückgebliebenen, schlau sich verstellenden Griechen, Namens Sinon, überredet, daß dieses Pferd ihnen statt des ihrer Stadt geraubten Palladiums vom Himmel gesendet worden sey, zogen die Trojaner das Pferd in die Stadt. In der Nacht ließ Sinon die Bewaffneten aus dem hölzernen Versteck heraus und zugleich rückten die von den Schiffen zurückgekehrten Griechen in die geöffnete Stadt, die nun von Mord erfüllt und durch Feuer zerstört wurde. Priamus und seine noch übrigen Söhne wurden getödtet, seine Gemahlin, die greise Hekäbe (Hekuba), und ihre Töchter sammt Hektor's Gattin Andromäche mit andern edlen Trojanerinnen als Sclavinnen unter die Sieger vertheilt, Helena aber, die Ursächerin des Unheils, vom Menelaos wieder angenommen. Nur einer kleinen Schaar Trojaner unter Anführung des Aenēas gelang es, sich durch die Flucht zu retten und in Italien eine neue Heimath zu finden. (Die Stadt Troja selbst wurde nachher von Mysiern und Phrygiern wieder aufgebaut und späterhin von äolischen Griechen besetzt.)

Nach der Eroberung Troja's traten die Sieger mit vielen erbeuteten Schätzen die Rückkehr nach Griechenland an. Auf dieser Rückkehr aber gingen viele Schiffe sammt der Mannschaft zu Grunde; andere wurden in ferne Länder verschlagen und manche Helden mußten Jahre lang in der Irre unter vielen Drangsalen umherstreifen, bis sie die Heimath wieder fanden. Die meisten von denen, welche heimkamen, trafen Unordnung und Unglück im Haus. Die Sagen und Mähren von den Schicksalen jener heimkehrenden Helden gaben nachher den Dichtern ebenfalls reichen Stoff zu anziehenden Darstellungen, die man Nŏstoi oder Rückfahrten nannte.

Das schrecklichste Unglück traf den heimgekehrten Agamemnon. Er wurde von seiner untreuen Gattin Klytämnestra und ihrem Verführer Aegysthos (dem Sohn seines Oheims Thyestes) zu Mycenä bei einem Mahle, nach Andern beim Bade umgebracht. Empört über diese Unthat rächte zehn Jahre darnach sein Sohn **Orestes** (der von seiner ältern Schwester Electra heimlich zu ihrem Oheim, dem König von Phocis, geflüchtet und dort mit dessen Sohne Pylädes auferzogen worden war) den Tod seines Vaters dadurch, daß er mit Hülfe seines Freundes Pylades seine Mutter Klytämnestra sowohl, als den Aegysthos ermordete. Doch verfolgten von nun an die Eumeniden (Furien) den Muttermörder, bis ihm endlich Entsühnung zu Theil wurde, worauf er späterhin als König von Argos, Mycenä und Sparta in seinem 90. Jahre starb. (Siehe die Behandlung dieser Sage von den Tragikern V. 11, 2.)

Am berühmtesten sind die Irrfahrten des heimkehrenden **Odysseus.** Er wurde noch zehn Jahre lang an verschiedenen Küsten von Thrazien, Afrika, Sizilien) umhergetrieben und hatte vielfaches Ungemach und wunderbare Abentheuer zu bestehen. Zuletzt ließ ihn Alkinöos, der König der Phäaken auf Scheria (Korfu), an welche Insel er sich aus einem Schiffbruch schwimmend gerettet hatte, auf einem Schiff nach seiner Heimath Ithaka bringen, deren Küste er schlafend erreichte. Unerkannt von seinem alten treuen Heerdenaufseher Eumaios aufgenommen, erfuhr er von demselben, welch' eine große Verwirrung während seiner Abwesenheit in seinem Hause geherrscht habe und noch herrsche. Eine große Anzahl von Edlen der Insel bewarben sich nämlich seit Jahren um die Hand seiner Gattin **Penelöpe,** weil Jedermann den Odysseus todt glaubte. Nur die treue Gattin dachte sich seine Rückkehr noch möglich und suchte die ungestümmen Freier dadurch zurückzuhalten, daß sie erklärte, ihre Entscheidung erst dann von sich geben zu wollen, wenn sie ein angefangenes Gewebe vollendet haben würde; an welchem sie indeß jedesmal in der Nacht das wieder auflöste, was sie am Tage gewoben hatte.

Der Uebermuth der sie bedrängenden Freier ging so weit, daß sie täglich im Hause des Odysseus zusammenkamen und durch Schmausereien seine Habe verzehrten. Weil nun **Telemächos,** Odysseus junger Sohn, dieß nicht länger hatte ansehen können, so hatte er sich heimlich aufgemacht, um in der Fremde bei den aus Troja zurückgekehrten Freunden seines Aelternhauses (bei dem alten Nestor in Pylos und bei Menelaos in Sparta) Kunde von dem Leben seines Vaters einzuziehen. Eben als Odysseus bei dem Eumaios Aufnahme gefunden hatte, langte wenige Tage darauf auch Telemach von seiner Reise zurückkehrend bei dem Eumaios an, wo dann sein Vater sich ihm zu erkennen gab. Odysseus machte

nun, von beiden unterstützt, dem Unfug der Freier dadurch eine Ende, daß er in Gestalt eines Bettlers in sein Haus ging und die frechen Freier, die dort eben wieder bei Schmaus und Spiel beisammen waren, mit eigner Hand durch Pfeilschüsse erlegte, darauf sich seiner treuen Penelope und seinem alten Vater Laërtes zu erkennen gab und wieder den Besitz seiner Rechte antrat.

Die beiden herrlichen alten Dichtungswerke, von denen das eine, die **Ilias** (oder Iliäde), den Kampf vor Troja —, das andere, die **Odyssee**, die Rückkehr des Odysseus schildert, und als deren Urheber Homer (IV. 8, 1,) gepriesen wird, geben, das treueste, lebendigste Bild der Cultur und Lebensart, der Sitten und Gebräuche, so wie auch der geographischen Verhältnisse in der griechischen Heroenzeit; und wenn auch alles, was die Dichtung dazu gethan hat, hinweggedacht wird, so bleibt doch jedenfalls ein Kern zurück, welcher unbestreitbar geschichtliche Wahrheit in sich schließt.

---

4. Kapitel.

Die dorische Wanderung.

1. Stammsitze und Staatenveränderungen auf dem griech. Festlande.

War der Kampf der Helden vor Troja der Gipfelpunct des heroischen Zeitalters, so war die Heimkehr der Helden von da mit den daheim vorgehenden Zerrüttungen der Wendepunct desselben. Denn schon 60 Jahre nach Troja's Falle begann eine Stämme= und Völkerwanderung, die, von den Nordgränzen Griechenlands ausgehend, allmählig und stoßweise nach dem Süden zu sich fortsetzend und zuletzt die Südspitze des Peloponnes erreichend, eine völlige Umwandlung der bis dahin im Mutterlande bestandenen Lebens= und Staatenformen herbeiführte, und allen Theilen des hellenischen Volksganzen jene

Sitze und Stellungen anwies, worin sie sich fast die ganze Folgezeit hindurch behauptet haben, so daß von dieser größeren Wanderung an, gegen welche alle früheren nichts als bloße „Wechsel der Sitze" waren, die eigentliche historische Zeit für Griechenland andämmert.

Den Anfang dieser großen Wanderung machte das Eindringen der thesprotischen Thessäler aus Epirus über den Pindus in das alte Aeolis, wo sie nach Unterwerfung eines Theils der Aeoler und nach Vertreibung der äolischen Böoter einen neuen Staat gründeten, der den Namen Thessalien bekam. Die vertriebenen Böoter setzten sich sodann in dem nunmehrigen Böotien fest, wo sie auch Orchomenos (K. 1. 3, 7. K. 2.) abhängig machten; die vor ihnen daraus weichenden Pelasger wanderten zum Theil nach Attika und später nach den nordöstlichen Inseln, so wie auch nach Lakonien aus.

Nach diesen Vorboten erfolgte nun weitergreifend im Jahr 1104 v. Chr. **die dorische Wanderung**, die von den Dorern ausging, welche den Herakles als Stammheros verehrten. Sie geschah unter der Anführung der sogenannten Herakliden, eines Adelsgeschlechtes, das vielleicht den Cultus des Herakles besorgte und sich daher (ohne aus dem Peloponnes, wo Herakles heimisch gewesen, zu stammen) zur Befestigung seiner Herrschergewalt eine mythische Abstammung von diesem Halbgott beilegte. Von den Herakliden Temĕnos, Kresphontes und Aristodēmos geführt, fuhren diese Dorer mit einer Flotte von Naupaktos (jetzt Lepanto) aus, über den korinthischen Meerbusen nach dem Peloponnes, besiegten zunächst den Herrscher von Argos (einen Enkel Agamemnon's), eroberten allmählig den größten Theil der Halbinsel und gründeten darin neue Staaten. Bei der Vertheilung des eroberten Landes bekamen des Aristodemos' Söhne Eurysthĕnes und Prokles Lakonien, Temenos Argolis, Kresphontes Messenien und der mit jenen Herakliden verbundene Aetöler Oxylos die Landschaft Elis.

Die nächste Folge dieser Bewegung war, daß ein großer Theil der von den Dorern überwältigten lakonischen Achäer nach der Nordküste des Peloponnes, dem nachher sogenannten Achaia,

auswanderten und die dort wohnenden Joner vertrieben, welche sich sodann in Attika Wohnsitze schufen.

Dreißig Jahre später eroberten die Dorer auch Korinth, darauf von da über den Isthmus dringend, das bis dahin mit Attika verbunden gewesene Megäris; ihr Versuch aber, sich Athen's zu bemächtigen, scheiterte. — Im Peloponnes wurde nur Arkadien von den durch die dorische Einwanderung bewirkten Veränderungen wenig betroffen, indem es bloß nach Lakonien zu einige Gebietsminderung erlitt; seine pelasgischen Bewohner blieben nach wie vor, unvermischt.

2. Auswanderungen in die Fremde. Die griechischen Colonieen im Allgemeinen.

Aber der Stamm der Hellenen sollte sich noch weit über die Gränzen seines Stammlandes ausbreiten. Denn bei der allgemeinen Aufregung so vieler Völker aus allen ihren Sitzen verließen Viele von denen, welche ihre bisherige Herrschaft nicht mit der Dienstbarkeit vertauschen, oder welche lieber angestammten Herrschern, als eingedrungenen Fremden dienen wollten, ohne Zaudern ihre natürliche Heimath, die für sie keinen Reiz mehr hatte, und suchten in der Fremde eine sichere Stätte der Freiheit, die ihnen allein ein glückliches Daseyn zu versprechen schien. Und nicht bloß in der Zeit des ersten Gefühls ungewohnter Bedrängniß zog es sie hinaus aus der heimathlichen Umgebung, sondern einige Jahrhunderte hindurch dauerte der einmal angeregte Trieb zu Auswanderungen, zu denen der dorische Einfall den ersten äußern Anstoß gegeben hatte.

Selbst Viele aus dem Stamme der Eroberer, denen bei rasch sich mehrender Bevölkerung entweder der Raum auf dem Festlande zu eng, oder bei entstehenden Bürgerzwisten die Anmaßung der herrschenden Parteien zu drückend wurde, wanderten aus, um in andern Ländern bessern Raum zum Fortkommen überhaupt, insbesondere aber zur Gründung neuer Gemeinwesen zu finden. Denn jedem Hellenen war gleichsam eine besondere Gabe

politischer Gestaltenschöpfung verliehen, wodurch es ihm überall, wohin er kam, gelang, allem Fremdländischen bald das eigenthümliche Gepräge des Vaterländischen aufzudrücken. — Endlich wirkte auch bei Vielen die durch die frühere Bekanntschaft mit dem Auslande geweckte und durch den Zauber der Dichtung genährte Lust an Abentheuern mit, sich desto leichter vom Vaterland zu trennen und auf Wanderungen über Meer (wie sie unläugbar auch in der Heroenzeit schon stattgefunden) sein Glück zu suchen.

So entstanden eine Menge neuer hellenischer **Colonieen** oder Gründungen von Pflanzstädten nicht nur auf den Inseln, sondern auch auf den Küsten des mittelländischen Meeres.

Diese Colonieengründung ist nach der Art und Weise ihres Ausgangs vom Vaterlande eine dreifache. In der ersten Zeit, vom Ende des 12. bis Ende des 11. Jahrhunderts v. Chr., zogen die ganzen Stämme mit ihren Anführern als Vertriebene vom Heimathland aus, wie z. B. ein Theil von den Aeolern, Minyern, Dorern, Joniern, ließen sich auf den Inseln des ägäischen Meeres und auf Kleinasien nieder, und entfremdeten sich, wenn nicht in religiöser, doch in politischer Hinsicht, mehr oder weniger ihren Verwandten in der Heimath. — In die zweite Hälfte des 8. Jahrhunderts v. Chr. fallen zum Theil die vom delphischen Orakel geleiteten Auswanderungszüge aus dorischen und äolischen Stadtgemeinden von Hellas nach dem Westen des Mittelmeeres hin, wo die neuen Pflanzstädte ein gewisses Verwandtschaftsverhältniß fortpflanzten. — Zuletzt endlich entstanden Colonieen auch dadurch, daß man einen Theil der Bürgerschaft mit der Absicht aussendete, in einem überseeischen Lande den Besitz oder den Handelsverbindungen) oder die Macht der Mutterstadt zu erweitern, — wie das schon vorher bei den Phöniziern der Fall war, die nun mehr und mehr vor den Griechen zurückwichen.

3. Colonieen auf den östlichen Inseln, auf Kleinasien, in Thrazien und am Pontus.

Die Auswanderungen, welche zunächst nach den Inseln des ägäischen Meeres und auf die kleinasiatische Westküste gerichtet waren, gingen von dem äolischen, dem ionischen und dorischen Stamme aus.

Die äolische Auswanderung, 1125 v. Ch. von böotischen Aeolern aus Thessalien ausgehend, denen sich auch peloponesische Achaier anschlossen, veranlaßte die Gründung der äolischen Colonieen 1089 v. Ch. sowohl auf der Insel Lesbos, als auch auf der gegenüberliegenden nordwestlichen Küste Kleinasiens, die daher den Namen **Aeolis** bekam, und deren zwölf politisch-verbundene Städte die auf Lesbos gelegene Stadt Mitylene (welches eigentlich Mytilene geschrieben werden sollte) als Vorort erkannten.

Die Insel Lesbos, welche den Eingang zum Meerbusen von Smyrna beherrscht, hatte den üppigsten Fruchtboden und das herrlichste Klima, und seine vorhin genannte Hauptstadt war durch Macht und Herrlichkeit hochangesehen. Aeolische Tochterstädte an der troischen Küste und am Berge Ida waren besonders Adramyttion und das durch seinen Waizen berühmte Assos. Die Insel Tenĕdos mit ihrem sichern Hafen war als Schlüssel zum Hellespont ebenfalls wichtig.

Durch die ionische Auswanderung 1004 v. Chr., die von den aus dem Peloponnes, durch die Achäer nach Attika vertriebenen Jonern ausging und an der auch verschiedene andere hellenische Völkerschaften theilnahmen, entstunden die ionischen Colonien. Sie befanden sich sowohl auf einem Theile der Cycladen, als auch vorzüglich auf dem mittleren Theile der Westküste Kleinasiens (nämlich dem südlichen Lydien und nördlichen Karien) von da an **Jonien** genannt, so wie auf den ihr zunächst gelegenen Inseln Somos und Chios.

Zu den frühesten ionischen Niederlassungen gehörte die Insel **Delos** und die um sie herumliegenden, vorher von Karern und Phöniziern bewohnten Cycladen mit ihren trefflichen Naturerzeug-

nissen. — Ueber die südlichen Cycladen und Sporaden breiteten sich minysche, alt-achäische, dorische Ansiedler aus. — Von der schönen Insel Thera aus, die sich gegen Afrika hinneigt, zogen Minyer nach der Küste des libyschen Meeres und gründeten hier 631 v. Chr. das durch seine Rosse und Rinder berühmte, durch seinen Handel angesehene **Kyrene**. In Aegypten selbst erhielten Jonier von Kleinasien 630 v. Chr. unter Psammetich und 550 v. Chr. unter Amāsis zu Naukrätis das Recht der Handelsniederlassung (III. 9, 5.)

Die mittlere Westküste Kleinasiens, das eigentliche Jonien, erfreute sich mit den dazu gehörigen (früher von Karern, Kretern u. a. besetzt gewesenen) Inseln des heitersten und mildesten Himmels, so wie der günstigsten Lage am Meere. Joniens zwölf blühende Pflanzstädte waren ebenfalls politisch mit einander verbunden und hatten ein gemeinschaftliches Heiligthum, das Panionion, auf dem Vorgebirg Mykāle. Die wichtigste Pflanzstadt darunter war das auf der ionischen Küste gelegene mächtige **Milet** (Milētos) mit 5 Häfen (und einem sechsten, Panormus, bei einem Apollotempel am Vorgebirge Poseidion, welchem gegenüber die Insel Patmos liegt). Dem waldigen Vorgebirg Mykäle gegenüber liegt die nahe Insel **Samos** mit ihrer hohen Bergspitze, der höchsten des ägäischen Meeres, mit ihrem Reichthum an herrlichen Früchten und mit ihrer trefflichen Handelslage, wodurch sie schon frühe zu hoher Bedeutung gelangte, wie denn auch die Samier die ersten Griechen waren, welche die Säulen des Herkules (die Straße von Gibraltar) passirten. — Zwischen ihr und der weinreichen paradiesischen Insel Chios lag an einem schön gewölbten Meerbusen das zum Verkehr mit dem Innern des Landes so wohlgelegene **Ephĕsus** am Flusse Kaystros, das daher späterhin ein Weltstapelplatz wurde; nördlich davon Kolōphon und Teos; noch weiter nördlich, auf einer Halbinsel Klazomĕnä. — In dem Golf zwischen Chios, Lesbos und dem festen Lande liegt zu innerst Smyrna mit seinem herrlichen Hafen; gegen die nördliche Grenzscheide hin lag Phokäa; landeinwärts, südlich von Ephesus, Magnesia am Mäander.

Die dorische Auswanderung, von Dorern aus dem Peloponnes und aus Megära ausgehend, richtete sich nach dem Südwesten von Kleinasien, und gründete die dorischen Colonieen, zu denen die Landschaft **Doris** auf dem kleinasiatischen Festlande und die Inseln Rhodus und Kos gehörten.

Schon in uralter Zeit, lange vor der dorischen Wanderung, waren (vielleicht von ihren thessalischen Sitzen aus) Dorer nach der fruchtbaren Insel **Kreta** gezogen, wo auch schon andere griechische Stämme, namentlich Achäer sich niedergelassen hatten. Ein bis zwei Jahrhunderte vor dem trojanischen Kriege hat ein König in Knossus, der weise **Minos**, die Einwohner von Kreta, unter denen das dorisch-achäische Wesen die Oberhand erhalten hatte, durch eine im Alterthum hochberühmte Verfassung vereinigt, die in ihren Grundzügen viel Aehnlichkeit mit der spätern lykurgisch-spartanischen Gesetzgebung (IV. 6.) hat. Minos, dessen nähere Lebensumstände meist der Sage angehören, dehnte seine Macht auch über die Inseln des ägäischen Meeres aus und verjagte die Seeräuber aus diesen Gewässern. Nach ihm folgten eine Reihe von Königen auf Kreta, bis zuletzt das Königthum demokratischen Einrichtungen weichen mußte. — Der Character der Kreter ist indeß in der „historischen" Zeit durch „Trug, Lüge und schändliche Gewinnsucht" entstellt. (Tit. 1, 12.)

Um das Jahr 1051 v. Chr. kamen Dorer aus dem Peloponnes nach der herrlichen, durch eine reine, immer heitere Luft, durch die edelsten Früchte und durch treffliche Häfen ausgezeichneten Insel **Rhodos**, die vorher gleichfalls von Karern und Phöniziern besetzt gewesen war. (Zu den, durch den Verkehr mit dem nahen Festlande früh aufblühenden Städten dieser Insel kam erst gegen das Ende des 5. Jahrhunderts v. Chr. die handelsmächtige Gesammtstadt Rhodos („das Genua der alten Welt") mit ihrem Koloß, einem Leuchthurm in Form einer kolossalen Menschengestalt aus Erz hinzu.) — Von den nahen dorischen Inseln erhielt nur **Kos**, mehr wegen seiner Heilmittel, als wegen seines Weines einige Bedeutung.

Schon um dieselbe Zeit ward auf dem Festlaude die Stadt

Halikarnassos (der ehemalige Geburtsort des griechischen Geschichtschreibers Herodot) von Auswanderern aus Argos und Trözene, und das sicher gelegene Knidos erbaut, — anderer hellenischer Ansiedelungen in jener Gegend nicht zu gedenken.

Die äußerste Gränze hellenischer Ansiedelungen im Osten war die orientalisch = üppige Insel **Kypros** (Cyprus), die jedoch größtentheils unter phönizischer, zeitweise auch unter ägyptischer Herrschaft stand. Von Städten hellenischen Ursprungs darauf sind Salamis, Neu-Paphos, von phönizischem Ursprung Alt=Paphos, Amäthus und Citium (Kittion) zu nennen.

Von vielen der genannten Pflanzstädte gingen auch diejenigen Ansiedlungen aus, welche an der thrazischen Küste, in der Propontis (d. i. in dem asowischen Meer) und rund um die Küsten des Pontus (schwarzen Meeres) waren, wo sie mitten unter barbarischen Völkern der verschiedensten Abkunft die Segnungen einer menschlichen Bildung verbreiteten.

Von den hellenischen Städten Kleinasiens aus, so wie auch von den nördlichen Inseln des ägäischen Meeres aus wurden die **thrazischen Küsten** mit wohl 40 Städten bepflanzt. Die wichtigsten waren folgende: auf der Halbinsel Chalcidīce: Stagīra, Potidäa und Olynth; zwischen da und dem Chersonues: Abdēra, Amphipŏlis, Sestos (wo die kürzeste Ueberfahrt nach Abydos in Kleinasien war) und Kallipŏlis (jetzt Gallipoli, wo auch eine Ueberfahrt nach Lampsäkos war); an der Propontis: Cyzicus (Kyzikos) auf einer mit dem Festland durch Brücken verbundenen Insel mit dem, auf dem Berge Dindymus gelegenen, Tempel der phrygischen Göttermutter Kybēle (Göttin der Erde oder Natur), Perinthus und vor allen am Bosporus das unübertrefflich gelegene **Byzanz** (Byzantion) mit dem gegenüber liegenden Chalcēdon, beide von Megärern gegründet.

Rund **um den Pontus** lagen zumeist milesische Pflanzstädte in den Gebieten der Skythen, Bastarner, Sarmaten und anderer barbarischer Völker, unter denen die Hellenen durch Klugheit und Macht sich zu behaupten und dadurch das vorher durch

seine Unwirthlichkeit verrufene Meer (den Pontus Axīnus) zu einem gastfreundlichen (Pontus Euxīnus) zu machen wußten. Unter den Städten des Pontus wurden durch herrliche und sichere Lage und daher durch Macht und Reichthum berühmt: Herakleia, Sinōpe, Cerasunt, Trapĕzus (erst in römischer Zeit mächtig hervortretend), Dioskurias (auf dessen Markt an 300 Sprachen vernommen wurden), Phasis, Tanaïs (an der Mündung des gleichnamigen Flusses, der jetzt Don heißt), Olbia u. a.

Von den wichtigsten dieser griechischen Pflanzstädte im Osten werden im Laufe der Geschichte die Umstände ihrer historischen Bedeutung näher angegeben werden.

4. Die griechischen Colonieen in den westlichen Theilen des Mittelmeeres.

Gegen den Westen hin wurden zunächst die Küsten und Inseln des ionischen Meers —, dann weiter hin, jedoch auch schon frühe, die Küsten Siziliens und Unteritaliens, so wie Galliens und Hispaniens mit hellenischem Staatenleben und Bildungswesen befruchtet, so daß die übrigen Bewohner jener Länder in der hellenischen Geistesüberlegenheit und thatkräftigen Gewandtheit ein nachahmungswerthes Muster erkannten.

Die **Küsten des ionischen Meeres**, von da an gerechnet, wo hellenische Bevölkerung aufhörte, suchte sich besonders Korinth durch Pflanzstädte anzueignen, unter denen Ambrakia (jetzt Arta), weiter nördlich Appollonia und Epidamnus (Dyrrhachium) zu nennen sind, welches letztere besonders für den spätern Weltverkehr wichtig wurde.

Auf dem, durch Klima und Fruchtbarkeit reichgesegneten **Sizilien** pflanzten die Griechen unter andern: Leontini, ausgezeichnet durch seine Waizenfruchtebenen; Katāna (jetzt Catania), berühmt durch des Charondas sittenstrenge Gesetzgebung; **Syrakus**, die wichtigste aller griechischen Colonieen, gegründet 735 v. Chr. von korinthischen Ansiedlern und berühmt durch seine beiden, durch die Insel Ortygia getrennten, für den Handel so günstig

gelegenen Häfen, so wie durch den merkwürdigen Wechsel seiner Geschicke, die selbst einen wesentlichen Theil der Weltgeschichte bilden; ferner Gela mit seinen getreidereichen Feldern; Agrägas (Agrigent) mit seinem Reichthum an Getreide, Wein und Oel; Selīnus, Zankle, Segesta, Himĕra u. a.

In **Unteritalien** besonders blühten so viele reiche hellenische, namentlich achäische Pflanzstädte, daß es sich den stolzen Namen Großgriechenland beilegte (indeß doch wohl nur im Gegensatz gegen andere vereinzelt liegende italische Pflanzstädte). Unter den dortigen hellenischen Städten, deren Anlegung zwischen 750 und 650 v. Chr. fällt, ragen vorzüglich folgende hervor: Heraklēa am Siris, der Berathungssitz der griechischen Städte Unteritaliens, so lange sie noch frei waren; das reizend gelegene Sybăris, das durch seinen Seehandel reich und mächtig, aber auch durch seine Schwelgerei und Ueppigkeit zum Sprüchwort wurde; das mächtige Kroton mit seiner gesunden Luft, der Sitz des pythagoreischen Bundes (IV. 8, 4.), der Aufenthalt ausgezeichneter Aerzte und die Vaterstadt Milo's, des berühmtesten Athleten oder Wettkämpfers; ferner Lokri Epizephyrii, d. i. das westliche Lokri, berühmt durch die (älteste schriftliche) Gesetzgebung des **Zaleukos** (660 v. Chr.) mit ihrer ernstsittlichen Richtung, deren Strenge ihr Urheber sein eigenes Leben zum Opfer brachte (indem er zur Strafe, daß er, wider das Gesetz, aus Vergeßlichkeit mit den Waffen in der Volksversammlung erschien, sich selbst tödtete, um dem Gesetz die Kraft zu erhalten); weiter das die Meerenge bei Sizilien beherrschende Rhegion (Rhegium); das am schönsten gelegene Kymne (Cumä), die älteste aller griechischen Pflanzstädte im Westen, berühmt durch das Orakel der weissagenden Sibylla; Neapolis, auch Parthenöpe genannt, im Alterthum von keiner großen Bedeutung; Tarentum, das erst 300 Jahre nach seiner Gründung bedeutend wurde; Pästum u. a.

An der **gallischen Südküste** gründeten die rüstigen Phokäer (III. 9, 2.) Massilia (jetzt Marseille), hochbegünstigt durch seinen herrlichen Himmel und seinen Verkehr mit gallischen Völkerstämmen, daher Mutter anderer Pflanzstädte daselbst. — An

der hispanischen Küste erscheint (gegen die Meerenge hin) Mainake als die gegen Westen am entferntesten gelegene hellenische Pflanzstadt.

So hat denn hellenische Thatkraft im Laufe einiger Jahrhunderte die Küsten fast aller Theile des mittelländischen Binnenmeeres von Spanien an bis in den innersten Pontus mit den glücklichstgelegenen Gründungen bedeckt, so daß nachher Cicero mit Recht sagen konnte, „es sey allen diesen (damals) barbarischen Ländern gleichsam ein hellenischer Saum angewebt."

Wo aber Hellenen hinkamen, dahin trugen sie aus den Mutterstaaten die befruchtenden Keime griechischer Bildung. Und da sie nicht, wie die Phönizier, bloß kaufmännischen Gewinn im Auge hatten, sondern ihrem vorwiegenden Hange zum Genuß auch eine reiche Anlage zum Edlen und Schönen beigesellt war: so blühte überall, neben Handel und Gewerbe, auch Kunst und Wissenschaft empor und goß über jeden Gewinn und Ertrag materieller Thätigkeit eine Fülle von geistigem Reiz aus, der das eigentliche Ziel hellenischer Bestrebungen zu seyn schien.

Nichts desto weniger konnte aber die Stärke dieser höheren Neigungen da, wo Macht und Reichthum sich zusammendrängte, die dadurch nur um so mehr wachsende sinnliche Lust vor Uebermaaß bewahren, geschweige sie dämpfen, und unter der Fülle des reizendsten und nicht selten geistigsten Genusses barg sich der Wurm des Verderbens, durch welchen selbst die mächtigsten und reichsten Pflanzstädte, oft nur um so schneller, zu Grund gingen.

5. Kapitel.

Hellenisches Leben und Wesen.

1. Naturanlage der Griechen. Characterverschiedenheit der hellenischen Stämme.

Der Character des hellenischen Volkes, welcher schon in der heroischen Zeit etwas unverkennbar Eigenthümliches hatte, prägte sich erst durch die dorische Wanderung und durch die von ihr veranlaßten Veränderungen in einer mehr bestimmten Weise aus, in welcher sich Heimathliches und Ausheimisches und in beidem wieder Stamm- und Ortseigenthümliches näher unterscheidet.

War dem Griechen der heroischen Zeit, bei aller Beweglichkeit und Abentheuerlust, doch eine gewisse „Anspruchlosigkeit und Nüchternheit", eine liebenswürdige Einfachheit und Unbefangenheit eigen, so trat durch die heftigen Erschütterungen jenes Völkergedrängs und der sie begleitenden Strebungen und Gegenstrebungen eine erhöhte „Reizbarkeit" hervor, die einerseits ein rasches Handeln, dadurch Reibungen, diese aber bei steigender Kraftentwicklung ein starkes Selbstgefühl erzeugten, anderseits eine hohe „Empfänglichkeit für Schmerz und Lust" nährten, die eben so leicht in Thränen ausbrach, als sie sich gern in jeden Lebensgenuß versenkte, welchen dann ein angeborner Sinn für Schönheit, Maaß und Tact zum Theil zu veredeln, jedenfalls zu steigern wußte. Daher gesellten sich zu den Tugenden, die aus jenen Quellen flossen, im hellenischen Character der nachheroischen Zeit die nahangränzenden Untugenden des Neides und Hasses, der Habsucht und Grausamkeit, des Mangels an Bescheidenheit und Demuth, so wie des Mangels an Zartheit gegen das weibliche Geschlecht.

Von den beiden Hauptstämmen, welche vor, wie nach der Heroenzeit die nämlichen Sitze behaupteten, hatten die pelasgi-

schen Arkäder den manneskräftigen Character eines kernigen Gebirgsvolks mit dem ihm eigenen Sinn für Tonkunst; die Alt-Athener aber einen frugalen, nüchternen, dabei bis zur Leichtgläubigkeit gutmüthigen, zur Ruhe und zum Frieden geneigten Sinn, der bis zum sechsten Jahrhundert v. Chr. weder die Vortheile der nahen See benützte, noch zur Kunst und Wissenschaft sich geneigt zeigte. Wozu späterhin der athenisch-ionische Character sich entfaltete, wird im Verlauf der Geschichte sich zeigeu.

Von denen, welche durch die dorische Wanderung die Heimath wechselten, waren die Achäer bei regem Freiheitssinn doch die einfachsten und stätigsten; die Arkarnanen, ozolischen Lokrer und Aetoler entwickelten geringen Sinn für reges Staatsleben, waren dagegen, besonders letztere, roh und raubsüchtig; selbst die Eleer (Einwohner von Elis), dem herrschenden Theile nach meist ätolischer Abkunft, neigten zur Herrschsucht, späterhin zum Trunk und zur Lüge. — Von durchaus unedlen Anlagen waren die (der Abstammung nach nur halbhellenischen) Thessäler nach der Heroenzeit, zu Treulosigkeit, Ueppigkeit und gröbstem Aberglauben geneigt; trotzig und grob die faustkräftigen Böoter (äolischen Stamms), doch nicht ohne Sinn für Tonkunst.

Der tüchtigste Character war dem Dorer verliehen, der von Natur zwar rauh und wenig mittheilsam, aber einfach und wahr, „stätig und bedachtsam, treu der ererbten Sitte, gegen Neues spröde", kräftig und gediegen war: so daß er etwas „Ueberwältigendes" hatte und zu dem, welchem er sich beimischte, etwas Festes hinzubrachte (z. B. bei den Argeiern), aber auch da, wo er sich, wie in Sparta, zur höchsten Strenge steigerte, das Bild schroffer Einseitigkeit gewährte, das uns späterhin in der Geschichte entgegen tritt.

Im Gegensatz von ihm erscheint der Jonier beweglich und regsam, rüstig und schaffend, dem Heitern und Schönen zugewandt, weich und leicht zugänglich, aber auch in seiner Ausartung leichtsinnig und neuerungssüchtig, unstät und wankelmüthig bis zur Untreue und Unlauterkeit.

Auch die Korinthier, anfangs kräftig und erfindungsreich,

verloren in Folge ihres Fremdenverkehrs und Reichthums bald ihre dorische Natur. — Die heitern und ruhigen Sikyonier hatten besonderen Sinn für Malerei. — Die Megärer, anfangs rührig und thätig, galten nachher für übermüthig und dünkelhaft.

Die obberührten Untugenden des Griechen traten am meisten in den Colonieen hervor, wo der hellenische Character durch den Einfluß fremder Oertlichkeit und ausländischer Zumischung, so wie durch die Verführungen des Ueberflusses und der Herrschaft zu „Frevelmuth" und wüstem Sinnesgenuß mannichfaltige Veränderungen und Abweichungen von der angestammten Art erlitt, besonders in den Gegenden des europäischen Westens. Dennoch aber verwischte sich auch hier die wesentliche Eigenthümlichkeit des Hellenen so wenig, wie seine Sprache.

Vorzüglich in dieser seiner, durch die Nationalpoesie stets lebendig erhaltenen Sprache (Kap. 2, 2.), die sich — Dialectverschiedenheiten abgerechnet — allenthalben gleich blieb, hatten die Griechen der verschiedensten und fernsten Länder ein andauerndes Band geistiger Gemeinschaft und Verbindung; und wie innenkräftig der Lebenskeim ihrer Sprache war, sieht man daraus, daß sie sogar bei dem später eintretenden Verlust hellenischer Selbständigkeit zur „Weltsprache des Ostens" wurde.

2. Die Religion der Griechen. Pelasgischer Naturdienst.

Weniger einigende Kraft hatte die Religion der Hellenen. in so fern dieselbe keine ausschließliche Nationalgottheit, keine heiligen Bücher, keine herrschende Priesterschaft und kein ausschließliches Nationalheiligthum hatte. Nichts desto weniger trat sie in einer Form auf, die, weil sie aus des Griechen innerstem Wesen kam und nur ihm eigenthümlich war, ihn dennoch allenthalben, wo er hinkam, mit seinen Stammesgenossen in mannichfaltige Beziehung setzte.

In der alt-griechischen Religion sind zunächst pelasgische und hellenische Elemente zu unterscheiden. Die Religion der ältesten Einwohner Griechenlands, der Pelasger, war ein Natur=

dienst, in welchem die Verhältnisse des menschlichen Lebens mit den Beschäftigungen und Segnungen des Ackerbaus in Beziehung gesetzt waren. Ihren Natur- und insbesondere Feldgottheiten dienend und von denselben das Gedeihen ihrer Heerden und Saaten erflehend führten sie ein ruhiges, in sich still verlaufendes Leben. Dieser Naturdienst hing durch die Nähe der asiatischen Küsten mit dem Orient zusammen, aus welchem sich namentlich vorderasiatische Culten durch die Vermittlung der Küstenbewohner „über Rhodus und Kreta, über die Cycladen und längs den thrazischen Küsten" nach Griechenland verpflanzt haben mögen. Dieser pelasgische Naturdienst zeigte besonders in dem uralten Cultus der Kabīren Spuren orientalischen Ursprungs. Unter dem Namen Kabiren („mächtige" Wesen, zusammenhängend mit dem arabischen Worte chabar, groß) verstand man die sieben Planetengötter in männlicher und weiblicher Auffassung und in verschiedenen Combinationen mit Hinzurechnung eines achten ihnen übergeordneten Wesens (=dem äthiopischen Phtha, dem dodonäischen Zeus 2c.), als dessen Ausfluß sie gedacht wurde. An ihrer Spitze stunden Kabīra (die Tochter des Meergottes Proteus) und Kabīros (der griechische Feuergott Hephästos), von denen jene der ägyptischen Isis, als der im nächtlichen Dunkel zeugenden Erde, dieser dem ägyptischen Osiris oder Amun, als dem leuchtenden und wärmenden Lichte des Himmels, entsprach. Die Kabiren gehören also einem Religionssystem an, nach welchem durch das Feuer (den Feuergeist) sowohl im Aether, als auch auf der Erde und im Meere, die erste Belebung und Gestaltung der Dinge bewirkt wird.

Die Kabirenlehre war allen pelasgischen Stämmen gemeinschaftlich und daher weit verbreitet. Als die Pelasger sodann von den Hellenen (den äolischen Thessalern) unterdrückt und verdrängt wurden, suchten sie ihren Naturcultus vor Entheiligung und vor dem Eindrang fremder Vorstellungen durch Geheimhaltung zu verwahren, — ein Bestreben, das allenthalben die Veranlassung zu den Mysterien gegeben hat. Auf diese Weise hielt sich denn auch der Kabirendienst als Geheimlehre in Theben, besonders aber auf der Insel Samothrake, wohin er, so wie auch nach

den Inseln Lemnos und Imbros, in frühester Zeit über die troischen Städte von Phönizien aus gekommen war. Die samothrazischen Mysterien waren hochberühmt im grauen Alterthum und von Vielen aufgesucht, die von einer tieferen Sehnsucht getrieben wurden. Merkwürdig ist, daß Jeder, der die Weihe suchte, vorher seine Sünden bekennen und sich vom Sühnepriester (Koës, Sühner, hebräisch chozek) entsühnen lassen mußte.

Nach Schelling sind die sieben Kabiren „ein Götterrath, der sich in Zeus, der alles hervorbringenden und alles leitenden höchsten Macht, auflöst (und nicht von ihm ausfließt). Sie sind Kräfte, welche die höheren Götter zur Wirkung bringen; aber sie wirken nicht einzeln, sondern in unauflöslicher Folge und Verbindung, und durch sie wird das Ueberweltliche in die Wirklichkeit versetzt." — Die Weihe beabsichtigte „nicht Aufschlüsse über die Welt zu ertheilen, sondern sich mit den andern Eingeweihten und mit den Göttern zu verbinden, gewissermaßen selbst Kabir zu werden. Das Sinnbild für den Götterrath, sowie für den Bund der Geweiheten ist die verbundene Bewegung der Planeten." Daher die anwesenden Eingeweihten sich bei den Händen faßten, einen Kreis schloßen und dabei Hymnen singend im Tanze sich bewegten.

Außerdem gehören noch andere Culte dem pelasgischen Naturdienst an, wie z. B. der Cult des Berghöhen-Zeus, des thrazischen Dionysos, der Demēter und Kora, des dorischen Apollo, der böotischen, attischen und arkadischen Athene, der arkadischen Artemis, der Hestia, des Hermes, des Pan u. a. Unter diesen Göttern verehrten die Pelasger als höchste Gottheit den Leben- und Frucht-Geber Zan = Zeus (= ägypt. Amun), der schon in ältester Zeit zu **Dodōna** in der gesegneten epirotischen Landschaft Hellopia den Hauptsitz seiner Verehrung hatte; wie denn überhaupt dieses Dodona ein Mittelpunct für pelasgische Bevölkerung des nördlichen Griechenlands war. Dort war eine diesem Gott geweihte Eiche (nicht Buche), in deren Stamm man ihn wohnend dachte und aus deren Wipfelrauschen seine Offenbarungen von den Priestern und Priesterinnen (einer Art Sibyllen) erdeutet wurden. Das Orakel zu Dodona hatte daher (nächst dem mit ihm in mythischer Verwandtschaft stehenden Ammonsorakel in Libyen) im frühesten griechischen Alterthum die größte Berühmtheit

und weiteste Verbreitung, und selbst als das Hellenenthum aufkam und die Gegend um Dodona mehr dem Barbarenthum anheimfiel, erhielt es sich noch neben dem delphischen Orakel fort und fort in Ansehen, so daß es bis in die spätern Zeiten in den wichtigsten Angelegenheiten nicht ungefragt blieb.

3. Hellenische Religionsanschauung.

Als die Pelasger von den Hellenen theils unterdrückt, theils verdrängt waren, traten die pelasgischen Naturgottheiten zurück und blieben mit ihrer Symbolik theils nur noch Gegenstand der Mysterien (§. 5. u. 6.) oder erfuhren eine dem hellenischen Geist angemessene Umbildung (§. 4.) Denn der Hellene faßte seine Götter weniger als Naturgeister, als vielmehr als sittliche, dem Innern des Menschen analoge Begriffe. Die hellenischen Götter sind nicht reale Symbole übersinnlicher Ideen, sondern bloße als Individuen gefaßte Begriffe, personifizirte, plastisch gewordene Gedanken. Alles, was der Hellene in sich, im Innern seines Gemüthes, und um sich, in der Natur, erschaute, faßte sein plastischformender Sinn sogleich als lebendiges Bild in individueller Gestaltung, so daß einerseits die sittlichen und geistigen Regungen seines Innern sich ihm in gewissen Göttergestalten darstellten, andererseits ihm alle Theile der ganzen Natur göttlich belebt, ja selbst die Gegenstände seiner örtlichen Umgebung (wie Land und Meer, Fluß und Au, Baum und Fels, Berg und Quell) als eben so viele lebendig-göttliche Individuen erschienen, die sich entweder in Liebe gegenseitig anzogen oder in Haß abstießen. Daraus entstanden oft ganze Orts-Genealogieen, zu denen dann, weil der Grieche auch die Abkunftsverhältnisse seiner verschiedenen Volksstämme personificirte, die Stamm-Genealogieen hinzukamen, die dann zuletzt „in wirkliche Königsreihen übergingen."

Da nun die einzelnen Gaue und Stämme nicht selten eine verschiedene Auffassung der nämlichen Gedankenbeziehungen hatten, auch die pelasgischen Religionsideen noch fort und fort in den hellenischen Begriffskreis hineinspielten und pelasgische Göttermerkmale an hellenische sich anschlossen: so fehlte es natürlich dem Ganzen

an Einheit und Zusammenhang; und weil man daher das Unverständliche und Mangelnde durch neuerdachte Mythen zu erklären und auszufüllen suchte, so entstand eine nur um so größere Verwirrung, so daß in der griechischen Götterwelt, wie im griechischen Character selbst, zwar eine ungemein reiche Mannichfaltigkeit und große Freiheit in der Zusammen- und Nebeneinanderstellung der religiösen Begriffe und Ideen, aber nicht das Prinzip der Einheit und Stetigkeit waltet und von einem geschlossenen Religionssystem nicht die Rede seyn kann.

Steht nun aber auch aus diesem Grunde der innere Gehalt der griechischen Religion niedriger, als manches andere (symbolische) Religionssystem des höhern Alterthums, so steht dagegen die Form derselben desto höher. Denn die reiche dichterische Phantasie des Hellenen umkleidete alle Vorstellungen des Göttlichen mit dem Gewande der Schönheit und mit dem Ausdruck des Anmuthigen und Heitern, so daß man seine Religion eine „Religion der Schönheit" genannt hat. Darum wußte sie sich auch eine so weite Verbreitung im Raum (bis in den äußersten Westen Europa's) und eine so lange Dauer in der Zeit zu sichern. Dieß hätte sie indeß doch nicht in diesem Grade vermocht, wenn sie nicht ein, obgleich mangelhaftes und irriges, doch lebendig religiöses Bewußtseyn des alten Griechen voraussetzte, welches seinem dichterisch und bildnerisch individualisirenden Geiste einen solchen Antrieb gab, daß die durch seine Kunst beseelten Götterformen eine welthistorische Bedeutung bekamen. Denn die Form der griechischen Religion und ihrer Gebilde ist allerdings für die Sinne so schön gewesen, daß wir sie (mit Herder zu reden) noch „in ihren Trümmern und Scherben" bewundern.

So lange der Glaube an diese Götterwelt noch lebendig war, fehlte es auch nie ganz an sittlich guten Folgen, deren keine positive Religion, so lange sie mit aufrichtigem Herzen geübt wird, gänzlich entbehrt. „Jene heiligen Rechte der Gastfreundschaft und des Schutzes flehender Unglücklichen, ihre Sicherheit an heiligen Oertern; der Glaube an Furien und Strafen, die auch den unvorsätzlichen Mörder verfolgten und mit dem ungerech-

ten Blut den Fluch über ein ganzes Land brachten; die Gebräuche der Entsündigung und Götterversöhnung, die Stimme der Orakel, die Heiligkeit des Eides, des Herdes, der Tempel, der Gräber u. s. w. waren Meinungen und Anstalten, die ein rohes Volk bändigten und halbwilde Menschen allmählig zur Humanität bildeten." (Herder.)

Die Religion der Griechen hatte drei Stützen: das Herkommen, die Dichter Homer und Hesiod, und den Staat. Das Herkommen war darum eine wesentliche Stütze, weil die Griechen kein Religionsgesetzbuch hatten, sondern das Conglomerat ihrer religiösen Vorstellungen sich durch Handhabung und Anschauung der Cultusgebräuche fortpflanzte. Homer und Hesiod gaben in so fern einen Glaubensanhalt, als zunächst in den homerischen Gedichten die Götter meist in schönen gefälligen Gestalten und in plastisch ausgeprägten Persönlichkeiten dem menschlichen Gemüthe nahe gestellt und durch Hesiod in eine innere Verbindung gebracht wurden.

Homer hat allerdings bei seinem Volke die griechische Götterwelt in ihrer menschlich-belebten Gestaltung und Thätigkeit schon vorgefunden: denn frühere griechische Dichter und Sänger, die umherziehend die verschiedenen Mythen dem Volke vortrugen, vor allen die Dichter aus dem sangreichen Stamme der Thraker (der damaligen Anwohner des Olymps in Pierien an der Gränze zwischen Thessalien und Macedonien) hatten die Vorstellungen von den olympischen Göttern längst schon im griechischen Volke so verbreitet, daß dieses Göttersystem bereits zum vorherrschenden geworden war. Homer aber (K. 8, 1.) trieb mit dieser Götterwelt ein noch freieres und weit äußerlicheres Phantasiespiel, so daß durch ihn die Götter zwar plastisch bestimmter ausgeprägt und dadurch den Sinnen gefälliger erschienen, ihre größere Vermenschlichung aber auch zum Mißbrauch mehr Veranlassung geben mußte, — wie denn die ihm nachbildendeu Homeriden (K. 8, 1.) in leichtfertiger Dichterlust und Dichterlaune noch weiter gingen und der Würde und dem Adel der Götter gar vielen Abbruch thaten.

Dieser willkürlichen Richtung suchte hierauf Hesiod durch seine Theogonie (Götterabstammungslehre) zu steuern, durch welche

er Einheit und Zusammenhang in die Verwirrung mittels Annahme mehrerer aufeinander folgenden Göttermonarchieen — des Eros, des Uranos, des Zeus — zu bringen und die göttlichen Mächte aus der allzuvertrauten Stellung zum Menschen mehr in eine geheimnißvolle Ferne zu rücken sich bestrebte. Zugleich eröffnete er eine höhere Aussicht in ein Leben nach dem Tode. Dadurch ward sein Werk eine Art poetischer Glaubenslehre, die, obgleich von keinem Staate gesetzlich gemacht, doch auf die Glaubensvorstellungen der Griechen einen unberechenbaren Einfluß hatte.

Auch ihm folgte eine Reihe von Dichtern, welche die einzelnen Mythenkreise weiter ausbildeten und in ihren Göttergeschichten eine größere Ehrfurcht nnd Sittlichkeit an den Tag legten, als die leichtfertigen Dichter der vorangegangenen Periode. Indeß hatte die Götterbehandlung Homers zu breiten Boden gewonnen, als daß sie hätte in den Hintergrund gedrängt werden können.

Die dritte, mehr äußerliche Stütze war der Staat, indem nämlich bei der Ausbildung des öffentlichen Lebens nach der dorischen Wanderung die Religion mit ihren verschiedenen Culten förmlich zu einem wesentlichen Bestandtheil der Staatseinrichtungen und als solcher der politischen Macht untergeordnet wurde, wobei man es nur darin versah, daß man es bei dem strengen Wachen über die eingeführten religiösen Anordnungen an einer Lebendigerhaltung der innern Bedeutungen fehlen ließ, so daß die Religion allmählig zur todten Form wurde. So lange jedoch die Pietät gegen die Götter, welche der Staat forderte, im Leben des Volks von selbst noch vorhanden war, war auch die Religion selbst hinwiederum eine heiligende Stütze für den Staat und seine Einrichtungen, ja erschien in manchen Beziehungen ihm übergeordnet und schuf sogar Einrichtungen, wie die der Orakel und Amphiktyonieen, durch welche sie nicht selten einen überwiegenden Einfluß sich zu bewahren wußte, wiewohl sie freilich späterhin gerade durch diese Institute dem Staate zu dienen gezwungen war.

4. Der olympische Götterkreis.

Nach hellenischen Begriffen hat sich die Welt von selbst gemacht, sich aus dem „dunkeln Urgrund" an das Licht zur bestimmten Bildung emporgerungen und dann aus sich heraus die Götter erzeugt. Unter diesen Göttern waren die zuletzt erzeugten die olympischen, als deren Wohnsitz man den Berg Olymp annahm, der mit seiner Spitze in das Himmelsgewölbe (den Uranos) hineinragt. Frühe schon wurden die verschiedenen Nationalgottheiten der einzelnen Stämme in einen Götterkreis vereinigt, dem die auch im Orient vorkommende Zwölfzahl zum Grunde liegt. An der Spitze dieses überweltlichen oder olympischen Göttersenats steht ein Obergott, an dessen Persönlichkeit sich „der Begriff eines höchsten Gebotes" und höchster Willensmacht knüpft, und zu welchem die übrigen Götter in dem Verhältniß der Abhängigkeit stehen, so daß sich allerdings durch dieses olympische Göttersystem eine Art „monotheistischer Tendenz hindurchzieht." Auch kann sogar die Spur eines „namenlosen, selbst ohne bestimmte Persönlichkeit gedachten Wesens" nachgewiesen werden. An dieses neutrale Wesen hielt sich nachher die Philosophie, und die Annahme der Wirkungen eines solchen unbestimmten göttlichen Wesens in Ahnungen, Mahnungen, Winken 2c. kam selbst im Volksglauben vor und gab den Begriff der Deisidämonie.

Folgendes nun sind die zwölf oberen Götter mit ihren Attributen:

Zeus, auch Dis, in äolischer Mundart Deus oder Dews (Sanskr. Dewas) ist (nach dem zuerst für Kreta ausgebildeten Mythus, der von dem ägyptischen und pelasgischen in einigen Beziehungen verschieden ist) der Gott des Aethers oder Himmels und darum auf Höhen und Bergspitzen thronend. Nachdem dieser Gott die vorangegangene Götterordnung seines Vaters Kronos gestürzt und die nach der Herrschaft der Welt strebenden Titanen (geistigen Weltkräfte, mit denen die von ihm später bekämpften Giganten oder Erdriesen, d. i. materiellen Naturkräfte

nicht zu verwechseln sind) bestraft hatte, bemächtigte er sich der Weltregierung, die er mit einer gewissen Freiheit und Planmäßigkeit handhabt. Unter ihm stehen die übrigen Götter, deren jeder seinen bestimmten Wirkungskreis und seine „ihm daraus zukommende Ehre" hat. Obwohl er aber das höchste, mächtigste, weiseste Wesen, der König und Vater der Götter und Menschen ist, so ist doch seine Macht nicht Allmacht, seine Weisheit nicht Allwissenheit: denn über und unter der Erde giebt es noch Vieles, wohin seine Macht nicht reicht. Das ganze Reich des Bösen und des Todes, obwohl es ihm und den übrigen olympischen Göttern nichts anhaben kann, steht ihm mit feindlicher, von ihm nicht zu bewältigender Willkühr gegenüber. Diese eigenkräftig zerstörende Macht, die immer in seinen Weltplan hineinspielt, faßt der Hellene mit dem abstracten Begriffe des **Schicksals**, das er Moira oder Aisa, auch Heimarméne nannte, und welches nichts ist als eine Art Alles bestimmender und regierender Naturnothwendigkeit. Daher bestund die Vorstellung des Hellenen von Gott in einem beständigen Schwanken zwischen einer göttlich freien Willensmacht und einer unabänderlichen Schicksalsmacht oder Macht der Nothwendigkeit, und je nachdem der Mensch gestimmt war, oder je nachdem die Umstände sich fügten, herrschte bald die eine, bald die andere dieser beiden sich entgegengesetzten Grundansichten vor. Erst von Späteren wurde Zeus über das Schicksal gesetzt.

Als Gott des Himmels steht ihm Blitz und Donner, Sturm und Wind zu Gebot, daher er mit dem Blitzstrahl in der Rechten und auf einem Adler reitend (oder auch in Ruhe sitzend mit dem Scepter in der Hand, die Blitzstrahlen auf dem Schooße und den Adler neben sich zu den Füßen) abgebildet wird; er übt Recht und Gerechtigkeit; als Zeus Horkios hört er Eide und bestraft den Meineid; als Zeus Xenios nimmt er sich der Schutzflehenden an. Auch hat er noch andere Beinamen, wie: der Retter (Sotēr), der Befreier (Eleutherios) ꝛc. Sein Palast ist auf der höchsten Spitze des Olymps. Gewöhnlich opferte man ihm Stiere; Eichen und Buchen waren ihm heilig. Viele Helden leiteten ihre Abkunft von ihm her; daher ihm die Mythen neben seiner Hauptgattin viele Nebengattinnen gaben.

Seine Gattin und zugleich Schwester ist **Here** oder Hera, (Herrin, von heros, lat. herus, Herr) Tochter des Kronos und

der Rhea. Sie war früher eine pelasgische Gottheit und als Princip des weiblich empfangenden Naturlebens unter dem Namen Dione dem dodonäischen Zeus oder Zan (§. 2.) zugesellt. Durch die Hellenen wurde sie sodann aus einer Naturgottheit in sinnlicher und sittlicher Auffassung (mit zum Grunde liegender Beziehung auf die Vermählung des Himmels und der Erde) zur Gattin des hellenischen Zeus und dadurch zur Himmelskönigin, der die Localgötter widerstrebend wichen (was die Mythe als Streit zwischen ihr und den andern Göttern darstellt) Als gesetzliche Gattin des Zeus ist sie sodann die Göttin der Ehe oder gesetzlich ehelichen Verbindung und als solche die Wächterin über die Heiligkeit der Ehe und Feindin ehelicher Untreue. Bei ihren Opfern wurde die Galle der Thiere nicht mitgeopfert, sondern neben dem Altar begraben, weil zwischen Ehegatten kein Zorn und keine Bitterkeit stattfinden soll. Sie hat gebietende Augen, eine Ehrfurcht heischende Schönheit, stolzen Wuchs, erhabenen Gang und weiße Arme und wird außerdem mit Diadem und Scepter abgebildet und ihr der Pfau, als Symbol des leuchtenden Sternhimmels, beigegeben.

Ihr Cultus war einer der verbreitetsten. Als Gründerin eines geordneten ehelichen Lebens war sie zuweilen auch Schutzgöttin des ganzen Staats, wie in Argos. An den ihr geweihten Festen (Heräen) fuhr an der Spitze der Prozession von Männern und Frauen die Oberpriesterin auf einem mit zwei weißen Stieren bespannten Wagen. Als Götterherrin hatte sie in ihrem Gefolge die Horen oder Göttinnen der Jahreszeiten und Stunden, die Hebe oder Göttin der Jugend, uud die ihre Befehle ausrichtende Iris.

Die spielende Dichtung läßt den Zeus zuerst mit mehreren andern weiblichen Gottheiten eine Verbindung eingehen, nämlich mit der Metis, Themis, Eurynŏme, Demēter, Mnemosyne; dann erst tritt seine Ehe mit Hera ein, und selbst während dieser letztern tritt er (zum großen Verdrusse der Hera) wiederum mit vielen andern weiblichen Gottheiten des Himmels und der Erde in ein nahes Verhältniß. Unter jenen ist besonders die **Demēter** oder **Gäa** hervorzuheben, die schon bei Homer in engster Verbindung zu

Zeus gedacht ist. Demeter ist die Mutter Erde als Urheberin der Nahrung und des Getreides: und weil mit dem Ackerbau auch Sitte und gesetzliche Ordnung zusammenhängt, so ist sie zugleich Gesetzgeberin (Thesmophöros), Friedensspenderin und Familienbeschützerin. Durch ihre mit Zeus erzeugte Tochter Persephöne (Proserpina), die von dem Gotte der Unterwelt geraubt wurde, hat sie Beziehung zur Erdtiefe und erscheint eben dadurch auch als ein chthonisches d. i. unterweltliches Wesen. Ihre beiden größten Feste waren die Thesmophorien und Eleusinien (§. 6). Es wurden ihr Schweine, Stiere, Kühe und Früchte geopfert. Sie wird mit einem Aehrenkranz oder einem Band um das Haupt, und mit Aehren oder einer Fackel in der Hand abgebildet. — Einige führen sowohl die (pelasgische) Hera, als auch die Demeter auf die ägyptische Isis zurück.

Die übrigen Glieder der olympischen Götterfamilie sind alle (mit Ausnahme von nur zweien) Kinder des Zeus und als solche Ausflüsse seines persönlichen Wesens.

Unter ihnen ragt besonders **Pallas** (Pallas Athene, auch Athenaia, auch bloß Athene) hervor, die geliebteste Tochter des Zeus von seiner frühern Gemahlin Metis (der Verständigkeit). Sie erscheint theils als eine friedliche, theils als kriegerische Göttin. In ersterer Beziehung lehrt sie alle Künste des Friedens, von den weiblichen insbesondere das Weben, Spinnen, Sticken, von den männlichen die nützlichen Gewerbe, daher ihr Beiname Ergäne oder Ergätis; ferner die bildenden Künste und überhaupt jede Geschicklichkeit, selbst auch die Heilkunst (Hygieia). Da alle diese Künste und Fertigkeiten aus dem Nachdenken entsprangen, so sagt der nachhomerische Mythus, sie sey aus Zeus Haupte in voller Kriegsrüstung entsprungen, und erhebt sie zur Göttin der Weisheit und des Verstandes. In so fern auch der Krieg Klugheit erfordert, leitet und entscheidet sie als Kriegsgöttin auch den Kampf, nicht aber, wie Ares, mit roher Kraft, sondern mit Klugheit und Ruhe. Als solche wird sie mit Helm, Harnisch und Lanze abgebildet. — Wegen aller dieser Beziehungen ist daher auch ihr Gesichtsausdruck männlich-ernst und sie wird als stets jungfräuliche Göttin verehrt, die erhaben über alle weibliche Schwäche ist.

Von den Thieren ist ihr die Eule, von den Pflanzen der Oelbaum heilig. Der Hauptort ihrer Verehrung war Athen, wo ihr Dienst „mit der Landescultur, mit der Staatseinrichtung, mit der Mythologie" Attika's (dem dortigen Erichthonius oder Erechtheus, mit Hermes, Poseidon, Hephästos ꝛc.) auf das innigste verwachsen war. Dort war sie als Vorstehrin der Phratrien (attischen Gemeinden) zur Vorsteherin des Staates selbst geworden. In Athen wurde auch ihr glänzendstes Fest, die Panathenäen, mit Stieropfern, Fackelrennen, gymnischen und musischen Uebungen gefeiert.

Apollon (Apollo), Sohn des Zeus (Himmels oder Tags) und der Leto (Latōna, Göttin der Nacht) ist nach Homer 1. der Gott mit Bogen und Pfeil oder der Gott der strafenden und rächenden Gewalt, der „Verderber" (wie sein Name Apollon besagt), der Leben zerstörende, Pest und Sterben sendende Gott. Kann er dieses, so kann er auch das Gegentheil und darum ist er 2. der das Uebel oder Unglück abwehrende, Menschen und Heerden beschützende, rettende und heilende Gott, insbesondere der Gott der Heerden und Hirten. — Als Zeus' geliebtester Sohn, der mit seinem Vater in beständiger Willensübereinstimmung ist, verkündet er den Menschen die Satzungen des Vaters und darum ist er auch 3. Gott der Weissagung, der auf Befragung antwortende Gott, besonders wenn es Gründung von Städten und Colonieen galt. Und da seine Antworten in Versen ertheilt wurden, so ist er zugleich 4. Gott der Dichtkunst, des Gesangs und des Saitenspiels und als solcher Anführer der neun Musen oder Musagétes, — so daß sich also verschiedene Beziehungen in dieser Gottheit vereinigen.

Einige Forscher geben diesem Gotte ägyptischen Ursprung und fassen seine Bedeutung Sonnengott mit dem Beinamen Phoibos d. i. der Leuchtende, auf dessen Altar ewiges Feuer brannte. Andere führen ihn auf den Norden zurück und geben ihm als einem rein dorischen Gott seinen ältesten Sitz in Tempe, worauf er (d. h. sein Cultus) nach Delphi, sodann, durch Auswanderung, nach Kreta, von da nach Kleinasien, Böotien und Attika, durch die dorische Wanderung aber nach dem Peloponnes gekommen und durch das Ansehen des delphischen Orakels

zum hellenischen Nationalgott geworden sey. Jedenfalls war er ursprünglich eine Naturgottheit, in der sich die erhaltende und zerstörende Naturkraft darstellt; allmählig drängte der hellenische Geist diese Auffassung in den Hintergrund, und gab ihr eine ideale Umbildung, in welcher sich die Begriffe von Ordnung und Gesetz, Kunst und Wissenschaft vereinigten. In Abbildungen erscheint er bald kämpfend (z. B. die Schlange Python erlegend), bald im Hochgefühl des Sieges dastehend, bald vom Kampf ausruhend, bald die Laute spielend, das Haupt mit dem Lorbeer bekränzt ꝛc.

Artemis, die Zwillingsschwester Apollon's, mit ihm auf der Insel Delos (Ortygia) geboren. Als dorische Artemis in ihrer Verbindung mit Apoll ist sie ebenfalls die Repräsentantin der Leben erhaltenden sowohl, als zerstörenden Kraft, indem sie wie Apoll sowohl Seuchen und Pest mit ihren Pfeilen sendet, als auch den Menschen (besonders dem weiblichen Geschlechte, so wie den kleinen Kindern) und den Thieren helfend und heilend beisteht; daher kommt ihr Name Artemis d. i. die unversehrt erhaltende, die folglich auch Eintracht und Frieden stiftet, Städte und Häfen schirmt und Fruchtbarkeit des Feldes und des Viehs verleiht. Unter den Thieren nimmt sie sich vorzüglich des Wildes an und erscheint als Göttin der Jagd und des Waldes, und in dieser Eigenschaft ist sie besonders eine arkadische Naturgottheit, und zwar ohne jene ethische Beziehung und ohne Verbindung mit Apoll. Ihr Gefolge sind alsdann Nymphen, Hirsche, Hunde; und Berge und Flüsse sind ihr heilig. Sie ist, wie ihr Bruder, unvermählt, und als Feindin aller Unreinheit straft sie die Verletzung des Keuschheitsgelübdes mit äußerster Strenge.

In ihrer Beziehung zu Apoll als Sonnengott ist Artemis auch die Mondgöttin und wird als solche mit Fackel und Halbmond abgebildet. Die Vergleichung ihrer Strahlen mit Pfeilen führte, wie Einige annehmen, darauf, sie zur Jagdgöttin zu machen. — Verschieden von der arkadischen Artemis ist die taurische Artemis, an deren Altar die spartanischen Knaben gegeißelt wurden, und die ephesinische Artemis, deren Cultus auf kleinasiatischem Boden ureinheimisch und in der frühern Zeit von grausamem Charaeter war. — Als tödtende Gattin führt sie den Namen Hekäte, die Ferntreffende, und reiht sich dann den unterweltlichen Göttern an.

Nach spätern idealen Abbildungen wird sie schlank, leichtfüßig, ohne volle Formen, mit aufgebundenem Haar, hochgeschürzt, mit Köcher und Pfeil und mit der ihr geweihten Hirschkuh dargestellt.

Gott des Wassers war **Poseidon**, Zeus' Bruder, der mit seinem Dreizack die Erde erschüttert und mit seiner Gemahlin Amphitrite auf einem, von Meergöttern gezogenen Muschelwagen, mit einem Gefolge von Meergöttern, Delphinen ꝛc. über die Wogen fährt. Er hält mit seinem Element die Erde zusammen; unter seinem Schutz stehen die Inseln und Seehäfen; ihm zu Ehren wurden die isthmischen Spiele (§. 8.) gefeiert.

Gott des Feuers in und auf der Erde war **Hephästos**, ein Sohn des Zeus und der Hera, dessen Verstoßung aus dem Himmel auf die Erde die Abstammung des irdischen Feuers von dem himmlischen andeuten soll. Er ist Vorsteher aller Künste, deren Werke durch Feuer bereitet werden, und in so fern ist er vorzugsweise der Gott der Bildnerei in Erz, auch in Thon: daher besonders die Schmiede, Metallarbeiter und Töpfer seine Feste (die Hephästiēen und Chalkēen) mit Fackellauf feierten. Ihm selber wurden die kunstvollsten Arbeiten zugeschrieben z. B. der Donnerkeil des Zeus, die Geräthe des Himmelspalastes, der Schild des Achill, der Schild des Herakles, der Wagen des Helios oder Sonnengottes ꝛc. Seine Werkstätte verlegte man ins Innere feuerspeiender Berge z. B. auf Lemnos, auf den liparischen Inseln, in den Aetna, wo er mit seinen Knechten, den Kyklopen, schmiede.

Ebenfalls ein Sohn des Zeus und der Hera ist **Ares**, der Gott der Mannhaftigkeit, der persönlichen Tapferkeit im Krieg, daher Gott des Kriegs, der wilden Schlachten, der rohen Kriegswuth und als solcher schrecklich, stürmisch, verderblich. In seinem Gefolge ist die Eris, die Göttin der Zwietracht, desgleichen die Furcht und der Schrecken. Sein Dienst wurde daher nicht so eifrig betrieben; er fand sich vorzüglich in Theben und in Sparta.

Ein anderer Sohn des Zeus von der Maja war **Hermes**, der Gott der Beredsamkeit, insbesondere der Rede, die Vortheil bringt, daher der schlauen Beredung, der List und

Verschlagenheit, überhaupt dann aller nützlichen Erfindungen und Künste, in denen sich ein scharfer, practischer Verstand kund gibt. In dieser Eigenschaft kommt er mit dem ägyptischen Thot oder Thaut überein. Ihm schrieb man daher auch die Erfindung der Buchstabenschrift, der Sprachenkunde, der Arithmetik, der Astronomie und aller andern Wissenschaften, auch der Musik und Ringkunst, ferner des Handels, so wie des damit verbundenen Gewinns (selbst des Betrugs) zu. In letzter Eigenschaft war er auch Schirmer der Märkte, Häfen und Landstraßen, daher seine Bildsäule allenthalben auf Märkten und an Wegen, auch in Palästren (Ringschulen) zu finden war. — Als Auftragverrichtender Bote der Götter hatte er deren Rath und Befehl den Menschen mitzutheilen, diese zu führen, auf Reisen zu geleiten und Schaden von ihnen abzuwenden: auch stunden die Heerden und Aernten unter seinem Schutze. Endlich hatte er als Psychopompos das Amt, die abgeschiedenen Seelen in die Unterwelt zu führen und gehört von dieser Seite auch zu den unterweltlichen Göttern.

Er wird abgebildet als unbärtiger Jüngling mit Flügeln an den Füßen oder Sohlen und an Haupt oder Hut, mit einem Beutel in der einen und dem Schlangenstab in der andern Hand, in gewandter Stellung, mit feinem, klugem Gesichte, als die „ideale Vereinigung von körperlicher Schönheit und geistiger Gewandtheit."

Hestia (Vesta), die Schwester des Zeus, die jungfräuliche Göttin des häuslichen Herdes, des Mittelpunctes, der die Familienglieder in traulicher Geselligkeit vereinigte; daher Stifterin des häuslichen Glücks und als solche die Begründerin der Cultur und Gesittung. Daher war ihr in jedem Hause der Herd heilig, auf dem ein immerwährendes Feuer unterhalten wurde. Ohne ihr zu opfern, wurde nichts Wichtiges in der Familie vorgenommen. Sie wurde dadurch auch Vorsteherin aller Opfer, wobei sie stets zuerst und zuletzt angerufen ward. Da der Herd den Fremden und Verfolgten zum Schutz diente, so wurde sie auch Göttin der Gastfreundschaft und der Schutzflehenden. — Aus dem Familienleben ging der Dienst der Hestia in das Leben des Staats über, der unter ihrer Obhut stand. In

allen Prytaneen oder Rathhäusern hatte sie in einem besondern Heiligthum ihr Standbild und ihren heiligen Herd mit dem ewig-brennenden Feuer, dem Symbole des Gemeinsinns und der Bürgereintracht. Daher nahm man bei Stiftung von Colonieen ein am Stadtherde angezündetes heiliges Feuer mit in die neuen Sitze, gleichsam als „Lebensflamme für den jungen Staat.“ Demnach war der Cultus der Hestia von wesentlich sittlicher Bedeutung.

Die zwölfte Gottheit endlich im olympischen Götterkreis war **Aphrodite**, die Göttin der Liebe und der Schönheit, die aus dem Schaum des Meeres geborene Tochter des Zeus, die Gemahlin des Hephästos, mit ihrem Gefolge der Charitinnen oder Göttinen der Anmuth und ihrem Sohne, dem Knaben Eros, der auf ihr Geheiß Liebe erregt und beschwichtigt. — Sie wurde als Veranlasserin der Ehe auch die Schützerin derselben und so als Urheberin des aus gegenseitiger ehelicher Liebe und Treue hervorgehenden Glücks angesehen, in welcher Beziehung man ihr die Schwalbe und die Schildkröte als Symbole der Häuslichkeit beigab. Als Göttin vergeistigter, gesetzlicher Liebe hatte sie den Beinamen Urania, die Himmlische, und als solche genoß sie auch an manchen Orten einen reinen Dienst, wie denn der Aphroditentempel zu Aegira in Achaja von keinem Manne betreten werden durfte und zu Sicyon selbst das weibliche Geschlecht nur am Eingang betend stehen bleiben mußte. — Frühzeitig aber schon wurde von Vielen die Gränze der in der Idee dieser Göttin liegenden Zartheit und Züchtigkeit überschritten und sowohl die Vorstellung von ihr, als auch der Dienst derselben in die niedere Sinnlichkeit herabgezogen. Dadurch wurde sie auch zur Göttin der sinnlichen, ungesetzlichen Liebe mit dem Beinamen Pandemos. Als solche kommt sie mit der phönizischen Astarte überein, und ihr Dienst, der am eifrigsten auf der Insel Kypros betrieben wurde, fand sich in sittlicher Hinsicht mit allen den Nachtheilen verbnnden, die das durch die Religion geheiligte Laster im besondern Grade mit sich zu führen pflegt.

5. Die mittlern und niedern Götter. Der Cultus. Das delphische Orakel.

Außer diesen höhern Göttern nahmen die Hellenen auch eine Menge mittlerer Gottheiten an, die den Hofstaat und die Dienerschaft jener Kronidendynastie bildeten, wie z. B. die oben genannten neun Musen, die drei Chariten, die Horen, die Hebe, die Iris, die Eos (Göttin der Morgenröthe), u. a. Zu denjenigen niedern Wesen aber, die man Dämonen nannte, gehörten theils uralte Ortsgottheiten, die beibehalten wurden, theils vergötterte Naturkräfte, die man als Fluß-, Quell-, Berg-, Feld-, Baum-, Wald-, Meeres-Götter und Göttinen verehrte; theils personifizirte moralische Begriffe, wie z. B. der Friede, die Gerechtigkeit, (Themis), das Glück, die Treue, die Scham, die Furcht, der Tod, die Rache (Nemesis, als Rächerin alles Frevels, mit den drei Erinnyen oder Eumeniden, die das böse Gewissen versinnbildeten). — Man ahnte überall in der Natur und im Menschen die Wirkung von etwas Göttlichem, und war auch diese Ahnung einerseits mit dem Pantheismus verwandt, so schloß sie doch anderseits den Begriff eines bloßen Zufalls gänzlich aus.

Nach jenen mittlern Gottheiten kamen die **Heroen** oder Halbgötter d. i. vergötterte Menschen, oder Idealmenschen, deren Tugend, Stärke, Geist, Schönheit 2c. über das gewöhnliche Maaß gingen und die dann als Göttersöhne gedacht und entweder Stammväter ganzer Geschlechter, wie Herakles, Achilleus, Theseus u. a. oder als Vorsteher einzelner Gemeinden, Stände und Innungen verehrt wurden.

Die eigentliche griechische Götterwelt erhielt übrigens eine starke Vermehrung durch die Annahme fremder Götterculte: denn der Grieche mißachtete zwar die andern Völker als Barbaren, aber vor ihrem Götterthum hatte er nichts desto weniger Ehrfurcht, und weit entfernt, andern seine Götter aufbringen zu wollen, nahm er vielmehr fremde Götter gerne an und knüpfte Heimisches daran, ohne jedoch dadurch das Wesen derselben ganz aufzulösen oder zu verwischen.

Neben dem Cultus der zwölf oberen Götter fand sich daher unter andern früher vorhandenen Culten besonders der aus Vorderasien und Thracien schon in uralter Zeit nach Griechenland verpflanzte Naturdienst des **Dionysos** oder **Weingottes** (Bacchus) vor, dessen mystische Formen auf **Orpheus** zurückgeführt werden. Sein ältester Mittelpunct in Griechenland war das kadmeische **Theben**, dann die Insel Euböa und Naxos, und bald wurde er in allen griechischen Ländern und Colonieen vorzüglich da aufgenommen, wo Weinbau war.

Den Orgien dieses Cultus lag, wie allem Naturdienste, **die Freude bei Wiederbelebung der Natur im Frühling und die Trauer beim Absterben der Natur im Winter** zum Grunde, nur besonders angewandt auf die Erzeugung des Weines, — also, daß sich bei der Begehung der verschiedenen Feste dieses Gottes jene beiden Empfindungen mit der erregtesten Leidenschaftlichkeit aussprachen: wilde, rauschende Fröhlichkeit zur Zeit der Weinlese; rasender Schmerz um den sterbenden, in die Unterwelt gehenden Gott zur Zeit des kürzesten Tages; endlich erneuerte Freude beim Wiedernahen dieses Gottes im Frühlingsschmucke zur Zeit, da man „des Gottes jüngste Gabe, den neuen Wein der letzten Lese" zu genießen pflegte. (Von seiner düstern, den Gedanken an die Unterwelt und an den Tod zugekehrten Seite wird daher der Dienst des Dionysos auch zu den Culten der **chthonischen** oder **unterweltlichen** Gottheiten gerechnet. S. §. 6.)

Die Feste selbst, **Dionysien** genannt, theilt man 1. in die **kleineren**, ländlichen, die zur Zeit der **Weinlese** in jedem attischen Dorfe durch lärmende Umzüge, Gesänge, Chortänze, Mummereien, dramatische Vorstellungen, Schmäuse und andere Ergötzlichkeiten gefeiert wurden; 2. in die **lenäischen**, die als **Kelterfest** im Wintersonnenstillstand — 3. in die **Antistherien** oder Frühlingsdionysien, die als Fest des **jungen gegohrenen Weines** im Frühlingsbeginn — und 4. in die **großen** Dionysien, die nach volleingetretenem Frühling zur Rosenzeit gefeiert wurden. Die drei letztgenannten Feste waren der Stadt Athen (und den ionischen Colonieen) eigenthümlich, und die **Lenäen** insbesondre mit öffentlichen Gastmalen und **dramatischen Festspielen** verbunden, in welchen die Geschichte des Gottes dargestellt wurde. — Zur Zeit dieser Lenäen wurde in Böotien, nament-

lich bei Theben, und in mehrern andern griechischen, besonders äolischen Staaten, so wie auf vielen Inseln, bei nächtlicher Weile zwischen Bergen die aus Thrazien stammende trieterische Dionysosfeier von Chören schwärmender Frauen und Jungfrauen, Mänaden (Bacchantinnen) genannt, auf eine wilde, schaurig-ekstatische Weise begangen.

Zum Götterdienst oder Cultus überhaupt gehörten: geweihte Stätten und Plätze, Tempel, Altäre, Bilder; Opfer, Weihgeschenke, Gebete, Reinigungen und Kasteiungen, Feste mit feierlichen Umzügen und Tänzen. — Manche Tempel und Heiligthümer waren mehreren Götter zugleich gewidmet; es gab sogar (zu Orneä in Argolis) einen Tempel für alle Götter.

Die Opfer insbesondere waren dem Zwecke nach theils Sühnopfer, theils Bitt- und Dankopfer, und wurden von den Priestern entweder im Freien auf Bergen und in Hainen, oder in Tempeln, bei den verschiedenen Götterfesten und Festspielen dargebracht. Dem Gegenstande nach waren sie entweder blutige oder unblutige. Die blutigen waren in der frühesten Zeit auch Menschenopfer (wobei dem Blute der Edelsten, besonders dem von Jünglingen und Jungfrauen, viele Sühnungskraft zugeschrieben wurde); nachher gab es bloß Thieropfer (wiewohl zuweilen auch noch in der spätern Zeit Menschenopfer vorkamen). Die Zahl der Thiere bei Einem Opfer belief sich zuweilen gegen 100 oder gar 1000; solche Opfer nannte man Hekatomben. Meist waren die Opfer mit Gastmalen verbunden; daher man die Zahl der Opferthiere gern auch nach der Menge der Gäste richtete. So große Opfer hatten oft auch den Character der Fleischspenden an das Volk. Die Opfernden hatten Kränze auf dem Haupte und in den Händen, und auch das Opferthier war bekränzt. Die unblutigen Opfer bestanden in Darbringung von Speise und Trank, von Blumen, von Weihrauch, von Lorbeer- und Eichenkränzen.

Den Willen der Götter suchte man theils aus den Eingeweiden der Opferthiere, theils aus dem Flug und der Stimme der Vögel, theils aus Lufterscheinungen, theils endlich aus Träumen zu erfahren. In allen wichtigen, öffent-

lichen und privaten Angelegenheiten nahm der Staat, wie der Einzelne seine Zuflucht zu den Orakeln, aus deren nicht geringen Zahl das des pelasgischen Zeus zu Dodona (§. 2.) das älteste —, das des pythischen Apollo zu Delphi das berühmteste war.

Das **delphische Orakel** gehörte zunächst dem hellenischen Stamm an, ohne hellenischen Ursprnngs zu seyn. In der ältesten Zeit war es andern Göttern geweiht gewesen, als dem Apollo. Die Einführung des Apollo, als Vorstandes, scheint von Kreta gekommen zu sein, von wo aus die Stadt Krissa bei Delphi gegründet wurde und auch die früheste Priesterherrschaft für dieses Orakel sich herleitet. Als sich zum Schutze des Heiligthums die delphische Amphiktyonie (§. 9.) aus den umliegenden Völkerschaften bildete, hatte zuerst Krissa die Oberaufsicht über dieses Religionsinstitut. Durch frevelhafte Eingriffe aber in die Heiligthümer nnd in die Rechte der Amphiktyonen verfiel Krissa in Strafe, wurde zerstört, sein Gebiet verflucht und seine Einwohnerschaft zu Tempelsclaven gemacht.

Bei der neuen Ordnung erhielt dann die Stadt Delphi jenes Vorrecht der Oberaufsicht, und aus einer Anzahl seiner edlen Familien, die ihre Abstammung von Deukalion (K. 2, 3.) ableiteten und einen immerwährenden Aufsichtsrath zur Besorgung der laufenden Angelegenheiten des Orakels bildeten, wurden durch das Loos die fünf Hauptpriester des Gottes gewählt, die den Cultus leiteten, während die andern Tempelbeamten unter verschiedenen Titeln (Basileus, Prytanen, Räthe ꝛc.) die übrigen Geschäfte führten. Delphi mit seiner aristokratisch-theokratischen Verfassung, seinem großen Tempelgebiet, seiner zahlreichen Priesterschaft, seinen vielen Tempelsclaven, seinen Reichthümern an Opfergaben und Weihgeschenken, die ihm aus griechischen nnd nichtgriechischen Ländern zuströmten, hatte mitten in hellenischer Umgebung fast „orientalischen Character", und es war kein Wunder, daß seine Einwohner bei dem Zudrang so vieler Fremden, die, um einen Orakelspruch zu empfangen, beständig ab- und zugingen und starken Markt- und Handelsverkehr veranlaßten, reich und

dadurch übermüthig, so wie aus Veranlassung fortwährender Opferschmäuse schwelgerisch wurden.

Die Lage Delphi's ist oben (K. 1, 3, 5.) beschrieben. Der große Tempel der Orakelstätte stand mitten in einem weitläufigen, von einer Mauer (mit vielen Durchgängen) umschlossenen Tempelhofe, in welchem — um den Tempel herum — mehrere kleine Tempel, dann die Reihe der Schatzhäuser (Thesauren) der einzelnen Staaten mit ihren Weihgeschenken und eine Menge von Statuen und solchen Weihgeschenken stunden, die in den Schatzhäusern keinen Platz fanden. Im Tempel selbst war der Altar des Poseidon, die Bildsäulen des Zeus, des Apollo und der Schicksalsgöttinnen. Im Innersten des Tempels (dem Adyton), wohin nur Wenige drangen, stund die goldne Bildsäule des Apollo; im etwas vertieften Hintergrunde befand sich die Höhle oder der Erdschlund (das Chasma), aus welchem eine kalte Gasart stieg, wodurch die Pythia, eine weibliche Seherin, wenn sie auf dem über dem Schlund stehenden, mit Lorbeer umwundenen goldenen Dreifuß saß, in einen Zustand der Begeisterung oder Verzückung gerieth, in welchem sie ihre Weissagungen von sich gab.

Die Pythia mußte eine geborne Delphierin seyn und durfte den Tempel nie wieder verlassen. In der frühesten Zeit war eine jugendliche Jungfrau dazu genommen worden; bald aber wurde zu diesem Amt nur eine 50jährige Jungfrau gewählt, die stets von reinem Wandel seyn mußte. Wenn sie, nach vorbereitenden Opfern, Festen und Reinigungen, in ihrem langen Schleppgewande und wallendem Haare den Dreifuß bestieg, so nahm sie zuvor von einem Lorbeerbaume, der in der Nähe jenes Schlundes stand, ein Blatt und that aus der Quelle Kassötis, von der ein Arm durch das Heiligthum floß, einen Trunk. Die Verzückung, in die sie auf dem Dreifuß gerieth, soll zuweilen so heftig gewesen seyn, daß unmittelbar der Tod darauf folgte. Die Aussprüche, die sie in diesem Zustande that, wurden, wenn sie nicht selbst dieselben in Versen gab, von eignes dazu angestellten Dichtern ins epische Versmaaß gebracht. Diese Antworten waren kurz und in den meisten Fällen zweideutig und räthselhaft. — Da der Andrang der Fragenden groß war, zumal das Orakel nur alle Monate sprach, so entschied das Loos über die Reihenfolge. Eben deßwegen wurden allmählig auch drei Pythien nöthig.

Es gab keine irgend wichtige Begebenheit oder Unternehmung im öffentlichen, wie im privaten Leben, wobei man nicht zuvor den Rath des Orakels einholte. Alle Staaten hatten ihre genaue Beziehung zu Delphi und holten sich von dort Bestätigung für bürgerliche und religiöse Einrichtungen. Daher übte das Orakel

einen unermeßlichen Einfluß auf das sittliche, wie nationale Leben der Griechen. Doch nahm es bei politischen Verwicklungen häufig Partei und war nicht selten der Bestechung zugänglich. Ueberhaupt trat an die Stelle des frühern „einfach väterlichen Sinnes," mit dem man Trost- und Rathsbedürftigen genügen wollte, gar häufig gewinnsüchtig berechnende Schlauheit. Deßungeachtet erhielt sich das Orakel in Ansehen, selbst noch in den Zeiten des tiefsten Verfalls der Religion. Denn die Neigung, die Zukunft durch ungewöhnliche Mittel zu erforschen, ist dem natürlichen Menschen zu eigen, als daß oft selbst der Gebildetste, geschweige der Ungebildete, ihr widerstehen könnte.

So wie die Pythia oder Manto (Seherin) nur an Orakelsitzen vorkam, so waren die Sibyllen weissagende Frauen, die an andern Orten, zum Theil auch umherwandernd, den Fragenden die Zukunft zu deuten sich berufen fühlten. Sie kommen schon in der „asiatischen Mythenbildung" vor. Das Alterthum zählt deren zehn, wovon etwa die Hälfte hellenische und darunter die erythräische und die italisch-kumäische Sibylle die berühmtesten waren. Von den Sibyllen, scheint es, muß man andere herumziehende Wahrsagerinnen, deren es unzählige gab, wohl unterscheiden.

6. Die Unterwelt. Die eleusinischen Mysterien.

In Bezug auf die Vorstellungen einer Fortdauer nach dem Tode sind bei den Griechen verschiedene Perioden der Ausbildung dieser Lehre anzunehmen. Nach Homer (K. 8, 1.) lebt die Seele (Psyche, verschieden von dem denkenden und wollenden Geist) in dem öden, freudelosen, dämmerigen **Hades** (Aïdes d. i. im Unsichtbaren) fort, und zwar als Schatten ohne Körper, doch mit derselben Gestalt, denselben Neigungen und Beschäftigungen, die sie im Leben hatte. Nur wenige der Edelsten kamen gleich vom Erdenleben aus in das von ewigen Früchten prangende Elysium oder elisäische Gefilde, das man sich am äußersten Erdrand im Westen dachte. — Eine Vergeltung für alle Guten nach dem Tode auf den Inseln der Seligen tritt erst seit Hesiod (K. 8, 1.) hervor.

Anfangs verschieden vom Hades oder Schattenreich war der **Tartaros**, den man sich in den Tiefen der Erde und als den Aufenthalt der Nacht und alles dessen, was die Nacht gebiert oder birgt, also auch des Schlafes und Todes, des Kummers und der Furcht ꝛc. dachte. Später vereinigte sich die Vorstellung von Hades und Tartaros überhaupt in dem Begriffe der Unterwelt, zu welcher die Seelen, deren Leibern die Erdbestattung zu Theil geworden war, von dem Fährmann Charon über den Fluß Acheron oder acherusischen See gesetzt werden, um dann vor dem obersten Todtenrichter Minos ihr Urtheil zu hören.

Nur wirkliche Götterfeinde mußten schwere Strafe büßen, wie z. B. Tantălos ewigen Hunger und Durst leiden mußte, so daß das Wasser unter ihm zurückwich, wenn er trinken, und die Fruchtzweige sich emporzogen, wenn er nach ihnen greifen wollte; oder wie Irīon, der, auf ein stets sich umschwingendes Rad gebunden, es dulden mußte, daß ihm Geyer beständig die Leber abfraßen, die ihm immer wieder nachwuchs.

Mit der weitergehenden Entwicklung der Idee einer sittlichen Vergeltung nach dem Tode (besonders durch die Lehren der Mysterien und der pythagoreischen Philosophie K. 8, 3.) schied sich der Vergeltungsort (Hades oder Erĕbos) im Innern der Erde in zwei Regionen, in das Elysium und in den Tartaros. Hatte Minos das Urtheil gesprochen, so durfte die Seele des Guten den Weg rechts über den silberklaren Lethestrom, aus dem sie Vergessenheit der Erdenleiden trank, nach dem Elysium einschlagen, wo der Gott der Unterwelt Pluto (oder Aïs, auch Aïdōneus) mit seiner Gemahlin Persephŏne thronte und wo unendliche Freuden bei ewigem Frühling ihrer warteten. Die Seele des Schuldigen mußte den Weg links hinab nach dem tiefen, von einem Feuerstrom umgebenen Tartaros antreten, vor dessen Eingang ihr der Richter Rhadamanthos nach Verhältniß ihrer Vergehungen die Art der Strafe bestimmte, die sie zu leiden hatte; worauf sie von den (drei) Eumeniden (Furien) nach dem Ort der Qual getrieben wurde, die zugleich geistig und körperlich empfunden ward.

Mit den tiefern Fragen nach dem Grund aller Dinge, nach dem Verhältniß des Menschen zu den Göttern, insbesondere nach dem Zustand der vom Leibe geschiedenen Seele, über welchen der Volksglaube im gewöhnlichen Götterdienste keine Aufschlüsse gab, beschäftigten sich die Mysterien, in welchen, wie oben (K. 5, 2.) bei den pelasgisch-samothrazischen, die Gebildeten Nahrung und Trost für ihren suchenden Geist zu finden meinten. Ein ähnliches, auf der eben dargelegten hellenischen Götteransicht beruhendes, wiewohl mit pelasgischem und ägyptischem Geheimdienst mehr oder weniger zusammenhängendes Institut waren die **eleusinischen Mysterien.**

Die fruchtbaren Ebenen um Eleusis hatten in den frühesten Zeiten zum Ackerbau und zur Verehrung der chthonischen oder unterirdischen Gottheiten, vornehmlich der Demēter (Ceres §. 4.) und ihrer Tochter Persephŏne (Proserpĭna) eingeladen. Zu diesem Gottesdienst war nachher, auch schon frühe, der Cult des Dionysos (Bacchus §. 4.) durch thrazische Ansiedler im benachbarten Böotien gekommen und beide Culte haben sich allmählig in äußerer und innerer Beziehung vereinigt und gewissermaßen „durchdrungen."

Anfangs war die Theilnahme an diesen gottesdienstlichen Gebräuchen nur auf Eleusis und die benachbarten Orte beschränkt; nachher dehnte sie sich auf ganz Attika, von da über Jonien und die Inseln und selbst über die Urbevölkerung im Peloponnes aus. Die Entstehung des eleusinischen Festes ruht auf altattischen Sagen, zunächst auf der Sage von der Ankunft der ihre Tochter Persephone suchenden Demeter in Eleusis.

Die Demeter-Fabel, welche nichts ist, als eine Einkleidung der Ideen des Aussäens, Keimens und Aerntens der Getreidefrucht, ist folgende: Demeters Tochter Persephone (auch Kore oder Kora d. i. Jungfrau genannt) spielte auf der nisäischen Wiese mit Meernymphen und wurde von Pluto, dem Gotte der Unterwelt, entführt. Voll Schmerz darüber verläßt Demeter den Olymp, um ihre Tochter zu suchen, und kommt im Frühjahr auch nach Eleusis, wo sie in Gestalt einer alten Frau dem Königshause dient, und so vor den Unsterblichen verborgen lebend, der Natur ihre Mitwirkung entzieht. Bald jedoch wird sie als Gottheit erkannt, und

befiehlt den Einwohnern, ihr einen Tempel zu bauen, den sie zu ihrem Sitze wählt. Weil indeß ihre Verborgenheit viele Störungen in der Natur veranlaßt hatte, so brachten die obern Götter einen Vergleich zwischen ihr und Pluto zu Stande, demgemäß Persephone in der fruchtbaren Zeit des Jahres bei den überirdischen, in der winterlichen Zeit aber bei den unterirdischen Göttern zubringen sollte. Dadurch versöhnt, kehrte Demeter wieder zu den Göttern in den Olymp zurück und hinterließ dem gastfreundlichen Eleusis die Brotfrucht und ihre Mysterien.

Die Mysterien ihres Cultus vertraute sie daselbst theils dem König und seinen Töchtern, theils einigen Edlen. Namentlich wurde dem Triptolĕmos die erste Aussaat zahmer Feldfrucht in Attika und die Stiftung der Eleusinien zugeschrieben. Das wichtigste unter jenen Adelsgeschlechtern aber war das der Eumolpiden, deren Ahnherr Eumolpos, aus Thrazien stammend, vielleicht schon den Dienst des Dionysos (der in Eleusis Jacchos genannt wurde) mit dem Dienst der Demeter (oder Ceres) verband. Ein Krieg dieses Eumolpos mit dem König Erechtheus von Athen über Erbansprüche führte zu einer Vereinigung, nach welcher die Regierung des attischen Staates bei Erechtheus d. i. bei Athen und seinen Staatsgewalten —, dagegen der Vorsitz über die eleusinischen Mysterien und das Gericht über die damit zusammenhängenden Angelegenheiten bei den Töchtern des Königs von Eleusis und bei Enmolpos d. i. bei den von ihnen sich ableitenden Geschlechtern bleiben sollte. Das Opfervorrecht bei den Eleusinien aber wurde den athenischen Königen eingeräumt; und als nachher Athen seine Könige verlor, ging dieses Recht auf den Archon über, der deßwegen den Titel Basileus d. i. König beibehielt. Auch das attische Geschlecht des Keryx (die Keryken) bekam das Recht, eines der höhern Aemter der eleusinischen Weihe zu bekleiden, so daß die Eumolpiden und Keryken meist allein genannt werden, wenn von dem höhern Rath der eleusinischen Weihen die Rede ist, an welchem auch noch andere Adelsgeschlechter Theil hatten.

Seitdem die Eleusinien zu einem wichtigen athenischen Staatsinstitut geworden waren, wurden sie theils in Athen,

theils in Eleusis begangen. Von den zu diesem Cult in beiden Städten befindlichen Gebäuden waren die in Eleusis die ältesten und wichtigsten. Sie erhielten auf des Perikles Betrieb durch den Baumeister Iktīnos eine so prächtige Einrichtung, daß sie zu den schönsten Werken der griechischen Kunst gehörten.

Sie bestanden in einem Tempel des Triptolĕmos, einem Tempel der Artemis (Propyläa) und einem des Poseidon, in dem Kallichŏros-Brunnen und dem rarischen Feld mit der Tenne des Triptolemos. Das Hauptheiligthum indeß war der uralte Tempel der Demeter; der kunstreichste und größte aber das eigentliche Mysteriengebäude mit seinen Maschinerieen. Das eleusinische Gebäude in Athen lag an der nordwestlichen Ecke der Burg. Zur Verbindung zwischen den beiden Heiligthümern von Eleusis und Athen diente die 4 Stunden lange heilige Straße, über welche in der ersten Hälfte unsers Octobers die Jacchosprozession von Athen nach Eleusis ging, und die auf beiden Seiten reich mit Kunstwerken, Gebäuden und Denkmälern besetzt war.

Demeter, Persephone (Kora) und Jacchos blieben nun zwar bei dem eleusinischen Cultus die Hauptgottheiten; doch veränderten sie allmählig ihre innere Bedeutung. Denn durch das Hinzukommen des thrazisch-phrygischen Göttersystems der Rhea Kybĕle, der Hekäte und des Dionysos-Zagreus wurde Demeter zur allgemeinen Mutter-Natur, Kore zur Hekate und Artemis, Jacchos zum orphisch-thrazischen Dionysos. (Später mischten sich auch Ideen des ägyptischen Isisdienstes darunter.) Als sodann die plastisch-concreten Göttergestalten in abstracte Allegorieen sich auflösten, so machte sich diese Aenderung auch in den Eleusinien geltend.

Das Fest der Eleusinien war ein gedoppeltes im Jahr: das kleinere im Frühling in der Vorstadt Agra am Ilissus, zum Andenken an die Rückkehr der Persephone zu den obern Göttern (wodurch das Aufsprossen des Samenkorns aus der Tiefe der Erde ans Licht versinnbildet wurde) und an deren Vereinigung mit dem im Lenzschmuck prangenden Dionysos; dann das größere Fest zwischen der Aernte und Saatzeit, das bedeutendste in Attika, ja in ganz Griechenland.

Am ersten Tage des Festes wurden (nach Preller) lärmende Umzüge gehalten und die Neueinzuweihenden mit den Bedingungen der Aufnahme bekannt gemacht. Am zweiten Tage wurden die Reinigungen mit Seewasser am Meergestade vorgenommen; am dritten wurde den beiden Göttinnen geopfert und wahrscheinlich auch dem Herakles, Kastor und Pollux und dem Hippokrates Opfer gebracht, und zwar jedesmal in Athen selbst. Sie waren alle mit Opferschmäusen und Festzügen verbunden. Am sechsten gegen Abend wurde der große Jacchoszug auf dem heiligen Weg von Athen nach Eleusis vorgenommen. Der Zug mit dem Bilde des Jacchos bestand aus den Priestern, den obrigkeitlichen Behörden und der paarweise und schweigend gehenden Schaar der mit Myrten und Epheu bekränzten Mysten (Eingeweihten) mit Ackergeräthen und Fackeln, unter Jacchosrufen und bacchischen Tänzen, bis man in Eleusis ankam, wo die nächtliche Fackelfeier (das Suchen der Demeter nach ihrer Tochter bedeutend) auf der thriasischen Ebene an der Küste des eleusischen Meerbusens begann. Am siebenten Tage wiederholte sich eben daselbst diese Nachtfeier, bei der die Mysten den geheimnißvollen Mischtrank bekamen, der den Uebergang von der Trauer zur Freude bildete. — Die nun folgenden Festgebräuche fanden wahrscheinlich im Innern des heiligen Mysteriengebäudes Statt, wo auch die eigentliche Weihe der Neuaufzunehmenden vorgenommen wurde. Das ganze Fest schloß am neunten Tage mit einer Wasserspende.

(Nach Wachsmuth war der dritte Tag ein Fasttag, an dessen Beschluß Kuchen von Sesam und Honig gegessen und der Mischtrank getrunken wurde; auf den fünften und sechsten fiel der Fackelzug; in der Nacht auf den siebenten wurden die geheimen Weihen vorgenommen; am siebenten erfolgte die Heimkehr unter Neckereien an der Brücke über den Kephissus; am achten scheint eine Nachweihe für die zu spät Gekommenen Statt gefunden zu haben und am neunten ein Fruchtopfer, durch Ausschüttung zweier irdener Gefäße nach Morgen und Abend hin, dargebracht worden zu seyn.)

Zuerst ließ man sich in die kleinern Mysterien einweihen; dann, noch in demselben Jahre, in die großen, und erst ein Jahr darauf erhielt man die letzte und höchste Weihe, die Epoptie oder Anschauung, so daß also eine gewisse „Stufenfolge der Gebräuche, Anschauungen und Aufschlüsse vom Einfacheren zum Tieferen damit verbunden“ war. Mysten hießen eigentlich diejenigen, welche die großen Mysterien zum erstenmal begingen, Epopten diejenigen, welche die letzte Vollendung bekamen.

Bei der Einweihung in die kleinern Mysterien wurden Reinigungen und Sühnungen vorgenommen und ascetische (Buß-) Uebungen bis zum Eintritt in die großen Mysterien auferlegt. Bei der Einweihung in die großen Mysterien wurden die Reinigungen und Sühnungen erneuert, und zwar wurden höchstwahrscheinlich die Mysten an einem andern Orte des Weihgebäudes, als die Epopten, jedoch zu gleicher Zeit, eingeweiht. Den Mysten wurde bloß die heilige Geschichte in gewissen Darstellungen vorgeführt; die Epopten aber gelangten, wie ihr Name sagt, an einem besondern Ort (im Anakterion oder Telesterion) mehrere Tage hindurch zur gewissen Anschauung, die ihnen in Form eines heiligen Drama mit größter Pracht und Majestät gegeben wurde.

Diese minisch-symbolischen Auffassungen, die mit Hymnengesang, Ausrufungen und liturgischen Vorlesungen verbunden waren, wurden vom Hierophanten, Dadūchos und Hierokēryx besorgt. Der Hierophant (d. i. Offenbarer der heiligen Geheimnisse) stellte dabei den Weltschöpfer (den Demiurgen) vor. Er war aus dem Geschlechte der Eumolpiden, mußte ohne Makel und Gebrechen, dabei unsträflichen Wandels und mit schöner Stimme begabt, doch bereits bejahrt seyn, und trug ein Diadem und herabwallendes Haar; er hatte den Vorsitz bei allen eleusinischen Feierlichkeiten und war der vornehmste Priester in Attika. Der Dadūchos war der Oberste der Fackelträger und der zweite vornehmste Priester. Der Hierokeryx oder heilige Herold, aus der Familie der Keryken, stellte dabei den Hermes vor und war der drittvornehmste Priester.

Es scheint, daß die Epopten zuerst unter allerlei Schrecknissen in bildlicher Weise (gleichsam durch die Schrecknisse des Tartarus) in Irrgängen und finstern Orten herumgeführt und, nachdem sie viel Schrecken und Schauer ausgestanden hatten, plötzlich vom Licht umstrahlt (gleichsam in die elyseeischen Gefilde eintretend) von einer freundlichen Gegend aufgenommen wurden, wo sie schöne Stimmen und heilige Gesänge hörten und herrliche Tänze und Erscheinungen von Göttern sahen, und endlich in einen besondern Ort eintraten, wo ihnen Symbole von Segnungen und Geheimnisse der eleusinischen Gottheiten und eine Art von Reliquien gegeben wurden. Entweihung der Mysterien durch Ausplaudern, Begehung am unrechten Ort, Verspottung, wurde mit Todesstrafe und Vermögensverlust gebüßt.

Allen diesen Gebräuchen lag eine Wechselbeziehung der Ideen von der segnenden Fruchtbarkeit des mütterlichen Erdbodens und von der Fruchtbarkeit des Todes, dessen Bereich man sich in der Erdtiefe dachte, so wie die Ahnung und Hoffnung einer Lebenserneuerung nach dem Tode zum Grunde. Da es an einer klaren Auffassung dieser Ahnung und Hoffnnng fehlte, so kleidete man sie in andeutende Symbolik ein.

Die eigentlichen Todesmächte, Aïdoneus (Pluto) und Persephone, sammt ihrem dunkeln Reich waren anfangs mit einem schrecklichen Grauen umgeben; allmählig erschienen sie zugleich auch segnend, dadurch daß sie den Todten in ihrem Schooße wie das Samenkorn bergen und dann, „wenn sie das erstorbene Samenkorn im neubelebten Halme wieder an das Licht emporsenden, auch für die ihnen anvertraute Saat der Todten eine ahnungsvolle Hoffnung gewähren.

Man kann aus verschiedenen Stellen der Alten nachweisen, daß bei den Eingeweihten die Hoffnung eines Lebens nach dem Tode und der Glaube an eine Vergeltung im Jenseits durch diese Mysterien angeregt wurde, eine Anregung, die jedoch stets nur in symbolischer Weise geschah: denn dem Bildungsstande eines Jeden blieb es überlassen, sich das Geschaute nach seinen Begriffen zurecht zu legen. Daher es auch bei Vielen an einer gröberen, abergläubischen Auffassung nicht fehlte, daß z. B. nach dem Tode die Eingeweihten, blos als solche, schon der Vorzüge und Genüsse des Elysiums theilhaftig würden, die Nichteingeweihten aber des elendesten Zustandes gewärtig seyn müßten. Indeß ist man aus Aeußerungen der Alten, wie z. B. aus der des Redners Isokrates, der sagt: „die Eingeweihten hätteu eine fröhliche Hoffnung für des Lebens Ende und für alle Ewigkeit" — zu schließen berechtigt, daß durch diese Mysterien in die düstere Nacht des Heidenthums ein tröstlicher Dämmerschimmer ewiger Wahrheit fiel, der manchem edlen Gemüthe die Bangigkeit der Todesfurcht, unter der das ganze Heidenthum seufzte, etwas weniger schwer und drückend machte. Alles, was nachher die Philosophie in dieser Beziehung mit mehr Sicherheit zu hoffen wagte, hat sie

mittelbar aus den Ueberlieferungen dieser uralten Mysterien.

So lange die Herzen der Griechen noch vom alten Götterglauben erfüllt waren und die Kunst in ihrer schönsten Blüthe demselben noch diente, wurden auch die Eleusinien am heiligsten und würdigsten „unter dem Zudrang von ganz Griechenland" gefeiert und selbst die Geistvollsten fühlten sich durch sie erhoben. Als der Unglaube einriß, nahm die Begeisterung ab, jedoch nur in Vielen aus den gebildeten Ständen; dennoch erhielt sich die Feier der Eleusinien, aus denen im Laufe der Zeit der Geist längst ganz entschwunden war, bis ins 5. Jahrhundert n. Chr., also bis zum völligen Siege des Christenthums, vor dessen klarem Sonnenlichte erst der trübe Dämmerschein der eleusinischen Fackel erlosch.

Ein mit den Eleusinien in Verbindung gebrachtes, gleichfalls uraltes Fest waren die **Thesmophorien**, die in unserm Monat October, jedoch nur von Ehefrauen begangen wurden und sich auf die von der Demeter durch den Ackerbau eingeführte Ordnung des bürgerlichen, insbesondere des ehelichen Lebens bezogen. Auch dieses Fest wurde theils zu Athen, theils zu Eleusis und zwar drei oder fünf Tage hindurch gefeiert, an deren erstem von vornehmen Frauen, Thesmophoriazusen genannt, in feierlichem Zuge die Satzungstafeln (als Sinnbilder) auf den Häuptern nach Eleusis getragen wurden. Der mittelste Tag dieser Festzeit war ein Trauertag, worauf dann in Athen die Frauen baarfuß im Zug einem Wagen, auf dem sich „ein Korb mit mystischen Symbolen" befand, nach dem Thosmophorion folgten. Bei der Hauptfeier kam „das Hüttenbauen," dann eine Art Tanz mit „Niederkauern," und „die Verfolgung" vor.

7. Politisches Leben der Hellenen. Ursprüngliches Gauverhältniß. Gesondertes Städteleben.

Staaten, als politische Vereine, bei denen Gewährleistung gegenseitiger Rechte und Pflichten stattfindet, kannte der Hellene im heroischen Zeitalter noch nicht, in welchem der Fürst, als Haupt der von ihm regierten Gemeinde, vorzugsweise die Merkmale des Staats in sich vereinigte, ohne daß die Gesammt-

heit eng zu einem Körper verbunden gewesen wäre. Noch weniger gab es schon Staatsvereinigungen. Sich vollends zu eigentlicher politischer Einheit zu erheben, konnte den in so viele Stämme Vereinzelten nicht beifallen, ungeachtet des Gemeinsamen in Sprache Religion, Regierungs- und Sinnesart.

Das Auftreten einer Gesammtheit gegen eine andere hatte zunächst bei erlittenen öffentlichen Beleidigungen und Entschädigungsforderungen Statt, wobei Heilighaltung des Gesandtenrechtes, Vertretung des Ganzen durch öffentlichen Zweikampf, Vertheilung der Kriegsbeute, gemeinschaftliche Lösung der Gefangenen, Friedens- und Freundschaftsbündnisse, Waffen- und Festgenossenschaften zu gegenseitigem Beistand und Verkehr — als Anfänge zu politischen Vereinigungen hervortraten.

Die erste größere Vereinigung veranlaßte der trojanische Krieg, worin sämmtliche Griechen zu gemeinsamem Handeln sich verstanden: aber zu einer dauernden Gemeinschaft kam es auch dadurch noch nicht. Doch umschlang in der Heroenzeit alle Genossen eines Stammes, bei aller ihrer Uneinigkeit im Einzelnen, unverkennbar ein gewisses brüderliches Band, das auf dem Gefühle gemeinsamen Zusammenlebens in Gauen beruhte. Dieses aber löste sich nach der dorischen Wanderung auf, weil das Gauverhältniß, in welchem das Leben der Griechen vor dieser Wanderung sich bewegte, nach derselben in vereinzelndes und von einander sonderndes Städtleben sich umwandelte.

Denn von nun an strebte jede, noch so kleine Genossenschaft nach Selbstständigkeit, und indem sie „jede abhängig machende Pflicht verschmähte," verlor sie den Sinn für größere Einigungen. Daher entstanden nun eine Menge von Städten, die theils an die alten Akropolen (Burgen) sich anlehnten, theils gleich mit jenen Burgen erstanden und in ihren durch Mauern selbstständig sich zusammenhaltenden Gemeinden eben so viele Staaten darstellten. So kam es, daß — während aus der orientalischen Weltansicht das geschlossene, abgegränzte Kastenwesen und die strenge Unterordnung unter ein allgemeines geistliches oder weltliches Oberhaupt mit unbeschränktem Willen hervorging, — die hellenische

Weltansicht zu den manichfaltigsten, in vollkommener Freiheit neben einander bestehenden Stände- und Städte-Einrichtungen führte.

Selbst wo unter Stammesgenossen ein Städtebund zu Stande kam, hinderte derselbe nicht, daß unter einzelnen Gliedern zuweilen alte Fehden fortbestanden. Auch das Band der Pietät zwischen Mutterstädten und den von ihnen ausgegangenen Töchter- oder Pflanzstädten war nicht stark genug, um auf lange zu halten. Zwar bestanden mancherlei Bräuche, durch welche man die Anhänglichkeit der Töchterstädte an ihre Mutterstadt (Metropolis) zu unterhalten suchte: man nahm z. B. aus dem mutterstädtischen Prytaneion (Prytaneum) oder Staatsheiligthume das heilige Feuer, das dort brannte, dazu die Götter der Heimath, oft auch wohl Priester mit, holte Führer von dort zu neuen Pflanzstädten, sandte zu gewissen Festfeiern der Mutterstadt Chöre ꝛc. zur Theilnahme dahin und gab bei manchen andern Gelegenheiten Beweise der Achtung gegen die Mutterstadt; aber mit dem Wachsthum der Tochterstadt trat Versäumniß der verwandtschaftlichen Pflichten, dann Gleichgültigkeit, zuletzt Entfremdung ein. Denn die Bürgerschaft der Pflanzstädte war in der Regel zu gemischt, die Entfernung zu groß, die neue Heimath zu geräumig, schön und üppig, als daß die Sehnsucht nach der verlassenen alten, einfachen Heimath so lebhaft hätte seyn und das Bedürfniß politischer Verbindung mit der Mutterstadt hätte rege erhalten können; daher diese sogar oft über den Undank der über sie emporgekommenen, trotzig und gewaltthätig sie behandelnden Tochter zu klagen hatte.

8. Politische Vereine. Gastrecht. Festgemeinschaften und Festspiele.

Bei dieser tief gehenden Vereinzelung und Zertheilung ließ sich aber doch das Bedürfniß der Einigung nicht ganz abweisen, und so drängte denn theils das Gefühl der Anschließung des Menschen an den Menschen, insbesondere an den Stamm- oder Gesinnungsverwandten, theils staatskluge Ueberlegung frühe zu Annäherungen, die zu kleinern oder größern Vereinigungen führten und die getrennten Theile etwas näher verbanden.

Die erste und natürliche Art solcher mehr sichtbaren Verbindungen war das Band der **Gastfreundschaft** (Xenie), das schon in den ältesten Zeiten des Königthums zwischen Einzelnen aus verschiedenen Gauen oder Städten bestand, und vermöge dessen jedes Familienglied solcher Verbundenen von dem Andern zu jeder Zeit gastlich aufgenommen, unterstützt und geschützt wurde. Neben diesem Privatgastrecht bestund, ebenfalls schon im heroischen Zeitalter, ein öffentliches Gastrecht, das sich besonders an die Person des Fürsten knüpfte, der alle Fremden eines andern Staates oder Landes, welche Herberge und Hülfe suchten, insbesondere aber Gesandte und Abgeordnete fremder Staaten oder Völker, gastlich bei sich aufnahm. Das Gastrecht war zugleich Sache der Religion und darum heilig.

Mit dem Aufhören des heroischen Fürstenthums ging die Pflicht der Ausübung des öffentlichen Gastrechts auf die sich bildenden Gemeinden über. Zwar nahm überhaupt die Pietät des Gastrechts durch den Stolz ab, der dem neuen scharf sich abgränzenden Staatsbürgerthum gegen Fremde eigen war, und ging sogar, wie bei Sparta, in Ungastlichkeit über: dennoch bestand in den meisten Staaten nicht nur das Privatgastrecht noch lange in schöner Uebung fort, sondern es bildete sich auch ein Staatsgastrecht (Proxenie) aus d. h. ein Gastrecht, das der Staat im Namen Aller an Bürgern derjenigen fremden Staaten übte, die auch seinen Bürgern ähnliche Freundlichkeit im Verkehr erwiesen, und späterhin wurden in fremden Staaten einzelne Bürger als Proxenoi ernannt, welche unsern heutigen Consuln ähnlich waren, die, obwohl dem fremden Staate angehörig, doch bei ihm denjenigen Staat vertraten, der sie ernannt hatte, um seinen Bürgern, die dahin kommen, Schutz angedeihen zu lassen.

Ein anderes engeres, mehr sichtbares Band, durch welches das hellenische Volk oder eine Anzahl seiner Theile sich wenigstens zeit- und theilweise einig fühlte und erkannte, waren die **Festgemeinschaften** (Panegyreis), die mit ihren Anfängen auch schon in die Heroenzeit hinaufgehen.

Die Festgemeinschaften nahmen ihrer Natur nach entweder nur

eine **theilweise** oder eine **allgemeine Theilnahme** in Anspruch. Jenes waren die **Amphiktyonieen**, indem oft mehrere benachbarte Städte zum Schutze eines ihnen gemeinsamen Tempels oder Heiligthums in eine Festgemeinschaft zusammentraten, bei welcher durch Abgeordnete der verbundenen Gemeinden über die Angelegenheiten zunächst des Tempels (in Betreff der ihm zugehörigen Güter, Besitzungen und Rechte), sodann wohl auch über andere, zuweilen selbst politische, Angelegenheiten berathen wurde. Solche Amphiktyonieen waren z. B. die delphische Amphiktyonie für die Cycladen, die apaturische der asiatischen Jonier, die triopische für die sechs dorischen Städte in Asien und auf Rhodos, die böotische, spartanisch-messenische u. s. w.

Zu denjenigen Festgemeinschaften, welche eine mehr oder weniger allgemeine Theilnahme erfuhren, gehörten die unzähligen heiligen **Festspiele**, unter welchen die olympischen, pythischen, isthmischen und nemeischen einen National-character annahmen Unter diesen waren die **olympischen Spiele** bei weitem die bedeutendsten. Sie gehörten vorzugsweise dem ganzen hellenischen Volke an und kein Barbar d. i. Nichtgrieche durfte daran Theil nehmen. Zunächst für Wettkämpfe körperlicher Kräfte von den Achäern gestiftet, haben sie in ihren Anfängen schon vor der dorischen Wanderung bestanden, sich aber nachher durch Iphītos, König von Elis, und Lykurgos, Gesetzgeber in Sparta, erneuert und überhaupt durch dorischen Einfluß weiter ausgebildet.

Sie haben ihren Namen von der in Elis gelegenen Gegend Olympia, bei welcher sie unter dem Vorsitz von Kampfrichtern und vor den Augen einer unermeßlichen Menge (bloß männlicher) Zuschauer aus allen Ländern griechischer Zunge auf zwei besonders dazu eingerichteten Bahnplätzen gefeiert wurden. Die eine Bahn, der Hippodrŏmos, war für das ritterliche Wettrennen zu Pferd und zu Wagen bestimmt, die andere Bahn dagegen, das 300 Schritte lange Stadion (lat. Stadium), sowohl für das Pentäthlon d. i. für die fünf Kampfübungen im Wettlaufen zu Fuß, im Ringen, im Faustkämpfen, im Werfen mit dem Diskus (der Wurfscheibe) und mit dem

Speer, als auch für das Pankration d. h. für eine Verbindung des Ringens mit dem Faustkämpfen. Die Spiele dauerten fünf Tage hindurch, an deren letztem die Sieger unter dem Zujauchzen der Zuschauer mit einem Oelkranze bekränzt wurden, worauf dann Opfer, Umzug und Festmahl die Feier schloß. Sieger in irgend einem jener Kämpfe zu seyn, galt für die höchste irdische Ehre, deren Glanz auch auf die Vaterstadt des Siegers zurückstrahlte, und zuweilen von Sängern, wie Pindar, verewigt wurde (K. 8, 1.). Bei der Rückkehr in die Heimath wurde der Sieger von einem Triumphzug empfangen und in Athen erhielt er lebenslängliche Speisung im Prytaneum. — In späterer Zeit traten auch Wettkämpfe in der Musik und Dichtkunst hinzu.

Mit der Feier dieser Spiele, die dem Zeus geweiht waren, war eine Befriedung d. i. eine Art Gottesfrieden verbunden, indem während dieser Zeit im ganzen Peloponnes die Waffen ruhen mußten, ja die Landschaft Elis selbst war, auch außer der Festzeit, gleichsam als heiliges Land vom Kriege ungefährdet (bis auf die Zeit der thebanischen Einfälle unter Epaminondas). — Nach diesen Spielen richtete sich vom Jahre 776 v. Chr. an (in welchem man die Sieger aufzuzeichnen anfing) die griechische Aera oder Zeitrechnung, indem die Zeit irgend einer Begebenheit nach dem Jahre einer Olympiade d. i. eines vierjährigen Zeitraums bestimmt wurde.

Die **isthmischen Spiele**, die dem Poseidon (Neptun oder Meergott) zu Ehren in einem Fichtenhaine auf dem korinthischen Isthmus gefeiert wurden, waren gleichfalls schon vor der dorischen Wanderung von den Jonern (nach ihrer Ausbreitung über den Isthmus) zur Amphiktyonie mit Athen gestiftet, und wurden nachher dorisch unter korinthischer Verwaltung.

Die **nemeischen Spiele**, die in einem Cypressenhaine bei Nemea in Argolis gehalten wurden, waren „anfangs für den dorischen Kriegsadel bestimmt" und dem Herakles geweiht. — Die isthmischen, wie die nemeischen Spiele wurden alle zwei Jahre gefeiert, und man rechnet auch nach Isthmiaden und Nemeaden.

Die **pythischen Spiele** bezogen sich anfangs auf das delphische Orakel unter Aufsicht des Amphiktyonenraths und bestanden ursprünglich in einem Gesangwettstreit zum Preis des delphischen Apollo. Nachher dehnten sie

sich auch auf andere Wettkämpfe aus, die man auf der zwischen Delphi und Kirrha gelegenen Ebene Pytho vornahm, und wurden seit 586 v. Chr. auch alle vier Jahre begangen.

Gaugenossenschaften und Bundesversammlungen. Waffenvereinigungen.

Die vielen festlichen Kampfspiele jedoch, für welche die Hellenen leidenschaftlich eingenommen waren, zumal sie mit ihrer Neigung zur Ruhmsucht sowohl, als zur Genußsucht stimmten, gaben zwar viele Gelegenheit zu genaueren persönlichen Bekanntschaften und Freundschaften, konnten aber doch zu keiner eigentlichen politischen Einigung führen, noch auf die Förderung von Freiheit und Selbständigkeit wesentlichen Einfluß äußern. Das Streben nach diesen politischen Gütern ging in etwas regerem Grade von den **Genossenschaften** und dem mit ihnen verbundenen Bundesrath aus: doch traf der Vortheil davon immer nur einzelne Landschaften.

Gewöhnlich waren es zwölf Städte (eine Zahl, die einen astronomischen Hintergrund hat und schon bei den ältern ägyptischen Tempeldistricten vorkam), welche zu einer nähern politischen Vereinigung zusammentraten, wie z. B. die zwölf ionischen Städte in Kleinasien, deren Gemeinde- oder Bundesrath bei Gelegenheit einer jährlichen Festgemeinschaft, dem Panionion auf Mykäle, zusammenkam und über gemeinsame Angelegenheiten sich berieth. — In ähnlicher Weise waren die zwölf äolischen und die zwölf achäischen Städte schon frühe verbündet.

Doch da diese Genossenschaften keine gegenseitige Vertretung bewirkten und vom Bundesrathe keine entscheidende Vermittlung durch Rechtsansprüche ausging: so konnte selbst die äußerste Gefahr nur auf kurze Zeit eine Eintracht im Handeln herstellen.

Nur der **delphische Amphiktyonenrath** verschaffte sich einen größern politischen Wirkungskreis und Einfluß. Der Amphiktyonenbund zu Delphi war gleichfalls schon in der vordorischen Zeit entstanden, da noch das Verhältniß der Stämme, und noch nicht der Städte vorwog, denn nur Stämmen, als solchen,

war die Theilnahme daran zugestanden. Anfangs war es nur eine gewöhnliche Amphiktyonie, wie die andern auch, als eine mit einem religiösen Feste verbundene Gemeinschaft der benachbarten Stämme zum Schutze des Heiligthums. Allmählig entwickelte sich durch Hinzutritt anderer Stämme, und durch Beschickung mittels Stammvertretern eine Bundesversammlung zur gemeinsamen Berathung und gegenseitigen Hülfsleistung, vielleicht zunächst gegen dorischen Einfluß gerichtet, der in den olympischen Spielen seinen Anhaltspunct hatte.

Die Zahl der Stämme war anfangs gleichfalls zwölf, und umfaßte Thessalier, Böotier, Dorer, Jonier, Perrhäber, Magneter, Lokrer, Oetäer, phthiotischen Achäer, Malier, Phokäer und Dolöper. Nachher traten nur noch die Arkäder, Aetöler und Arkarnanen hinzu. Die Vertreter dieser Bundesstaaten hießen Pylagoren, auch Hieromnemonen, und jeder Bundesstaat hatte zwei Stimmen. Bei religiösen Anlässen berief man auch die betreffenden Volksgemeinden zu einer großen Rathsversammlung.

Der Amphiktyonenbund bildete sich aber nie weder zu einem allgemeinen Gerichtshof für innere Streitigkeiten, noch zu einem „Gesammtrath aller Hellenen" gegen äußere Feinde, also nicht zu einer allgemeinen Nationalversammlung aus, und seine Beschlüsse waren meist nur religiöser und völkerrechtlicher Natur.

Das vom Amphiktyonenrath abhängige delphische Orakel (K. 1, 3.) das im 9. u. 8. Jahrh. v. Chr. das größte Ansehen hatte, hätte viel zur Einigkeit der Hellenen unter einander beitragen können: aber einmal war es nicht bloß für die Hellenen bestimmt, sondern auch fremde Nationen fanden bald Zugang und Antheil: sodann ging des Orakels Trachten nie dahin, mit reger Sorge für das Gemeinwohl zu wirken. So wie es meist nur zu Parteizwecken gebraucht wurde, wollte es auch in der Regel keinen Einfluß auf ein allgemeines, einträchtiges Handeln und Vernehmen unter den hellenischen Staaten üben, und war durch die Unklarheit und absichtliche Geschraubtheit seiner Antworten eher geeignet, den Fragenden in seinen parteiischen, oft sogar unredlichen Absichten zu unterstützen, um sich selbst in seinen Vortheilen nicht zu gefährden.

Nur das Orakel zu Olympia zeichnete sich vor den andern großen Anstalten dieser Art dadurch aus, daß es „über Kriege der Hellenen mit

Hellenen keinen Spruch that, während das delphische sich daraus kein Gewissen machte und überhaupt sehr bestechlich war.

Die den Hellenen inwohnende Fehdelust und das damit verbundene Streben nach Macht und Herrschaft führte auch wohl zu vielen Einungen, deren Zweck einzig auf ein gemeinschaftliches Handeln gerichtet war. Sie waren entweder dauernde, von Geschlecht zu Geschlecht fortgehende, und umfaßten meist die zu einer Landschaft gehörigen Bewohner; oder sie waren vorübergehende, von den Zeitumständen gebotene Waffen- oder Bundesgenossenschaften (Symmachieen) zum Angriff oder zur Vertheidigung.

Aehnlich in seinem Zwecke, aber verschieden in der Verpflichtung war die **Hegemonie** d. i. diejenige Waffeneinigung, in welcher ein Bundesglied sich über die anderen erhob und die Leitung der Bundesangelegenheiten an sich nahm, so daß auf sein Aufgebot die anderen Folge leisteten. Wie dieses Verhältniß auch zur Unterdrückung und Knechtung der andern Mitglieder führen konnte, wird sich im Verlaufe der Geschichte zeigen.

10. Hellenische Staats- und Regierungsformen. Das Königthum in der Heroenzeit.

War nun demnach das Volk der Hellenen nicht zur Darstellung eines in Einheit zusammenhaltenden Ganzen geschaffen, so war seine politische Bedeutsamkeit desto größer in Schöpfung mannichfaltiger „politischer Formen", die nicht bloß sich aufeinander folgten, sondern, obgleich sich auseinander entwickelnd, doch zugleich in ihrer Mannichfaltigkeit nebeneinander bestanden.

In der Heroenzeit zwar war die Regierungsform durch alle griechische Staaten gleichartig: in allen herrschte das **Königthum.** In den ursprünglichen Familiengenossenschaften, zu denen wohl von Anfang schon Opfergemeinschaft hinzutrat, unterscheidet sich frühe der Herrenstand und der Stand des niedern Volkes.

Den Herrenadel knüpft die Sage an Göttergeschlechter und zwischen ihm und den Gemeinen war eine, die Reinerhaltung des Blutes beabsichtigende Kluft. Der Adel wohnte in Burgen,

das Volk auf dem platten Lande (Demos). Die zum Demos oder Volk Gehörigen waren die Mannen (Laoi) des Adels, und hatten Antheil an der öffentlichen Rechtspflege und an der öffentlichen Versammlung. — Dieser Rechte untheilhaftig waren die Sclaven, welche theils Kriegsgefangene, theils Erhandelte waren, und die Fremden, welche letztere jedoch unter dem Schutze des heiligen Gastrechts und der Befriedung standen besonders wenn sie aus ihrer Heimath Vertriebene waren.

Die Geschlossenheit des Herren- oder Adelstandes war aber keine kastenartige; wie überhaupt, außer dem Adel und Volk, keine weitere Ständeverschiedenheit hervortrat. Oberpriesterthum war mit dem Fürstenthum verbunden, dies letztere vorzugsweise kriegerischer Natur; und eben so war der Krieger und Ackerbauer nicht von einander geschieden: „bloß die Waffengattung schied zwischen Adel und Gemeinen." — Kunst und Geschicklichkeit gab ein besonderes Ansehen, aber kein Standesrecht.

Aus dem Herren- oder Adelstand ragte Einer durch „Trefflichkeit" (mochte diese nun in der Weisheit des Alters, oder in der Tapferkeit, oder im Reichthum oder in Jugendkraft, Schönheit 2c. bestehen) als Fürst oder König hervor, und schon in vorgeschichtlicher Zeit haftete dem Fürsten- oder Königthum Erblichkeit an. Weil man sich das Fürstengeschlecht in Verwandtschaft mit den Göttern dachte, so waren persönliche Kraft und Stattlichkeit wesentliche Eigenschaften des Fürsten, und das Recht der Erstgeburt war nicht gerade allein. Sein Einkommen bestand in Ehrengeschenken und im Ertrag eines ihm zustehenden öffentlichen Grundstücks, seine Macht in dem größern Ansehen und der größern Verehrung, die ihm wie einem Wesen höherer Art gezollt wurde. Er war Kriegsanführer, Opfervorsteher und Oberpfleger des Rechts. Dieses Recht — als Inbegriff der von der Weisheit des Fürsten ausgehenden Gebote, die sich durch den Gebrauch zu Gesetzen ausbildeten, — war übrigens nicht ein für Alle gleiches, sondern bestand beim Fürsten in einer „Erhabenheit über den Rechtsstand der Niedern," die jedoch beschränkt war, innerlich durch die Rücksicht einerseits auf die Strafe der Göt-

ter für Frevelmuth und Verletzung des Gottesrechts, anderseits auf das Lob oder den Tadel der öffentlichen Meinung; äußerlich aber durch einen aus den Edlen bestehenden Rath, zu welchem der König in dem Vertrauensverhältniß eines Familienältesten zu den Seinen stand, und mit welchem er sich erst berieth entweder allein, oder in Gegenwart des niedern Volkes.

Das niedere Volk hatte bei den allgemeinen Versammlungen kein Stimmrecht, äußerte aber seine Willigkeit durch Zujauchzen und enthielt sich alles Eingreifen in das Recht der Höhergestellten.

11. Uebergang zur Aristokratie in den neuen Staatengründungen. Fürstenadel, Kriegsadel, Priesteradel, Geschlechtsadel.

Mit dem Aufstreben des Herrenstandes gegen die Fürsten (wovon schon Regungen in der Odyssee vorkommen) sank die Macht des Königs- oder Fürstenthums. Als sich durch die dorische Wanderung und in deren Folge durch die Gründung neuer Staaten die alten Stamm- und Gaugenossenschaften lösten, ging auch die heroisch-monarchische Staatsverfassung allmählig entweder in Aristokratie oder in gemäßigte Demokratie über. Die beginnenden Wanderungen rissen die Stämme aus ihrer Heimath los und lockerten das Band, das zwischen den Erbfürsten und ihren Mannen bestanden hatte, indem diese Mannen nun mit größeren Ansprüchen hervortraten, so daß sich der Fürst ihre freiwillige Folge durch Rechtseinräumungen erkaufen mußte; — oder die Wanderschaar stellte sich unter Führer, mit denen sie nicht durch Sitte und Recht oder Erinnerungen der Väter zusammenhingen, sondern denen, als ihren Kriegsfürsten, sie als gemischtes Kriegsgefolge mit Ansprüchen auf Beute und Belohnung gehorchten.

Bei der Gründung der neuen Staaten dauerten jene Anforderungen fort; das ehemalige Recht des Fürsten wurde mehr und mehr geschmälert, und der Geburts-, wie der Gefolg-Adel trat immer kühner seinen Fürsten entgegen, bis der faustrechtliche Geist der Zeit sich gänzlich gegen das Königthum wandte, und dieses entweder nach dem Tode seiner

Inhaber, oder auch durch gewaltsame Ermordung oder Vertreibung derselben nach und nach allenthalben entweder gänzlich aufgehoben wurde, oder nur dem Namen, nicht der That nach fortbestand.

Nun entstand Herrschaft des Adels oder **Aristokratie**, als eine durch die Gunst des Zeitgeistes und der Umstände fest begründete Regierungsform. Der Adel ruhte auf dem Erbrecht der Geburt, und in ihm unterscheidet sich noch lange Fürstenadel (gleichsam hoher Adel), wie z. B. die Kodriden und Alkmäoniden in Athen, die Prokliden und Agiden in Sparta, die Neleïden in Milet, die Bacchiaden in Korinth, die Aleuaden in Thessalien; oder uralter Kriegsadel (aus den ehemaligen Vertrauten der Fürsten), oder Priesteradel (bei dem sich gewisse heilige Künste z. B. die Sehergabe oder die Arzneikunde fortpflanzten, wie die Eumolpiden in Athen und Eleusis, die Asklepiaden in Epidaurus und Kos) oder ein bei Gründung neuer Staaten entstandener Geschlechtsadel.

Der Adel auch in den neugestifteten Staaten ruhte auf Grundsatz, auf Waffenehre (d. i. dem Vorzug des Gebrauchs einer edlern Waffengattung) und auf der Erblichkeit dieser beiden Vorzüge.

Der Adel oder Landeigenthümer wohnte in der Stadt und hatte auf den Grundstücken seine Bauern, die ihm Zins gaben. — Der Waffenehre nach war der Adelige Ritter; Adel und Reiterei war daher in vielen Staaten dasselbe, und in Sparta, das lange keine Reiterei, sondern nur schweres Fußvolk hatte, führte die adelige Jugend doch den Rittertitel (Hippeis). — Kraft der Erblichkeit des Gutherrn- und Ritterstandes waren die Adeligen hochbürtig (Eupatriden oder Eugeneis.)

12. Das niedere Volk oder die Gemeinfreien. Uebergang zur gemäßigten Demokratie.

Den Edlen, als den durch Erziehung zu innern und äußern Tüchtigkeit Gebildeten, als den Wackern und Ersten, räumte das Volk lange Zeit hindurch gerne und ohne es anders zu wissen, den politischen Vorzug ein, in welchem es keine Anmaßung

erblickte, weil es in der alten Aristokratie auch wirklich noch den bessern Gehalt erkannte.

Als aber allmählig auch außer dem Geburtsadelstande in Staaten, wo nicht alles Grundeigenthum schon vertheilt und Handelsgelegenheit gering war (wie z. B. in Sparta) in der minderberechtigten Volksklasse sich Einzelne durch Waffentüchtigkeit und Wohlstand emporhoben; als vollends Erwerb und Gewinn durch Handel (insbesondere Seehandel), wozu der Grieche von Natur so sehr neigte, leichten Reichthum und dieser Ansehen brachte, suchte sich der Stand der Reichen dem Geschlechtsadel an die Seite zu setzen, so daß in manchen Staaten Schatzung nach dem Vermögen ohne Rücksicht auf Geburt als Maaßstab der Bevorrechtung zu gelten anfing und Reichthum allein den Herrenstand begründete.

Das niedere Volk (die Gemeinfreien) war in Staaten, die durch Einwanderer ungemischt blieben, Jahrhunderte hindurch sich gleich; in Staaten aber, wo die eingedrungenen Eroberer den Herrenstand bildeten, trat es in eine Art von Dienststand (wenigstens Mittelstand) verschiedenen Grades — nach oben hin bis an die Gränze des vollen Bürgerthums, nach unten hin bis an die Gränze der Leibeigenschaft.

Leibeigenschaft also entstand in Folge einer Unterwerfung durch Gewalt oder Vertrag: bei der durch Vertrag enstandenen gab es jene verschiedenen Abstufungen der Dienstbarkeit. — Der eigentliche Sclavenstand ging aus dem Kauf hervor und umfaßte nur Menschen nichthellenischer Abkunft, die daher nie zum hellenischen Bürgerthum gelangen konnten, auch wenn sie Freigelassene (Metöken) wurden.

Da demnach die Hellenen im Innern ihres Staatslebens nichthellenische Bestandtheile nie zuließen, so behielt das hellenische Volksthum stets etwas Eigenthümliches und Kräftiges, das außerdem sich mehr oder weniger verwischt hätte.

Unter den Gemeinfreien ist, besonders bei Seestaaten, der eigentliche Demos, bei Landstaaten (wo der Ackerbau die Grundlage bildete der Stand der Landbewohner zu unterscheiden.

Die Landbewohner, Periöken genannt, wohnten auf dem Lande in einem untergeordneten Verhältnisse zur Landeshauptstadt und blieben deßhalb länger in ländlicher Einfachheit und Einfalt, ohne höhere Ansprüche. (Sie sind nicht mit den Hörigen, noch weniger mit den Leibeigenen zu verwechseln, wenn sie auch da und dort von dem herrschenden Stande mit Spottnamen belegt wurden, wie z. B. in Sikyon mit dem Namen Knittelträger, Schaafpelzträger, anderwärts Staubfüßler ꝛc.) Die Glieder des Demos d. h. die Gemeinfreien in Seestaaten lebten als Handwerker, Fischer, Seeleute ꝛc. in der Hauptstadt in einem untergeordneten Verhältnisse zu dem Adel und kamen durch ihre Theilnahme an Handelsgewinn nach und nach zu Vermögen und dadurch in den Stand, höhere Ansprüche an den Staat zu machen und allmählig zur Herrschaft emporzustreben.

Die Ansprüche des Demos auf Theilnahme an der Regierung traten aber nur stufenweise im Laufe der Zeit hervor. Von der Weigerung und von dem Widerstreben gegen die Anmaßungen des Herrenstandes ging der Demos über zu bestimmten Forderungen; mit jeder neuen Rechtseinräumung ward er kühner und erweiterte seine Ansprüche und Forderungen, bis es ihm gelang die alte Aristokratie zunächst mehr oder weniger in beschränkte Demokratie umzuwandeln, mit der jedoch nicht der republikanische Begriff zu verbinden ist.

13. Tyrannis und Oligarchie. Unbeschränkte Demokratie, Ochlokratie.

Die Mischung der Aristokratie und gemäßigten Demokratie, so wie die Uebergänge in einander waren mannichfaltig, und der Gegensatz beider läßt sich am besten aus der nähern Geschichte Sparta's erkennen, in welchem sich das hellenische Staatsleben nicht nur in regelmäßigen, sondern auch in unregelmäßigen Formen einerseits der Tyrannis und Oligarchie, anderseits der unbeschränktesten Demokratie und Ochlokratie, am deutlichsten ausgeprägt hat.

Wenn nämlich das niedere Volk gegen den höhern Stand auf-

zutreten anfing, so geschah dies gewöhnlich unter einem Demagogen d. i. Volksführer, dem es sich vertrauend hingab. Hatte nun dieser einen so überwiegenden Einfluß auf das Volk, daß dieses sich seiner Führung blindlings überließ, so wurde er leicht zum Alleinherrn oder Tyrannen (im griechischen Sinne), der, so lange er bei dem Kampfe gegen die Aristokratie keine, auf Recht und Religion beruhenden Gesetze des Staats- und Volkslebens antastete, oft ein großer Wohlthäter des Volkes war.

Es ist übrigens die ältere Tyrannis (vor den Perserkriegen) von der nachher vorkommenden zu unterscheiden. Die ältere Tyrannis war eine unbeschränkte Alleinherrschaft, die in Zeiten der Zerrüttung des Adelstandes (welcher in sich selbst in Zwietracht lebte oder mit dem Volk in Kampf gerathen war, sich an die Stelle verantwortlicher Obrigkeiten meist mit List oder durch einen Gewaltstreich setzte und vom Volke (bei welchem die Anhänglichkeit an die Einheit der Regentenmacht, an das milde Regiment des ehemaligen Erbfürstenthums noch nicht ganz erloschen war) gerne geduldet und unterstützt wurde.

Denn ohne nach dem Rechtsanspruch der so entstandenen Tyrannis zu fragen, ehrte das Volk den Alleinherrn vorzüglich dann, wann er unparteiische Rechtspflege schützte, Achtung gegen das Eigenthum zu erhalten wußte, Weisheit in seinen richterlichen Aussprüchen zeigte, leutselig und unbestechlich war und unermüdete Sorge für das Bürgerwohl an den Tag legte.

Bei dieser Tyrannis der ältern Zeit kommen allerdings schon einzelne Ausartungen in Zwingherrschaft vor, die sich durch willkürliche Härte, grausamen Druck, Verachtung alles menschlichen und göttlichen Rechts kund gab. Doch verhielt sich diese Erscheinung noch als Ausnahme zur Regel und konnte dem Worte Tyrannis noch keine schlimme Nebenbedeutung aufdringen.

Solche Tyrannen der ältern Zeit, abgesehen von ihren guten oder schlimmen Eigenschaften waren z. B. Kypsělos und Periander in Korinth, Theagĕnes in Megara, Klisthenes Pisistratos in Athen, Polykrătes auf Samos, Pittăkos auf Lesbos, Phalăris und Theron zu Agrăgas (Agrigent), Gelon und Hieron von Syrakus u. a.

Die durch die Tyrannis geschwächte Aristokratie der Geburt konnte sich gegen den umsichgreifenden demokratischen Geist nicht halten und verlor im feindlichen Kampfe mit ihm die alte Tüchtigkeit und Reinheit ihrer Gesinnung, an deren Stelle nun „Argwohn, Furcht, Rachlust und zwingherrisches Wesen" trat; ja selbst an der Zahl der Geschlechter nahm sie, im Vergleich mit dem sich stets mehrenden Demos, immer mehr ab. — Auch der durch Reichthum oder verdienstliche Auszeichnung emporgekommene Adel oder Stand der Vornehmen (Timokraten) konnte bei seiner meist selbstsüchtigen, ungediegenen Gesinnung in der Meinung des Volkes nicht fest wurzeln, und war noch mehr als der Geburtsadel dem Neid und Hasse des Volks ausgesetzt, so daß er, obgleich aus dem Volke hervorgegangen, sich in eine feindliche Stellung gegen das Volk brachte und immer würdeloser und unlauterer wurde. Das Bestreben nun des also umgewandelten Herrenstandes, sich durch alle Mittel, besonders durch Gewalt und Bedrückung über die Menge zu erheben und über ihr zu erhalten, bezeichnet man durch das Wort **Oligarchie** oder Herrschaft Weniger, welche der Demos als Menge oder Vielheit sich gegenüber stehend dachte.

Die ältere Tyrannis, welche durch Herabdrückung des Adels eine allgemeine bürgerliche Gleichstellung bezweckte, hielt sich mit Hülfe des damals noch gediegeneren Demos so lange in ihrer Gewalt, als sie nicht gegen das Bürgerthum gekehrt war. Als aber das durch den Erfolg der Perserkriege gesteigerte Selbstgefühl des Demos die ehemaligen Schranken der Demokratie durchbrach und diese sich durch das ungestümme Streben der Menge nach allgemeiner Theilnahme an der Regierung in eine unbeschränkte Demokratie umwandelte, bildete sich allmählig (nach dem peloponnesischen Krieg) einerseits eine **Ochlokratie** oder Pöbelherrschaft aus, bei welcher ohne Rücksicht auf Verdienst und persönliche Tüchtigkeit Jeder ohne Ausnahme zur Theilnahme am Regiment für fähig erklärt, den Demagogen der überwiegendste Einfluß auf das öffentliche Wesen eingeräumt und alles gesetzlich und sittlich Bestehende dem schwankenden Wechsel der leidenschaftlichen Volkslaune preißgegeben ist.

Aus der dadurch entstehenden Zerrüttung des Bürgerthums ging dann anderseits die jüngere Tyrannis hervor, die nicht, wie die ältere, für das Bürgerthum auftrat, sondern, sich meist auf Söldnermacht stützend, ohne Sinn für das Gedeihen des Bürgerthums und ohne Rücksichtnahme auf Gesetz und Herkommen, eine völlig staatsfeindliche Richtung nahm, bei welcher Verrath und Bürgerkrieg, Austreibung der Gegner und Söldnerwirthschaft an der Tagesordnung war und alles wahre Volksthum nothwendig untergehen mußte.

Von allen diesen verschiedenen Staats- und Verfassungsformen wird im Verlauf der hellenischen Geschichte, deren Hauptmomente sich am füglichsten an Sparta und Athen anknüpfen, das Nähere vorkommen.

---

6. Kapitel.

Sparta.

1. Lykurg's Gesetzgebung.

Wo die Dorer hinkamen und neue Staaten gründeten, bildeten sie als der erobernde Theil den bevorzugten, edleren Stand, welcher in beständiger kriegerischer Haltung blieb, mit einem Kriegsfürsten oder Heerkönig an der Spitze, der die Eroberung geleitet hatte, während den alten Einwohnern des Landes, wenn sie nicht auswanderten, als Besiegten geringere Rechte gelassen wurden. Die am schärfsten hervorspringenden Merkmale des Dorischen finden sich an dem vorherrschenden spartanischen Staate, an welchem die andern dorischen Staaten des Festlandes einen „festen Anhalt" hatten.

Der Umstand, daß die Dorer bei der Eroberung Lakoniens an den — der Anlage und Zahl nach starken — achäischen Einwohnern ein kräftig widerstrebendes Element zu bezwingen hatten, steigerte, durch das Bemühen sich zu behaupten, ihren ursprünglich rauhen Charakter zur Schroffheit und Härte, welche von der

rauhen Natur des eroberten Landes noch begünstigt wurde. Aus dieser Eigenthümlichkeit hervorgehend und wieder auf sie zurückwirkend, erscheint die **Gesetzgebung Lykurg's** (880 v. Ch.) als eine Staatseinrichtung, welche einerseits die ungefügen und wilden, mit sich selbst stets im Widerstreit lebenden Kräfte der Dorer, die hier den Namen Spartiaten bekamen, sittlich ordnete und gesetzlich regelte, anderseits aber ihnen durch allzuweit gehende Beschränkung eine gewisse einseitige Richtung gab.

Lykurgos, ein Proklide (d. i. aus dem Geschlechte des Prokles) der jüngere Sohn eines spartanischen Königs, (ein Zeitgenosse des jüdischen Königs Josaphat und des Propheten Elias) trat, als sein älterer regierender Bruder Polydektes in einem Aufstande umgekommen war, die Regierung von Sparta an, legte sie aber zu Gunsten eines nachgeborenen Söhnleins seines Bruders, der Einreden seiner Feinde ungeachtet, wieder nieder. Weil ihn aber dennoch seine Feinde eigennütziger Absichten auf die Herrschaft zeihten, so ging er auf zehn Jahre außer Landes auf Reisen.

Auf diesen besuchte er zuerst Kreta, machte sich dort mit der Gesetzgebung des Minos näher bekannt, und veranlaßte daselbst den berühmten Weisen und Dichter Thalētas, nach Sparta zu gehen, um durch seine Gesänge und Rathschläge den leidenschaftlichen, rohen Sinn seiner Landsleute zu mildern.

Bei seiner Bereisung der griechischen Colonieen in Kleinasien lernte er in Jonien Homer's Dichtungen kennen, und nahm sie, weil er von ihnen einen veredelnden Einfluß auf den Character der Spartaner hoffte, in Abschrift mit. — Auch in Aegypten soll er gewesen seyn, wiewohl dieß nicht verbürgt und überhaupt seine ganze Lebensgeschichte mit der Sage verwebt ist.

Da indeß in Sparta beständiger Unfrieden herrschte, so kehrte er auf Bitten seiner Mitbürger dahin zurück, und suchte der herrschenden Verwirrung durch eine auf den dorischen Character berechnete Verfassung ein Ende zu machen.

Damit sie aber leichtern Eingang fände, ließ er sich vom delphischen Orakel einen billigenden Spruch ertheilen, der seinem Vorhaben eine göttliche Weihe gab.

Die Einführung der neuen Verfassung ging daher, ungeachtet eines starken Widerstrebens der Reichen, die sich der bürgerlichen Gleichheit nicht fügen wollten, allmählig durch.

2. Die Spartiaten, Periöken und Heloten. Beschränkung der Bedürfnisse und des Verkehr's mit dem Auslande.

Die Grundzüge der lykurgischen Verfassung, die darauf ausging, den Willen aller auf das Wohl des Ganzen hinzurichten, können nur aus spätern Quellen zusammengestellt werden, da sie in keinem Rechtsbuche niedergelegt waren. Sie bestehen in Folgendem:

Nur die **Spartiaten**, als Abkömmlinge der Eroberer hatten das volle Bürgerrecht, welches einem jeden unter ihnen freien Antheil an den öffentlichen Angelegenheiten gewährte. Diese vollberechtigten Bürger theilten sich, nach der Geburt, zuerst in drei (dorische) Phylen, diese in 3 Oben, die sich dann wieder in Triakaden bis herab zu den einzelnen Familien theilten.

Die Abkömmlinge der besiegten achäischen Einwohner, die um die Stadt herum und auf dem Lande wohnten und darum **Periöken** (auch Lacedämonier hießen), waren zwar persönlich, aber nicht politisch frei, hatten also bei öffentlichen Angelegenheiten keine Stimme, und fühlten sich, wenn sie es auch noch so gut hatten, doch wie Fremde. Uebrigens theilten sie mit den Spartanern die Ehre, das Land zu vertheidigen.

Eigentliche Sclaven oder Leibeigene waren die **Heloten** welche man für Abkömmlinge der von den Doren bei der Einwanderung besiegten und zerstörten Stadt Helos hält. Ihnen kam keinerlei persönliches Recht, noch gesetzlicher Schutz zu, indem sie blos als Staatseigenthum betrachtet wurden und als Sache zu dem Grundstücke gehörten, das jeder Spartiate bekam. Doch folgten sie im Kriege als Waffenknechte ihren Herren, und treuer Waffendienst brachte Manchem die Freilassung und das Halbbürgerthum zuwege.

Das ganze lakonische Gebiet war Eigenthum des Staats d. h. der Spartiatengemeinde. Der den Spartiaten zufallende Antheil wurde in 900 Grundstücke (Kleren) getheilt, davon jede Familie (Oikos, Haus) einen solchen Kleros oder Loostheil zur freien Benützung bekam. Der andere, in 30,000 Grundstücke getheilte Landestheil wurde den Periöken gegen Erbzins zur Bewirthschaftung überlassen. Zu einem Oikos gehörten oft mehrere (kleinere) Familien, die an Einem Kleros Theil hatten.

Weder ein Spartaner, noch ein Periöke durfte seinen Kleros durch Kauf, Tausch oder Vertheilung veräußern, weil sonst dadurch der Bestand des Staates gefährdet worden wäre.

Die Helotenfamilien, welche den Grundstücken der Spartiaten zugetheilt waren, mußten ihnen das Land bauen und einen bestimmten Ertrag aller Producte liefern; was alsdann etwa übrig war, durften die Heloten für ihren eigenen Unterhalt behalten.

Um die Sitteneinfalt zu erhalten, sollte jedem Ueberfluß und jedem unnöthigen Bedürfniß der Eingang versperrt und der Verkehr mit dem Auslande nur auf das Nothdürftigste beschränkt seyn. Daher durfte kein Spartiate im Besitz von Gold- oder Silbergeld seyn, damit er nicht beim Streben nach Gewinn und Reichthum das Wohl des Staates seinem Privatvortheil hintansetzen möchte. Daher war ihm nur Eisengeld zu führen erlaubt, welches im Auslande keinen Werth hatte. Nur bei den Periöken, welchen der Betrieb der Gewerbe und des Handels zufiel, mochte zum Betrieb des Handels nach dem Auslande Geld aus edeln Metallen vorgekommen seyn.

Aller Aufwand in Kleidung, Geräthe und Nahrung war verboten. Und damit Keiner sich an Ueppigkeit oder Schwelgerei gewöhnen möchte, wurden gemeinsame öffentliche Mahlzeiten (Phiditien oder Syssitien) in besondern Speisehäusern angeordnet. Die Zahl der an einem Tische speisenden Männer war fünfzehn, und jeder mußte einen monatlichen Beitrag von Mehl, Wein, Käse, Feigen und Geld geben. Das Hauptgericht war die berühmte schwarze spartanische Suppe, welche Blut unter ihren Bestandtheilen hatte und nur Solchen

schmecken konnte, die sich, wie die Spartaner, starke Leibesbewegung machten. — Sich für diese einfache Kost zu Hause zu entschädigen, war nicht gestattet. — Von Hausgeräthen durften auch nur solche gebraucht werden, die mit Axt und Säge (und keinen andern Werkzeugen) gefertigt waren.

3. Spartanisches Familienleben und Erziehungswesen.

Auch das Innere des Familienlebens war dem Gemeinwesen untergeordnet. Die Ehe wurde nur als politische Einrichtung betrachtet. Sowohl die Eingehung dieser Verbindung, als auch die Erziehung der Kinder, welche als dem Staate gehörig angesehen wurden, ward vom Staate so überwacht, daß die Freiheit des Einzelnen sich dem Staatszwecke fügen mußte.

Die Kinder wurden nur bis zum siebenten Jahre den Aeltern gelassen; dann wurden sie auf Staatskosten in öffentlichen Erziehungshäusern für den Zweck des Staates erzogen. Die Erziehung war streng, und suchte strengen Gehorsam, Verständigkeit im Urtheile, Kürze und Bündigkeit in der Rede, Abhärtung des Leibes gegen Schmerzen und Beschwerden, Mannhaftigkeit, kriegerischen Muth und Tapferkeit bis zur Todesverachtung, Aufopferung von Gut und Leben für's Vaterland zu erzielen.

Eine eheliche Verbindung, aus welcher bestimmt keine gesunde, kräftige Nachkommenschaft zu erwarten war, wurde, als dem Ganzen nachtheilig, vom Staate nicht zugegeben. — Töchter erbten nicht, wo Söhne vorhanden waren, und fehlten diese, so wurden die Erbtöchter vom Staate verheirathet.

Neugeborne Kinder wurden von dazu bestellten obrigkeitlichen Personen untersucht, und mißgestaltete, schwächliche Kinder ohne Erbarmen zum Verhungern ausgesetzt (meist in eine Kluft am Berge Taygetos geworfen). — Bei den Kindern, die der Auferziehung für werth befunden wurden, begann gleich von vorn herein die strengste Abhärtung in Bezug auf Bedeckung, Kleidung, Ernährung und ganze leibliche Haltung.

In den öffentlichen Erziehungshäusern standen sie, nach dem Alter abgetheilt, unter Aufsehern, und hatten Unterricht und Spiel gemeinschaftlich. Der Unterricht bestand in Leibesübungen, Lesen, Schreiben, Gesang und Verstandesübungen. — Zu den Leibesübungen gehörte auch das Baden im Flusse Eurotas, aus dessen Schilf sie sich ihr tägliches Lager bereiteten. Selbst ihre Spiele, unter denen der kriegerische Tanz zn erwähnen, zielten auf Uebungen des Leibes und der Sinne ab. — Um Schmerzen ertragen zu lernen, wurden spartanische Knaben am Feste der Artemis (Diana) öffentlich bis auf's Blut gegeißelt und keiner durfte dabei eine Miene verziehen. Mancher soll todt nmgefallen seyn, ohne einen Laut des Schmerzens von sich zu geben.

Die kurzen Reden und Antworten, zu denen sie von Jugend auf angehalten wurden, sind wegen ihrer Kürze und treffenden Bündigkeit unter dem Namen lakonische sprüchwörtlich geworden.

Von den vielen überlieferten Beispielen derselben mögen folgende hinreichend seyn! — Als eine fremde Griechin, welche die spartanischen Weiber wegen der Achtung, in der sie bei ihren Männern stunden, beneidete, zu einer Spartanerin gesagt hatte: Ihr seyd die einzigen Weiber, die ihre Männer beherrschen! antwortete diese: Wir sind auch die einzigen, welche Männer hervorbringen. — Als ein athenischer Redner die Spartaner „ungelehrt" nannte, sagte der spartanische König Pleistonar: Ganz recht, denn von allen Hellenen sind wir die einzigen, die von Euch nichts Böses gelernt haben. — Eine Mutter, deren Sohn in die Schlacht zog, reichte ihm den Schild mit den Worten: Entweder mit oder auf diesem! — Als eine junge Spartanerin, die, von Seeräubern geraubt, als Sclavin verkauft werden sollte, von einem reichen Manne gefragt wurde: Wirst du wohl brav seyn, wenn ich dich kaufe? antwortete sie: Auch wenn du mich nicht kaufst. — Andere Beispiele werden im Laufe der spartanischen Geschichte noch vorkommen.

Da alle ihre Einrichtungen darauf abzweckten, ein Kriegsvolk zu bilden, so war Krieg ihre Freude und Sparta sogar im Frieden ein Kriegslager. Nur der Tapfere galt Etwas; der Feige dagegen war verachtet und verlor alle Ehrenrechte. Im rothen Kriegskleide und mit Kränzen geschmückt, zogen sie unter dem Schalle der Lieder dem Feinde entgegen. Wer tapfer kämpfend seinen Tod

fand, wurde mit Lorbeeren bekränzt zur Erde bestattet. Um die spartanischen Bürger stets an diese ihre Pflicht zu erinnern, durfte Sparta keine Mauern haben, an deren Statt die Tapferkeit ihrer Bürger als beste Abwehr gegen den Feind dienen sollte.

4. Spartanische Regierungsverfassung: Gerontie, Ephorat, Volksversammlung, Gerusie.

Die oberste Leitung des Staats war in den Händen der **Gerontia**, einer Regierungsbehörde von 30 Mitgliedern, Geronten (Alte) genannt, aus jeder Obe einen. Sie wurden aus den tugendhaftesten Bürgern gewählt und mußten 60 Jahre alt seyn. Die beiden ersten derselben, welche immer aus dem Geschlechte jener beiden Heraklidenkönige, unter denen das Land war erobert worden, abstammten und darum auch den Königstitel fortführten, traten ihr Amt nach dem Rechte der Erstgeburt an und hatten die Besorgung gewisser Opfer, so wie des Verkehrs mit dem delphischen Orakel, ferner die Entscheidung in Geschlechts- und Erb-Angelegenheiten, die Obervormundschaften und die verantwortliche Anführung im Krieg.

Das **Ephorat**, in uralter Zeit ein Gerichtshof für Civilsachen, blieb bestehen, erweiterte aber später seinen Wirkungskreis beim Eintritt neuer Bedürfnisse. Die fünf Beisitzer desselben, Ephoren genannt, wurden theils durch Wahl, theils durch's Loos bestimmt.

Ihre Befugnisse, die Anfangs bloß in einer gewissen richterlichen Gewalt in bürgerlichen Sachen bestanden, erweiterten sich mit der Zeit, (zuerst durch Theopompos nach dem ersten messenischen Krieg, als die Geronten ihre Gewalt mißbrauchten, sodann nachher, nach einem durch Terpander gestillten Aufruhr) zu einer staatsrichterlichen Aufsichtsgewalt über Bürgersitte, öffentliche Erziehung und Amtsführung der Behörden, selbst über die Gerontie, so daß sie, als immer wache Vertreter der Gesetze, nicht nur jeden Bürger, sondern auch jeden Beamten, auch die Könige zur Rechenschaft ziehen und sogar, jedoch nur mit Zuziehung der Geronten zum Tode verurtheilen konnten. Sie brachten neue Gesetze in

Vorschlag und setzten sie vermöge ihrer Macht durch. Sie hatten den größten Einfluß auf die Entscheidung über Krieg und Frieden, und vereinigten so am Ende den größten Theil der Macht in ihren Händen. Sie brauchten nur gegen ihre Nachfolger Rechenschaft abzulegen.

Die Gesammtheit in der Spartanergemeinde trat in der **Volksversammlung** auf, wozu das 30. Lebensjahr berechtigte. An sie wurden die Fragen über Krieg und Frieden, über Waffenstillstand und andere Unterhandlungen mit fremden Staaten, ferner über die Wahl der Obrigkeiten, Einführung neuer Gesetze, Bestimmung über Freilassung der Heloten rc. zur Entscheidung gebracht. Sie wurde in der Regel zur Zeit des Vollmonds unter freiem Himmel gehalten und nur Beamte und etwa zugelassene fremde Gesandte hatten das Recht, dabei zu sprechen. Nicht Stimmenmehrheit, sondern Stärke des bejahenden oder verneinenden Geschreis entschied.

Ein stehender Ausschuß der Volksversammlung, die **Gerusia**, deren Mitglieder aus den würdigsten, nicht unter 60 Jahr alten Bürgern auf Lebenszeit gewählt wurden, hatten Fragen vorzubereiten, die an die Volksversammlung gebracht werden sollten. Auch stund das Recht der Entscheidung über Leben und Tod, über Ehre und Entehrung eines Bürgers nur der Gerusie zu, die dasselbe im Namen des Volkes übte.

5. Einfluß der lykurgischen Verfassung auf den Character der Spartaner.

Als sich das Volk an diese Verfassung gewöhnt hatte und Lykurg hoffen konnte, sie werde ihnen je mehr und mehr unentbehrlich werden, suchte er, wie die Sage berichtet, die Fortdauer derselben durch folgendes Mittel zu sichern. Er erklärte dem versammelten Volke, daß er nach Delphi reisen müsse, um wegen dieser Verfassung den delphischen Gott noch einmal um Rath zu fragen, und ließ es schwören, daß es nichts an derselben ändern wolle, bis er wieder zurückkehren werde. In Delphi erhielt er auf seine Frage, ob seine Gesetze das Glück des spartanischen Volkes

zu begründen geeignet wären, die Antwort: das Volk werde groß und herrlich seyn, so lange es bei Lykurg's Verfassung bliebe.

Nachdem er diese Antwort nach Sparta gesandt hatte, ging er nicht mehr dahin, damit seine Mitbürger, dem geleisteten Eide gemäß, sich fort und fort an seine Verfassung zu halten genöthigt wären. Er brachte den Rest seines Lebens in Kreta zu. Sparta aber hielt sich an 500 Jahre lang an Lykurg's Verfassung.

Welch' eine Tüchtigkeit dem dorischen Character bei aller seiner Derbheit inne wohnte, beweis't die Selbstverläugnung, mit welcher der Spartaner, der vorher mit so schroffem Eigenwillen sich dem Andern, wie dem Ganzen entgegengesetzt hatte, die lykurgische Verfassung, in welcher der Einzelne für sich nichts, das Ganze Alles galt, freiwillig annahm und so lange heilig hielt.

Allein die in dieser Verfassung herrschende Zurückdrängung alles „Natürlichen und Selbstentstandenen," alles Naturwüchsigen im Menschen, mußte das tiefer Gemüthliche und innerste Menschliche an der vollen Entwicklung hindern; — die überwiegende Ausbildung der leiblichen Kräfte und des kriegerischen Sinnes mußte das Gefühl für Zartheit und Anmuth, die geringe Achtung vor Kunst und Wissenschaft aber den Sinn für das höhere Menschliche abstumpfen: — die „Sprödigkeit" und Abgeschlossenheit gegen allen Verkehr mit andern hellenischen Staaten mußte die ohnedies dem Spartaner angeborne Unmittheilsamkeit in „mißtrauische Verschlossenheit" umwandeln, und die durch's Gesetz gebilligte Strenge gegen die Untergebenen mußte die ohnedies vorhandene Härte zur „verachtenden Herabwürdigung derselben" steigern.

So war es natürlich, daß der lykurische Spartaner bei aller Tüchtigkeit den übrigen Hellenen als ein Egoist erschien, „der befehlslustig den Blick überall hinwendend von der Höhe seines stolzen Volks- und Herrscherthums gar zu gerne in das Innere Anderer einzugreifen," und was er erreichen konnte „unter sich zu bringen" suchte.

6. Der erste und zweite messenische Krieg. Sparta's Hegemonie im Peloponnes.

So wie schon früher die Achäer von Amyklä, Helos 2c., so mußte jetzt auch das benachbarte Messenien die Streit= und Eroberungslust Sparta's empfinden.

Um sich auf dieser Seite stets die Hand frei zu halten und eine starke Schutzwehr zu schaffen, führten sie gegen dieses wohlgelegene Land zwei ungerechte Kriege hintereinander, durch welche sie sich zuletzt in den vollen und bleibenden Besitz desselben setzten.

Die Veranlassung zum ersten Krieg legt die Sage den Messeniern zur Last: Messenische Jünglinge hätten spartanische Jungfrauen, die zum Tempel der Artemis, welcher beiden Nachbarvölkern gemeinschaftlich gehörte, gekommen waren, geraubt und den spartanischen König, der die Geraubten zurückforderte, erschlagen. Weiter wird erzählt, daß nachher ein messenischer Edler, welchem Spartaner seine Heerden veruntreut und seinen Sohn erschlagen hatten, und der deßhalb von den spartanischen Gerichten sein Recht nicht hätte finden können, alle ihm begegnenden Spartaner aus Rache erschlug. Darüber verlangte Sparta die Auslieferung desselben und hielt sich, als diese verweigert wurde, um so mehr zum Krieg berechtigt, da ihm ohnedieß der messenische Nachbar als der gefährlichste schien.

Mag auch die Darstellung der messenischen Kriege von der spätern Sage mannichfach ausgeschmückt worden seyn, so ist doch das Wesentliche historisch.

Den ersten messenischen Krieg (743—724 v. Chr.) begannen die Spartaner mit einem plötzlichen nächtlicheu Ueberfall der Gränzstadt Amphēa, deren Einwohner sie meist niedermachten. Nachdem die gekränkten Messenier sich eine Zeit lang in den Waffen geübt und Streifzüge ins Lakonische gemacht hatten, boten sie den Spartanern eine Feldschlacht an, in welcher der Sieg unentschieden blieb. Da aber die Spartaner im Uebrigen im Vortheil waren, verließen die Messenier ihre Städte, befestigten sich auf dem steilen **Ithōme** und befragten das delphische Orakel über den Ausgang des Kriegs. Dieses verhieß Sieg, wenn sie eine Jungfrau aus königlichem Stamme opfern würden. Da bot **Aristodēmos**, aus altköniglichem Geschlechte, seine Tochter

freiwillig dar und tödtete sie selbst, als ihr Bräutigam sich der Opferung widersetzte.

Von den Messeniern hierauf zum König erhoben, schlug nun Aristodemos mit Hülfe der Arkadier und Argiver die durch die Erfüllung des Orakelspruchs entmuthigten Spartaner aus dem Felde. Weil aber diese nun einen andern Orakelspruch durch List zu ihrem Vortheil wendeten und die Belagerten hart bedrängten, so verloren die Messenier den Muth: Aristodemos gab sich den Tod; ein Theil der Messenier flüchtete nach Arkadien und Argos, ein Theil wanderte nach Italien aus und gründete dort die Pflanzstadt Rhegium, während zur selben Zeit spartiatische Parthenier (d. i. Sprößlinge aus Ehen von Knechten mit spartanischen Jungfrauen, denen man in Sparta das Bürgerrecht verweigerte) die Stadt Tarent gründeten. Die übrigen Messenier wurden den Spartanern als Periöken unterthan und mußten schwören, nie von Sparta abzufallen.

Nachdem während einer 39jährigen Waffenruhe wieder eine kräftige messenische Jugend herangewachsen war, trat aus der Mitte derer, die sich an der Gränze von Arkadien frei erhalten und sich zu Andania und Oechalia vereinigt hatten, **Aristomenes**, ein heldenmüthiger Jüngling aus dem königlichen Geschlechte der Herakliden, auf und begann, um sein Vaterland zu befreien, den **zweiten messenischen Krieg** (685—668 v. Chr.).

Wegen seiner Tapferkeit, die er gleich in der ersten Schlacht bewies, zum Feldherrn erwählt, überraschte er die Spartaner durch die kühnsten Handstreiche, so daß diese, nach dem Rathe des delphischen Orakels, in ihrer Verlegenheit sich von den Athenern einen Feldherrn erbaten. Diese sandten ihnen — vielleicht um fein anzudeuten, daß Geistesbildung höher stehe, denn Leibesbildung — statt eines Kriegsmann's einen Dichter, den (lahmen?) **Tyrtäos**, der durch seine begeisternden Kriegs- und Siegeslieder die in sich entzweiten Spartaner vereinigte und mit neuem Muthe beseelte.

Doch erst, als die Spartaner die Arkader durch Bestechung bewogen, ihre Bundesgenossen, die Messenier in einer Schlacht im

Stiche zu lassen, ward ihnen ein vollständiger Sieg zu Theil, durch welchen ihnen das Land, bis auf die Westküste, zufiel. Aristomenes zog sich jedoch mit dem streitbarsten Theile der Messenier auf die Bergfeste **Ira** zurück und vertheidigte sich da mit 300 Auserkornen zehn Jahre lang durch Ausfälle und glückliche Streifzüge bis in's lakonische Gebiet hinein.

Auf einem dieser Streifzüge wurde er einmal gefangen und mit 50 seiner Gefährten von den Spartanern in die Cäaden (d. i. in eine, für die zum Tode Verurtheilten bestimmte Felskluft) hinabgestürzt, aus der er aber wie durch ein Wunder wieder entkam. Denn da er allein unter seinen Gefährten beim Hinabspringen in seiner Bewaffnung hatte bleiben dürfen, so gelangte er, von seinem durch die Luft aufgehaltenen Schild getragen, unbeschädigt auf den Boden der Schlucht, aus welcher ihn dann die Fährte eines den Leichen nachgehenden Fuchses durch eine mit Gesträuch bewachsene Oeffnung in's Freie brachte und so es ihm möglich machte, die Spartaner gleich in der nächsten Schlacht von seinem Leben zu überzeugen.

Lange hielt sich Aristomenes noch, bis eine Wunde ihn an der gehörigen Wachsamkeit verhinderte und den, von einem Ueberläufer davon benachrichtigten Spartanern Gelegenheit gab, in einer stürmischen Nacht die Bergveste zu ersteigen. Nach einem breitägigen verzweifelten Kampfe stellte sich Aristomenes an die Spitze der noch übrig gebliebenen Schaar, nahm die Weiber und Kinder in die Mitte und bahnte sich mitten durch den Feind hindurch, der ihn verwundert nicht anzutasten wagte, einen freien Abzug nach Arkadien. Von dort aus schiffte sich sein Sohn Gorgos mit den Messeniern, die sich dort zu ihm gesammelt hatten, nach Sizilien ein, wo sie Zankle eroberten, das von da an den Namen Messene (Messana, jetzt Messina) erhielt. Aristomenes selbst starb auf der Insel Rhodos bei seinem Schwiegersohne, dem Könige von Jasylos. — Die vom letzten Kampf im Vaterlande zurückgebliebenen Messenier mußten nun in den Stand der Heloten treten.

Hierauf machten die Spartaner, besonders unter ihrem herrschsüchtigen Könige Kleomenes I, Angriffe auf Arkadien, dessen Städte ihnen jedoch meist glücklich widerstanden; ferner auf Argos, das sich, nach einem plötzlichen Ueberfalle und schwerem Verluste fast aller seiner Männer, ihnen beugen zu müssen schien;

auf Sikyon, wo sie den kriegsrüstigen, Aristokraten-hassenden Tyrannen (Alleinherrn) Kleisthenes vertrieben; auf Aegina, weil es ihnen keine unbedingte Heeresfolge leisten wollte.

So kam es, daß Sparta bald nicht nur über einen großen Theil vom Peloponnes die Hegemonie errang und als aristokratischer Staat überall, wohin es mit seinem Einfluß reichen konnte, sowohl den Königs- und Tyrannenherrschaften, als auch den Demokratieen ein Ende machte, sondern auch vom 6. Jahrhundert an außerhalb der Halbinsel in großem Ansehen stand und öfters um seinen Schiedsrichterspruch angegangen wurde.

Im Peloponnes selbst hatte Sparta gegen das Ende dieser Periode (nämlich vor den Perserkriegen) alle Staaten — mit Ausnahme von Argos und der achäischen Städte — zu einem Waffenbunde vereinigt, in welchem es den Vorort bildete und als solcher nicht nur in gemeinsamen Kriegen die Anführung, sondern in allgemeinen Angelegenheiten überwiegenden Einfluß hatte.

---

7. Kapitel.

Athen.

1. Attika's ursprüngliche Gemeinden. Theseus und seine Verfassung.

Das athenische Staatsleben entwickelte einen dem spartanischen entgegengesetzten Character, durch den es in „geistiger" Beziehung der einflußreichste Bildner der Menschheit wurde.

Die Anfänge der Bildung in Attika knüpften sich an Kekrops (Cecrops) und an das durch ihn gegründete Königthum an, das jedoch, wie überall in der griechischen Urzeit, durch den dynastischen Adel beschränkt war.

Das ganze Volk war in vier Phylen oder Stämme getheilt, in deren jedem sich ein vierfacher Stand vorfand: Kriegsadel, (Eupatriden), zinsbare Ackerbauern (Geomoren), Handwerker (Demiurgen) und Hirten. — Frühe aber schon fin-

det man das ganze Land in zwölf von einander unabhängige Gemeinden getrennt, von denen jede durch ein Oberhaupt mit einem, aus den Adelsfamilien entnommenen Rath regiert wurde.

Diese Trennung hob nachher **Theseus** auf und vereinigte auf friedlichem Wege das Land zu Einem Ganzen, von welchem Athen das Haupt war, wo er die Rechte des bisherigen, mit dem Königthum verbundenen Oberpriesterthums durch eine ständige religiös-politische, mit Gerichtsbarkeit versehene Pflegerschaft ausüben ließ, die im Prytaneion (Prytaneum), als dem gemeinschaftlichen Staatsheiligthum mit dem h. Feuer der Hestia auf dem Herd, ihren Sitz hatte. Zum Andenken an diese Vereinigung der attischen Gemeinden stiftete er das Gesammtfest der Panathenäen.

Des Theseus Lebensgeschichte ist eng mit der Sage verwoben. Nach dieser ließ sich sein Vater Aegeus, König von Athen, weil er kinderlos war, vom delphischen Orakel Rath ertheilen. Um den dunkeln Ausspruch desselben sich deuten zu lassen, reis'te er nach Trözen zu dem, durch seine Weisheit berühmten König Pittheus, der ihm seine Tochter Aethra heimlich vertraute. Vor seiner Rückkehr barg er seine Sohlen und sein Schwert unter einem schweren Stein und sagte zu Aethra, er werde, wenn sie ihm einen Knaben gebären und derselbe, groß geworden, diesen Stein wegwälzen und ihm diese Sohlen uud dieses Schwert bringen würde, denselben als seinen Sohn erkennen. So wurde Theseus geboren, und nachdem er, groß und stark geworden, den Stein gehoben und auf seinem Wege nach Athen mehrere Frevler, die das Land unsicher machten, vertilgt hatte, von seinem Vater als Nachfolger anerkannt.

Unter seinen übrigen Heldenthaten ragt besonders die Befreiung Athen's vom Joche Kreta's, der damaligen Beherrscherin des ägäischen Meeres hervor, an welche Athen dafür, daß Aegeus den Sohn des Minos getödtet hatte, alle 9 Jahre einen Tribut von sieben Jünglingen und sieben Jungfrauen nach Kreta sendeu mußte, wo sie in den Irrgängen des Labyrinths die Beute eines fabelhaften Geschöpfs, des Minotauros, wurden. Theseus nämlich, der sich bei der dritten Absendung freiwillig in diese Zahl hatte aufnehmen lassen, erlegte das Ungeheuer, und nachdem er mit Hülfe des Fadens der Ariadne, der Tochter des Minos, den Ausgang aus dem Labyrinth gefunden, entband Minos die Athener von jener Verpflichtung für immer. Als

Theseus nach Athen zurückgekehrt war, wurde er, nach dem unterdeß erfolgten Tode seines Vaters, zum Könige gewählt.

Die von Theseus gestiftete Verfassung hatte vorherrschend ionisches Gepräge nnd ruhte ganz auf den Grundsätzen der Aristokratie. Denn um die in jenen 12 Gemeinden ihm widerstrebenden Vornehmen für jene Vereinigung zu gewinnen, beschränkte er freiwillig die königliche Gewalt bloß auf die Anführung im Krieg und auf den Vorsitz am Areopag (Areiopagos) d. i. dem obersten Gerichtshof, während er alle obrigkeitlichen Aemter sammt der Auslegung der Gesetze und der Aufsicht über die Religion den Eupatriden oder dem Adelstande überließ.

Die Zahl der vier Phylen beließ er; jede Phyle enthielt nun drei (einander nebengeordnete) Stände: die Eupatriden, Geomoren und Demiurgen (mit denen vielleicht der Hirtenstand verschmolzen wurde), und war abgestuft in drei Phratrien d. i. Cultus- oder Opfergenossenschaften, von denen jede aus 30 Geschlechtern, jedes Geschlecht aus 30 Mitgliedern bestand, so daß damals die Zahl der athenischen Bürger (Hausväter) 10800 betrug, die alle, Adelige wie Gemeinfreie, durch mannichfache Familien- nnd Opferfeste in Verwandtschaft und Freundschaft gemeinschaftlich untereinander zu verbinden die Absicht des Gesetzgebers war.

Dennoch wußte der Eupatride Menestheus während der Abwesenheit des Theseus, der auf Abentheuer ausgezogen war, das Volk zu solcher Unzufriedenheit zu stimmen, daß Theseus, als er bei seiner Rückkehr den heftigsten Widerstand erfuhr, den Fluch über Athen aussprach und zum Könige Lykomedes auf Skyros ging, der ihn aber, vielleicht auf Betrieb seiner Feinde, verrätherisch von einem Felsen hinabgestürzt haben soll. Nach des Menestheus Tode aber traten Theseus Nachkommen wieder in die Rechte ihres Vaters (jedoch mit geringerer Gewalt) und die Athener widmeten dem Theseus späterhin die Verehrung eines Halbgottes und bauten ihm Tempel und Altäre.

2. Fall des Königthums durch die Aristokratie. Die Archonten.

Athen wurde nun geraume Zeit von Königen aus Theseus' und nachher aus Neleus' Geschlechte (von dem aus Pylos nach

Attika geflohenen Nestoriden Melanthos und seinem Sohne Kodros) regiert, bis die Erschütterungen der dorischen Wanderung auch in Athen den Fall des Königthums herbeiführten. Als nämlich die Dorer, welche bereits einen Theil des Peloponnes erobert hatten, nun auch über den Isthmus hinaufdringend, einen Ausfall ins athenische Gebiet machten, befreite **Kodros**, der letzte König von Athen, 1068 v. Chr. durch edle Selbstaufopferung sein Vaterland von dem eingedrungenen Feind.

Den Tod des Kodros oder Kodrus gibt die Sage so: Ein Orakelspruch hatte den Dorern Sieg verheißen, wenn der athenische König nicht von ihnen getödtet würde. Als Kodrus dieß erfuhr, ging er, als Bauer verkleidet, in's dorische Lager, fing mit einigen Soldaten Händel an und wurde, seiner Absicht gemäß, von ihnen erschlagen. Als die Dorer in dem Erschlagenen den athenischen König erkannten, verzweifelten sie an dem Gelingen ihres Unternehmens und zogen sich wieder nach dem Peloponnes zurück.

Die hierauf entstehende Streitigkeit unter den Söhnen des Kodrus über die Nachfolge benutzten die übrigen Eupatriden zur Abschaffung des Königthums sammt Königtitels, und führten an dessen Stelle die Würde eines verantwortichen lebenslänglichen Archon ein, die sie jedoch bei Kodrus' Geschlechte ließen und zuerst dessen ältestem Sohne Medon übertrugen. Im Unwillen darüber verließen die Brüder desselben Athen und führten die von den Dorern aus dem Peloponnes nach Attika vertriebenen Joner nach Kleinasieu, wo sie die oben (K. 4, 3.) beschriebenen Colonien stifteten.

Bis zum Jahre 752 v. Chr. regierten lebenslänglich gewählte Archonten, worauf die Dauer ihrer Regierung auf zehn Jahre eingeschränkt und diese Einrichtung bls zum Jahre 684 v. Chr. beibehalten wnrde. So lange hatte sich auch die Archontenwürde bei dem Geschlechte des Kodrus erhalten. Nun aber vertheilten die Eupatriden, die demokratische Richtung immer weiter verfolgend die Macht des Archon auf neun Eupatriden aus verschiedenen Geschlechtern, welche alle den Titel Archonten führten und alljährlich von neun andern abgelöst wurden. (S. unten §. 5.)

Schon bei dieser Gelegenheit trat zur alten Eintheilung der Phylen in Phratrien noch die von ihr ganz verschiedene (vor-solonische) Eintheilung jeder Phyle in drei Trittyen und vier Naukrarien, worunter man bloß eben so viele Klassen zu verstehen hat, in welche die Bürger in Rücksicht auf ihre öffentlichen Leistungen zerfielen.

3. Drako's Gesetzgebung. Erhebung des Demos gegen die Aristokratie.

Das ehrgeizige Streben dieser Adelsgeschlechter führte zu vielfachen innern Kämpfen, zu deren Beilegung **die Gesetzgebung Drako's (624 v. Chr.)** dienen sollte, welche übrigens die Verfassung nicht änderte, sondern nur durch übermäßig strenge (wie man zu sagen pflegte „mit Blut geschriebene") polizeiliche und peinliche Strafen die Macht der Aristokratie zu befestigen die einseitige Absicht hatte. Daher rief sie im Volke, welches schon länger her unter dem Drucke der Adelsherrschaft zu leiden hatte, die größte Erbitterung hervor, welche den völligen Sturz der Eupatriden durch eine Tyrannis herbeizuführen drohte.

Kylon, selbst aus altem Adelsgeschlechte, nahm sich des Volkes an und bemächtigte sich mit Hülfe seines Schwiegervaters, des Tyrannen Theagĕnes von Megara, der Akropolis (Burg) von Athen. Weil ihn aber das Volk zu wenig unterstützte, wurde er von den, aus den Umgebungen der Stadt herbeieilenden Edlen, unter Anführung des **Megakles**, aus dem mächtigen Geschlechte der Alkmäoniden, in der Burg eingeschlossen und mit seinen Leuten so bedrängt, daß er entfloh und seine Anhänger, ungeachtet ihnen Megakles feierlich das Leben hatte zusagen lassen, von diesem und dem Anhange desselben bei der nun erfolgenden Uebergabe der Burg überfallen und an den Altären der Götter, zu denen sie sich flüchteten, getödtet wurden.

Dieser Frevel gegen die Religion entzündete den heftigsten Haß des Volkes gegen den Adel, insbesondere gegen die Alkmäoniden und ihren streng-aristokratischen Anhang. Der Parteikampf steigerte sich und währte selbst nach der Vertreibung der Alk-

mäoniden, die mit Sparta's Hülfe erfolgte und dem Kylon die Rückkehr nach Athen möglich machte, noch fort.

Erst durch den Einfluß des berühmten Sehers Epimenides, den man zur Sühnung der Blutschuld (durch Opfer) aus Kreta hatte kommen lassen, fing die Wuth der Leidenschaften an, sich einigermaßen zu legen.

Epimenides schaffte bei dieser Gelegenheit zugleich manche altreligiöse Gebräuche und Anstalten ab, und führte dafür neue, auf bloßen Abstractionen beruhende, ein, indem er sittliche Begriffe zu Gottheiten erhob, und z. B. der „Schmach" und der „Unverschämtheit" einen Tempel zu stiften anrieth, — ein Verfahren, das den positiven Glaubensgehalt der Religion schwächte, und somit ohne es zu beabsichtigen, die Stützen der Sittlichkeit lockerte.

4. Beilegung der Wirren durch Solon.

Zu verschieden waren aber die sich widerstreitenden Intressen der drei politischen Parteien Attika's —: der Pediäer oder Ebenenbewohner, zu denen die Vornehmen und Reichen gehörten, der Diakrier (auch Hyperakrier) oder kühnen Bergbewohner, an die sich die durch Zinsschulden gedrückten und in Knechtschaft verfallenen Armen anschloßen, und der Paräler oder Küstenbewohner, die als Gemäßigte die Mitte zwischen jenen hielten. Sie hätten auch kaum je sich selbst vereinigt, wenn nicht **594** v. Chr. **Solon's Gesetzgebung**, bis auf einen gewissen Grad wenigstens, eine Ausgleichung herbeigeführt hätte.

Solon, aus dem Geschlechte des Kodros, einer der „sieben Weisen" des griechischen Alterthums (K. 8, 4), war durch die trefflichen Anlagen seines Geistes und Characters, in welchem die Züge eines edlen Ernstes und freundlichen Bürgersinnes, insbesondere der Billigkeit nnd Mäßigung, hervortraten, ganz zu diesem Vermittlungsgeschäfte geeignet. — Schon frühe hatte er die allgemeine Aufmerksamkeit seiner Mitbürger und ihr Vertrauen gewonnen. Da sein Vermögen nicht bedeutend genug war, um hinlänglichen Einfluß zu gewinnen, hatte er es durch den Handel zu vermehren gesucht und sich deßhalb auf Reisen begeben, auf denen er sich zu-

gleich politische Erfahrungen sammelte, die er zuerst bei folgender Gelegenheit bethätigte.

Ein Krieg der Athener mit Megara um den Besitz der Insel Salamis hatte ihnen so viele Mannschaft vergeblich gekostet, daß durch ein Gesetz jeder fernere Vorschlag, die Insel zu erobern, mit der Todesstrafe belegt wurde. Da nun diese Insel für den Handel Athens so wichtig war, Niemand aber den Muth hatte, sich der Strafe auszusetzen, so stellte Solon sich wahnsinnig und las dem versammelten Volke ein Gedicht vor, worin er es zur Wiedereroberung von Salamis aufforderte. Seine Freunde, insbesondere Pisistratus (Peisistratos), ein Verwandter von ihm, lobten den Inhalt und verbreiteten ihn noch mehr, so daß die Aufregung im Volke so stark wurde, daß man jenes Gesetz aufheben mußte. Ein Handstreich, zu welchem nun gleichfalls Solon den Anschlag gab, verschaffte den Athenern die Insel, und als die Megarer, den Streit vor ein spartanisches Schiedsgericht brachten, wußte Solon in einer geschickten Vertheidigungsrede den Ausspruch der Spartaner zu gewinnen und so den Besitz für seine Vaterstadt auch rechtskräftig zu machen.

Eben so hatte er bei einer andern Gelegenheit die Ehre des delphischen Heiligthums gegen Plünderungen und andere frevelhafte Eingriffe der Krissäer (nach Andern der Kirrhäer s. K. 1, 3.) durch einen Strafkrieg gerettet, zu welchem er die Amphiktyonen zu bewegen wußte. Es war dieß der erste sogenannte heilige Krieg, der mit dem Untergang der Stadt Krissa endete, deren Einwohner zu Sclaven gemacht und deren Gebiet zum delphischen Tempelgut geschlagen wurde (K. 10, 3.). — Diese Verdienste hatten bereits Solon's Ruhm so begründet, daß er zuletzt unter die Zahl der Archonten gewählt wurde. Als solcher genoß er das allgemeine Vertrauen seiner Mitbürger, so daß ihm zugleich mit dem Archonten Philombrotos der Auftrag wurde, die verwirrten Verhältnisse durch eine neue Staatseinrichtung zu ordnen. Er schaffte daher zuerst die drakonischen Gesetze (mit Ausnahme der Gesetze über den Mord) ab und erleichterte das Loos der durch allzuhohe Zinsen gedrückten Klassen der Aermeren durch Ein-

führung der Seisachtheia d. i. einer Art Zinsablösung, bei der einerseits das Grundvermögen der reichen Gläubiger nicht angetastet, anderseits dem Schuldner die Abtragung des Zinsrückstandes erleichtert und der Zins überhaupt ermäßigt wurde. Auch suchte er dem Anwachs des Grundeigenthums durch eine gesetzliche Maaßbestimmung zu steuern, und die Gefahr für die persönliche Freiheit der Schuldner durch das „Verbot, auf den Leib zu leihen," abzuwenden.

5. Grundzüge der solonischen Verfassung: Bürgerrechte und Bürgerklassen, Archontat, Rath der Vierhundert, Areopag, Volksversammlung, Heliäa.

Nachdem so der Noth des Augenblicks durch Schonung der beiderseitigen Interessen abgeholfen war, gab er eine Staatsverfassung, die zum Theil an das Bestehende sich anschloß, zum Theil wesentlich neue Bestimmungen enthielt. Da es galt, eine gleichartige rechtliche Stellung, ein gemeinschaftliches Bürgerthum zu schaffen, so mußte der niedrige Stand gehoben werden und also der Herrenstand mit ihm sich den gleichen Gesetzen unterwerfen. Dieß machte die solonische Verfassung zu einer gemäßigt demokratischen, deren Grundzüge in Folgendem bestehen:

Bürger wurde man erstens durch Geburt d. i. aus der Ehe eines attischen Bürgers mit einer attischen Bürgerin, und zweitens durch Einbürgerung, in Folge eines Volksbeschlusses; doch konnte letztere Gattung von Bürgern weder zur Archonten-, noch zur Priesterwürde gelangen: erst ihren Kindern konnte dieses Recht zu Theil werden. — Wesentliche Bürgerrechte waren: der Rechtsstand vor öffentlichem Gericht, das Recht des Grundbesitzes, Waffenführung und Theilnahme an der Volksversammlung.

Ehen sollten nicht aus Gewinnsucht geschlossen werden, darum war es verboten, der Braut eine Mitgift zu geben. Ehebruch wurde mit dem Tode bestraft. — Die Erziehung war nicht so einseitig wie in Sparta. Mit dem 7. Jahre wurde der athenische Knabe aus den Händen der Frauen (aus dem Gynäceum) entlassen

und in Allem unterrichtet, was zur gleichmäßigen Ausbildung des Leibes und des Geistes gehörte. Gleichlaufend mit dem Unterricht in Leibesübungen erhielt er Unterricht im Lesen und Schreiben, darauf in der Musik, worunter man nicht nur Spiel und Gesang, sondern auch Ausbildung des Gefühls durch Wohlklang und Zeitmaaß verstand, ferner im Rechnen und in der Größenlehre; in spätern Zeiten zog man auch das Zeichnen in den Unterrichtskreis. Bis zum 16. Jahre gehörten die Bürgersöhne dem älterlichen Hause. Dann mußten sie sich durch Uebung ihrer Jugendkraft in den öffentlichen Gymnasien und im Waffendienste zum Bürgerdienst vorbereiten. — Mit dem 18. Jahre traten sie, durch feierliche Aufnahme in eine Cult=Genossenschaft, in die Klasse der Epheben, erhielten in der Volksversammlung Schild und Speer und leisteten den Bürgereid, wodurch sie bürgerlich mündig wurden. — Darauf mußten sie zwei Jahre Kriegsdienste thun, und mit dem 20. Jahre durften sie in der Volksversammlung stimmend und redend auftreten. — Mit dem 30. Jahre wurde ihnen, als höchstes Bürgerrecht, die Befähigung zum Richteramt in der Heliäa d. i. in dem Geschwornengerichte ertheilt und der allgemeine Richtereid abgenommen, der die volle Bürgerreife bezeichnete.

Der Stand der Demiurgen (Handwerker), die jetzt Metöken genannt wurden, war unter den Schutz der Gesetze gestellt, hatte aber keine unmittelbaren Bürgerrechte. Auszeichnung jedoch konnte ihnen Gleichstellung verschaffen. Uebrigens mußte jeder Vater seinen Sohn ein Handwerk lernen lassen: denn sonst konnte er im Alter, wenn er etwa hülflos geworden war, keinen rechtlichen Anspruch auf Unterstützung von seinem Sohne machen. Entzog sich dagegen ein Sohn, dem sein Vater dieses Mittel zum Fortkommen verschafft hatte, der Pflicht, seine Aeltern zu unterstützen, oder behandelte er sie in anderer Art übel, so wurde er zu einer Leibes= oder Geldstrafe verurtheilt und seiner bürgerlichen Ehre verlustig erklärt. Denn Ehrfurcht gegen die Aeltern war nächst der Ehrfurcht gegen die Götter eines der vornehmsten Gebote in der solonischen Gesetzgebung. — Sclaven (d. i. gekaufte Fremd=

linge) waren der Willkühr ihrer Herren preisgegeben; doch schützte das Gesetz sie gegen frevelhafte Mißhandlung; Freigelassene traten in die Klasse der Metöken. — Die Einrichtung der Phylen mit ihren Abstufungen und geschlossenen Genossentchaften ließ Solon bestehen, insoweit sie keinen nachtheiligen Einfluß auf das öffentliche Leben hatten.

Die Bürger waren nach dem Ertrag ihres Grundbesitzes in vier Vermögensklassen getheilt, nach welchen sich die Abgaben bestimmten: daher die höchsten Aemter anfangs noch dem Adel, der am meisten Grund und Boden besaß, zufielen, bis allmählig jeder andere Bürger, welcher durch Handel und Erwerb zu Vermögen und dadurch zu Grundbesitz kam, ebenfalls die Befähigung zu diesen Aemtern erlangte.

Zur ersten Vermögensklasse berechtigte ein jährlicher Ertrag von 500 Medimnen (Scheffel); zur zweiten, der Klasse der Ritter, ein Ertrag von 300, zur dritten ein Ertrag von 150. Die vierte Klasse war abgabenfrei, aber auch ohne Anspruch auf Aemter und Würden, auch in der Regel ohne Pflicht zum Kriegsdienst; doch mit Antheil an allen übrigen Bürgerrechten. Die beiden ersten Klassen hatten den Reiterdienst, die Bürger der dritten Klasse dienten als Hopliten oder Schwerbewaffnete. — Der Grundbesitz war freies Eigenthum, das in aller Weise veräußert werden konnte, und nicht, wie es vor Solon der Fall war, bei der Familie bleiben mußte.

Die gesammte Staatsgewalt war ein Ausfluß der Bürgergemeinde und wurde durch die Volksversammlung unbeschränkt geübt. Zu ihren Rechten gehörte die Gesetzgebung, die Bestrafung der Staatsverbrechen, die Bestimmung der Staatsleistungen, die Ueberwachung der Staatseinkünfte, die Wahl der Beamten, die Entscheidung über Krieg und Frieden, Waffenstillstand und Bündnisse zc. Diese Rechte übte sie durch die, aus ihrer Wahl hervorgegangenen Magistraturen. Diese höchsten Staatsämter waren das Archontat, der Rath der Vierhundert und der Areopag.

Die Archonten, deren Neunzahl und jährliche Erneuerung belassen wurde, waren vor Solon in ihren verschiedenen Wirkungskreisen weniger von einander abhängig; Solon beschränkte ihre

Selbständigkeit, besonders bei den Gerichten, wo sie vorher allein Recht zu sprechen hatten, ohne daß weiter appellirt werden konnte. Dagegen hatten sie bei allen Volksgerichten den Vorsitz. — Sie wurden nur aus der höchsten Vermögenklasse gewählt, mußten 30 Jahre alt seyn und bekamen keine Besoldung. Ihre Amtsführung unterlag einer strengen Prüfung.

Der erste oder oberste Archon, Eponymus genannt (weil das Jahr nach ihm benannt wurde) war der Staatsrepräsentant; der zweite war der Oberpriester, mit dem Titel Basileus d. i. König, weil die Besorgung des Cultus, insbesondere der Opfer, früherhin ein königliches Vorrecht war; der dritte, der Polemarch, besorgte das Kriegswesen und die auswärtigen Angelegenheiten, darunter auch die Rechtshändel der Bürger mit Fremden; auf den übrigen sechs, Thesmotheten genannt, lagen die meisten Geschäfte in Bezug auf Prozeßeinleitungen, Magistratsprüfungen ꝛc.

Der Rath der Vierhundert war ein, zwischen dem Archontat und der Volksversammlung mitten inne stehender, beständiger Volksausschuß, der alle Anträge, welche das öffentliche Wohl betrafen und durch die Prytanen an ihn gebracht werden mußten, anzunehmen, zu berathen und zur Vorlegung an die Volksversammlung, worin er den Vorsitz hatte, vorzubereiten und ihr sowohl, als auch den Archonten seinen Rath zu ertheilen hatte.

Die Mitglieder derselben, die übrigens 30 Jahre alt seyn mußten, wurden aus den drei obern Vermögensklassen (und zwar aus jeder Phyle 100), nach vorhergegangener Prüfung ihrer Würdigkeit durchs Loos gewählt und alle Jahre erneuert.

Der Areopāgos, früher ein Blutgericht, wurde durch Solon dadurch zu hohem Ansehen erhoben, daß seine Mitglieder aus den abgetretenen, bei der Austrittsprüfung untadelig befundenen Archonten bestunden und gleichsam die Auswahl der moralisch- und politisch-Trefflichsten seyn sollte Dieser hohe Rath sollte, fern von den gewöhnlichen Geschäften der Staatsverwaltung, „das Auge des Gesetzes" seyn und nur in der äußersten Noth, besonders da, „wo Uebereilungen des Volks gut zu machen waren", handelnd eintreten. Er hatte die Aufsicht über öffentliche Erziehung, öffentliche Zucht und Sitte, über Fleiß und Sittlichkeit der Bürger, über

Erhaltung des Cultus, das Richteramt in peinlichen Fällen (bei Mord, Meineid, Religionsfrevel) und nur in letzterer Beziehung war er verantwortlich.

Auch war er für die übrigen Gerichtshöfe, nämlich für die vier Epheten-höfe und für das Prytaneum, eine Art Cassationshof. — Den Areopag und den Rath der Vierhundert nannte Solon selbst „die beiden Anker", welche die etwa zu unruhige Bewegung des Staatsschiffes mäßigen und dasselbe im Gleichgewicht halten sollten.

Die Volksversammlung (die auf dem Pnyr in der Regel alle Monate gehalten wurde) mußte jeder Bürger bei Vermeidung einer Geldstrafe besuchen. Die durch den Rath der Vierhundert vorbereiteten Anträge wurden nicht immer durch bloßes Ja und Nein entschieden, sondern oft erst durch Reden der Bürger für und wider erörtert, und so nicht selten verändert durch die Vorsitzer zur Abstimmung gebracht. Diese geschah durch Händeaufhebung (Cheirotonie) und Mehrheit entschied dabei. — In gewissen Fällen, z. B. bei Einbürgerung, oder sonstiger Beschlußnahme über einen Mitbürger, galt geheime Abstimmung durch Steinchen.

Auf dieser Volksversammlung wurden 6000 von politisch-gereiften Bürgern immer nur auf Ein Jahr zu Heliasten d. i. zu Mitgliedern der Heliäa oder des Geschwornengerichts gewählt, welches die Beschlüsse der Volksversammlung in Betreff der Einführung neuer Gesetze und der Beamtenwahlen (letzteres jedoch nur in Gemeinschaft mit dem Räthe der Vierhundert) zu prüfen und dann zu bestätigen, so wie auch alles, was die Versammlung an die Heliäa wies, in die erforderliche Rechtsform zu bringen hatte.

6. Die Tyrannis des Pisistratus.

Durch die solonische Verfassung sollte gute Sitte und Liebe zum Gesetz aus der „Einsicht und Ueberzeugung" jedes Bürgers hervorgehen und diese letztere sollte „durch Uebung des Urtheils in Ausmittlung des Rechtlichen und in Anwendung des Gesetzes auf dasselbe genährt und befestigt werden."

Allein in der dem Menschen angebornen Selbstsucht, die sich in dem fortgesetzten Treiben der ehr- und gewinnsüchtigen drei genannten Parteien aussprach, scheiterte Solon's gute Absicht, und mit Recht konnte er sagen: „In dem schwierigen Werk Allen gefallen, ist schwer." Denn ungeachtet die Athener ihm geschworen hatten, seine Verfassung 100 Jahre lang zu halten, so trat doch, — als er aus Athen sich entfernte, um sich dem Andringen der Parteien auf Verfassungsveränderung zu entziehen, und Reisen in Aegypten, Kreta und Kleinasien (III. K. 9, 2) machte, — die Unzufriedenheit der Parteien erst recht offen hervor.

Die Pediäer wurden von einem Manne, Namens Lykurg, geleitet, die Paraler von Megakles, einem der wiedergekehrten Alkmäoniden (die, weil sie von ihren Standesgenossen den Eupatriden, so schlecht waren unterstützt worden, ihre Partei verließen); die Diakrier, zu denen alles niedere Volk sich hielt, überließen sich der Führung des Pisistratus, jenes schon genannten Verwandten Solon's.

Nachdem der zurückgekehrte Solon vergebens die Parteien zu versöhnen gesucht hatte, gelang es dem **Pisistratus** 560 v. Ch., jedoch nur durch Aufrichtung einer Tyrannis, allmählig Ordnung zu schaffen. Er wußte nämlich, obgleich Solon öffentlich vor seinen Absichten warnte, sich durch List (indem er sich selbst verwundete und vorgab, von den Feinden überfallen worden zu seyn), eine Leibwache von 50 Keulenträgern zu verschaffen und mit deren Hülfe der Burg zu bemächtigen. Doch jetzt vereinigten sich die beiden andern Parteien und vertrieben den Pisistratus aus Athen. Weil sie sich nun aber wieder gegeneinander selbst kehrten, so suchte Megakles die Partei des Pisistratus mit der seinigen dadurch zu vereinigen, daß er den Pisistratus zurückrufen ließ und ihm seine Tochter zur Ehe gab. — Als Pisistratus zum zweitenmal die Burg besetzte, verband sich Megakles wieder mit den Vornehmen, so daß Pisistratus, der sich dieser Vereinigung nicht gewachsen fühlte, freiwillig Athen und das Festland verließ und von Eretria (auf Euböa) aus seine Verbindungen mit benachbarten Staaten zu verstärken suchte.

Erst eilf Jahre darnach fiel er in Attika ein, nahm zuerst Marathon, und zog mit seinen, von allen Seiten ihm zuströmen-

den Anhängern gegen Athen. Seine bisher sorglos gewesenen Gegner zogen ihm aus der Stadt entgegen, wurden aber geschlagen und mußten ihm die Stadt und Burg überlassen. Doch konnte er sich in seiner errungenen Stellung nur dadurch erhalten, daß er die Söhne der Angesehensten in den Gegenparteien als Geißeln nach der Insel Naxos, die er für sich erobert hatte, schickte und seine Leibwache beibehielt.

Von da beherrschte er Athen unangefochten und suchte dabei die solonische Verfassung, wenigstens in ihrer äußerlichen Einrichtung, aufrecht zu halten. Denn freilich das Leben, das Solon hervorzubringen beabsichtigt hatte, konnte auch auf diesem Wege sich nicht entwickeln.

Uebrigens verdankte Athen der gemäßigten und milden Herrschaft des Pisistratus, außer der Aufrechthaltung der Ordnung, auch die Förderung des Ackerbaus, der Gewerbe und des Handels, so wie die sichtbare Hebung der Bildung seiner Bürger durch Wissenschaft und Kunst. Er gab Athen prächtige öffentliche Gebäude, besonders Tempel (des Apollo und des Zeus), legte die erste Bibliothek an und sammelte und verbreitete Homer's Gesänge. Denn im Glanze staunenswerther Werke und Kriegsthaten suchte sich die (ältere) Tyrannis, als ein Nachbild des ehemals gefeierten Königthums (K. 5, 13.), Ehre und Ruhm und dadurch Duldung und Achtung zu verschaffen.

Die gleiche Erscheinung bot z. B. die Tyrannis auf der Insel Samos, die dort gleichzeitig mit der Tyrannis in Athen durch des Pisistratus Zeitgenossen **Polykrates** (565—522 v. Chr.) den höchsten Gipfel ihrer Macht erreichte. Nachdem nämlich derselbe sich durch Ermordung seines einen Bruders und durch Verjagung des andern der Alleinherrschaft bemächtigt hatte, glückte es ihm, sich auch zum Herrn vieler andern Inseln (darunter Lesbos), so wie eines Theiles der ionischen Küste zu machen und seine Macht durch Bündnisse mit dem ägyptischen König Amasis (576—526) und nachher mit dem persischen Könige Kambyses zu stärken. Des Polykrates Hof war einer der glänzendsten jener Zeit, und unter den Dichtern, die ihn zierten, werden Simonides und Anakreon (K. 8, 1.) genannt. Ungeachtet Polykrates das Volk durch viele Feste zu gewinnen suchte, so war er aber doch einem Theile desselben wegen Habsucht und Bedrückung

verhaßt, und edlere Gemüther, wie Pythagŏras (K. 9, 3.) mieden ihn; ja selbst der König Amasis kündigte ihm das Bündniß auf, — angeblich, um nicht als Freund den Eintritt des Verderbens schmerzlich mitempfinden zu müssen, zu welchem ein Mann, den das Glück so übermäßig begünstige, von den Göttern bestimmt wäre.

Wirklich sollte der mächtige Beherrscher von Samos (ungleich dem gemäßigteren Pisistratus) am Ende noch den „Unbestand des Glücks", erfahren, indem er von dem persischen Satrapen von Sardes, der ihn durch Hinterlist zu sich lockte, gefangen genommen und gekreuzigt wurde; worauf die Insel sich der persischen Herrschaft unterwerfen mußte und von dem Darius Hystaspis (522 v. Chr.) den vertriebenen Bruder des Polykrates, Namens Syloson, zum Statthalter bekam.

7. Hippias und Hipparchos. Vertreibung der Pisistratiden.

Nach dem Tode des Pisistratus in Athen 528 v. Chr. folgte ihm sein ältester Sohn **Hippias** in der Tyrannis und regierte mit seinen beiden jüngern Brüdern Hipparchos und Thessălos (indem immer einer der drei Brüder sich die Archontenwürde zu verschaffen wußte) anfangs in dem gemäßigten und wohlthätigen Sinne des Vaters. Auch sie beförderten das allgemeine Wohl und waren große Freunde der Kunst, besonders der Dichtkunst.

Insbesondere lud Hipparch die (§. 6 genannten) lyrischen Dichter Anakreon und Simonides, jenen von Samos, diesen von Mitylene her, zu sich nach Athen ein und gewann sie durch große Freigebigkeit für sich. Ueberhaupt erreichte der Bildungsstand Griechenlands zwischen den Jahren 600 und 500 v. Chr. bereits eine bedeutende Höhe. (S. K. 8.)

Als aber die Pisistratiden, um die Partei des großen Grundbesitzes mehr zufrieden zu stellen, die Grundsteuer zu ihren Gunsten herabsetzten, wurden die beiden andern Parteien unzufrieden, und da sonst noch manche Einzelne in ihren Rechten durch die Willkühr der Pisistratideu gekränkt wurden, entstund eine Verschwörung gegen ihr Leben. Hippias nnd Hipparch sollten am Feste der Panathenäen ermordet werden; aber die Rache-Dolche des Harmodios und Aristogīton (deren Schwester von den Pisistrati-

den von der Theilnahme an jenem Feste zurückgewiesen worden war) trafen nur den Hipparch, der allein sich im Festzuge eingefunden hatte (514 v. Chr.)

Erbittert darüber verfuhr nun Hippias auf's härteste gegen die Mörder und ging im gesteigerten Mißtrauen von seiner frühern Mäßigung zur strengsten Willkührherrschaft über. Die Alkmäoniden flohen aus Athen an die nördliche Gränze Attika's und betrieben von dort aus durch Bestechung des delphischen Orakels fortwährende Aufforderungen desselben an die Spartaner, ihnen zur Rückkehr nach Athen und zur Vertreibung der Pisistratiden behülflich zu sein. Endlich sandten diese ein Heer ab, das aber von den, auf einen solchen Einfall gefaßten Pisistratiden mit Hülfe von 1000 thessalischen Reitern zurückgeschlagen wurde.

Ein zweites spartanisches Heer jedoch, das nun unter Anführung des oben (K. 6, 6.) schon genannten Königs Kleomenes abgeschickt wurde, besiegte die thessalischen Reiter, drang mit Hülfe von Athenern in die Stadt Athen und schloß die Pisistratiden in der Burg ein, überließ aber die Belagerung, die sich in die Länge zog, den Athenern und zog wieder ab. Dennoch mußten die Pisistratiden, weil ihre Kinder auf dem Wege nach dem Auslande, wohin sie sie zu ihrer Bergung schicken wollten, in die Hände der Athener fielen, gegen Losgabe derselben die Burg ausliefern und unverweilt Stadt und Land verlassen (510 v. Chr.) Die Athener aber ehrten die Mörder des Hippias dadurch, daß sie ihnen eherne Bildsäulen setzten und ihren Nachkommen Abgabefreiheit verliehen.

8. Grundänderungen in der solonischen Verfassung durch Kleisthenes. Uebergewicht der Demokratie.

Nach der Vertreibung der Pisistratiden kehrten die Alkmäoniden nach Athen zurück und einer aus diesem Geschlechte, ein Nachkomme des Kylonidenmörders, Namens **Kleisthenes**, (Klisthenes) stellte sich als Demagoge an die Spitze des niedern Volkes und machte mit dessen Unterstützung wesentliche Aenderungen an der Grundlage der solonischen Verfassung. Er löste nämlich die vier Phylen auf und gab

durch eine radical=andre Eintheilung derselben der Verfassung eine entschieden demokratische Richtung, durch welche der athenische Character seine frühere Gediegenheit und Einfachheit allmählig verlor und ein ihm eigenthümliches, leicht bewegliches, zu steter Neuerung geneigtes Wesen annahm. Anderseits ging es dadurch allerdings auch rascher vorwärts auf der Bahn der Bewegung zum Ziel glänzenden Ruhms und politischer Größe, zu dessen längerer Behauptung dann eben nur den also Emporgetriebenen das sittliche Maaß und der religiöse Halt abhanden gekommen war, wodurch allein der darauffolgende große Sturz hätte abgewendet werden können, der zwar zur Wiederaufnahme der solonischen Verfassungsform trieb, aber zu spät, da deren Geist dann nicht mehr heraufzubeschwören war (V. K. 7, 6. K. 8.)

In den vier alten Phylen d. i. in den altherkömmlichen zunftartigen Vereinen, welche theils auf Stamm= und Geschlechtsverwandtschaft, theils auf nachbarschaftlichen und ähnlichen Verhältnissen beruhten und deren Mitglieder durch gemeinschaftlichen Cultus, gemeinschaftliche Feste, gewissermaßen alle innerlich verbunden waren, hatten besonders die Eupatriden noch viele Ehrenvorrechte, die ihnen von den übrigen Gliedern ihrer Phyle aus Pietät stets gern eingeräumt worden waren. Alle diese Bande riß Klisthenes auseinander, mischte die bisherigen zusammengehörenden Glieder der Phylen gänzlich unter= und durcheinander, theilte sie dann in zehn neue sogenannte Phylen und gab diesen nicht nur zugleich andere Namen, sondern auch ihrem vorher mehr religiös=sittlichen und häuslich geschlossenen Wesen eine mehr nur politische, bloß einseitig dem Gemeingeist dienende Richtung. Auch ordnete er die sämmtlichen Demen (d. i. Dorf= und Landstädtegemeinden) in sie ein.

Aus den so umgestalteten Phylen setzte er dann den bisherigen Rath zusammen, vermehrte ihn von 400 Mitgliedern auf 500 (aus jeder Phyle 50) und machte Oeffentlichkeit seiner Berathungen zur Regel. — Auch führte er die Wahl der Archonten durch's Loos ein.

Von Klisthenes rührt auch der dem Volksneid und Parteigeist als Mittel dienende **Ostracismus** her d. i. das Verfahren, einen dem Volke oder seinen Führern gefährlich scheinenden Bürger durch das Scherbengericht aus dem Staate auszustoßen (wobei jeder der Stimmgebenden den Namen des zu Verurtheilenden auf eine Scherbe schrieb.) Dieß war eine mißbräuchliche Anwendung des von Solon gestatteten Verfahrens, „über einen Einzelnen durch Abstimmung von 6000 Bürgern einen Beschluß zu fassen." — Die Verbannung geschah in der Regel auf zehn Jahre und wurde der Demokratie zum gewöhnlichen Mittel, jeden durch Talent, Verdienst oder Reichthum ihr im Wege Stehenden zu entfernen. — Durch Vermehrung der Beamten in fast allen Zweigen der Staatsverwaltung gab er dem Ehrgeiz reiches Spiel.

Da er auf diese Weise die Pietätsgefühle Vieler verletzte und insbesondere die Eupatriden auf's tiefste beeinträchtigte, so wendeten sich diese durch ihren Führer Isagoras wieder an die Spartaner um Hülfe; und als Sparta die Ausweisung des Klisthenes verlangte, verließ dieser, der sich seinen Gegnern nicht gewachsen sah, freiwillig die Stadt.

Weil aber nun Isagoras mit Unterstützung der Spartaner (des Kleomenes) die ganze bisherige Verfassung stürzen und eine völlige Aristokratie nach spartanischem Zuschnitt einrichten wollte, zwang das Volk die Spartaner zum Abzug, strafte den zurückgekommenen Anhang des mit ihnen geflüchteten Isagoras mit dem Tode und rief den Klisthenes mit seinem Anhang zurück.

Sparta suchte nun mit einigen seiner Bundesgenossen Athen mit Krieg zu überziehen; Uneinigkeit aber zwang die Spartaner wieder zum Rückzug, so daß die Athener den Rest der Bundesgenossen (Thebaner, Chalcidier und Aegineten) schlugen und insbesondere den Chalcidiern einen bedeutenden Grundbesitz abnahmen, der an dort hingesandte athenische Bürger vertheilt wurde. (Man nannte diese Ansiedler Kleruchen, weil jeder einen Kleros oder Loostheil bekam.)

Dieser Sieg 560 v. Chr. erhöhte Athen's Kraftgefühl und gab der entschieden demokratischen Partei ein bleibendes Uebergewicht. Vorzüglich von diesem Zeitpuncte an

entstand im athenischen Gemeinwesen jene allgemeine Regsamkeit und Rührigkeit, mit der jeder Einzelne im Staate sich Geltung, und besonders durch erhöhte Gewerbs- und Handelsthätigkeit Gewinn und dadurch Bedeutung zu verschaffen suchte.

Die Unabhängigkeit und Selbständigkeit, zu welcher Athen dadurch emporstrebte, erschien Sparta, welches als Haupt der peloponnesischen Staaten auch gerne über die übrigen griechischen Staaten einen demonirenden Einfluß geübt hätte, so gefährlich, daß es sogar den Gedanken faßte, den vertriebenen Hippias wieder nach Athen zurückzuführen und dort durch Tyrannis die Demokratie zu unterdrücken. Weil aber die peloponnesischen Bundesgenossen ihre Zustimmung nicht dazu gaben, so mußte Sparta auf diesen Plan verzichten und den Hippias, den es zu diesem Zwecke schon hatte nach Sparta kommen lassen, wieder entlassen.

Hippias, in seiner Erwartung getäuscht, setzte nun seine letzte Hoffnung auf persischen Beistand, den er zunächst an dem Statthalter von Sardes, Artaphernes, einem Bruder des Königs Darius Hystaspis (K. 9, 7.), fand, der den Athenern mit Strafe drohte, wenn sie den Hippias nicht aufnehmen würden. Allein die Athener lehnten standhaft diese Anmuthung ab und kamen schon dadurch in ein gespanntes Verhältniß zu Persien, dessen Zorn sie bald darauf durch eine neue Kühnheit auf das empfindlichste reizen, an ihm aber auch den raschesten Wecker ihrer, vorher ihnen selbst noch unbewußten, jugendlichen Thatkraft finden sollten.

8. Kapitel.

Das Aufblühen des griechischen Lebens in Kunst und Wissenschaft bis zur Mitte des fünften Jahrhunderts v. Chr.

1. Die griechische Kunst und ihre Pflege. — Gymnastik. Orchestik. Musik.

Ehe wir das Volk der Hellenen in eine neue höhere Entwicklungsperiode eintreten sehen, darin es zum vollen Bewußtseyn seiner Kraft gelangt, müssen wir erst unsern Blick noch auf einige andere Seiten seines Innenlebens richten, die noch der bisher betrachteten Periode seiner ältern Geschichte angehören. Denn außer den Richtungen, die sein Leben in Bezug auf Religion und Staat genommen, sind auch die Richtungen seiner geistigen Lebensregung in Kunst und Wissenschaft zu beachten, die sich in den vier bis fünf Jahrhunderten vor den Perserkriegen als schöne Blüthen entfaltet haben und eine eben so reiche Fruchtentwicklung für die Zukunft verhießen.

Von jenen beiden zunächst durch die Hellenen eigenthümlich und scharf ausgeprägten Geistesrichtungen, der Kunst und der Wissenschaft, war die frühere die **Kunst.** Sie wurde bei den Hellenen nicht bloß von einzelnen Gebildeten, sondern von der Gesammtheit gepflegt, denn sie war bei ihnen, „mit dem ganzen Volksthum verwachsen" und ein Bestandtheil des öffentlichen Lebens. Das dem Hellenen „angeborne rege und tiefe Gefühl für das Schöne," verbunden mit dem Drang, die in ihm durch seine Naturumgebung innerlich angeregten Empfindungen und Gedanken auch äußerlich in Gestalten auszuprägen, ist die Quelle seines Kunstsinns, der bei ihm lebendiger war, als bei irgend einem andern Volk der Geschichte.

Von den zwei Hauptgattungen der Kunst, der darstellenden, welche den Menschen und menschliche Handlungen zum Gegenstand hat, und der bildenden, welche in einem todten Naturstoffe eine Idee verleiblicht, hat der Hellene am frühesten die erstere Gattung,

also die Mimik (sammt der Gymnastik und Orchestik), die Musik und die Poesie, und später erst die zweite Gattung, also die Baukunst, Bildnerei (Plastik) und Malerei entwickelt.

Aus dem Drange, seine innern Empfindungen in den Stellungen und Bewegungen des Körpers künstlich auszudrücken, ging die Gymnastik und „ihre Tochter" die Orchestik oder der künstliche Tanz hervor, wozu sich die Musik als Begleiterin und Anregerin gesellte. Eben so trieb ihn der gleich lebhafte Drang, die Anschauungen seines phantasiereichen Innern durch die Sprache kunstgemäß herauszustellen, frühe zur Poesie, — und diese verschiedenen Darstellungsweisen fanden reiche Nahrung in dem hellenischen Cultus, der mit Gesang und Tanz, mit Festaufzügen und Festspielen verbunden war, wobei nicht nur die Freude und der Beifall der Zuschauer, die alle in diesen zum öffentlichen Leben und Götterdienst gehörigen Künsten mehr oder minder selber geübt waren, sondern auch der Gedanke, sich die Gunst der Götter zu erwerben, den Eifer und Ehrgeiz der Darstellenden zu bedeutenden Leistungen antrieb und spornte.

Frühe schon kam auch der Staat als solcher zu Hülfe und förderte durch mannichfache Beweise der Anerkennung jegliches Kunststreben, ohne durch besondere Verordnungen einzugreifen, da jede Kunstregung bei den Hellenen ohnedieß aus freiwilligem inneren Triebe hervorging. Ein wesentliches, vom Staate angewandtes Förderungsmittel, den Kunst- und Schönheitssinn allgemein zu machen und stets rege zu erhalten, war die Aufnahme der Kunst in die öffentliche Erziehung; ferner die Aufmunterung zur Theilnahme an den „mimischen und musikalisch-poetischen Darstellungen in den Liturgieen der Choragie" (d. i. Besorgung der Männer- und Knabenchöre bei den verschiedenen Cultusfesten); endlich die Anordnung von Ehrenbezeugungen für die Künstler, z. B. freie Speisung in den Prytanēen (Rathhäusern) Aufstellung der Bildnisse der Künstler, Ertheilung des Bürgerrechts, Bekränzungen rc.

Indem sich auf diese Weise einerseits Künstlereifer und Künstlerstolz, anderseits Kunstliebe und Ehrgeiz der einzelnen Staaten, wie

der reichen Geschlechter zu überbieten suchte, war es kein Wunder, daß die Kunst keinem Einzelnen, geschweige einem hellenischen Stamme, ganz fremd blieb, und in manchen Staaten eine so bedeutende Höhe erreichte. Nur einen verschiedenen Einfluß auf die Kunst hatten die verschiedenen Verfassungen der hellenischen Staaten, so daß sich klar nachweisen läßt, daß das frühere Königthum, dann die ältere Tyrannis, nachher die Zeit der gereiften Demokratie (mit Ausnahme einiger demokratischen Staaten, besonders der achäischen) sich durch besondere Kunstpflege auszeichnete, während die Aristokratieen weniger der Kunst, als der Pracht in der persönlichen Erscheinung fröhnten, die Oligarchieen aber der Kunst am wenigsten geneigt waren.

Bei der etwas nähern Betrachtung der einzelnen Künste sey die oben angegebene Ordnung mit der einzigen Ausnahme beibehalten, daß die Poesie zuletzt an die Reihe komme.

Die **Gymnastik** war, wie schon die lykurgische und solonische Gesetzgebung beweis't, ein Haupttheil der griechischen Erziehung und auf die harmonische Ausbildung des Leibes von so ungemeinem Einfluß, daß man „noch jetzt in den Statuen der Alten deutlich jene Abbildung barbarischer Leiber, welche nicht gymnisch geübt waren, von den Abbildungen griechischer Männer und Heroen unterscheidet.“ In welcher Weise für die Pflege dieser Kunst gesorgt war, ist oben (K. 6, 3 und K. 7, 5.) schon berührt worden. Ein besonderer Theil derselben war bei den Spartanern der gymnastische Tanz, besonders bei den Gymnopädien, einem Hauptfeste der spartanischen Jugend, das dazu gestiftet schien, „um die Freude an der gymnastischen Gewandtheit und an den von frischer Kraft durchdrungenen Tanzweisen der Jugend auf den Gipfel zu treiben.“ Es ahmten die Knaben in diesen Tänzen vorzüglich die Bewegungen des Ringkampfs und des Pankration (s. K. 5, 3.) nach.

Die **Orchestik** oder Tanzkunst ging mit der Musik und zum Theil auch mit der Dichtkunst Hand in Hand und war bei den alten Griechen zuerst ein rhythmisches Mitbewegen der Glieder zum Gesang, besonders bei religiösen Feyern, wenn der Tän=

zerchor in ernstbemessenen Schritten die Altäre der Götter umwandelte. Früh auch entwickelte sich die rhythmische Körperbewegung zum mimischen Tanz, durch welchen Thaten der Götter und Helden, späterhin auch andere Begebenheiten, dargestellt wurden.

Von der **Tonkunst** der älteren Griechen haben wir, der Natur dieser Kunst nach, nur eine unvollständige Kunde. Daß sie frühe als Mittel zur Veredlung des Geistes, und insbesondere zur Befeurung wie zur Dämpfuug der Leidenschaften angewendet wurde, bezeugt die ältere Geschichte Sparta's, und frühe finden sich schon Wettkämpfe in Gesang und Tonspiel, ja die pythischen Spiele (K. 5. 18.) waren ursprünglich darauf gegründet. Gewiß stund sie auf keiner geringern Stufe der Ausbildung, da die Meister ihre Werke unter Begleitung der Musik vortrugen und das ganze griechische Alterthum voll ist von ihrer zauberischen Gewalt und tiefen Wirkung auf das Gemüth, so daß z. B. erzählt wird, daß Pythagoras einen bis zur Wuth leidenschaftlichen Jüngling durch die spondäische Tonweise eines Flötenspiels zur Ruhe, — Empedokles einen andern Jüngling durch den musikalischen Vortrag eines Verses von dem Vorhaben einer Mordthat abgebracht habe; nicht zu gedenken der Anwendung, welche Thales von der Musik zur Heiluug Pestkranker gemacht haben soll.

Als der eigentliche Schöpfer der griechischen Musik erscheint **Terpander** aus Lesbos, der die vorhandenen Sangweisen der verschiedenen Landschaften zuerst „nach Kunstregeln ordnete" und ein eigentliches System bildete, das späterhin nur erweitert wurde. Er stammte aus einer musikalischen Familie, welche ihre Kunst von den pierischen Sängern in Böotien überkam, und der Mythus von der Ermordung des Orpheus durch thrakische Mänaden, die dessen Haupt und Leyer in's Meer warfen, so daß es von den Wellen nach der Insel Lesbos geführt worden sey, scheint sinnreich die Wanderung der Musenkunst dorthin anzudeuten.

Terpander trat zuerst in Sparta bei musischen Kämpfen 676 v. Chr. als Sieger auf (K. 6, 4.); auch siegte er viermal hintereinander bei den pythischen Musenspielen. Er erfand an der Stelle der viersaitigrn Kithára (des Tetrachords) die siebensaitige oder das Heptachord mit dem Umfang einer Octave. Eben so erfand er das Barbiton, eine Art Leyer. Wahrscheinlich

bestimmte er auch das Verhältniß der drei frühesten vorhandenen Tonarten oder Harmonieen, durch welche die drei Tongeschlechter näher bestimmt wurden. Jene drei Tonarten waren die dorische, als die tiefste, die phrygische, als die mittlere, und die lydische, als die höchste. Die dorische Tonart hatte einen männlich-ernsten, gravitätischen Character, der beruhigend wirkte; die phrygische Tonart, welche besonders bei den rauschenden, orgiastischen Festen der phrygischen Göttermutter, und in Griechenlard bei den Dionysien gebraucht wurde, hatte einen zur Begeisterung und Schwärmerei stimmenden Character; die lydische, wegen ihrer Höhe näher der weiblichen Stimme kommende Tonart stimmte durch ihre Weichheit zur Sanftmuth, und Aristoteles findet sie besonders für die Erziehung der Jugend brauchbar. Nach der Zeit des Terpander trat zwischen die dorische und phrygische Tanart die ionische mit ihrem weichlichen und schlaffen Character, und zwischen die phrygische und lydische die äolische Tonart mit ihrem lebhaftern und leidenschaftlichen Charakter. Späterhin vervollständigte sich das musikalische System mit noch fünf höheren und fünf tieferen Tonarten. — Terpander versah auch schon poetische Stücke mit musikalischen Noten.

Für den Schöpfer der nachher auftretenden schönen und gefälligen hellenischen Musik erklärt Putarch den phrygischen Musiker Olympos den Jüngern 620—560 v. Chr., den Erfinder des dritten oder enharmonischen Tongeschlechts, der lange in Griechenland lebte und neben der bis dahin dort allein üblichen Kithara die Flöte bei den Griechen zur Anerkennung brachte, wodurch die Musik mehr Freiheit gewann, aber durch ihre Volltönigkeit zur Ueppigkeit im Spiel Veranlassung gab, weßhalb die strengeren Richter die Flöte in moralischer Hinsicht nicht gelten ließen.

Durch den Kreter Thalētas aus Gortyna, um 620 v. Chr., trat die griechische Musik in ihre dritte Periode, indem sie durch ihn einen feierlich-erhabenen, gleichsam priesterlichen Character (besonders in den Päanen) bekam und auf sittigende Beruhigung verstörter Gemüther hinwirkte, daher er einst von Kreta nach Sparta berufen wurde, um durch seine Kunst den Frieden in die durch innere Unruhen zerrüttete Stadt zurückzuführen. Seine Melodieen waren für die einfachsten Instrumente gesetzt und sollen von unnachahmlicher Schönheit gewesen sein. — Mit Klonas aus Theben oder Tegea, Hierax aus Argos, Xenodāmos aus Kythera und einigen andern Künstlern trat die Musik nachher in eine künstlichere Periode ein und erreichte die Höhe, auf der sie zu Pindar's Zeiten stund, worauf sie dann allmählig durch auswüchsige Anwendung der Instrumente und launenhaftes Spiel zu entarten anfing.

2. Baukunst. Bildnerei. Malerei.

Die **Baukunst**, die bei den orientalischen Völkern sich mehr das Riesenhafte zur Aufgabe gemacht hatte, gewann bei den Griechen erst das aus geistiger Freiheit entsprungene wohlthuende **Schönheitsmaaß**. Nachdem die griechische Baukunst an den **cyclopischen Mauerbauten** (bei Burgen, unterirdischen Tempeln, Schatzhäusern, Grabstätten rc. aus übereinandergeschichteten Urgesteinblöckrn s. K. 1, 4, 8.) sich gleichsam erst einen festen Grund und Boden geschaffen hatte, nahm sie darau' im Bau freistehender leicht und reingeformter Tempel mit deren Säulenstellungen und Vorhallen, so wie in Anlegung von **Gymnasien**, **Gerichtshallen**, **Wettkampfplätzen**, **Odēen**, **Theatern** rc. einen höhern Aufschwung.

Die Aufführung schöner Wohnhäuser lag in der guten alten Zeit dem Sinne des Einzelnen fern, der dabei nur auf Bequemlichkeit sah. Lange Zeiten hindurch wendete sich die schöne Baukunst nur den öffentlichen Gebäuden zu, deren Aufstellung Sache des Staates war. Aus diesen traten als die wichtigsten zunächst die **Tempel** hervor. Die ältesten Tempel waren übrigens ebenfalls höchst einfach und sehr eng, weil sie nur die **Wohnung eines Gottes**, nicht aber Versammlungshallen seiner Verehrer seyn sollten. Späterhin wurden die Tempel und ihre Ausschmückung der Hauptgegenstand, an welchen sich griechischer Schönheitssinn zu verherrlichen liebte.

Auch an der Ausbildung der Baukunst, insbesondere der Tempelbaukunst, hat die Verschiedenheit der **Stammcharactere** ihren Antheil. Die älteste reinhellenische Baukunst ist die **dorische** mit ihren einfachen, ruhigen, die früheren hölzernen Tempel in Stein wiedergebenden Formen, insbesondere mit ihren festen, kurzen Säulen; ihr gegenüber steht die **korinthische**, wie sie in den Tempeln des alten Korinths mit ihren reichverzierten Säulen sich darstellte; zwischen beide hinein tritt die heitere **ionische** mit ihren „schlanken, weitergestellten" Säulen, wie sie an dem berühmten Tempel der Artemis (Diana) zu Ephesus erschien. (Dieser Tempel,

an dessen Bau 220 Jahre gearbeitet wurde und ganz Kleinasien sich durch Beisteuern betheiligte, gehörte zu den sogenannten sieben Wunderwerken der Welt.)

Als die ältesten Tempelbaukünstler werden genannt die Samier Rhökos und sein Sohn Theodoros der Aeltere, die den Tempel der Hera zu Samos bauten; Chersiphron und dessen Sohn Metagĕnes, die an dem genannten Dianentempel zu Ephesus bauten, ferner Telekles und Theodor der Jüngere, u. a. Im Jahr 542 v. Chr. trugen die vor Pisistratus flüchtigen Alkmäoniden dem Korinthier Spinthăros den Wiederaufbau des prachtvollen delphischen Tempels auf, und auf Kosten der Pisistratiden unternahmen Antistătes und Kallaischros, Antimachides und Perīnus zu Athen den Tempel des olympischen Zeus. — Von Tempelmonumenten der griechischen Colonien in Sizilien und Italien haben sich noch die zu Selīnus, zu Agrigent und zu Pästum erhalten.

Von profanen Bauten aus den Zeiten der ältern Tyrannen sind zu nennen die prächtige Stoa oder Säulenhalle zu Athen, welche Kleisthenes —, die Wasserleitung zu Megara, welche Theagenes —, ein Schatzhaus zu Olympia, welches Myron baute; ferner der große Hafendamm zu Samos, welchen der Tyrann Polykrates bauen ließ, anderer stolzen Denkmale der Alleinherrscher nicht zu gedenken.

Was die Zeiten der gereiften Demokratie mit den Mitteln des steigenden Wohlstandes in der Baukunst hervorbrachten, davon berichtet die folgende Periode.

An die Baukunst schloß sich die **Plastik** (im weitern Sinne) oder die Bildnerei an. Sie ging aus dem gemeinen Handwerk hervor. Denn da die Technik in ihrer Bearbeitung der Naturstoffe, so weit sie nicht bloß dem gemeinen Bedürfnisse diente, bei den Griechen nicht entehrte, vielmehr für ehrenvoll galt und, so bald sie sich zur Kunst erhob, sogar die Unfreien von ihrer Betreibung sich enthalten mußten, so war das Streben nach eigentlicher Kunstfertigkeit allgemein rege, und frühe schon hat das griechische Alterthum die Namen der Urheber neuer Erfindungen oder der Vervollkommner irgend einer Kunst im Andenken behalten. Bald

öffnete sich auch die anfängliche Geschlossenheit des Handwerks wobei der Vater seine Kunst auf den Sohn fortgeerbt hatte, und neben der Fortpflanzung der technischen Fertigkeiten in Familien führte der Umstand, daß lernbegierige Schüler sich um einen tüchtigen Meister sammelten, schon frühe auf Bildung von Kunstschulen, besonders in Seestaaten.

Eine uralte technische Kunst war die Plastik im engern Sinne d. i. die Thonbildnerei, besonders in ihrer Anwendung auf Vasen (Gefäße) und als frühester Meister hierin wird Dibutádes aus Sikyon genannt. Eben so alt ist die Holzschnitzerei, die sich am frühsten an Götterbildnisse machte. Da die griechischen Tempel Wohnungen der Götter darstellen sollten, diesen aber der Grieche die Menschengestalt lieh, so sollte man glauben, daß seine bildende Kunst ganz frühe dahin gestrebt hätte, die Götterbilder in der vollsten menschlichen Gestalt auf's würdigste darzustellen. Allein dem ist nicht so: selbst als die Kunst andere Gegenstände länger schon in ziemlich großer Vollkommenheit darstellte, nagte sie sich gleichsam aus Scheu noch nicht an die schärfere und genauere Ausprägung der Menschengestalt als Götterbildniß, sondern beließ dieselbe in mehr nur symbolischer Andeutung, so daß lange Zeit hindurch die Götterbilder nur unförmliche Gestalten blieben, die bloß dem religiösen Gefühle nachhelfen, nicht aber zugleich dem schönen Geschmack dienen sollten. Allmählig jedoch, mit der größeren Entwicklung der andern Künste (besonders der Gymnastik und Orchestik) machte sich die Plastik auch an die stufenweise Vervollkommnung der Götterbilder, bis sie darin ihre eigne höchste Vollendung feierte.

Die ersten Anfänge der Bildsäulen waren die Hermen, rohe Säulen (aus Holz, zum Theil aus Stein), denen oben die Gestalt eines Menschenhauptes gegeben wurde und die auf Pfaden nnd Feldern als Wegweiser und „Erinnerer" an die überall nahe Gottheit stunden. Als derjenige Künstler, welcher zuerst diese Bildsäulen „wandeln" lehrte, d. h. ihnen die volle ausgebildete Menschengestalt gab, wird für Athen und Kreta Däbalus (Daibälos), für Aegina Smilis genannt.

Auf den Namen **Dädalus** führt die mythische Zeit Kunstwerke in den verschiedensten Gegenden der alten Welt zurück. Er stammte aus dem edlen Geschlechte der Erechthiden von Athen, war in der Baukunst und Bildnerei hocherfahren und auch Erfinder vieler künstlicher Werkzeuge. Wegen eines Mordes (wie die Sage berichtet), den er aus Künstlerneid an seinem Neffen beging, floh er nach Kreta zum König Minos, dem er das Labyrinth baute. Weil er sich aber den Unwillen desselben zuzog, entfloh er mit seinem Sohne Ikäros auf einem Schiffe aus Kreta. Unterwegs wurden sie an eine Insel verschlagen und sein Sohn stürzte ins Meer, das sammt dem Eiland von ihm den Namen ikarisches erhielt. (Nach einer andern Sage floh Dädalus mit seinem Sohne mittels künstlicher von ihm erfundener Flügel; weil aber dabei sein Sohn, ungeachtet der väterlichen Warnung zu hoch gegen die Sonne flog, schmolz das die Flügelfedern verbindende Wachs und Ikarus stürzte ins Meer.) Den Dädalus aber läßt die Sage auf seiner Flucht nach Sizilien, Sardinien, Italien und Aegypten kommen, wo er sich überall durch Werke hoher Kunst verewigt habe.

Aus den rohen Anfängen der Holzschnitzerei entwickelte sich zunächst die Toreutik d. i. die Kunst, Holzgebilde mit Elfenbein oder Gold zu überkleiden und durch bunte Färbung effectvoll zu machen. Bilder aus Metall kamen zuerst nur in der Art vor, daß Holzwerk mit Metallblech bekleidet wurde. Das Zeusbild aus Metallplatten verfertigte Learchos aus Rhegium 770 v. Chr. und das erste elfenbeinerne Bild der Athene wurde zu Tegēa in Arkadien 560 v. Chr. aufgestellt.

Den Eintritt in eine höhere Stufe dieser Kunst bezeichnete die Gestaltung der Götterbilder durch Erzguß, worin ebenfalls der obengenannte Rhökos und sein Sohn Theodōros der Aeltere und nachher sein Enkel Theodor der Jüngere als erste Meister auftraten. Späterhin erhob Kalion von Aegina (540 v. Ch.) die altberühmte Kunst der Agineten auch im Erzguß zur Meisterschaft und um 470—450 v. Chr war **Onátas** hierin der berühmteste aller äginetischen Künstler.

Von den vielen Meistern im Erzguß aus der frühern Zeit dieser Periode sey noch Peryllos (um 557) genannt, der den grausamen Tyrannen Phalāris von Agrigent (564 v. Chr.) sich dadurch günstig machen wollte, daß er einen kolossalen ehernen Stier goß, der, wenn in sein hohles Innere Menschen

lebendig verschlossen wurden und, vom untergelegten Feuer gequält, Töne des Schmerzes von sich gaben, dadurch zu brüllen schien. Die Belohnung des Künstlers bestand darin, daß ihn der Tyrann zuerst hineinwerfen und verbrennen ließ.

Mit der Bearbeitung des Marmors endlich erhob sich die Bildnerei erst zur völligen Kunstfreiheit. Die ersten gelungenen Marmorbildnisse verfertigten Dipönos und Skyllis aus der kretischen Schule (um 477 v. Chr.); beide Meister gründeten in Sikyon eine Kunstschule, aus welcher nachher der obengenannte Kallon hervorging, mit dem die Reihe der äginetischen Bildhauer beginnt. — Sehr berühmt in der Bildhauerei waren auch Ageläbas, Vorsteher der Kunstschule zu Argos, 552—504 v. Ch., und Kanächos, der 508—484 die Kunstschule zu Sikyon leitete. Durch einen Schüler des erstern sollte in der folgenden Periode die Plastik zu ihrer Vollendung gelangen.

Die **Malerei** wurde in der ältesten griechischen Zeit zuerst als Zeichenkunst und zwar in Korinth von Kleanthes, in Sikyon von Telephanes geübt, worauf dann zu Athen die Farbengebung durch Eumaros u. a. hinzu kam.

Auch in der Toreutik trat die Malerei noch untergeordnet auf. Darauf hob sich diese Kunst durch Kimon von Kleonä um 540 v. Ch. „zur Auffassung der Prospecte", und Herodot thut schon der Gemälde von Phokäa Erwähnung. Die weitere und höhere Ausbildung der Malerei fällt erst der folgenden Periode zu.

5. Die Poesie der Griechen bis zur Mitte des 5. Jahrhunderts
Epische und lyrische Dichtkunst.

Die früheste Dichtkunst der Griechen ist die mythische, welche gleichzeitig mit den mythischen Geheimlehren auf den thrazischen Boden zurückgeführt und die pierisch-thrakischen Dichter Linos, Eumolpos, Thamyris u. a., vorzüglich aber den Orpheus und Musäos zu Vertretern hat. Sie umfaßt Hym-

nen oder Loblieder auf Gottheiten; ferner Theogonieen oder Gedichte, welche die Entstehung und Verwandtschaft der Götter —, Kosmogonieen, welche die Entstehung der Welt —, endlich Herogonieen, welche den Ursprung von Helden und Heldengeschlechtern zum Gegenstand haben, von denen allen aber nur die Nachbildungen späterer Dichter noch eine schwache Vorstellung geben können. **Orpheus** selbst, der auch unter den Helden der Argonautensage vorkommt, war eines thrazischen Königs Sohn, und seine Sangesgabe schien der Sage so groß, daß sie von ihm berichtet, er habe Thiere und Bäume ihm nachzufolgen, Wind und Flüsse stille zu stehen und sogar die Götter der Unterwelt durch seinen Gesang ihm seine Gattin Eurydice zurückzugeben gezwungen. Nach ihm werden die mythischen Dichter jener Periode Orphiker genannt.

Linos (Linus), der geliebte Sohn der Urania, ist mehr eine mythische Person, unter welcher man einen blühenden, in der heißen Sommerzeit von einem wüthenden Hund oder wilden Thiere getödteten Knaben oder Jüngling, d. h. wohl wahrscheinlich den von der Sommergluth getödteten Reiz des Frühlings durch Bilder der Sehnsucht und Trauer, die mit dem Ruf Ae Line! begannen und endeten, zu beklagen pflegte. (Der Gegensatz dieser wehmüthigen Lieder, waren die jubelnden Päane, in denen sich entweder Hoffnung und Zuversicht auf die Hülfe des Gottes z. B. bei dem Herannahen des Frühlings, oder Dank für Sieg und Rettung aussprach.) — Von Eumolpos (zu deutsch: Schönsänger) leitet sich das Geschlecht der Eumolpiden ab, die mit dem Cultus der Demeter und des Dionysos in Verbindung standen und deren ursprüngliche Bestimmung die Absingung von Hymnen bei den Eleusinien war (s. K. 5, 6.) — Dem Thamÿris werden besonders die Anfänge des epischen Gesanges zugeschrieben. — Der Name Orpheus ist mit der Idee und dem Cultus eines in der Unterwelt waltenden „Dionysos-Zagreus" in Verbindung gesetzt und die ältesten Weihelieder der eleusinischen Mysterieen werden ihm zugeschrieben. Das Alterthum hat nachher alle Wunder der Musik und Poesie auf ihn zurückgeführt. — Sein Schüler Musäos (Musäus, zu deutsch: ein von den Musen Begeisterter) wurde zum Geschlecht der Eumolpiden gerechnet und ihm die ältesten Hymnen auf Demeter zugeschrieben.

Aus den Stamm- und Heldensagen entwickelte sich alsdann das **Epos** oder die epische Dichtkunst, deren frühe Blüthe dem

ionischen Küstenlande Kleinasiens entsproßte, und in deren ruhigen objectiven Gestaltungen sich die klarbegränzende Luft jenes Himmelsstrichs widerspiegelt. Die ältesten epischen Dichter sangen bei öffentlichen und häuslichen Festfeiern, und allmählig bildeten sich besondere Dichter= oder Sängerschulen aus, die sich nach dem Inhalt der Gesänge unterschieden und nach ihren Stiftern benannten.

Der erste und größte epische Dichter der Hellenen ist der schon oben (K. 4, 3, 3.) genannte **Homer**. Er lebte nach der allgemeinen Annahme um das Jahr 1000 v. Chr. (genauer 400 vor Herodot, 100 Jahre nach der ionischen Wanderung und 60 Jahre vor Lykurg.) Nicht mehr als sieben Städte (Smyrna, Rhŏdos, Kolŏphon, Salămis, Jos, Argos, Athenä) stritten sich im Alterthum um die Ehre, seine (directe, theils indirecte) Vaterstadt zu seyn. Höchst wahrscheinlich war er ein Jonier, „aus einer der Familien, die von Ephesus nach Smyrna gingen zu einer Zeit, wo die Aeolier und Achäer den Haupttheil der Bevölkerung bildeten", deren erbliche Lieferungen von dem Zuge nach Troja noch sehr lebendig waren. Seine beiden, ebenfalls schon oben (K. 3, 3.) näher bezeichneten Dichtungswerke, die Iliade und die Odyssee, gelten mit Recht wegen ihrer objectiven Klarheit und einfachen Natürlichkeit als die vollkommensten Heldengedichte aller Zeiten und haben als allgemeines Volksbuch aufs tiefste in die Bildung des gesammten Hellenenthums eingewirkt. Ueber die Entstehung derselben war lange Streit; am wahrscheinlichsten denkt man sie sich jetzt so, daß sie ursprunglich in ihren Haupttheilen von Homer ausgegangen und in mündlicher Fortpflanzung auf die Sänger seiner Schule, die Homeriden, übergegangen, durch diese aber alsdann durch Einschaltungen von Versen und selbst ganzer Abschnitte erweitert und in dieser Gestalt von Mund zu Mund weiter verbreitet worden seyen; worauf dann die spätern Sänger solcher Lieder, die Rhapsoden, sich streng an's Ueberlieferte haltend, sie einzeln und unverbunden, je nach Lust und Wunsch der bewundernden Zuhörer, vortrugen, bis sie durch Lykurg von Kleinasien nach Griechenland gebracht,

dort durch Pisistratos in Athen und durch die von ihm angeregten Gelehrten (die sogenannten Diaskeuasten oder Interpretatoren) vollständiger gesammelt und geordnet und in der Folge (im 3. Jahrh. v. Chr.) durch die kritische Reinigung der alexandrinischen Grammatiker ihre jetzige feststehende Gestalt erhielten. Die Möglichkeit der Wiederherstellung dieser Gedichte in ihrem ursprünglichen Bestand ist mit Grund zu bezweifeln.

Was übrigens den Ausdruck Rhapsoden betrifft, (die auch Stichoden hießen, weil die von ihnen vorgetragenen Gedichte aus einzelnen von einander unabhängigen Reihen bestanden), so weis't Ottfr. Müller nach, daß das Wort von ῥάπτειν ἀοιδήν abgeleitet werden muß und „das Aneinanderreihen von Versen ohne erhebliche Abtheilungen oder Pausen bezeichnet, — mit andern Worten, den ebenen und ununterbrochen fortlaufenden Strom des epischen Gesangs:“ so daß also das Wort Rhapsode eben so gut auf den Sänger, der sein eigenes Gedicht absingt, als auf den Declamator paßt, der den schon oft vernommenen Gesang von neuem vorsingt. — Das Singen oder Deklamiren geschah unter einfacher Accordbegleitung eines Saiteninstruments (der Phorminx.) Das Versmaaß dieser Gedichte — der epische Hexameter — verlieh durch seine „Ruhe und Majestät dem Vortrag einen erhaben-feierlichen Ton, und eignete sich besonders für die erzählende Darstellung und ihre leichtere Fortpflanzung bloß durch das Gedächtniß.

Die Epiker nach Homer traten aus dem rein natürlichen, mehr menschlichen Kreise des Episch-heroischen heraus und nahmen einen religiös-mythischen Charakter an, da unterdeß nun auch von Osten her, wie früher von Thrazien aus, durch den regern Verkehr der Griechen auf den Inseln und in den kleinasiatischen Colonieen mit Phrygien und Lydien, mit Phönizien und Aegypten orientalische Vorstellungen und Geheimlehren in die hellenische Weltanschauung eingedrungen waren. Die religiös-mythischen Dichter dieser Periode hatten bei Behandlung ihrer Theogonieen und Kosmogonieen die Absicht, ihre aus den Mysterien geschöpften Vorstellungen über den Ursprung der Dinge zur Belehrung für Andere wiederzugeben. Ein Theil derselben widmete den Helden- und Stammsagen oder auch einzelnen Theilen des trojanischen Sagenkreises (wobei sie an Homer anknüpften) eine erweiternde

Bearbeitung. Die sich in diesen mythisch-historischen Kreisen bewegten, nennt man Cycliker oder cyclische Dichter und ihre Werke (wie z. B. die Titanen- Gigantenkämpfe, die Argonautensage, der Krieg der Sieben gegen Theben, die Abentheuer des Theseus, die Zerstörung Troja's, die Abentheuer der von Troja zurückkehrenden Helden ꝛc.) sind meist nur dem Namen nach oder aus Andeutungen Späterer bekaunt.

Als ein wesentlicher Theil der den Homeriden angehörigen epischen Poesie erscheinen die homerischen Hymnen, die den Rhapsoden als einleitende Gesänge (Proömien, Vorspiele) zu ihren dichterischen Vorträgen, die größern darunter insbesondre „als Einleitungen in einen ganzen Rhapsoden-Wettstreit“ dienten und „gleichsam den Uebergang von dem vorhergehenden Götterfeste, seinen Opfern, Gebeten und Gesängen zu dem darauf folgenden Wettkampf epischer Sänger bildeten.“

In der gleichen Zeit, da namentlich auf Chios die Sängerschule der Homeriden blühte, lebte zu Askra in Böotien der zu Kyme im kleinasiatischen Aeolien geborene Dichter **Hesiodos** als Haupt einer besondern äolisch-böotischen Sängerschule, deren Geist (im Gegensatz gegen den sorglos-heitern, jugendlich-phantasiereichen der homerisch-ionischen Dichterschule) mehr als ein ernster, melancholischer erscheint, der sich über die Wirren und Bedrängnisse des ihn umgebenden Lebens emporzuheben und in etwas Höherem Beruhigung zu finden sucht. Von ihm sind noch drei Werke vorhanden: eine Theogonie, welche ungemein großen Einfluß auf die Vorstellungeu der Griechen von den Würden, Eigenschaften und Verwandschaften der Götter und auf eine zusammenhängende Vorstellung von der Entwicklung des Lebens der Welt hatte, wie oben (s. K. 5, 3.) angegeben wurde; danu sein „Schild des Herakles“, als Bruchstück eines größern mythologischen Werkes, und seine „Werke und Tage“, ein Lehrgedicht über Einrichtung des Ackerbau's, Hauswesens und menschlichen Lebens überhaupt, wobei der Dichter von den Fügungen und Einrichtungen der Götter ausgeht, welche „die Gerechtigkeit im Menschenleben schützen und die Arbeit als den einzigen Weg zum Wohlseyn gegeben nnd das Jahr selbst so geordnet haben, daß

jegliches Werk seine rechte und den Menschen erkennbare Zeit darin findet."

Als die epische Poesie schon im Verfall war, trat im 7. Jahrhundert v. Chr. die **lyrische Poesie** hervor, welche gleichfalls auf dem, durch politische Freiheit und Handelswohlstand, so wie durch sein zu steter Lust anregendes Klima, begünstigten Boden des hellenischen Kleinasiens erwuchs, und schon im zweiten Jahrhunderte vor dem Persereinfalle alle ihre Gattungen (die Ode, den Dithyrambos oder das bacchische Festlied, die Skolie oder das Trinklied, das erotische oder Liebeslied, die Elegie, die Idylle, die Satyre, das Lehrgedicht mit der Fabel, das Epigramm, das Räthsel, die Gnomen 2c.) zur völligen Reife entfaltet hatte. Doch haben sich von allen lyrischen Gattungen dieser Zeit meist nur Bruchstücke erhalten.

Als die ältesten Dichter werden **elegische** Dichter genannt d. i. solche, die im elegischen Metrum oder Versmaaß dichteten und diese Gedichte mit einem Vor- und Zwischenspiel der Flöte begleiteten. Die Dichtart, die man Elegie nennt und die aus Distichen (jedes Distichon aber aus einem Hexameter und einem Pentameter) besteht, hatte den Character aufgeregter und aufregender lebhafter Empfindung und erhielt durch die Behandlung verschiedener Meister bald einen männlichen und kräftigen, bald einen weichen und schmelzenden Ton und wurde bei den verschiedensten Veranlassungen (z. B. beim Kampf, wie beim Gastmahl) angewendet, um des Herzens Bewegungen auszusprechen.

Zu den Elegikern gehörten: Kallīnos aus Ephesus, der Erfinder dieses Versmaaßes, der zur Zeit, da die Kimmerier Lydien eroberten (678—629 v. Chr.), lebte und in seine Elegieen einen kriegerischen Geist legte; — sein attischer Zeitgenosse Tyrtäus (Tyrtaios s. K. 6, 6.), der seine kräftigen Kriegslieder, mit denen er die Spartaner gegen die Messenier befeuerte, in eben diesem Maaße dichtete; ferner Theognis aus Megara, den Einige für den Lehrer des Pythagoras halten; Mimnermos aus Smyrna (seinen Voreltern nach aus Kolophon) 632 v. Chr., der zuerst dadurch, daß er in manchen seiner Lieder die Kürze des Lebens, die Vergänglichkeit der Freuden 2c. beklagte, Veranlassung gab, daß

wir jetzt mit dem Worte „Elegie" den Begriff der Wehmuth und Klage verbinden, obwohl schon bei den Alten das wahrscheinlich kleinasiatische Wort Elegos (wovon das Wort Elegeion oder Elegie abstammt) die feste Bedeutung eines Klagliedes ohne bestimmte Beziehung auf eine metrische Form hatte; — der athenische Gesetzgeber Solon, dessen feurige und patriotische Elegie Salamis die Jünglinge Athens zur Einnahme dieser Insel begeisterte; — endlich der letzte und größte unter den Elegikern **Simonides** aus Keos (556—468 v. Chr.), der übrigens auch in vielen andern Dichtungsgattungen Meister, desgleichen auch ein Freund der Weisheit war, so daß man eine Menge sinnreicher Sprüche von ihm aufführt, und die „weise Mäßigung des Simonides" sprüchwörtlich geworden ist. Diese practische Richtung zeigte sich auch in seiner Poesie, die, verbunden mit seiner edlen Gesinnung, vielseitigen Bildung und feinen Lebensart, ihm die Freundschaft der mächtigsten und ausgezeichnetsten Männer seiner Zeit erwarb. Doch wurde ihm vorgeworfen, daß seine Muse im Sold des Reichthums gestanden und darum manchmal auch geschmeichelt habe. Er hielt sich zuerst bei dem Tyrannen Pittäkos in Mitylene, sodann bei den Pisistratiden zu Athen, nachher in Sparta und Thessalien, zuletzt am Hofe des Hiero von Syrakus auf, wo er durch seine weise Vermittelung einen Krieg verhinderte und als 90jähriger Greis 469 v. Chr. starb.

Er trug mit einer Elegie zu Ehren der bei Marathon Gefallenen in einem Wettkampf, den die Athener zu diesem Zwecke unter den vorzüglichsten Dichtern der damaligen Zeit veranstalteten, den Preis davon, wie ihm denn alle seine Siege in practischen Wettkämpfen zusammengenommen 56 Stiere und Dreifüße eintrugen. Von ihm ist auch bekannt, daß ihn seine Vorahnung zweimal aus Todesgefahr errettete, das einemal, als er sich zurückgehalten fühlte, ein Schiff zu besteigen, das nachher unterging; das anderemal, als es ihn bei einem Gastmahle trieb, das Zimmer zu verlassen, dessen Decke gleich darauf einstürzte. — Auch sein Schwiegersohn Bacchylides zeichnete sich als lyrischer Dichter aus; seinen Gedichten rühmte man Correctheit und Zierlichkeit nach; dabei waren sie aber mehr sinnlich anmuthig, als sittlich erhaben.

Gleichzeitig mit Kallinos lebte der durch die Kraft und Gluth seiner Lieder in ganz Griechenland bewunderte Lyriker **Archilo**-

chos aus Paros der Erfinder der Jamben, eines Versmaaßes, in das er zuerst Satyren oder beißende Spottreden einkleidete, mit denen man sich an gewissen Festtagen der Demeter (Ceres) zu necken und jeden, sonst durch die Gesetze und Sitten im Zaum gehaltenen Muthwillen loszulassen pflegte. Man hat indeß von den iambischen Gedichten dieses erfinderischen Geistes nichts mehr übrig, woraus man den Ton und die Anlage derselben näher bestimmen könnte. Der Sprache nach nähert sich diese Dichtart — ungleich der feierlichen epischen — mehr dem gewöhnlichen Ausdruck des gemeinen Lebens, von dem sie sich nur durch gefällige Rundung der Gedanken unterscheidet. Von seinem Zeitgenossen, dem Jambendichter Simonides aus der Insel Amorgos (664), dem Großvater des vorhin genannten Simonides aus Keos, hat man Bruchstücke eines satyrischen Gedichts, worin er das weibliche Geschlecht nach seinen Schwächen und Vorzügen trefflich schildert, wie er denn überhaupt nicht bloß einzelne Personen, sondern ganze Klassen von Menschen satyrisch behandelte. — Auch Solon zeigte sich, einem uns erhaltenen Bruchstücke nach, worin er seine Staatsverfassung verficht, als energischer und gewandter Jambendichter.

In Bezug auf lyrische Poesie im engern Sinne unterscheidet man eine **äolische Lyrik**, die von den Aeolern Kleinasiens ausging und nur von Einzelnen mit dem naiven, traulichen äolischen Dialect unter Begleitung der Lyra und mit angemessenen Körperbewegungen vorgetragen — und eine **dorische Lyrik**, die besonders bei den Doriern im Peloponnes und auf Sizilien ausgebildet und zum Chortanze bei öffentlichen Festen gesungen wurde (wiewohl natürlich auch die Sänger der äolischen Lyra zuweilen für den Chorvortrag dichteten).

Zu den äeolischen Lyrikern gehören vorzüglich **Alcäus** (Alkaios) aus Mitylene auf Lesbos (zwischen 650 und 500 v. Ch.), der Erfinder des alcäischen Versmaaßes, dessen Leyer sowohl, als Schwert gegen die Tyrannen seiner Vaterstadt gerichtet war, von denen er mit der aristokratischen Partei, der er anhing, vertrieben wurde, bis er nach langen Wanderungen in der Fremde unter des Pittakos milder Regierung wieder zurückkehrte und mit ihm ausge-

söhnt seine letzte Lebenszeit ruhig hinbrachte. Er war von edler, aber leidenschaftlicher Gemüthsart und seine Lieder wurden von den Alten „Parteigesänge" genannt.

Seine Zeit- und Vaterlandsgenossin war **Sappho**, welche ihre Liebe zu dem schönen Jüngling Phaon in glühende Lieder ergoß und, weil sie nicht erhört ward, zuletzt die verzehrende Gluth ihrer Leidenschaft in den Meeresfluthen zu löschen suchte, in die sie vom leukadischen Felsen hinabsprang. Von ihr trägt das durch sanfte Anmuth ausgezeichnete sapphische Metrum seinen Namen. Ueberhaupt bezeugt das ganze Alterthum, daß die Dichtkunst der Sappho „das Höchste von Anmuth und Holdseligkeit gewesen sey" und Solon, als er seinen Neffen ein Lied dieser Dichterin vortragen hörte, soll gesagt haben: „er möchte nicht sterben, ohne das Lied auswendig gelernt zu haben." — Ihre Freundin Erinna, die wahrscheinlich das gleiche Vaterland mit ihr theilte, wurde, obgleich sie in der Blüthe ihrer Jahre starb, von den Alten als eine der größten Dichterinnen gepriesen. Ihr Gedicht „die Spindel" wurde dem „poetischen Werth nach" den Gedichten des Homer an die Seite gesetzt. — Aus Lesbos war auch der §. 1. als Musiker genannte Terpander, der zugleich Dichter war.

Den äolischen Dichtern kann auch der in seiner Gattung einzeln dastehende **Anakreon** beigezählt werden, dessen Lieder der Liebe und des Weins Erzeugnisse feinsinnlichen Lebensgenusses im Gewande zarter Anmuth und schmuckloser Einfachheit sind. Geboren zu Teos in Jonien ging er (nach der Eroberung seiner Vaterstadt durch Harpägos s. III. 9, 2.) als Vertriebener zuerst nach Thrazien, von da zu Polykrates nach Samos und nach dessen Ermordung zum Hipparch nach Athen, und als auch dieser ermordet wurde, wieder in sein Vaterland zurück, wo er in einem Alter von 85 Jahren vor Lachen an einer Weinbeere erstickt seyn soll!

Unter den dorischen Lyrikern zeichneten sich aus: der erotische Dichter Alkman aus Sardes um 629 v. Chr., der zuerst als Sclave zu Sparta aufwuchs, dann dort als Freigelassener das Bürgerrecht bekam. Er vervollkommnete den dort schon vorgefundenen Chorgesang und war besonders stark in Dichtung von Jung-

frauenchören. Aber an Ruhm übertraf ihn sein Schüler **Arīon** von Methymne auf Lesbos, der dem Dithyrambos oder bacchischen Festliede erst ein „kunst- und würdevolles Gepräge" gab, indem er es durch Chöre, die sich im Kreise um den brennenden Opferaltar bewegten, vortragen ließ.

Er lebte seit 633 v. Chr zu Korinth unter dem Tyrannen Periander und seine Knnst im Saitenspiel und Gesang wurde von der Sage dadurch verherrlicht, daß sie erzählt: als er auf der Heimreise aus Tarent unterwegs von der nach seinen Schätzen lüsternen Schiffsmannschaft getödtet werden sollte, habe er sich ausgebeten, vorher noch einmal singen und spielen zu dürfen, und sey dann nach beendigtem Gesang, um den Mörderstreichen zuvorzukommen, in das Meer gesprungen, wo er aber von einem Delphin, der seinem Spiele gelauscht, auf den Rücken genommen und an das Vorgebirg Tänarus gerettet worden sey.

Auch der Tyrannenfeind Stesichoros von Himĕra in Sizilien (640—560 v. Chr.) gehört in diese Dichterreihe. Er förderte die kunstmäßige Ausbildung der Chöre, worin er besonders epische Gegenstände behandelte, besonders wenn sie bestimmt waren, bei Todtenopfern und Festen von Heroen aus dem trojanischen und ähnlichen Heldenkreisen dargestellt zu werden. Er erhob auch das Hirtenlied zur Kunst und veranlaßte die bukolische Dichtungsart (s. VII. 11, 5.). Er war es auch, der durch eine kluge Fabel seine Mitbürger vor den ehrgeizigen Plänen des Tyrannen Phaläris warnte.

Ihm nahe durch Kunststyl und dorisch-epischen Dialect, so wie fast auch durch das Vaterland stand der feurige **Ibȳkos** aus Rhegium (auf der äußersten Spitze Unteritaliens), der als wandernder Dichter ebenfalls zur Zeit des Polykrates auf Samos lebte. Seine Gedichte hatten übrigens einen weichlicheren und leidenschaftlicheren Character, als die des Stesichorus. Aber gerade dadurch war er äußerst beliebt.

Auf seiner letzten Kunstreise fiel er unter Mörder, wurde aber von Kranichen, die bei seiner Ermordung gerade vorüberflogen und von dem Sterbenden beschworen wurden, ihn zu rächen, nachher dadurch gerächt, daß sie bei seiner Leichenfeier über dem Theater hinwegfliegend die unter den Zuschauern befindlichen Mörder verriethen, indem einer dersel-

ben bei ihrem Anblicke ausrief: Siehe da, die Kraniche des Ibykus! — ein Ausruf, der zur Untersuchung der Sache und zur Bestrafung der Mörder führte.

Der großartigste dorische Lyriker aber ist **Pindăros** (Pindar), der fast alle, besonders die ernsten Gattungen der lyrischen Poesie mit vollendeter Kunst betrieb. Er war zu Kynoskephalä in der Nähe von Theben 522 v. Chr. geboren und starb auch daselbst im 80., nach Andern im 90. Jahre seines ruhigen Lebens, sanft in den Armen eines seiner Schüler entschlummernd. Er wurde frühe schon von trefflichen Lehrern, insbesondere von den Dichtern Dimonides und Lasos, so wie von der auch durch ihre Schönheit berühmten Dichterin Korinna (die nachher auch seine Nebenbuhlerin wurde), zur wahren Schönheit in der Dichtkunst angeleitet, nnd bald überstrahlte der Glanz seines Ruhmes ganz Griechenland so, daß Länder und Städte, Könige und Bürgergemeinden darnach rangen, von ihm besungen zu werden: denn der aufrichtige freie, männliche gerade Ton seiner unbestechlichen Muse erfüllte alle Griechen mit der tiefsten Achtung vor ihm, da er weder den Fürsten, noch den Städten schmeichelte, wann er ihr Lob sang.

Besonders berühmt waren seine Siegeshymnen (Epinikien) auf die Sieger in den olympischen und übrigen Nationalspielen der Griechen, davon eine bedeutende Zahl sich erhalten hat. Sie wurden entweder auf dem Kampfplatz beim Festzuge, oder bei dem auf die Wettspiele folgenden Festgelage (das man Komos nannte), oder bei Einholung eines Siegers oder beim Einzug desselben in seine Vaterstadt oder bei einem deshalb angestellten Dankfest im Tempel von einem Chore gesungen. In diesen Hymnen brachte er immer den Ruhm des Siegers „in Zusammenhang mit dem Zustand und der Vergangenheit des Stammes und Staates, aus dem er hervorgegangen", und ermahnte stets, das errungene Glück würdig zu tragen und zu nützen, oder die bewiesene Tüchtigkeit auch durch andere Tugenden, besonders durch Frömmigkeit zu erhöhen. Häufig eröffnet er, vorzüglich in seinen Trauergesängen, die Aussicht auf Unsterblichkeit und auf das schöne Leben der Seligen, im Gegensatz der Unseligen, woraus zu entnehmen

ist, daß er in die Mysterien eingeweiht war, die besonders den Zustand nach dem Tode zum Gegenstand hatten. (S. K. 5, 6.)

Den Geist von Pindar's Poesie im Allgemeinen bezeichnet einer seiner Beurtheiler so: „Liest man einen Hymnus von ihm, so ist es einem, als käme man in einen Palast, in welchem Portal und Säulen und Alles, was darin ist, im höchsten und reinsten Styl geformt, den Sinn des Eintretenden erfreuen und erheben; oder als käme man in einen Saal, in welchem die Götter und Heroen und alle Edlen der griechischen Vorzeit sich beisammen befänden." — „Der kühne Flug seiner Phantasie, der wie ein Waldstrom einherbraus't, achtet nicht der Uebergänge und Verbindungen; dennoch wird das Ganze, wenn auch nur durch kaum sichtbare Fäden, kräftig zusammengehalten." — „Erhabene, sinnvolle Wahrheiten gehen wie Göttersprüche aus seinem Mund hervor und erschüttern wie mit einer Zauberruthe das Gemüth des Lesers." — Die beste Uebersetzung der Pindarischen Hymnen und Oden ist von Fr. Thiersch.)

Das Lehrgedicht oder die didaktische Poesie, deren Gebiet das practische Leben ist, ging aus den Denksprüchen (von den Neuern Gnomen genannt) hervor, in welche welterfahrene Männer die Ergebnisse ihrer sittlichen Beobachtungen niederlegten. (S. §. 4.) Man vereinigte nämlich weitergehend eine ganze Folgenreihe practischer Wahrheiten und Beobachtungen über Leben und Natur in Form eines Gedichts, und schon die historische Sängerschule pflegte diese Dichtungsgattung, so wie späterhin auch mehrere Philosophen, wie Xenophanes, Parmenides und Empedokles, sich dieser Form bedienten, um sich „über die Natur der Dinge auszusprechen." — Zu der didaktischen Poesie gehört auch die **Fabel**, insbesondere die Thierfabel. Schon bei Hesiod und Archilöchos findet sich diese Dichtungsart; aber als der eigentliche Gründer und Repräsentant derselben erscheint der auch durch seine, größtentheils selbst dem Fabelgebiet angehörigen, Lebensschicksale berühmte **Aesop** (Aisōpos) aus Phrygien (nach Andern aus Thrakien), der, von kleiner, buckliger Gestalt um 550 v. Chr. als Sclave zu Samos und nachher am Hofe des Königs Krösus von Lydien lebte, nnd von seinem letzten Herrn, dem Philosophen Jadmon, seines edlen Characters wegen freigelassen wurde. Seinen Tod fand er zu

Delphi, dessen Einwohner, von ihm durch Spottfabeln beleidigt, ihn des Tempelraubs beschuldigten und umbrachten. Die von ihm angebaute Dichtungsgattung erhielt nachher viele Bearbeiter, so daß in der Sammlung, die Planudes im 14. Jahrhundert n. Chr. unter dem Namen der äsopischen Fabeln veranstaltete, nur die wenigsten dem ersten Erfinder angehören, dessen ganze Existenz sogar von Einigen bezweifelt wird. — An das Ende dieser Periode gehört auch das komische Epos, zu welchem besonders die Batrachomyomachie oder der Frosch- und Mäusekrieg gehört, den man in der römischen Zeit fälschlich dem Homer zuschrieb.

Eine besondere Gattung von lyrischer Poesie sind die Epigramme oder Sinngedichte, welche in kurzen Versen theils Inschriften an Tempeln und Häusern, Aufschriften auf Gräbern, Gebetsprüche, Wünsche, Weisheitslehren rc. enthalten, und deren viele in Sammlungen gebracht sind, die man Anthologieen (Blumenlesen) nannte. (Die geschmackvollste Uebersetzung der griechischen Anthologie ist die von Friedrich Jacobs.)

So viel von dem epischen und dem lyrischen Blüthenzweige hellenischer Kunst. Sind diese Ergüsse und Gebilde spielender sowohl, als ernsterhabener Dichtergemüther in der Regel „mangellos" in Form, Ausdruck und Darstellung, so sind sie allerdings nicht alle auch „makellos" in ihrem Inhalte, in so fern bei vielen nicht zugleich auch das Wahre und Gute Ziel ihrer Sehnsucht und Wünsche war, vielmehr die Philosophie ihres Leichtsinnes, den Ernst des Daseyns und die Fragen nach der Zukunft des Lebens fliehend, nur Befriedigung und Trost im süßen Genuß oder gar Taumel der Erdenlust suchte oder höchstens bei vorübergehender Anwandlung des Ernstes sich in die Nebelhöhen eitlen Stolzes verlor. Nichts desto weniger aber sind unter diesen Dichtern viele edle Gemüther, denen das Wahre, Große und Würdige, so weit sie's erfaßten, wenigstens ein ernstes Strebeziel, wenn auch natürlich ein nie ganz erreichtes, — und die Frage nach dem Ewigen eine ernste, wenn auch im Wesentlichen noch unbeantwortet gebliebene, war.

Freilich kann die gesammte Poesie der Alten in keinen Vergleich gestellt werden mit der vom Geiste Gottes durchwehten heiligen Dichtung des viel älteren Bundesvolkes, welche, selbst ein Hymnus, sich stets in die reinsten Aetherhöhen schwingt, um den Genuß der Schönheit der Schöpfung durch ein Lob ihres Schöpfers zu heiligen und den Mißton der Eitelkeit der Erdenfreu-

den in den Trostklang künftiger Seligkeiten aufzulösen. Was ist ein Pindar gegen den königlichen Psalmensänger? was die ganze Schaar der Gnomiker gegen den königlichen Verkünder göttlicher Wahrheitssprüche? was überhaupt der höchste Wolkenflug und Lichtblick der besten Dichter des klassischen Alterthums gegen den Adlerflug und das Feuerauge der Propheten? — Doch wollte man in dieser Weise die Fragen fortsetzen, müßte man nicht zuletzt mit der Frage schließen: wo ist ein Geist, so reich als Gottes Geist? — Aber es handelt sich hier nur von der Sphäre des sich selbst überlassenen menschlichen Geistes, der erst im Suchen nach Gott begriffen ist und dessen schöpferische Gebilde, so weit sie dieses Suchen mehr oder weniger stark beurkunden, eben so wenig mißachtet zu werden verdienen, als sie wegen ihrer noch so vollendeten geistbildenden Form überschätzt werden dürfen. Richtig gewürdigt und an seinen Ort gestellt, ist keines dieser Gebilde dem Christenthum schädlich, wenn es anders derjenige nicht erst dazu macht, der überhaupt das klassische Alterthum über das Christenthum stellt.

4. Griechische Weltweisheit. Die frühern philosophischen Schulen. Pythagoras.

Wenn das menschliche Bewußtseyn erwacht, so fängt die Seele an, aus dem Zustand ihrer wirr durcheinander laufenden Empfindungen und Vorstellungen sich zur Besinnung herauszuarbeiten und dieses „Sich-Besinnen" ist der Anfang des Philosophirens, durch welches der Mensch sich sowohl über die Dinge und Verhältnisse außer sich, als auch über die Regungen und Zustände in sich in's Klare setzen will. Das Philosophiren ist also ein natürliches und nothwendiges Geschäft des erwachenden Geistes, wobei er freilich, so lange er sich selbst überlassen ist, seiner Natur nach die Wahrheit im besten Falle nur theilweise, nur mehr oder weniger annäherungsweise erkennt. — In Bezug auf die Menschheit war Asien auch die Wiege der Philosophie. Doch war bei den alten asiatischen Völkern die Philosophie mit der Naturreligion noch ganz verwachsen und darum bestand das Philosophiren derselben mehr in einem bloßen „Sinnen" über die Natur, von der sich der Ruhe-liebende Geist des Morgenländers bewältigen ließ,

ohne sich ihr „fest gegenüber stellen" oder sich über dieselbe erheben zu können.

Erst der bewegliche Geist des Griechen (besonders des forsch- und wißbegierigen Joniers) raffte sich aus dem mehr brütenden Zustande des Sinnens zu einer größern Klarheit des Bewußtseyns empor und sein Philosophiren trat allmählig in selbständigen Bildungen auf. Anfangs aber trug auch die griechische Philosophie die Spuren ihrer Entwicklung aus der Naturreligion noch an sich, indem sie das Leben in der Natur, also die Natur nicht allein nach ihrer sinnenfälligen Außenseite, sondern auch nach der in ihr waltenden „Allkraft" betrachtete, und in demjenigen, was dieses Leben der Natur fördert oder hemmt, Gegensätze des Guten und Bösen sah. — Auf einer weitern Entwicklungsstufe riß sich sodann die Philosophie von der in der Natur gegebenen wandelbaren Vielheit, in der sie vergebens die Einheit suchte, los und forschte nach einer höhern stets sich gleich bleibenden unveränderlichen Einheit, die sie im selbstbewußten menschlichen Geiste zu finden glaubte, wobei sie es aber nur zur unlebendigen „Freiheit des Begriffs" brachte. — Endlich auf ihrer dritten und höchsten Stufe strebte die griechische Philosophie nach einer „Aufhebung des Gegensatzes zwischen Natur und Geist", oder nach einer „Versöhnung zwischen Welt- und Selbstbewußtseyn", die sie in der „lebendigen Freiheit der Idee" sah.

Von diesen verschiedenen Bestrebungen des philosophischen Bewußtseyns der Griechen ist in Folgendem näher die Rede.

Die älteste griechische Weisheit war mit der mythisch-religiösen Dichtkunst der Orphiker verwoben; späterhin, nach der Ausbildung des freistädtischen Wesens, nahm sie eine practische mit der Moral und Politik verbundene Richtung. Was dann der vielbewanderte Geist des alten Griechen in und außer sich beobachtet hatte, legte er in kurzen kernhaften Denk- und Sittensprüchen (den §. 3. genannten Gnomen) nieder, an deren einige sich die Namen der ältesten Weisen dieses Volks knüpfen und sammt ihnen in folgenden Versen dem Gedächtnisse sich leichter darbieten:

„Maaß zu halten, ist gut", das lehrt Kleobūlos von Lindos;
„Jegliches vorbedacht", heißt Ephyra's Sohn Periander;
„Wohl erwäge die Zeit", sagt Pittăkos von Mitylene;
„Mehrere machen es schlimm", wie Bias meint der Priener;
„Bürgschaft bringet dir Leid": so warnt der Milesier Thales;
„Kenne dich selbst!" so befiehlt der Lacedämonier Chilon;
Endlich: „Nimmer zu sehr!" gebeut der Kekropier Solon.

An die Stelle des Kleobul, Chilon und Periander setzen Andere den Epimenides (K. 7, 3.), Herakleitos, einen ernsten Sittenrichter zu Ephesus, und den Logographen oder Sagenschreiber Hekatäus. (V. 1. 2.)

Noch hat man viele andere, zum Theil noch tiefere Aussprüche, die man sich von den Sieben Weisen erzählte, aufbewahrt: von Thales z. B.: „Das Urwesen ist Gott, denn er ist nicht geworden; das Schönste ist die Welt, denn sie ist Gottes Werk; das Größte der Raum, denn er faßt Alles in sich; das Schnellste der Gedanke, denn er springt überall hin; das Gescheidteste die Zeit, denn sie entdeckt alles. Was ist schwer? sich selbst zu kennen; was leicht? Andern gute Lehren geben ꝛc. — Von Chilon z. B.: Hab' auf dich selbst Acht; ehre das Alter; sprich weder von Todten, noch von Lebenden Uebels; halte deine Zunge im Zaum; nimm lieber Schaden auf dich, als unrechten Gewinn; ein Stein ist die Probe für's Gold, das Gold ein Probirstein für die Gesinnung der Menschen. — Von Pittakos: Der Anfang zeigt den Mann. Verzeihung ist besser, denn Rache. Uebles sprich nicht einmal vom Feinde. — Von Bias: Was du Gutes thust, schreibe den Göttern zu; auf dem Wege von der Jugend zum Alter nimm die Weisheit als Reisezehrung mit, sie überdauert jedes andere Gut; unglücklich ist, wer das Unglück nicht zu tragen weiß. — Von Kleobulos: Beim Ausgehen aus dem Hause besinne dich, was du zu thun hast, beim Heimgehen was du gethan hast; im Glück sey nicht übermüthig, in Bedrängniß nicht muthlos. — Von Periander: Uebung macht den Meister; gegen Freunde muß man sich gleich bleiben, sowohl wann sie im Glück, als wann sie im Unglück sind. — Von Solon: Gehorche, bevor du regieren willst. Fliehe den Umgang der Bösen. Eile nicht mit deiner Freundschaft, aber den, der dein Freund ist, gib nicht auf.

Unter diesen Sieben Weisen bethätigte besonders **Pittakos** seine Weisheit dadurch, daß er die höchste Gewalt, die ihm seine Vaterstadt Mitylene, welche er von der Tyrannis und Anarchie befreit hatte, anvertraut worden war, nach hergestellter Ordnung freiwillig niederlegte. — Von **Bias**, welcher Dichter und beredter Staatsmann war, ist

bekannt, daß er bei einer Plünderung seiner Vaterstadt, während Jedermann seine Habe zu retten suchte, ohne sich nach der seinigen umzusehen, die Stadt verließ und auf die Frage: warum er nichts mitnehme, antwortete: „Ich trage all' das Meine bei mir", — andeutend, daß ihm seine Kenntnisse überall Aufnahme und Fortkommen bereiten würden. — Von Solon s. K. 7, 4 ff.

Wissen und Handeln, Theorie und Praxis, war bei diesen Männern, wie überhaupt im Alterthum, innig verbunden; erst die Reflexion der spätern Zeit führte auf Trennung und Vereinseitigung dieser beiden Richtungen.

Allmählig machte sich die Philosophie von der mythisch-religiösen Poesie los und trat schon in dem oben genannten, auch als practischer, scharfblickender Staatsmann berühmten **Thales** (K. 6, 1.), dem Stifter der ionischen (Philosophen-) Schule, in Verbindung mit Astronomie und Mathematik als Untersuchung über die Natur der Dinge und über das Bestehen der Welt auf, als deren Grund er die Alles aus dem Feuchten herausbildende Urkraft ansieht, während sein Freund Anaximander das Wesen der Welt in dem Begriffe der „Unendlichkeit" zu finden glaubte. Nach ihm setzte Pherekydes von Syros um 550 v. Chr.) als unwandelbaren Grund der Dinge den Aether (= Feuer = Jupiter), den er als das thätige Prinzip —, und die Erde (= Chaos), die er als das leidende Prinzip darstellte, beide durch den Begriff Zeit verbindend, tn der sich Alles bilde. Dabei soll er unter den Griechen zuerst die Unsterblichkeit des Geistes in der Seelenwanderung gelehrt haben. — Ein anderer ionischer Philosoph, Anaximenes, sah die Luft als den Grund der Dinge an. Mit Anaxagoras wandte sich dann die ionische Schule nach Athen, wo sie durch ihn in der folgenden Zeitperiode einer neuen Entwicklung entgegen ging. (K. 11, 5.)

Ueber allen Weisen dieses Zeitraums steht aber **Pythagoras**, geboren zu Samos um das Jahr 584 v. Chr., der „Lehrer und Erzieher von Staatsmännern" und selber der bedeutendste Staatsmann seiner Zeit, nicht durch Schrift und Gesetzgebung, sondern durch „lebendiges Wort und Beispiel." Mit hohen Vorzügen des Leibes und Geistes begabt, vollendete er die sorg-

fältige Bildung, die er in seiner Jugend empfangen, durch Reisen in Kreta und Griechenland, besonders aber in Aegypten, wo er mit orientalischen Weisheitslehren bekannt wurde, die er zum Theil in die eigenthümlichen Anschauungen seines tief forschenden Geistes mit aufnahm. Den Namen „Weiser" oder Sophos, der bis dahin den Denkern gegeben worden war, für sich ablehnend, nannte er sich aus Bescheidenheit bloß „Weisheitsfreund" oder Philosophos und von ihm an blieb dieser Name allen, die auf dem Wege einer sich selbstgenügenden, unabhängigen Vernunft die Wahrheit suchen.

Da sein Vaterland unter der Tyrannis des Polykrates (K. 7, 7.) seinen Ideen keinen geeigneten Raum bot, so begab er sich nach der griechischen Pflanzstadt Kroton in Unteritalien, wo ihm die Erhabenheit und der Tiefsinn seiner Rede, sein reiner Sittenwandel und das Eindrucksvolle seiner äußern Erscheinung eine große Anzahl bedeutender Zuhörer erwarb. Auf diese übte er während seiner 30jährigen sittlich-politischen Wirksamkeit (v. 540 bis 510 v. Chr.) einen so wesentlichen Einfluß, daß es ihm gelang in dieser Stadt den „aristokratischen Rath der Dreihundert" einzusetzen und eine politische Schule, den **pythagoreischen Bund**, zu stiften, dessen Mitglieder Männer verschiedenen Alters, zum Theil aus benachbarten Staaten, waren.

Der Aufnahme in diesen Bund ging die strengste Prüfung des Lebens und Characters voraus, und während der Prüfungszeit waren die Schüler zum Schweigen und zu verschiedenen ascetischen Uebungen verpflichtet. Den Aussprüchen ihres Meisters gaben sie sich so unbedingt hin, daß sie oft mit den Worten: „Er hat's gesagt!" sich alles Beweises überheben zu dürfen glaubten. Die Pythagoreer führten eine streng geregelte Lebensweise: des Morgens nach dem Aufstehen ernste Seelenprüfung; dann Gang in's Freie, der aufgehenden Sonne entgegen, unter Gesang und Gebet; darnach wissenschaftliche Beschäftigungen; hierauf Leibesübungen, auf die ein mäßiger Imbiß folgte; Nachmittags Beschäftigung mit öffentlichen Angelegenheiten; Abends Spaziergang, Bad und mäßige Hauptmahlzeit, worauf Gesang und Gebet den Tag schloß.

Seine Lehren trug er meist in mathematischen Formen vor, wie denn die Mathematik in ihm den Erfinder des nach ihm

benannten pythagorischen Lehrsatzes ehrt. Insbesondre erkannte er in den Zahlenverhältnissen das Wesen der Dinge und aus Zahlenverbindungen erklärte er sich die Entstehung der Dinge. Die Welt war ihm ein harmonisch-geordnetes Ganzes aus zehn Sphären bestehend, die sich in harmonischen Bewegungen um das Centrum oder die Einheit d. i. Gott, den Urgrund aller Vollkommenheiten, bewegen. Als Centralfeuer ist ihm die Einheit auch Prinzip der Wärme und des Lebens und durchdringt alles Bestehende, weßhalb er auch Sterne, Götter, Geister, Menschen, Thiere in beziehungsweise Verwandtschaft zu Gott setzt. Ein Ausfluß des Centralfeuers oder der Gottheit ist ihm die menschliche Seele, die nach dem Tode des Leibes zu ihrer Läuterung durch verschiedene Körper zu wandern habe, bis sie wieder in den menschlichen Leib zurückkehren könne! Seine Staatsverfassungslehre war auf den Grundsatz gebaut, daß Tugend aus dem Herzen kommen und daß sie, „aus dem inneren Gesetze lebendig befruchtet, ihre Kraft auf das Leben äußern müsse."

Ein solcher Tugendbund und eine solche auf das staatsbürgerliche Leben angewandte Lehre entging aber dem Neide der Gemeinheit nicht. Nach der in dem Kriege mit den Krotoniaten erfolgten Zerstörung von Sybäris (510 v. Chr.) wurde das gemeine Volk in Kroton nach Ackervertheilung begierig, und das ungestüm überhand nehmende demokratische Streben brachte dem Bunde (504 v. Chr.) den Untergang. Obgleich nun viele Pythagoreer einen gewaltsamen Tod dabei fanden, alle aber auseinandergesprengt wurden, so wirkte der edle Geist dieses Bundes doch noch lange Zeit durch seine übriggebliebenen Glieder in andern Staaten fort, die unter der Einwirkung pythagoreischer Gesellschaften „im Innern nach aristokratischen Grundsätzen wohl regiert und nach Außen stark, mächtig und glücklich bestanden haben." Pythagoras selbst, der sich durch die Flucht gerettet hatte, starb zu Metapontum in einem Alter von 80 Jahren.

Während diese und jede frühere Philosophie das sinnlich Wahrnehmbare aus dem Unsichtbaren und Ewigen kommend und nur in ihm bestehend begriff, erklärte **Xenophänes** aus Kolophon,

ein Zeitgenosse des Pythagoras und Anaximanders, der Stifter der eleatischen Schule (zu Eléa in Unteritalien 538 v. Chr.), die Welt selbst als das Ewige und Unveränderliche, und wurde dadurch der Vater des Pantheismus d. i. der Lehre, welche Gott und Welt als Eins nimmt. Durch seine Behauptung, daß es nicht eine Vielheit unveränderlicher Dinge, sondern nur Ein Unveränderliches, nämlich das All, gebe und daß dieses Ein' und All' Gott sey, trat er zwar aufs entschiedenste der Vielgötterei entgegen, machte aber das Universum zum Gotte und sagte von diesem aus, er sey weder endlich, noch unendlich, weder beweglich noch unbeweglich, dennoch Alles vorstellend und Alles vermögend, durchaus sich selbst gleich, und seine vollendetste Form die Kugelgestalt. Dabei verwarf er jede höhere Offenbarung und ließ nur die menschliche Vernunft als Wahrheitsquell gelten. Seine Lehre wurde von seinen beiden Schülern Parmenides und Zeno in der folgenden Periode weiter gebildet.

So wie die epische und lyrische Poesie sammt der Philosophie zunächst von Jonien ausging, so war dieß auch mit der Geschichtschreibung der Fall. Das Bedürfniß, seine Geschichte aufzuzeichnen, erwachte aber bei dem Griechen erst spät, weil es seit den durch die epische Poesie verherrlichten Ereignissen der mythischen Zeit, in deren zauberischen Erinnerungen der Grieche sich unermüdet erging, bis auf den Schluß dieser Periode an einer die allgemeine Theilnahme der Nation in Anspruch nehmenden Begebenheit gemangelt hatte. Nur die Jonier, diese „alles versuchenden Entdecker im Reiche des Geistes" machten auch den ersten Versuch in der Geschichtschreibung. Diese trat übrigens zuerst nur als Chronik auf, indem Kadmos (kurz vor 540 v. Chr.) eine Gründungsgeschichte seiner Vaterstadt Milet schrieb, welche aber frühe verloren ging. Erst die großen Begebenheiten, zu denen uns nun der Verlauf unserer Geschichtsbetrachtung führt, haben den ersten eigentlichen Geschichtschreiber erweckt, von welchem der Schluß der nun folgenden Periode das Nähere angeben wird.

Fünftes Buch.

Griechenlands mittlere Zeit

bis zum Verfall der griechischen Freiheit.

Fünftes Buch.

Griechenlands mittlere Zeit

bis zum Verfall der griechischen Freiheit.

Fünftes Buch.

Griechenlands mittlere Zeit.

---

1. Kapitel.

Der Aufstand der Jonier gegen Persien.

1. Des Darius Zug gegen die Scythen.

Seit Cyrus (III. 9. 2.) standen die hellenischen Küsten und Inselstaaten Kleinasiens unter dem Doppeljoch persischer Oberhoheit und einheimischer Tyrannis. In jeder dieser hellenischen Pflanzstädte stand an der Spitze des Gemeinwesens ein Mann aus den edlen Geschlechtern, vom persischen Hofe mit der Alleingewalt betraut und diesem um so treuer ergeben, je mehr die Unterdrückten mit Sehnsucht ihre Blicke nach dem freien hellenischen Mutterlande wendeten und von dort Trost und Hülfe gegen ihre Unterdrücker zu erhalten wünschten.

Am meisten sehnten sich die ionischen Städte nach Freiheit, die ihnen das jugendliche Emporstreben athenischer Demokratie in einem noch wünschenswertheren Lichte erscheinen ließ, ohne daß sie aber die sittliche Grundlage, die gerade bei ihnen längst anbrüchig geworden war, mitzubringen vermochten.

Diese ihre Schwäche zeigte sich zunächst bei Gelegenheit des von dem persischen Könige Darius Hystaspis gegen die Scythen veranstalteten Zuges.

Darius nämlich, der sich vorgenommen hatte, sein Reich gegen Nordwesten hin zu erweitern (III. 9, 8.), machte sich mit einem zahlreichen, aus den verschiedensten Völkern seines Reiches auserlesenen Heere auf, und zog über den Hellespont durch Thrazien aufwärts gegen die Donau, während seine Flotte, welche großentheils aus griechischen, besonders ionischen Schiffen bestand, bereits durch das schwarze Meer in die Donau gefahren war, um eine Schiffbrücke über diesen Strom zu schlagen. Als er mit seinem Landheere die Donau passirt hatte, ließ er auf den Rath eines lesbischen Schiffsführers die ganze Flotte zur Bewachung der Brücke zurück, um sich den Rückweg offen zu erhalten, und begann den Zug in das Innere von Scythien (dem heutigen Südrußland).

Die Scythen, diese halbwilden, aber tapfern Horden, hatten bereits ihre Familien und Heerden in die nördlichen Gegenden ihres Landes geschickt und erwarteten in drei Haufen die anrückenden Perser. Sie verheerten selber immer vorher jede Gegend, durch die der Feind ziehen wollte, um ihm den Unterhalt zu erschweren, und neckten die Perser unabläßig durch Seitenanfälle, während sie sich stets jedem Angriffe derselben durch die Schnelligkeit ihrer Rosse entzogen. Erst als sie das persische Heer tief in das Innere ihres Landes gelockt hatten, machten sie Miene eine Schlacht anzunehmen.

Um dieser auszuweichen und eine ungehinderte Rückkehr zu gewinnen, ließ Darius auf den Rath des Gobryas, eines seiner vornehmen Begleiter, sein Lager sammt den Packthieren und der gebrechlichsten Mannschaft zurück und brach heimlich in einer Nacht eilig nach der Donau auf.

Dorthin war unterdeß schon ein scythischer Reiterhaufen gekommen und hatte die Griechen, welche die Brücke bewachten, zu bewegen gesucht, sich durch Abbrechen der Brücke vom persischen Joche zu befreien.

Auf die Nachricht von der schlimmen Lage des Königs rieth

Miltiädes (der Besitzer eines früherhin von seinem Oheim gleichen Namens auf der chersonesischen Landzunge gegründeten Herrschaft, der auch dem Darius hatte Heeresfolge leisten müssen), den übrigen Griechen, durch den Abbruch der Brücke den Untergang des persischen Heeres und Königs und dadurch für sämmtliche, von den Persern geknechtete Hellenen in Asien die Freiheit herbeizuführen. Aber **Histiäus** (Histiaios), Tyrann von Milet, stimmte mit den übrigen Fürsten und Führern dagegen, weil sie bei einer solchen Veränderung ihre bisherige Regierungsgewalt verlieren würden. Und so war Darius gerettet, den Griechen aber durch die Selbstsucht ihrer Fürsten die Aussicht auf Befreiung vereitelt.

Histiäus stellte sich im Angesichte jenes Scythenhaufens, als wolle er ihren Rath befolgen und ließ auch zum Schein einen kleinen Theil jener Brücke am nördlichen Ufer vor ihren Augen abbrechen, in der That aber nur, um sich gegen sie zu sichern, und in der Absicht, bei der Ankunft des Königs sie gleich wieder herzustellen und den Uebergang desselben zu decken. Bald nach dem Abzuge jener Scythenschaar, langte Darius, den sie verfehlt hatten, mit dem Reste seines zusammengeschmolzenen Heeres an der Brücke an und bewerkstelligte durch des Histiäus Vorsicht seinen Uebergang an's thrazische Ufer.

Nach seiner Rückkehr über die Donau ließ Darius ein Heer unter Anführung des Megabázos in Thrazien zurück, um wenigstens dieses Land zu einer bleibenden Eroberung für Persien zu machen, und kehrte dann nach Asien zurück.

Zum Dank für die ihm bewiesene Ergebenheit schenkte er dem Histiäus einen Landstrich in Thrazien am Flusse Strymon. Als derselbe aber dort eine Stadt baute und zu befestigen anfing und Megabazos den König vor dem unternehmenden Ehrgeiz dieses Mannes warnte, berief Darius den Histiäus an seinen Hof unter dem Vorgeben, sich bei seinen fernern Unternehmungen stets seines Rathes bedienen zu wollen, in der That aber, um ihn durch diese scheinbar ehrenvolle Stellung unschädlich zu machen.

2. Abfall der kleinasiatischen Städte.

Unterdessen versah des Histiäus Neffe und Schwiegersohn **Aristagoras** dessen Amt als Stadtfürst von Milet, ein we=

nig kräftiger, dabei aber ebenfalls ehrgeiziger Mann, der, um gleichfalls seine Herrschaft auszudehnen, mit persischen Mitteln eine Unternehmung gegen die Insel Naxos wagte, deren unglücklicher Ausgang die Veranlassung zu den folgenreichsten Begebenheiten wurde.

Auf Naxos nämlich war die Tyrannis gestürzt und die Reichen und Vornehmen vom Volke vertrieben worden. Diese nun wendeten sich, als ehemalige Gastfreunde des Histiäus, an den Aristagoras um Hülfe. Dieser wußte den persischen Statthalter zu Sardes zu bereden, daß er ihm eine Flotte von 600 Schiffen anvertraute, mit der er dem persischen Könige die schöne und reiche Insel erobern, sich selbst aber zugleich die Verwaltung derselben verschaffen wollte. Der Ueberfall sollte unversehens geschehen; allein durch den Verrath des persischen Flottenführers, mit welchem Aristagoras in einen Zwist gerathen war, wurden die Naxier von der Ankunft der Perser benachrichtigt und dadurch in den Stand gesetzt, sich noch zur rechten Zeit zu rüsten und die Belagerung auszuhalten, so daß die Flotte unverrichteter Sache wieder abziehen mußte.

Da diese Unternehmung ungeheuern Aufwand verursacht hatte, mußte Aristagoras das Aeußerste befürchten und um sich zu sichern, dachte er selbst schon auf Abfall, als er zu gleicher Zeit auch von seinem Oheim Histiäus, dem seine eigene beengte Lage zur Last war, die geheime Aufforderung erhielt, sämmtliche griechische Städte in Kleinasien zu einem Abfall von den Persern zu bewegen. Auf den Rath eines seiner Vertrauten, des feurigen und besonnenen Logographen Hekatäus, wurde in Milet und in den übrigen griechischen Städten das Volk durch die Aussicht auf die Gleichheit vor dem Gesetz (Isonomie) gewonnen, und mit Einem Male wurden in allen ionischen Städten die Tyrannen vertrieben und an ihrer Stelle das demokratische Amt der Strategen eingeführt. Der Aufstand verbreitete sich sogar nördlich bis an den Bosporus und südlich bis Cypern.

In dem Vorgefühle, daß die Jonier den Kampf mit den Persern nicht allein ausfechten könnten, suchte Aristagoras auch den Beistand der Mutterstaaten zu gewinnen. In Sparta fand Aristagoras kein Gehör und als er den dortigen König Kleomenes am Ende durch Geldversprechungen dazu bewegen wollte,

mußte er sich deßhalb durch dessen 9jähr. Töchterchen Gorgo beschämen lassen, die ihrem Vater zurief: „Vater, der fremde Mann wird dich noch bestechen, wenn du nicht weggehst!" Dagegen fand er in Athen beim Volke bessere Aufnahme und gerne hätten die Athener — weniger zwar aus stammverwandtlicher Rücksicht, als im Unwillen über die ihnen kurz vorher von dem sardischen Statthalter gemachte Zumuthung, den Hippias wieder anzunehmen, — volle Hülfe gesandt, konnten aber, weil sie gerade wieder im Streit mit Aegina begriffen waren, nur zwanzig Schiffe entrathen. Außerdem sandte noch Eretria (auf Euböa) fünf Schiffe zur Unterstützung des Aufstandes.

3. Zug gegen Sardes. Unterdrückung des Aufstandes.

Allein die Jonier waren durch Schwelgerei und Sinnengenuß bereits zu entartet, als daß sie sich beschwerdevoller Aufopferung für die Freiheit hätten hingeben können. Zwar nahmen sie nach verschiedenen einzelnen Streifzügen gegen die noch nicht gerüsteten und gesammelten Barbaren, die Stadt Sardes, den Sitz des lydischen Statthalters Artaphernes, ohne Schwertstreich ein, konnten aber die Burg, welche derselbe besetzt hielt, nicht gewinnen. Und als durch den Muthwillen eines ionischen Soldaten, der ein Haus in Brand steckte, die ganze, aus rohrgedeckten Häusern bestehende Stadt in Flammen aufging, und die Lyder und Perser in der Stadt deßhalb zur Gegenwehr sich ermannten, zogen die Jonier sich eiligst wieder an die Küste zu ihren Schiffen zurück, die sie bei Ephesus zurückgelassen hatten.

Bald darauf, als eine wohlgerüstete persische Land- und Seemacht, die sich unterdeß gesammelt hatte, heranzog, nahm Kleinmuth und Reue unter den Joniern so überhand, daß Aristagoras sich zuerst davon machte. Vergebens hatte ein kräftiger Seemann, Dionysius von Phokäa, sie durch zuvor angestellte Uebungen in der Seetaktik für ein Treffen vorzubereiten gesucht; die weichlichen Jonier hielten diese Anstrengung kaum sieben Tage lang aus, und

als es 494 v. Chr. zur Schlacht bei der Insel Lade kam, gingen zuerst samische und lesbische Schiffe zum Feind über, und während Dionysius und die Chier tapfer aushielten, flohen die Uebrigen, ein jeder in seine Heimath. Auch die Athener mochten nichts mehr mit der ionischen Sache zu thun haben.

Obgleich nun die Jonier der grausamsten Rache von Seiten der Perser entgegen sahen, so hatten doch die Wenigsten Lust, sich derselben durch eine freiwillige, Entbehrungen auferlegende Auswanderung zu entziehen. Die meisten blieben und hatten die grausamste und härteste Behandlung der Sieger zu dulden, welche nun durch Wiedereinsetzung der Tyrannis sie erst jetzt in recht drückende Fesseln der Knechtschaft schlugen, die sie vorher nicht so sehr empfunden hatten.

Die Versuche Einzelner, den Persern ihre thrazischen Eroberungen zu entreißen, mißlangen ebenfalls, und überall siegtrn die Perser. Bei der Bestrafung der Städte wurde **Milet**, das am längsten Widerstand leistete, am härtesten mitgenommen. Die Stadt wurde verbrannt, die Männer meistentheils erschlagen, die Weiber und Kinder als Sclaven verkauft. Auch viele der übrigen Städte wurden niedergebrannt, und viele Einwohner, so wie die Bevölkerung ganzer Inseln, in das Innere des persischen Reiches versetzt. — Aristagoras, der nach Thrazien geflohen war, wurde von den Thraziern erschlagen; Histiäus, der unter dem Vorwand, den Aufstand zu dämpfen, den pers. König beredet hatte, ihn nach Jonien zurückzulassen, wurde, als er sich dort den Aufständischen angeschlossen und eine Zeitlang in Chios Widerstand geleistet hatte, gefangen und auf Artaphernes' Befehl gekreuzigt.

Aber jener Umstand, daß auch Athener den ionischen Aufstand begünstigt hatten, sollte nun das kleine hellenische Mutterland mit dem kolossalen Perserreich in Zusammenstoß bringen und dieser der Welt zeigen, um wie viel geistiges Vermögen die leibliche Masse überwiege. Zugleich sollte er aber auch für das emporstrebende Athen ein weiterer Anstoß zur Erhebung und „Steigerung seiner Volkskraft" werden, die nun in reichen Blüthen sich entfalten sollte, von denen jedoch nur ein Theil zu edlen, bleibenden Früchten reifte.

2. Kapitel.

Die beiden ersten persischen Feldzüge.

1. Zug des Mardonios. (Kriege zwischen Athen und Aegina.)

Erzürnt, daß das kleine, ihm vorher ganz unbekannte Athen es gewagt hatte, den Joniern zur Verbrennung von Sardes beizustehen, beschloß Darius es zu züchtigen, aber auch zugleich sich für die mißglückte Unternehmung in Scythien durch die Eroberung Griechenlands zu entschädigen.

Er sandte daher ein Landheer und eine Flotte unter dem Oberbefehl seines Schwiegersohnes **Mardonios**, Gobryas' Sohns, ab. Nachdem die Flotte zuerst die Insel Thasos erobert hatte, scheiterte sie in einem Sturm am Vorgebirg Athos, wo 300 Schiffe mit 20,000 Mann zu Grunde gingen. Das Landheer eroberte zwar Macedonien, wurde aber von den Brygern überfallen und Mardonios selbst verwundet. Mit Noth wurden die Bryger noch besiegt und auch die Küstenländer bis zur thessalischen Gränze eingenommen. Weiter aber vorzudringen, wagte Mardonios nicht, sondern kehrte mit dem Rest des Heeres und der Flotte heim.

Deßungeachtet rüstete Darius, besonders von Hippias angereizt, von Neuem, und sandte in die griechischen Städte Boten voraus, welche Erde und Wasser zum Zeichen der Unterwerfung forderten. Viele Städte und die meisten Inseln, selbst das seegewandte Aegina, fügten sich der Forderung. Athen und Sparta aber weigerten sich standhaft, warfen aber, gegen alles Völkerrecht, die persischen Gesandten, jenes sie in den Abgrund, dieses sie in einen Brunnen, um sich daselbst Brot und Wasser zu holen.

Athen erklärte die Aegineten, mit denen es in beständiger Handelsfeindschaft lebte, als Vaterlandsverräther und auch der spartanische König Kleomenes trug auf ihre Bestrafung an, während sein Mitkönig Demarátos dieß nicht zugeben wollte. Kleomenes betrieb nun, in Verbindung

mit Leotychides, durch Bestechung des pythischen Orakels die Absetzung des Demarátos, der hierauf an den Hof von Persien floh und dort von nun an, gleich dem Hippias, des Perserkönigs Zorn gegen Griechenland unterhielt. Hierauf zwang Kleomenes die Aegineten, zehn Edle als Geißeln auszuliefern, die er den Athenern zur Bewahrung gab. Als bald darauf Kleomenes 482 im Wahnsinn starb und seinen Bruder Leonidas zum Nachfolger im Königthum erhielt, forderten die Aegineten ihre Geißeln zurück, und weil Athen nicht einwilligte, so kam es zwischen diesen beiden alten Nebenbuhlern zu einem offenen Krieg, der mit einiger Unterbrechung bis zum dritten Perserkrieg währte.

2. Der Zug des Datis und Artaphernes. Des Miltiades Sieg bei Marathon.

Der neue Feldzug der Perser, welchen **Datis**, ein Meder, und **Artaphernes**, ein Neffe des Königs und Sohn des lydischen Statthalters, leiteten, war zunächst nur gegen Athen und Eretria gerichtet, deren Bevölkerung zu Sclaven gemacht und gefesselt vor den Darius gebracht werden sollte. Auf 600 Schiffen erschien das Heer, von Samos aus, im ikarischen Meere und landete, nach Unterwerfung der Cycladen, auf Euböa. Hier fiel die Stadt Eretria, nach sechstägiger tapferer Vertheidigung, durch Verrath in die Hände der Perser und wurde durch Feuer von Grund aus zerstört, ihre Bevölkerung aber in Fesseln fortgeschleppt und späterhin nach Assyrien verpflanzt. Hierauf setzten die Perser nach Attika über, wohin ihnen Hippias zum Wegweiser diente, der, durch einen Traum befreudigt, sich schon am Ziele seiner Wünsche sah.

Unterdeß hatte sich das schwer bedrohte Athen zum Kampf gefaßt gemacht und durch einen Schnellläufer die Spartaner um Beistand gebeten. Diese waren bereit, wagten aber aus religiösen Gründen nicht vor dem Vollmond auszuziehen. Daher sah sich Athen im Vertheidigungskampfe auf sich allein und auf einige Hülfe von Platää beschränkt.

Schon waren die Perser bei dem Flecken Marathon, sechs Stunden von Athen, gelandet, auf dessen Ebenen sie sich mit ihrer

Reiterei ausdehnen konnten. In Athen war man unschlüssig, ob man in einer offenen Schlacht den Persern entgegentreten oder bloß die Stadt vertheidigen sollte. Aber **Miltiades**, einer der zehn Feldherren, welche das kleine athenische Heer befehligten, gewann die Athener für die erste Meinung, und in Eile stellte sich das nur 10,000 Mann starke athenische Heer der großen persischen Macht, die aus 100,000 Fußgängern und 1000 Reitern bestand, im Jahre **490** v. Chr. in der **Schlacht bei Marathon** entgegen, worin die Geschicklichkeit des Miltiades und die Tapferkeit der Athener einen der glänzendsten und folgereichsten Siege erfocht, welche die Geschichte kennt.

Miltiades, eben derselbe, der im scythischen Kriege jenen Rath, die Donaubrücke abzubrechen, gegeben hatte, fühlte sich zwar da sein Vater von den Pisistratiden gemordet und er selber damals von den Persern aus dem Chersones vertrieben worden war, persönlich bei diesem Kampfe betheiligt; nichts desto weniger aber hat seine Vaterlandsliebe den bei weitem größern Antheil an dem Drang, mit dem er sich dem Kampf entgegenwarf. — Verordnetermaßen sollte jeden Tag der Oberbefehl unter den zehn Feldherren wechseln; gern aber stellten sich die übrigen freiwillig unter den kriegserfahrenen Miltiades. Dennoch aber wartete derselbe zum Kampfe denjenigen Tag ab, an welchem ohnedieß der Befehl an ihn gekommen wäre.

Den langen, dichten Schlachtenreihen der Perser gegenüber, die von Hippias selbst angeordnet wurden, dehnte Miltiades seine Schlachtlinie gleich weit aus, wodurch freilich sein Mitteltreffen zu schwach wurde. Doch waren die Flanken durch Gebirgshöhen und Baumpflanzungen vor dem Ueberflügeln gedeckt. Der Zwischenraum zwischen beiden Heeren betrug eine halbe Stunde.

Nach einem feierlichen Opfer gingen die Griechen in wohlgeordnetem, von Schritt zu Schritt rascher beschleunigtem Laufe auf die Perser los, und, bei ihnen angekommen, fochten sie mit unausgesetztem Kampfesmuth. Indeß wurde ihr Mitteltreffen von dem Mitteltreffen der Perser durchbrochen und verfolgt Aber auf den beiden Flügeln siegten die Griechen, schlossen dann

ihre Reihen und wendeten sich gegen die verfolgenden Perser des Mitteltreffens, die nun, gleichfalls besiegt, eilig das Gestade zu gewinnen suchten. Dort erneuerte sich der Kampf gegen die in die Schiffe fliehenden Perser. Sieben Schiffe wurden genommen, die andern entkamen. Auf der Wahlstatt zählte man an Todten 6400 auf persischer und nur 192 auf griechischer Seite.

Nach dieser glücklichen Schlacht eilten die Sieger nach Athen und lagerten sich vor der Stadt, um sie zu schützen, wenn etwa die auf den Schiffen entkommenen Perser um das Vorgebirg Sunium schiffen und die Stadt angreifen würden. Allein die Perser wagten keine Landung und kehrten nach Asien zurück.

Unterdeß waren die Spartaner, gleich nach dem Eintritt des Vollmonds, in Eile aufgebrochen, und ob sie gleich noch vor ihrer Ankunft vernahmen, daß ihre Hülfe zu spät käme, so kehrten sie doch nicht eher wieder in ihre Heimath, als bis sie das Schlachtfeld gesehen und dort den eben abziehenden Athenern die Anerkennung ihrer herrlichen That bezeugt hatten.

Durch den Sieg bei Marathon stieg der Ruhm Athens und seines Feldherrn Miltiades auf's Höchste und lange Zeit hindurch erhielten Feste und Opfer jenen Siegestag, so wie den siegenden Feldherrn Lieder und ein Ehrengemälde, die Gefallenen aber Grabdenkmale und Inschriften auf dem marathonischen Felde im Andenken.

3. Aufschwung des demokratischen Freistaats. Des Miltiades verunglückter Beutezug. Themistokles und Aristides.

Im steigenden Bewußtseyn seiner Kraft erhob sich der demokratische Freistaat mit sichtbarem Aufschwung, und „Tyrannenhaß und Feindschaft gegen die Barbaren ward nun auf ein Jahrhundert lang Losung der Athener.„ Nicht zufrieden, den Feind abgewehrt zu haben, ging man nun schon ohne Bedenken in des Miltiades Vorschlag ein, die Perser in ihren eigenen Besitzungen anzugreifen, und ihm 70 Schiffe zu einem Beutezug zu geben, der zunächst nach der Insel Paros gerichtet war, weil diese den Persern mit einem Schiffe Zuzug geleistet hatte.

Das ganze Unternehmen war von Seiten des Miltiades ein unlauteres, da er theils sich bereichern, theils an einem Parier rächen wollte, der ihm früherhin bei den Persern geschadet hatte. Paros widerstand aber durch seine starken Mauern, und da die Athener in der Belagerungskunst noch unerfahren waren, und Miltiades überdieß durch einen Fall sich das Bein beschädigte, so mußte er unverrichteter Sache wieder abziehen.

Der unglückliche Ausgang dieser Unternehmung gab seinen politischen Feinden (besonders den Alkmäoniden), welche sein ehrgeiziges Emporstreben fürchteten und es als gefährlich für die Freiheit des Staats darstellten, Anlaß, ihn durch den Xanthippos auf den Tod anzuklagen. Mit Mühe gelang es seinen ihn vertheidigenden Freunden, das in seiner Hoffnung durch ihn getäuschte Volk durch die Erinnerung an Marathon dahin zu bringen, daß es ihn von der Todesstrafe frei sprach.

Dafür wurde er aber zu der ungeheuern Geldstrafe von 50 Talenten (oder 58,570 Thalern) verurtheilt, die nachher sein Sohn Kimon auszahlte: denn Miltiades selbst, der, bis die Summe aufgebracht wurde, im Gefängniß war, starb an jener vor Paros empfangenen Wunde.

Sein Schicksal ist eines von den, in Republiken oft wiederkehrenden Beispielen von dem Wankelmuthe der Menge, die heute ihre Lieblinge gen Himmel hebt, morgen sie wieder verstößt. — Das große Vermögen, das Miltiades (aus Plutarch zu schließen) seinem Sohne Kimon hinterließ, konnte er sich als Tyrann im Chersones gemacht haben, und die Erzählungen von seiner Armuth sind wohl unbegründet. Denn, ungeachtet der Zahlung jener Strafe, blieb dem Kimon noch so viel, daß er bei seinem politischen Emporstreben durch seine glänzenden Wohlthaten sich die Gunst des Volks zu verschaffen wußte (K. 4, 4.)

Bei der ungehinderten Regsamkeit der Kräfte im athenischen Staatskörper konnte es nicht fehlen, daß nicht bald andere Männer auftraten, welche zur Förderung und Leitung der begonnenen Richtung tüchtig waren. Miltiades That hatte schon frühe die Ruhmbegierde eines Mannes rege gemacht, der nun in dem bevorstehenden neuen Kampfe, welchen die Perser vorbereiteten, ebenfalls der Retter Griechenlands werden sollte. Es war dieß **Themisto-**

kles, ein Mann von hohem Ehrgeiz, aber hellem, natürlichem Verstand, treffendem Rath und rascher Thatkraft. Durch Gefälligkeit und beredtes Wesen wußte er sich bei seinen Mitbürgern, besonders bei dem ärmeren Theile derselben, geltend zu machen, und gewann nach des Miltiades Tode bedeutenden Einfluß. Er sah in Marathon nicht das Ende, sondern erst den Anfang der Kämpfe, und glaubte, daß Athen nur durch Entfaltung seiner Kräfte zur See, auf welche die Natur selbst hinzuweisen schien, das Ziel seiner Sicherheit sowohl, als seiner künftigen Größe erreichen könne.

Zunächst betrieb er einen neuen Brandschatzungszug gegen die griechisch-persischen Inseln, der unter seiner Leitung einen so glücklichen Erfolg hatte, daß er sich dadurch noch mehr in der Gunst des gemeinen Mannes festsetzte.

In dieser Bestrebung, Athen zu einer Seemacht zu erheben, erblickten Andere, namentlich die größern Landbesitzer, die sich ohnedieß lieber nach einer spartanischen Aristokratie sehnten, — ja selbst auch solche, die nicht geringere Vaterlandsliebe wie Themistokles besaßen, eine Gefahr für alles Bestehende.

Unter den letztern war **Aristīdes** (aus einem Adelsgeschlechte), der schon in der Schlacht bei Marathon einer der zehn Feldherrn und derjenige war, der die andern zur freiwilligen Unterordnung unter des Miltiades Oberbefehl gebracht hatte, — ein Mann, der durch seine Unpartheilichkeit im Richter-, besonders im Archonten-Amte, und durch seine unbestechlich-redliche Verwaltung im Staatshaushalt, so wie durch sein Freiseyn von allem Streben nach Bereicherung sich den Beinamen des Gerechten, d. i. des Uneigennützigen, erworben hatte. Der Widerstand gegen Themistokles hatte nicht in einer aristokratischen Gesinnung, — denn Aristides hielt an der bestehenden beschränkt-demokratischen Verfassung fest, — sondern in der Besorgniß seinen Grund, daß dieselbe durch die Steigerung einer, auf Reichthum und Gewinn abzielenden Thätigkeit immer mehr zur unbeschränkten Demokratie und so am Ende zur Ochlokratie (Pöbelherrschaft) sich umwandeln und das, was noch an alter Einfach-

heit in Sinn und Sitte der Athener übrig war, verloren gehen möchte.

Um sich dieses unbequemen Gegners zu entledigen, klagte Themistokles in verläumderischer Weise ihn als der Freiheit gefährlich an und setzte durch den Ostracismus 486 v. Chr. des Aristides Verbannung auf zehn Jahre durch. Ruhig verließ dieser Athen mit dem Wunsche, daß doch sein Vaterland nie in die Lage kommen möchte, seiner wieder zu bedürfen.

Nun erst konnte Themistokles um so leichter das Volk für seinen Vorschlag gewinnen, für den immer noch fortdauernden Krieg mit Aegina die Einkünfte des laurischen Bergwerks auf Erbauung und Ausrüstung von Kriegsschiffen zu verwenden: und so war denn bald die Flotte um 100 Schiffe vermehrt, die in dem bevorstehenden Kampfe mit Persien, welchen Themistokles voraussah, den Untergang des Vaterlands abhalten sollte.

---

3. Kapitel.

Dritter persischer Feldzug.

1. Xerxes' Rüstung und Aufbruch.

Den Perserkönig hatte unterdeß die Niederlage bei Marathon nur noch mehr gereizt, und schon seit drei Jahren machte er ungeheuere Anstrengungeu zu einem neuen Rachezug gegen Athen und Griechenland. Aber noch ehe die Rüstungen, die zum Theil auch Aegypten galten, das sich gegen ihn empörte, zu Stande gebracht waren, starb Darius im 36. Jahre seiner Regierung, nachdem er kurz vor seinem Tode den ältesten Sohn seiner zweiten Gemahlin Atossa, den **Xerxes** (in der heil. Schrift Ahasverus genannt) zu seinem Nachfolger ernannt hatte.

Xerxes hatte keine Lust, die Unternehmung gegen Griechenland fortzusetzen, sondern gedachte bloß Aegypten wieder zum Ge-

horsam zu bringen, was ihm auch bald gelang. Aber Hippias und die andern Pisistratiden, ferner Demaratos von Sparta nnd die Aleuaden von Thessalien, die alle in ihrer Heimath ihre ehemalige herrschende Stellung wieder einzunehmen wünschten, fuhren fort, ihn gegen Griechenland zu reizen, und besonders mußte Mardonios, der gern seinen beschädigten Ruhm wieder hergestellt und sich die Statthalterschaft in Griechenland verschafft hätte, den jungen König durch die Vorspiegelung einer leichten Eroberung von Griechenland nicht nur, sondern auch von ganz Europa zur eifrigen Wiederaufnahme des Krieges zu bewegen.

Vergebens erinnerte des Xerxes Oheim Artabanos, der schon den scythischen Krieg widerrathen hatte, den König an die bisher erlittenen Unfälle; vergebens stellte er ihm vor, daß die Gottheit den zu erniedrigen pflege, der sich überhebe, und keinen dulde, der sich an Größe ihm gleich setze: aber des jungen Herrschers erhitzte Einbildungskraft sah sich schon im Besitze des größten von der Sonne beschienenen Reiches, und da auch seine Magier ihm die Weltherrschaft weissagten, so drang er auf eilige Vorbereitung zu dem Feldzuge, den er selber führen wollte.

Als sich die Heere aus den verschiedenen Theilen des persischen Reiches zu diesem Zwecke in Kappadocien zusammenzogen, brach Xerxes, im neunten Jahre nach der Schlacht bei Marathon, von Susa dahin auf, und zog von da durch Phrygien (wo ihn der reiche lydische Bergwerksbesitzer Pythios durch unerhörte Freigebigkeit überraschte) nach Lydien, um in Sardes zu überwintern.

Von hier sandte er Botschaften an alle griechischen Städte, mit Ausnahme von Athen und Sparta, und ließ sie auffordern, durch Uebersendung von Erde und Wasser seine Oberhoheit anzuerkennen. Zu gleicher Zeit ließ er einstweilen über den Hellespont eine Brücke (von Abydos nach Sestos) durch phönizische und ägyptische Baumeister schlagen, und als ein Sturm sie zertrümmerte, zur Strafe das Meer geißeln, die Baumeister köpfen und durch andere eine neue Brücke schlagen.

So brach denn im Frühling des Jahres 480 Xerxes von Sardes auf und zog mit dem Landheere durch Mysien vor Troja vorbei, wo er den Gottheiten des Ortes Opfer brachte, an die Küste bei Abydos, wo auch bereits die aus 1200 Schiffen bestehende Flotte angekommen war, welche die ihm unterworfenen Küsten- und Inselvölker, besonders die Phönizier, Aegypter und kleinasiatischen Griechen hatte stellen müssen. Hier hielt Xerxes eine glänzende Heerschau, ermahnte seine Feldherren, sich des persischen Namens würdig zu machen, und führte dann das Heer über den Hellespont.

Nachdem Xerxes der aufgehenden Sonne Gebet und Opfer gebracht hatte, trat das unermeßliche Heer den Uebergang über die beiden Brücken an, welcher sieben Tage und sieben Nächte hintereinander dauerte. Voraus der Troß der Lastträger und Packthiere, Weiber und Hunde; hierauf 1000 Reiter und 1000 Fußgänger, auserlesene Perser, mit gesenkten Lanzenspitzen; dann die heiligen Sonnenrosse; dann der Himmelswagen mit acht weißen Pferden bespannt; dann des Königs Wagen; dann 10,000 persische Fußgänger und 10,000 persische Reiter; dann das übrige Heer nach den verschiedenen Völkerschaften geordnet, eine jede in ihrer eigenthümlichen Tracht und Rüstung. Bei der thrazischen Stadt Doriskos fand eine Zählung des ganzen Heeres Statt: es betrug 1,700,000 Mann, darunter 80,000 Mann zu Pferd, die auf Kameelen und Streitwagen nicht gerechnet. — Unter den Unterbefehlshabern befand sich eine Königswittwe **Artemisia** von Karien, die freiwillig mit fünf Schiffen zur Flotte gestoßen war und nachher sich besonders tapfer hielt.

2. Unterwerfung der griechischen Städte. Einigung Athen's und Sparta's zum Widerstand.

Der Zug dieses ungeheuern Landheeres, das „manchen Fluß austrank und manche Stadt durch Aufzehrung aller Vorräthe zu Grunde richtete", ging durch Thrazien und Macedonien und drang durch die Engpässe des Olymp schon in Thessalien ein. Denn auch diese so schwer drohende Gefahr hatte keinen Gesammtbund der Hellenen zu Stande bringen können. Zwar hatten die Thessalier jene Engpässe vertheidigen wollen und die übrigen Griechen um Hülfe gebeten; aber die 10,000 Mann, welche zu Hülfe

kamen, kehrten beim Anblick der feindlichen Menge wieder um, so daß die Thessalier aus Verdruß sich ergaben und zum Theil sogar die Schmach nicht scheuten, zu Gunsten der Perser die Waffen gegen ihre Stammgenossen zu tragen.

Das Gleiche thaten die östlichen Lokrer, die Dorier, die Phocier, doch nur mit Widerstreben; die Thebaner aber mit Freuden! Völlig gleichgültig blieben die Achäer, ozolischen Lokrer, Aetoler, Akarnanen, auch die Italioten; Argos weigerte aus Haß gegen Sparta den Zutritt; die Kreter schützten ein Orakel vor; die Kerkyräer warteten gerüstet auf den Ausgang, um sich dem Sieger anzuschließen. — Gelon von Syrakus brachte die Sikelioten zur Erhebung für das Mutterland: doch hinderte ein bevorstehender Kampf mit Karthago die Ausführung.

In der Nähe von Thessalonich brachten die vorausgesandten persischen Boten dem Xerxes von vielen griechischen Städten die Zeichen der Unterwerfung. Doch hatten, außer Athen und Sparta, noch Platää und Thespiä in Böotien, dazu alle peloponnesischen Bundesstädte, zusammen 31 Städte und Ortschaften, die Huldigung verweigert. Fest entschlossen, sich zu vertheidigen, hatten sie alle Fehden unter einander eingestellt, sich eidlich in einer Bundesversammlung auf dem Isthmus zu gegenseitiger Hülfe verpflichtet und jeden, der sich den Barbaren ergeben würde, mit der Strafe der Knechtschaft am delphischen Tempel bedroht. Das Hauptverdienst dieser Einigung gebührt dem Themistokles, der auch, seit er Archon geworden war, zur bessern Vertheidigung Athens den zweckmäßigen Hafen Piräeus hatte anlegen lassen.

Bei der Annäherung des Feindes befragten die Athener das delpische Orakel, wie es in dem bevorstehenden Kampfe ihrer Stadt ergehen werde? Die zweideutige Antwort wußte Themistokles zu Gunstes seines Planes zu deuten und die Athener dahin zu stimmen, daß sie sich dem Feind nur zur See („hinter den hölzernen Mauern" — der Schiffe) zu begegnen sich entschlossen.

Das Orakel hatte nämlich anfangs bloß geweissagt, die Stadt werde sammt andern Burgen und Tempeln mit Feuer und Schwert verheert werden. Auf die dringende Bitte der Gesandten um einen

bessern Ausspruch, bestätigte zwar das Orakel den ersten Spruch wieder, setzte aber hinzu, nur eine „hölzerne Burg" werde zum Heile des Volkes unverwüstet bleiben, und „die herrliche Salamis werde Menschenkinder vertilgen, wann dann das Korn ausgesä't oder eingeheimst werde."

3. Die Schlacht bei Thermopylä. Leonidas.

Während nun Athen zum Seekampf sich rüstete und die hellenische Bundesflotte an der Nordspitze von Euböa, am Vorgebirg Artemisium, sich aufstellen sollte, beabsichtigten die Spartaner mit ihrer Landmacht den schmalen Engpaß bei Thermopylä, der aus Thessalien nach Hellas führte und an mancher Stelle nur wagenbreit ist, zu besetzen und dort dem Feinde das Eindringen zu verwehren. Weil sie aber vorher noch ein religiöses Fest, das gerade einfiel, zu feiern für Pflicht hielten, schickten sie einstweilen ihren König **Leonidas** mit 300 auserlesenen Spartanern dahin, um andere griechische Völkerschaften zu dem gleichen Unternehmen zu ermuthigen.

Von verschiedenen griechischen Städten aus Hellas und dem Peloponnes kamen ungefähr 5000 Mann dort zusammen. Vor Schrecken über den Anblick der feindlichen Menge, die sich bereits gegen den Hohlpaß heranwälzte, wollten die meisten Peloponnesier wieder heimkehren, um sich auf dem Isthmus zu vertheidigen; aber die Phocier und Lokrier, welche für ihre dem Feind zuerst ausgesetzte Heimath fürchteten, sprachen dagegen, und Leonidas, der mit seinen Spartanern die hohe Wichtigkeit dieses Postens erkannte, verhinderte eine Trennung und machte sich mit den Seinen in gewohnter spartanischer Weise durch festliches Schmücken und Spielen zum Kampfe bereit.

Xerxes, der es wahnsinnig nannte, daß eine so geringe Anzahl ihm zu widerstehen wage, wartete vier Tage lang mit dem Angriff, in der Meinung, sie würden von selbst fliehen. Am fünften Tage aber befahl er zornig, anzugreifen und ihm die Griechen gefesselt vorzuführen. So erfolgte denn im Juli des Jahres **480** v. Chr. **die Schlacht bei Thermopylä**, die,

ungeachtet ihres unglücklichen Ausgangs für die Griechen, dennoch durch den Aufopferungstod des Leonidas und seiner Dreihundert die spartanische Tugend ins hellste Licht setzte.

Die engste Stelle des Passes war mit einer Mauer, die einen Durchgang hatte, gesperrt, und wurde zunächst von den Spartanern vertheidigt. — Am ersten Tage der Schlacht wurde ein Haufe Angreifender um den andern, zuletzt selbst die persische Leibwache, die sogenannte Schaar der (10,000) Unsterblichen, durch die Tapferkeit der Griechen zurückgeworfen, so daß Xerxes, der hoch in der Ferne, von einem Thron aus, dem Kampf im Engpasse zusah, mehrmals für die Seinen besorgt, erschrocken und zornig von seinem Sitze aufsprang. Eben so wurden am zweiten Tage alle Angriffe, obgleich sie mit verstärkter Gewalt geschahen, zurückgeschlagen.

Da fand sich ein schurkischer Grieche, Namens Ephialtes, der sich bei Xerxes gegen eine Belohnung erbot, die Perser auf einem denselben nicht bekannten Fußpfad über das Gebirg hinüber zu führen, damit sie den Griechen in den Rücken kommen könnten. In der Nacht also stiegen, von ihm geleitet, 20,000 Mann unter Anführung des Hydarnes das Eichenwaldgebirge hinauf und kamen gegen Morgen oben an. Eine Schaar von 1000 Phociern, die dort oben in der Nähe die Wache hatte, erkannte an dem Rauschen des Laubes den Feind und machte sich kampffertig; aber bei dem ersten Pfeilhagel nahm sie die Flucht, und die Perser stiegen ungehindert das Gebirg hinab und kamen um die Mittagszeit den Spartanern in den Rücken.

Schon in der Nacht aber hatten die Spartaner durch einen ionischen Ueberläufer die Kunde von des Ephialtes Verrath und dem Vorhaben der Perser erhalten. Da beschloß Leonidas, eingedenk eines Orakelspruches, daß entweder Sparta zerstört werden oder einer seiner beiden Könige umkommen werde, mit seinen 300 Spartanern den Tod für's Vaterland zu sterben. Er ließ daher die übrigen Griechen zur Vertheidigung ihrer Heimath abziehen, mit Ausnahme der Thebaner, die als Geißeln bleiben mußten. Nur noch 700 **Thespier**, die freiwil-

lig blieben, behielt er bei sich. Dann hieß er sie alle zur Stärkung frühstücken: denn das Abendmahl würden sie im Todtenreich einnehmen.

Als Xerxes verabredetermaßen Nachricht von dem gelungenen Gebirgsübergang empfangen hatte, setzte er sich zum Angriff in Bewegung. Leonidas ging nun durch das Thor des Engpasses den eindringenden Feinden entgegen und richtete eine große Niederlage unter ihnen an; die zurückweichenden Barbaren aber wurden von ihren Anführern mit Peitschen zum Stehen und zu stets erneuerten Angriffen gebracht, bis die meisten Griechen, ungeachtet der furchtlosesten, tapfersten Gegenwehr vor der Ueberzahl erlagen. Mitten im stärksten Getümmel fiel Leonidas und um seinen Leichnam entstand zwischen Griechen und Persern ein mörderischer Kampf, während dessen plötzlich die von Ephialtes geführten Feinde den Angriff im Rücken begannen, so daß auch die noch übrigen Spartaner und Thespier um einen kleinen Hügel zusammengedrängt, umringt und von den Geschossen und Steinwürfen der Feinde bedeckt, den Heldentod starben. — Die Thebaner baten schmählich um Gnade, mit der Versicherung, sie seyen alte Perserfreunde und nur gezwungen in diesen Kampf gezogen. Sie wurden zwar verschont, aber als Leibeigene gebrandmarkt.

Nun ergoß sich die Masse der Barbaren ohne Widerstand durch Doris über Phocis, wo 15 Städte in Asche gelegt wurden. Auch dem delphischen Heiligthum, dessen Schätze die Barbaren reizten, drohte dieses Schicksal: aber ein furchtbarer Gewittersturm, der von den Höhen des Parnasses einige Felsstücke löste und gegen die eindringende Schaar warf, schreckte sie zurück und rettete das Heiligthum. Das feindliche Hauptheer indeß zog durch das persisch-gesinnte Böotien, wo nur Platää und Thespiä verheert wurden, und bewegte sich nun gegen Attika heran.

4. Seegefecht bei Artemisium. Preisgebung Athens.

Mittlerweile war auch die ungeheure persische Flotte, nach ihrer Durchfahrt durch den Kanal, welchen Xerxes zur

Vermeidung eines abermaligen Schiffbruchs durch das Vorgebirg Athos hatte graben lassen, an den thrazischen Küsten vorbeisegelnd beim Vorgebirge Sepias, Artemisium gegenüber, angekommen und mit der nur aus 280 Segeln bestehenden griechischen Flotte feindlich zusammengetroffen, und hatte dabei von der Tapferkeit und Gewandtheit der Griechen auch auf diesem Elemente einen Vorschmack bekommen.

Obgleich nämlich ein Sturm 400 persische Schiffe zerschmetterte, so fürchteten doch die Meisten auf griechischer Seite die Uebermacht und wollten sich nach der Küste des Peloponnes zurückziehen. Da baten die Bewohner Euböa's, die sich dadurch dem Feinde preißgegeben sahen, den spartanischen Oberbefehlshaber der Flotte, Eurybiädes, nur so lange zu bleiben, bis sie sich und ihre Habe in die Gebirge gerettet hätten; und als dieser nicht auf sie hörte, gaben sie dem Themistokles 30 Talente (41,250 Thaler), damit er den längern Aufenthalt der Flotte bewirken möchte. Dieß gelang ihm dadurch, daß er 5 Talente dem Eurybiades und 2 den Korinthern gab, und so einen Angriff auf die Perser zu Stand brachte, den sie, weil das Treffen unentschieden blieb, am andern Tag wiederholten. — Am dritten Tage machte die persische Flotte einen Hauptangriff, der aber ebenfalls vergeblich war und beiden Theilen viel Verlust zuzog.

Da die Griechen bei längerem Widerstand ihre Niederlage voraussahen und zugleich die Nachricht vom Ausgang der Thermopylenschlacht, so wie von dem unaufhaltsamen Vordringen des Xerxes anlangte, so nahm die griechische Flotte ihren Rückzug um das Vorgebirg Sunium und stellte sich im saronischen Meerbusen zwischen der Stadt Eleusis und der Insel Salamis auf, eben als Xerxes der attischen Gränze sich näherte.

Vergebens verlangten die Athener auf dem Lande von den Peloponnesiern, sich mit ihnen dem andringenden Feinde entgegen zu werfen und dadurch ihre Stadt vom Untergang zu retten. Aber diese, engherzig bloß auf sich bedacht, hatten sich hinter den Isthmus zurückgezogen und waren emsig beschäftigt, denselben durch eine Mauer zu sperren.

Zur Ausführung des frühern Beschlusses, die Stadt preiszugeben und sich auf Schiffe zu retten konnte indeß Themistokles seine Mitbürger nur durch eine List bringen, durch die es ihm gelang, daß die Weiber, Greise und Kinder sammt den Sclaven und der beweglichen Habe nach den nahen Inseln Salamis und Aegina, so wie nach der gastlich gesinnten Stadt Trözēn im Peloponnes gebracht wurden, alle waffenfähige Männer aber die Schiffe bestiegen. Weil daher Xerxes, der unterdeß Alles auf dem Wege nach Athen verwüstet hatte, die Stadt leer fand, ließ er sie sammt der Akropolis vollends ausplündern und gänzlich niederbrennen.

Jene List, wodurch Themistokles die Bewohner rettete, bestand darin, daß er die große Schlange, welche der Göttin Athene zu Ehren im Tempel auf der Burg gehalten wurde, bei Seite schaffen und dann deren Abwesenheit durch die Priester dahin deuten ließ, sie habe mit der Göttin die Stadt verlassen und sich dem Meere zugewendet. Nun folgte man ohne Bedenken, und der junge Kimon, Miltiades Sohn, der damals schon viel Ansehen genoß, beschleunigte den Abzug dadurch, daß er einen Schild der Göttin im Tempel ergriff und mit demselben, dem Volke voran, zum Meere hinabging, um die rasche Einschiffung zu bewerkstelligen.

Nur Wenige blieben in der Burg zurück, indem sie geglaubt, durch eine hölzerne Verrammlung der Eingänge zur Burg die wörtliche Erfüllung der delphischen Weissagung herbeiführen zu können. Aber ungeachtet ihrer tapfern Vertheidigung wurde die Burg vom Feinde an der steilsten und darum unbewacht gebliebenen Seite erstiegen; ein Theil der Vertheidiger stürzte sich in der Verzweiflung von der Höhe hinab, die Uebrigen wurden im Innern dieses Tempels, wohin sie sich geflüchtet, niedergemacht.

5. Die Seeschlacht bei Salamis. Themistokles.

Unterdeß hatte sich die Flotte der (22) Verbündeten bis auf 378 Kriegsschiffe (Dreiruder) verstärkt, und obgleich die Athener allein 180 Schiffe dabei hatten, so begaben sie sich dennoch, auf Themistokles Rath, ihres Anspruchs auf den Oberbefehl und überließen ihn wieder dem Eurybiades, der nur 16 spartanische Schiffe führte.

Eben waren die sämmtlichen Flottenführer auf Salamis versammelt und uneinig, wo man sich mit der heranziehenden feindlichen Flotte schlagen sollte, indem die Athener bei der Insel Salamis, die Peloponnesier in der Nähe ihres Isthmus dem Feinde zu begegnen wünschten, — als die plötzliche Nachricht von der Einnahme Athens den Beschluß hervorrief, den Feind bei der Landenge abzuwarten, worauf ein Jeder bei einbrechender Nacht auf sein Schiff eilte, um sich für den andern Morgen zur Abfahrt zu bereiten. Allein Themistokles brachte in derselben Nacht eine nochmalige Versammlung zu Stande und die Griechen durch überzeugende Gründe dahin, daß sie den Kampf mit dem Feind in der Meerenge aufzunehmen sich entschlossen.

Es hatte ihn nämlich, als er aus der ersten Versammlung auf sein Schiff zurückkam, sein Freund und Landsmann Mnesiphilos aufmerksam gemacht, daß, wenn man die Stellung bei Salamis aufgäbe, ein Jeder dann in seine Heimath zurückkehren und somit ganz Griechenland nothwendig untergehen würde. Sogleich ging Themistokles zum Eurybiades und bewog ihn zu einer zweiten Versammlung, worin er Allen die Vortheile auseinander setzte, welche die Meerenge zu einer Schlacht darböte, durch welche nicht nur Megara, Salamis und Aegina, sondern auch der Peloponnes gerettet werden könne, während man auf der offenen See vor der Ueberzahl der feindlichen Schiffe erliegen müßte.

Nach einem heftigen Wortwechsel mit dem Anführer der korinthischen Schiffe, welcher sagte, daß ein Mann, der keine Vaterstadt mehr habe, schweigen müsse, erklärte Themistokles, daß 200 wohlbemannte Schiffe doch wohl einer Stadt gleich zu achten seyen, und daß, wenn man seinen Rath nicht befolge, die Athener mit ihren Familien nach Italien segeln und sich dort am Siris eine neue Heimath gründen würden: zu spät würden sie dann an seinen Rath gedenken! — Dies wirkte. Eurybiades stimmte ihm bei, und so blieben sie.

Während am andern Tage die Griechen nach einem gemeinschaftlichen Gebet die feindliche Flotte erwarteten, die indeß Sunium umsegelt hatte und bereits in der Nähe Athens stand, ließ Xerxes am Gestade Athens von seinen Fürsten eine Berathung halten, in welcher auf den Vorschlag des Königs von Sidon, ungeachtet des Widerraths der klugen Karierfürstin Artemisia, eine Seeschlacht und der Angriff auf den folgenden Tag in der Frühe

beschlossen ward, während das Landheer gleich gegen den Peloponnes aufbrach.

Der Anblick der unabsehlichen Schiffe am atheniſchen Ufer und der aufbrechenden Landtruppen setzte nun die Peloponnesier so in Schrecken, daß sie, in ihrem engen Patriotismus, von keinem Bleiben mehr wissen wollten und ihre Führer nöthigten, den Befehl zur Abfahrt nach dem Peloponnes zu geben.

Da nun zeigte sich des Themistokles entschlossener Geist in seiner ganzen Kraft. Um die Griechen zum Kampf an dieser entscheidenden Stelle zu zwingen, schickte er unverweilt einen Sclaven (den Erzieher seiner Kinder) bei einbrechender Nacht an den Xerxes und ließ ihm sagen: die Griechen seyen uneinig und auf dem Puncte auseinander zu gehen; wenn er sie jetzt angriffe, würde er wenig Widerstand finden. Darüber erfreut, gab Xerxes noch um Mitternacht Befehl zum Aufbruch der Flotte und zur Sperrung der Meerenge, — und ohne daß die Griechen auf Salamis es ahneten, waren sie auf beiden Seiten der Insel von der persischen Flotte eingeschlossen.

Die Nachricht, daß ihm seine List gelungen sey, bekam Themistokles noch in derselben Nacht, und zwar aus dem Munde — seines ehemaligen Gegners Aristides, der ihm nun vollends behülflich war, die Griechen zur Schlacht zu bewegen.

Nicht lange zuvor hatte nämlich ein atheniſcher Volksbeschluß alle Verbannten zurückgerufen, um zu verhindern, daß sie sich (und dabei dachte man besonders an den Aristides) nicht mit dem Feinde verbinden möchten. Daher war der rechtschaffene Mann von Aegina hieher geeilt, mitten durch die feindlichen Schiffe hindurch, um den Themistokles zur Vergessenheit ihres Zwistes aufzufordern und ihm bei der annahenden Gefahr seine Dienste für's Vaterland anzubieten. Themistokles ließ seine Eifersucht fahren und veranlaßte den Aristides, sogleich den eben versammelten griechischen Anführern als Augenzeuge von der erfolgten Bewegung der Feinde Nachricht zu geben. — Noch waren sie unschlüssig, als auch ein, von feindlicher Seite her zu den Griechen

übergegangenes Schiff die Bestätignug brachte, und nun nichts übrig blieb, als sich zu schlagen.

So erfolgte denn **480** am 23. Juli **die Seeschlacht bei Salamis**, in welcher die Griechen mit 380 Schiffen über die 1000 Schiffe starke, sich selbst hindernde Flotte der Perser den glänzendsten Sieg errangen, der sowohl an sich, als durch seine Folgen, insbesondere den Athenern und dem Themistokles unsterblichen Ruhm brachte.

Noch in der Nacht vor dem 23. Juli hatte eine Schaar Perser die kleine, steile Insel Psyttalīa besetzt, weil sie den Eingang zur Meerenge beherrscht. Unverweilt griff Aristides sie dort an, machte die persische Besatzung nieder und behauptete die Insel während der Seeschlacht. Diese begann sogleich am frühen Morgen, nachdem die Griechen, wider den Willen des Themistokles, drei junge auf Psyttalīa gefangene Perser den Göttern der Unterwelt geopfert hatten!

Den linken Flügel der Griechen nahmen die Athener und Spartaner ein, den rechten die seekundigen Aegineten. Jenen standen die phönizischen Schiffe, diesen die persischen und kleinasiatischen entgegen. — Xerxes sah vom Lande aus, auf einem goldenen Throne sitzend, der Schlacht zu, von Schreibern umgeben, welche die Thaten der Seinen aufzeichnen sollten.

Mit der Stunde des frischeintretenden, den Persern entgegenwehenden Westwindes, welchen Themistokles abgewartet, begann ein athenisches Schiff den Angriff auf das große und hohe Schiff des persischen Oberbefehlshabers, eines Bruders des Xerxes, und bohrte es, während auch die andern Schiffe angriffen, in den Grund.

Dadurch schon kamen die feindlichen Schiffe in Unordnung, obwohl sie nicht feige kämpften. Dazu kam der Umstand, daß in der Meerenge die Menge ihrer großen und hohen Schiffe zur vollen Aufstellung und schnellen Bewegung nicht hinlänglichen Raum hatte, während die Griechen mit ihren kleinern Schiffen den Vortheil der schnellen Bewegung und außerdem noch Wind und Fluth auf ihrer Seite hatten, überdieß von dem Muthe der Vaterlandsliebe beseelt waren.

Der Kampf währte den ganzen Tag über, und endete am Abend mit der gänzlichen Niederlage der feindlichen Flotte, deren größter Theil in der völligsten Verwirrung floh und von den Griechen verfolgt wurde. Ueber 200 persische Schiffe wurden in den Grund gebohrt und ihre Leute ertranken; viele wurden sammt der Mannschaft im Kampfe erobert oder auf der Flucht genommen, während griechischer Seits nur 40 zu Grunde gingen. Schiffstrümmer und Menschenleichen bedeckten das Meer. — Von den griechischen Schiffen hatten sich die der Athener in der Schlacht selbst, die der Aegineten beim Verfolgen besonders ausgezeichnet.

6. Rückzug des Xerxes. Mardonius in Griechenland. Zweite Verheerung Athens.

Die geschlagene persische Flotte zog sich in den athenischen Hafen Phalēron unter den Schutz der dort aufgestellten Mannschaft zurück und die Griechen machten sich auf eine zweite Schlacht gefaßt. Weil aber Xerxes, um diese zu vermeiden, einen Damm nach der Insel Salamis zu führen und mit seiner Landmacht die dortigen Griechen zu vertilgen drohte, so schickte Themistokles einen der gefangenen Perser an den Xerxes und ließ ihm sagen, die Griechen hätten im Sinne, nach dem Hellespont zu segeln und dort die Brücke abzubrechen; wenn er dieß verhindern wolle, so möge er ihnen zuvorkommen. Xerxes ging zum zweitenmal in die Falle, welche ihm die List des Themistokles stellte. Denn er gab, nach seiner Berathung mit Mardonios und Artemisia, seiner Flotte den heimlichen Befehl, in der folgenden Nacht nach dem Hellespont zu segeln und das Abbrechen der Brücke zu verhindern; und während er zum Schein an dem Damme fortarbeiten ließ, schlug er selbst, um seine eigene Person in Sicherheit zu bringen, mit dem größten Theil seines Heeres zu Land den Rückweg nach dem Hellespont ein, und ließ den Mardonios, auf dessen eigenen Rath, mit 300,000 Mann Kerntruppen in Griechenland zurück, um es vollends zu unterwerfen.

Unter großen Beschwerden und nach dem Verlust vieler Menschen, die unterwegs durch Krankheit und Hunger aufgerieben

wurden, kam Xerxes an den Hellespont zurück, und eilte von da, weil unterdeß ein Sturm die Brücke zertrümmert hatte, auf einem Fahrzeuge nach Asien hinüber, wo er sich erst in Sicherheit glaubte. Seine Flotte war zwar von den Griechen verfolgt, aber nicht erreicht worden.

Als die Griechen wieder nach Salamis zurückkamen, vertheilten sie die Beute, opferten auf dem Isthmus dem Poseidon und stimmten über den Preis der Tapferkeit ab: derselbe wurde den Aegineten zuerkannt. Von den Anführern gab sich jeder selbst den ersten, dem Themistokles aber den zweiten Preis, der dadurch stillschweigend zum ersten ward. — Von den eroberten Schiffen wurde eines auf dem Isthmus, eines auf Sunium, eines auf Salamis zum Denkmal aufgestellt.

Nachdem Mardonios Attika verlassen hatte, um in Thessalien zu überwintern, brachten die Athener die Ihrigen wieder nach Athen zurück und richteten sich in ihrer zerstörten Stadt, so gut es ging, ein, befanden sich aber dabei im größten Mangel. Da zwischen ihnen und den andern Griechen, besonders den Spartanern, eine gewisse Spannung eintrat, weil sie von diesen ihre Aufopferung für Griechenlands Rettung nicht genug anerkannt sahen, so glaubte Mardonios die Athener durch das Anerbieten, ihre Stadt und den Tempel auf des Königs Kosten aufbauen und sie mit Geld unterstützen zu wollen, bei seinem bevorstehenden Kampfe mit den Griechen wo möglich zu einem Bündniß, oder wenigstens zur Neutralität bewegen zu können.

Aber im Angesichte der spartanischen Gesandten, — die in der Absicht, die Athener von einem solchem Bündniß abzurathen, nach Athen gekommen waren, — wiesen diese den persischen Unterhändler (es war ein macedonischer König) mit seinem Antrag standhaft zurück und erklärten, zur Beschämung der Spartaner, daß, so lange die Sonne ihre Bahn wandle, Athen die Perser bekriegen werde, bis diese für die Einäscherung ihrer Heiligthümer gebüßt hätten; — ja, sie ließen Jeden feierlich verfluchen, der, dem Vaterlande untreu, es mit den Persern halten würde.

Da brach Mardonios durch Böotien nach Attika auf, und nahm Athen zum zweitenmal ein. Die Athener aber hatten, da ihnen weder die Spartaner in ihrer kleinlichen Politik, noch auch die übrigen Griechen zu Hülfe kamen, ihre Stadt bereits wieder verlassen und sich auf Salamis geborgen. Die neuen Anträge, die ihnen Mardonios machen ließ, wiesen sie mit aller Selbstverläugnung abermals zurück und steinigten sogar im Zorn einen ihrer Mitbürger, welcher für deren Annahme sprach. Dann ließen sie noch einmal die saumseligen Spartaner, die unterdeß ängstlich den Isthmus durch eine Mauer schloßen, zu einer gemeinschaftlichen Abwehr des Feindes auffordern.

Nach langem Besinnen und erst auf den verständigen Rath des Tegeaten Chileos (der ihnen klar machte, daß, wenn man Athen zwänge, sich am Ende doch mit den Persern zu verbinden, Sparta dann durch keine noch so starke Mauer geschützt sein werde), machten sich endlich die Spartaner mit 45,000 M. auf den Weg. Als Mardonios durch das treulose Argos davon Kunde erhielt, verheerte er, da er nun nicht mehr die Athener zu gewinnen hoffen konnte, das attische Gebiet und zog sich nach Böotien zurück, wo er sich in der thebanischen Ebene, die seinem großen Heere, besonders aber seiner Reiterei, eine günstigere Stellung bot, am Flusse Asōpos verschanzte und den Angriff der Griechen abwartete.

7. Die Schlacht bei Platää. Pausanias und Aristides. Die Schlacht bei Mykale. Befreiung der Inseln und des ionischen Küstenlandes.

Nachdem sich die Athener, 8000 Schwerbewaffnete an der Zahl, unter Anführung des **Aristides**, sammt ihren Bundesgenossen, bei Eleusis mit den über den Isthmus herangezogenen Spartanern vereinigt hatten, rückte das Gesammtheer von 110,000 M. unter dem Oberbefehl des Spartaners **Pausanias** (eines Oheims und Vormunds von dem damals unmündigen Sohne des bei Thermopylä gefallenen Leonidas) in das Böotische vor und nahm anfangs seine Stellung am Kithäron, wo der gebirgige Boden ihrer Minderzahl vortheilhaft war. Nach mehreren Reiter=

angriffen aber, welche die Megarer und Athener tapfer aushielten, zog sich das griechische Heer, weil die Feinde die Zufuhr abschnitten, in die ihm gelegenere Gegend von Platää, wohin ihnen Mardonios nachfolgte und durch einen Reiterangriff vom 25. Sept. des Jahres **479** v. Chr. **die Schlacht bei Platää** herbeiführte, in welcher nach einem hartnäckigen Kampfe die Griechen Sieger blieben und — was das Wichtigste war, — durch diesen herrlichen Sieg Griechenlands Gesittung und Bildung vor asiatischer Barbarei vollends gerettet und gesichert wurde.

Am Anfang der Schlacht stand die Sache schlimm für die Griechen. Mardonios griff mit der Hauptmacht zuerst die Spartaner und Tegeaten an. Eben als ihnen die Athener zu Hülfe kommen wollten, wurden diese durch einen Angriff der mit den Persern verbundenen Böotier urd Thessalier abgehalten. Da nun zum Unglück bei den Spartanern das Opfer ungünstig ausgefallen war, mußten die Spartaner unbeweglich mit auf den Boden gestellten Schilden dastehen und den Pfeilhagel der Feinde aushalten, ohne sich wehren zu dürfen.

Erst als ein neues Opfer, während welches Pausanias mit Thränen in den Augen zu den Göttern flehte, sie in dieser Noth nicht zu verlassen, günstiger ausfiel, rückten sie in dichtgeschlossenen Reihen zur Vertheidigung vor, und das Treffen wurde allgemein.

Auch die Perser stritten tapfer, so lange Mardonios auf seinem weißen Streitroß ihnen vorkämpfte. Als er aber von einem Steine getroffen, todt vom Pferde sank, ergriffen die Perser die Flucht und wurden von den Spartanern bis an das persische Lager verfolgt. Hier aber vertheidigten sie sich, wohlverschanzt hinter Thüren und Wällen, so lange glücklich gegen die Spartaner, bis die Athener, welche unterdessen auf ihrer Seite auch gesiegt hatten, herbeikamen und mit ihrer größern Belagerungskunde das persische Lager erstürmten, in welchem nun die Barbaren ohne weitern Widerstand sich hinschlachten ließen, so daß in der ganzen Schlacht von 260,000 Feinden nicht 30,000 übrig blieben. (Doch hatten sich ihrer 40,000 schon vorher unter Arta=

bázos nach dem Hellespont aufgemacht.) Von der unermeßlich reichen Beute wurde ein Theil für die Götter bestimmt, der übrige vertheilt. Der Kampfpreis aber wurde den Spartanern zuerkannt.

An demselben Tage, als die Griechen, vorzüglich Sparta, bei Platää Lorbeern ärnteten, erfocht auch die griechische Flotte einen Sieg in der **Schlacht bei Mykäle** über den Rest der persischen Flotte. Diese hatte sich nämlich bei Samos gesammelt, um einen etwaigen Abfall der Jonier zu verhindern, und auf die Nachricht, daß die griechische Flotte gegen sie im Anzuge sey, sich nach Entlassung der phönizischen Schiffe, denen man nicht traute, nach dem Vorgebirg Mykäle unter den Schutz des dort aufgestellten Landheeres begeben und sich dort auf dem Lande verschanzt.

Die griechische Flotte stand unter dem Oberbefehl des spartanischen Königs Leotychīdes; den Befehl über die athenischen Schiffe hatten die Athener nicht dem Themistokles (aus Verdruß darüber, daß dieser nach der Schlacht bei Salamis in Sparta einen Ehrenkranz angenommen hatte), sondern dem Xanthippos anvertraut. Sogleich nach der Landung der griechischen Flotte auf Mykäle entspann sich die Schlacht. Die Griechen, zu denen sich gleich die Jonier schlugen, erstürmten das verschanzte Lager der Perser, richteten eine große Niederlage unter ihnen an, verbrannten die Schiffe und machten große Beute.

Dieser Sieg bei Mykale befreite die Inseln und viele Städte des ionischen Küstenlandes. Alle Inselbewohner wurden in den griechischen Freiheitsbund aufgenommen; und um auch die Küstenbewohner besser gegen die Perser schützen zu können, schlugen die Peloponnesier vor, die Jonier nach dem Mutterlande zu verpflanzen und ihnen die Besitzungen derer zu geben, die es mit den Persern gehalten hätten. Diesen Vorschlag aber wiesen die Athener zurück, weil sie wohl einsahen, daß auf solche Weise Sparta's Einfluß auf dem Festlande nur noch überwiegender werden, ihnen selbst aber nicht nur der Handelsverkehr mit Asien erschwert, sondern auch die nahe Aussicht auf die Seehegemonie benommen werden würde. Denn ihr Blick richtete sich bereits weit

über die Heimath hinaus, die ihnen zu enge ward, und ihr aufstrebender Geist fühlte sich noch Größerem gewachsen. Sie waren es daher besonders, durch welche die Griechen veranlaßt wurden, den bisherigen Vertheidigungskampf in fortgesetzte Angriffsunternehmungen auf die persischen Besitzungen zu verwandeln und so den künftigen Fall dieses Reiches vorzubereiten.

---

4. Kapitel.

Athen's Hegemonie.

1. Beginn der Angriffskriege gegen Persien. Widerbefestigung Athens.

Gleich in der ersten allgemeinen Hellenenversammlung, nach der Bekämpfung der Barbaren, machte Aristides den Vorschlag, den Krieg gegen dieselben fortzusetzen und zu diesem Zwecke eine gemeinschaftliche Flotte auszurüsten. Da auch die Spartaner darin eine Gelegenheit zur Befestigung und Ausdehnung ihrer bisherigen Hegemonie zu Land und zur See sahen, so waren sie ganz dafür und ohne Zaudern wurde eine gemeinschaftliche Flotte von 100 Schiffen unter der Oberanführung des Pausanias nach dem Hellespont geschickt, um sich dieses Schlüssels von Asien zu versichern.

Und damit es Athen nicht beikommen könnte, auch auf dem Lande eine ähnliche Macht wie zur See zu entwickeln und ihm hier in dem Besitz der Hegemonie gefährlich zu werden, — zum Theil auch, damit sich der Peleponnes nicht ferner um Athens willen bloß stellen müsse, — suchten sie die Athener beim Wiederaufbau ihrer Stadt zu vermögen, dieselbe nicht mehr zu befestigen; damit die Stadt dem Feinde keinen Waffenplatz mehr abgeben könne; die Athener möchten vielmehr auch Theben und andere Städte von einer Wiederbefestigung abrathen helfen und sich mit

denselben lieber an den Peloponnes anlehnen, der als die „wahre Burg von Hellas" anzusehen sey.

Aber Themistokles, ihre wahren Absichten durchschauend, überlistete sie und verschaffte den Athenern glücklich ihre Mauern, ja noch mehr, auch die Befestigung ihres neuen Seehafens, des Piräeus, wodurch er gleichsam „die Stadt an das Meer heftete" und den Athenern ihre Bestimmung nur noch mehr zum Bewußtseyn brachte.

Als nämlich die Athener, aus Furcht vor dem übermächtigen Sparta, mit dem Bau der Festungswerke, wenigstens bis zum Abgang der Gesandten, einhalten wollten, ließ sich Themistokles, um die Sache ins Reine zu bringen, als Gesandten nach Sparta schicken, machte aber vorher mit dem Rath der Fünfhundert aus, man solle fortbauen, und wenn die Mauern hoch genug wären, noch andere Gesandte ihm nach Sparta nachschicken; kämen darauf neue Gesandte von Sparta nach Athen, so solle man dieselben so lange zurückhalten, bis er mit den athenischen Gesandten wieder heimgekommen wäre.

Während nun Alle in Athen, Männer, Weiber und Kinder, auf das eifrigste fortbauten, ließ sich Themistokles in Sparta nicht eher in einen amtlichen Verkehr mit den spartanischen Regierungsbehörden ein, als bis verabredetermaßen die athenischen Gesandten nachkamen und ihm von der vorläufig zur Vertheidigung hinreichenden Höhe der Mauern Kunde gaben. Nun erst begab er sich mit den Gesandten vor die Ephoren und erklärte, die Athener dächten nicht mehr an eine Befestigung; wenn sie's nicht glaubten, sollten sie selbst zuverlässige Männer nach Athen schicken und sich durch den Augenschein überzeugen lassen; er und seine Mitgesandten wollten, bis jene wieder von Athen zurückkämen, als Bürgen in Sparta blieben. Dies geschah. Als aber die spartanischen Gesandten in Athen ankamen, wurden sie dort zurückgehalten, und nun eröffnete Themistokles in Sparta den wahren Sachverhalt, und die Spartaner mußten es sich gefallen lassen.

2. Uebermuth des Pausanias. Rücktritt der Spartaner. Der athenäische Bund. Aristides' Verwaltung.

Während Themistokles auf diese Weise zur Hebung Athen's beitrug, war Aristides in anderer Weise thätig. Er befand sich bei der unter Pausanias abgeschickten Flotte und befehligte mit dem Kimon (Cimon) die athenische Flottenabtheilung.

Nachdem zunächst Cypern von den Persern gereinigt war, erfolgte am Hellespont die rasche Eroberung von Sestos und bald darauf die Einnahme der Stadt **Byzanz**, des wichtigsten Waffenplatzes der Perser in jener Gegend.

Dieser glückliche Erfolg aber machte den Pausanias, den schon der Sieg bei Platää zu lächerlichem Dünkel getrieben hatte, vollends übermüthig. Sein anmaßender Stolz, mit dem er den Unterfeldherren und andern griechischen Führern begegnete, seine unerträgliche Härte, mit der er die gemeinen Soldaten bei den kleinsten Vergehungen bestrafte, ließen in ihm eher einen plumpen Despoten, als einen Freiheitsvertheidiger erkennen. Dazu kam, daß er bereits in hochverrätherischer Weise geheime Verbindungen mit Xerxes unterhielt, die dahin abzielten, daß dieser ihm seine Tochter zur Ehe geben und jener ihm ganz Griechenland in die Hände spielen wollte. In seiner Verblendung umgab er sich schon mit einer aus Medern und Aegyptern bestehenden Leibwache, vertauschte die vaterländische Tracht mit asiatischer, und bestellte seine Tafel auf persische Weise.

Durch alles dieses machte er sich bei allen Griechen um so verhaßter, als diese an dem bescheidenen Aristides und dem freundlichen Kimon das volle Gegentheil gewahrten, wodurch ihnen die Kränkung ihrer Freiheitsrechte nur um so schmerzlicher fiel.

Daher erklärten die Bundesgenossen, vor allen die stammverwandten Chier und Samier sammt den Lesbiern, dem Aristides, fortan sich unter seinen Oberbefehl stellen und überhaupt alle Seeunternehmungen gegen Persien lieber unter athenischer, als spartanischer Führung bestehen zu wollen. Und als Sparta, von

den verrätherischen Absichten des Pausanias unterrichtet, diesen vom Oberbefehl abrief, um ihn zur Rechenschaft zu ziehen, und darauf einen andern Feldherrn an seiner Stelle zur Flotte absandte, wurde dieser von den Bundesgenossen zurückgewiesen.

Dieser Umstand, so wie die an Pausanias gemachte Erfahrung, daß durch die Berührung mit ausländischer Verderbniß die alte spartanische Sitteneinfalt leide, — mehr aber noch die Betrachtung, daß, je mehr die Athener sich mit Asien beschäftigen würden, Sparta desto leichter die alte Hegemonie zu Lande behaupten, ja erweitern könne, bewog die Spartaner, für sich den Seekrieg gegen Persien aufzugeben und von der Hegemonie zur See abzutreten, 477 v. Chr. Mit ihnen gaben auch fast alle Binnenstaaten des Mutterlandes, sammt den Aegineten, ihren Antheil an den gemeinschaftlichen Seeunternehmungen auf.

Dagegen traten von nun an zur Fortsetzung des persischen Kriegs die Inseln, Euböa mit eingerechnet, und alle kleinasiatischen Küstenstaaten mit Athen in Waffengenossenschaft, die sich besonders durch die Bemühungen des Aristides allmählig bestimmter ausbildete. Alle Staatenglieder gaben zur Bestreitung der Kriegskosten jährliche Beiträge, deren Gesammtsumme sich auf 460 Talente (1,150,000 Gulden) belief. Diese Bundesgelder wurden im Heiligthum des Apollo auf Delos, wo man auch die Bundesversammlungen hielt, niedergelegt und den Athenern zur Beschützung und Verwaltung anvertraut. Dieses Vertrauen rechtfertigte insbesondere Aristides durch die ihm übertragene spezielle Besorgung dieser Bundesangelegenheiten, und seiner „musterhaften Billigkeit" in Anordnung der Beiträge, so wie seiner uneigennützigen, streng redlichen Verrechnung der Ausgaben hatte Athen die immer größere Befestigung seiner Seehegemonie zu danken.

3. Verbannung des Themistokles. Sturz des Pausanias.

Je freier nun alle einzelnen Kräfte in Athen sich regten und nach Geltung rangen, desto weniger konnte die emporstrebende

Menge es dulden, wenn Einer über das allgemeine Maaß der Gleichheit heraustreten wollte, zumal seit (auf des Aristides Betrieb 478 v. Chr.) alle Bürger ohne Unterschied des Vermögens (also auch diejenigen, welche der von Solon davon ausgeschlossenen vierten Bürgerklasse angehörten) zu den höhern Staatsämtern gelangen konnten.

So große Verdienste nun Themistokles um die Rettung Griechenlands und um den Ruhm Athens hatte, so that ihm doch sein Eigennutz, mit dem er sich einen großen Reichthum gemacht und dadurch die Eifersucht alter, durch den Krieg heruntergekommener Geschlechter erregt hatte, in der allgemeinen Achtung Abbruch. Mehr aber noch wendete sein Ehrgeiz, mit dem er den Athenern bei jeder Gelegenheit seine Verdienste um den Staat vorhielt, ihm die Gunst des, auf seinen eigenen Ruhmesantheil eifersüchtigen Volkes ab, und so gelang es seinen Feinden, unter denen sich auch Kimon befand, ihn zu stürzen. Ihm geschah, wie er einst dem Aristides (der jedoch an seiner Verfolgung keinen Theil hatte) gethan: er wurde 471 durch das Scherbengericht auf zehn Jahre verbannt. Er nahm seinen Aufenthalt in Argos, wo er bald darauf in das Schicksal des Pausanias verwickelt wurde.

Pausanias hatte sich nämlich nach seiner Zurückberufung durch den Einfluß seines Ansehens und Geldes, zwar nicht von einer Bestrafung wegen Bedrückung der Bundesgenossen, doch aber von der Hauptanklage wegen Unterhandlung mit den Persern frei zu machen gewußt, nichts desto weniger aber bald darauf vom Hellespont aus jene Unterhandlung mit Xerxes wieder angeknüpft, um mit persischer Hülfe in Sparta das Ephorat aufzuheben und eine unbeschränktere Königsmacht zurückzuführen. Er wurde daher abermals zurückberufen, und als er fortfuhr, mit den Persern zu unterhandeln und sogar anfing die Heloten zu einer Empörung aufzureizen, ward er des Vaterlandsverraths überführt und 469 zum Tode verurtheilt, den er auf eine klägliche Weise in einem Tempel fand.

So lange es an einem ganz unwiderlegbaren Zeugniß seines Verbrechens fehlte, wagten es die Ephoren nicht, an ihn zu kommen. Erst als ihnen

ein Vertrauter des Pausanias, einen Brief, den derselbe an den Perser Artabazos geschrieben hatte, verschaffte und noch dazu Gelegenheit gab, eine geheime Unterredung des Pausanias mit ihm über die persischen Unterhandlungen anzuhören, hielten sie es für räthlich, sich seiner Person zu bemächtigen. Von Freunden aber gewarnt, floh er in den Tempel der Pallas. Um nun diesen nicht mit Blut oder einer sonstigen Gewaltthat zu verunreinigen, mauerte man den Eingang zu und gab ihn dem Hungertod preis. Kurz vor seinem letzten Athemzug zog man ihn heraus, damit sein Leichnam den Tempel nicht beflecken möchte, und scharrte ihn nach dem Ausspruche des Orakels da ein, wo er ausgeathmet hatte.

Weil man nun in des Pausanias Nachlasse Briefe vom Themistokles an Pausanias vorfand, worin jedoch jener die Einladung des letztern zu einem Verständniß mit Persien zurückgewiesen hatte, so benützten seine Feinde in Sparta, so wie in Athen, diesen Umstand zu einer Anklage gegen ihn, daß er jenen verrätherischen Plan nicht entdeckt hätte. Ungeachtet seiner Entschuldigung sollte er gefangen und in Athen vor Gericht gestellt werden.

Um der Lebensgefahr zu entgehen, floh der Unglückliche, überall hin verfolgt, zuerst nach Corcyra, wo er aber keine sichere Stätte fand, dann nach Epirus zu dem Könige der Molosser Admet, der, obwohl früherhin von ihm beleidigt, ihn dennoch edelmüthig aufnahm und ihn so lange gegen Sparta's und Athen's Anforderung, ihn auszuliefern, schützte, bis Themistokles selber nach Persien zu gehen verlangte. Denn dort war kurz zuvor, 465 v. Chr. Xerxes sammt seinem ältesten Sohne unter dem Dolche seines Günstlings Artabános, der sich gegen ihn empörte, gefallen, und sein zweiter Sohn Artaxerxes I. mit dem Beinamen Langhand, nach Unterdrückung der Empörung in der Regierung gefolgt: auf diesen Thronwechsel nun baute Themistokles die Hoffnung einer guten Aufnahme, in der sich der klug Berechnende um so weniger täuschte, als man dem mit seinem Vaterland Zerfallenen jetzt leichter traute.

Nach seiner Landung auf der kleinasiatischen Küste hielt er sich zuerst in Aegä bei einem Gastfreunde auf, der ihn, obgleich vom persischen König ein Preis von 200 Talenten (500,000 Gulden) auf seinen Kopf gesetzt war, bei sich verbarg und, als Themistokles erklärte, sich unmittelbar an den König

um Hülfe wenden zu wollen, ihn in einem verdeckten Wagen nach Susa bringen ließ. Daselbst nun stellte Themistokles zuerst in einem Briefe dem Könige seine Verdienste um Xerxes' Rettung vor, und erbot sich, auch ihm gute Dienste zu leisten. Höchst erfreut darüber ließ ihn Artaxerxes vor sich, machte ihm, weil er sich ja selbst ausgeliefert habe, die Summe des auf seinen Kopf gesetzten Preises zum Geschenk, und forderte ihn auf, sich über die griechischen Angelegenheiten frei zu äußern. Themistokles aber erbat sich erst ein Jahr Zeit zur Erlernung der persischen Sprache, um sich ohne Dolmetscher gegen ihn erklären zu können.

Nachdem er binnen Jahresfrist in der ihm gestatteten Freistätte Ephesus die persische Sprache vollkommen erlernt hatte, gewann er am Hofe zu Susa in Kurzem bei dem Könige einen so großen Einfluß, daß man seinem geheimen Rathe sogar manche Aenderungen zuschrieb, die der König in der Verwaltung seines Reiches vornahm. Die Gunst des Königs, die er sich besonders durch die Unterhaltung der Hoffnung, daß man Griechenland doch noch erobern könne, zu erhalten wußte, ging so weit, daß der König ihm die Einkünfte dreier Städte zu seinem Unterhalt: Magnesia am Mäander zum Brot, Myos zu den Fischen, Lampsakos zum Wein anwies, und daß er ihn sonst mit Allem versah, was zur Ausstattung eines persischen Großen gehörte.

4. Kimon's glückliche Unternehmungen gegen Persien. Kimon's Verbannung.

Nach der Verbannung des Themistokles standen noch eine Reihe von Jahren Aristides und Kimon an der Spitze der Staatsverwaltung. Der redliche Aristides starb erst 461 v. Chr., hochbetagt und hochgeehrt von seinem Vaterlande, dem er bis an sein Ende mit der größten Selbstverläugnung und mit solcher Uneigennützigkeit gedient hatte, daß sein Vermögen nicht einmal zu seinen Begräbnißkosten hinreichte, und der Staat aus Dankbarkeit seine Töchter ausstattete und seinen Sohn mit Geld und Gut beschenkte.

Gleich im Anfang, da **Kimon** den Oberbefehl über die athenische und bundesgenössische Seemacht erhalten hatte, vertrieb

derselbe die Perser aus dem letzten Haltpuncte, den diese in Europa hatten, indem er nach einer Feldschlacht an der Mündung des Strymon die am diesem Flusse gelegene thrazische Stadt Eion 476 v. Chr. eroberte und dadurch Veranlassung gab, daß in dieser für den Handel so wohl gelegenen Küstengegend sich nachher die atheniſche Pflanzstadt Amphipŏlis erhob. Hierauf bestrafte er die Bewohner der Insel Skyros wegen ihrer Seeräubereien und erfüllte zugleich durch Auffindung der Gebeine des Theseus, die auf dieser Insel begraben waren, und durch deren feierliche Versetzung nach Athen den Willen des delphischen Orakels. Mit Ehrensäulen belohnt, zog bald darauf Kimon abermals aus, und befreite in glücklichen Kämpfen mit den Persern zu Wasser und zu Land die noch übrigen griechischen Städte der kleinasiatischen (namentlich karischen und lycischen) Küste von der persischen Oberherrschaft.

Von solchen Fortschritten erschreckt, ließ der damals noch lebende Xerxes, ein Landheer und eine Flotte an der Mündung des Flusses Eurymĕdon in der Landschaft Pamphylien zusammenziehen. Dadurch aber gab er nur Gelegenheit, Griechenlands Uebermacht durch Kimon's glänzenden **Doppelsieg am Eurymĕdon** über die Perser **469** v. Chr. aufs neue in das hellste Licht zu setzen und sie mit nachhaltiger Furcht vor den Griechen zu erfüllen. Denn nachdem Kimon nach jenem, an Einem Tage gewonnenen Doppelsiege sich wieder auswärts gewendet und dort den Persern auch den thrazischen Chersones entrissen hatte, wagte sich seitdem kein persisches Schiff mehr über eine gewisse Gränze westwärts hinaus, und kein persischer Reiter weiter als bis auf eine Tagreise heran an das Meer.

Diese durch die Furcht eingegebene Selbstbeschränkung hat die athenische Eitelkeit späterer Zeit als Folge eines angeblichen, den Persern gewährten kimonischen Friedens darzustellen versucht, während sie nur persischer Seits ein stillschweigendes Bekenntniß der Ohnmacht war, höchstens eine stillschweigende Einwilligung auf einen also gestellten Friedensvorschlag.

Aller dieser Thaten ungeachtet hatte Kimon, seiner mehr aristokratischen Gesinnung wegen, eine Partei in Athen gegen sich,

in welcher sich bereits Perikles, der Sohn des Xanthippos, des Siegers bei Mykäle, hervorthat. Dieser, obgleich selbst von altadeligem Geschlechte, suchte, um die Leitung der Staatsverwaltung in seine Hand zu bekommen, diesen Plan durch Erweiterung der Volksmacht zu erreichen, und hatte, schon als Kimon auf dem thrazischen Feldzuge begriffen war, Versuche gemacht, der aristokratischen Partei ihren letzten Stützpunkt, den Areopag, mit welchem für die Aristokratie noch große Vorrechte verbunden waren, zu entreißen und denselben in einen bloßen Gerichtshof zu verwandeln. Und da die alte einfachere Sitte der marathonischen Zeit durch das immer demokratischere Streben Athens bereits großentheils verschwunden war, so konnten die Aristokraten, die längst keinen bevorzugten Stand mehr bildeten, ihrerseits höchstens Versuche machen, eine weitere Ausbildung der demokratischen Verfassung zu verhindern.

Weil sie aber Alles, was die Lenker beider Parteien anstrebten, nur mit Hülfe des Volkes selbst erreichen konnten, so waren sie gezwungen, um dessen Gunst zu buhlen. Auch Kimon mußte das thun, obwohl er es „in edelster Form" that. Denn den Reichthum, den er theils geerbt, theils auf seinen Kriegszügen, jedoch nicht auf ungesetzliche Weise, sich erworben hatte, verwendete er — eben in der Absicht, die Zuneigung des Volkes zu erhalten, — auf eine höchst freigebige Weise zum Wohl und Vergnügen seiner Mitbürger.

So ließ er z. B. von seinen Landgütern die Umzäunung wegnehmen und dadurch Jedermann zum Genusse der darin befindlichen Früchte einladen. In seinem Hause war täglich für eine Anzahl ärmerer Bürger ein Speisetisch bereitet. Beim Ausgehen ließ er immer durch die ihn begleitenden Diener bescheidenen Armen Geld und Kleider reichen und unterstützte überhaupt Unzählige durch seine Wohlthaten. Dabei vermied er es aber, dem Volke auf andere Weise zu schmeicheln: im Gegentheil, er stellte oft den Athenern freimüthig die nüchterne und besonnene Lebensweise der Spartaner zum Muster hin, und scheute sich nicht, überall seine Mißbilligung über den allzugroßen Antheil der niedern Volksklasse an der Staatsverwaltung und insbesondere seinen Unwillen über jene Herabwürdigung des Areopags auszusprechen.

Seiner Gunst beim Volke wegen, das seine Wohlthätigkeit und sein Feldherrntalent bewunderte, konnten ihm seine Feinde lange nicht beikommen, bis es ihnen bei folgender Gelegenheit gelang, sich seiner zu entledigen.

Im Jahr 465 v. Chr. wurde nämlich Sparta durch ein Erdbeben, welches diese Stadt bis auf fünf Häuser zerstörte und mehr als 20,000 Menschen das Leben kostete, in die äußerste Noth gebracht. In der Voraussicht, daß nun wohl die Heloten und Periöken dieses Unglück der Stadt benützen würden, um sich für den harten, ja grausamen Druck, unter welchem sie standen, zu rächen, eilte der König Archidämas mitten in dem allgemeinen Schrecken vor die Stadt und ließ die Schlachttrompete blasen, auf deren Schall sich die noch übrigen spartanischen Männer, des pünctlichen Gehorsams gewohnt, bewaffnet um ihn versammelten.

Wirklich waren die Heloten schon im Anzuge gegen die Stadt; als sie aber die Spartaner zur Vertheidigung gerüstet sahen, zogen sie nach einigen Niederlagen sich nach Messenien, wo sie sich mit einem Theile der messenischen Periöken auf dem Ithōme befestigten und von da aus Einfälle ins lakonische Gebiet machten. Da war die stolze Stadt genöthigt, in ihrer Noth die belagerungskundigeren Athener um Hülfe anzusprechen.

Obgleich nun Manche von der demokratischen Partei hierin die beste Gelegenheit erblickten, die Nebenbuhlerin für ihren Hochmuth zu demüthigen, so bewog doch Kimon durch das Gleichniß, daß, wenn an einem Wagen (Griechenland) das eine Pferd (Sparta) gestürzt wäre, dann ja das andere Pferd (Athen) mit dem Wagen nicht vorwärts könne, — die Athener, die geforderte Hülfe zu senden. Weil aber die Spartaner unterdeß schon von einigen ihren Bundesgenossen Hülfe erhalten hatten und dem athenischen Hülfsheere nicht trauten, so entließen sie es bald wieder unter dem Vorwande, daß sie sich jetzt selbst helfen könnten.

Hierdurch beleidigt, geriethen die Athener in den höchsten Unwillen über Sparta, den sodann Perikles und sein demokratischer Anhang auf den Kimon lenkte, weil er zu jener Hülfe gerathen habe. So kam es, daß der bisherige Friedensbund mit

Sparta aufgehoben und bald darauf Kimon durch einen Volksbeschluß auf zehn Jahre verbannt wurde.

5. Bruch Athen's mit Sparta. Dritter messenischer Krieg. Kampf der Athener und Spartaner bei Tanagra.

Jener Bruch Athen's mit Sparta führte zunächst im Innern für Athen manche Verwicklungen, bei alle dem aber eine Erweiterung seiner gebietenden Stellung auch zu Lande herbei, da Sparta durch jenen Kampf mit seinen Heloten und messenischen Periöken, den man den dritten messenischen Krieg (465 — 456) nennt, zehn Jahre lang gelähmt war.

Während dieser Zeit konnte Sparta nicht verhindern, daß Athen sich mit Argos, dieser alten Feindin Sparta's, verbündete, daß dann Argos das mit Sparta verbundene Mycenä zerstörte und daß Megara aus der spartanischen in die athenische Bundesgenossenschaft übertrat. Durch diesen Uebertritt wurde zwar Athen in einen Krieg mit Korinth und Aegina verwickelt; dennoch aber ging es siegreich aus dem Kampfe hervor, in welchem die Korinther in einer Feldschlacht, die Aegineten in einer Seeschlacht geschlagen, und letztere sogar, nach Auslieferung ihrer Schiffe und Zerstörung ihrer Mauern, als tributpflichtig in die Waffengenossenschaft Athen's zu treten gezwungen wurden.

Als dann Sparta, um den messenischen Krieg zu beendigen, genöthigt war, den Belagerten von Ithome, dessen Eroberung ihm unmöglich war, freien Abzug zu gewähren, so nahmen die Athener die Ausgewiesenen in Naupaktos auf und machten dadurch diese, kurz vorher den ozolischen Lokrern abgenommene Seestadt zu ihrem wichtigsten Stützpunkt in den westlichen Gewässern.

Nachdem aber Sparta wieder freie Hand hatte, trat es mit seiner Bundesgenossenschaft den Athenern kräftiger entgegen, und um sich „wieder einen festen Anhalt im nördlichen Hellas" zu gewinnen, den es seit den Perserkriegen verloren hatte, sandte

es ein Heer dem von Phocis bedrohten Doris zu Hülfe, mit der Absicht, zugleich auch die böotischen Städte wieder mit sich zu verbinden, ganz besonders aber, um Theben gegen Athen, das den Phociern beistand, zu stärken.

Daher kam es nun in Böotien zwischen den Spartanern und Athenern im Jahr 457 v. Chr. zur Schlacht bei Tanägra, in welcher die Spartaner durch einen an den Athenern begangenen Verrath der Thessalier siegten und dadurch Theben für ihren Bund gewannen. Dennoch aber bekam kurze Zeit darauf Athen nach einem glücklichern Treffen, zwar nicht Theben (und Orchomenos), aber doch die übrigen böotischen Städte, wie nicht minder Phocis und das opuntische Locris, durch Begünstigung der demokratischen Parteien wieder auf seine Seite.

Zur Schlacht bei Tanagra war der verbannte Kimon herbeigeeilt, um seiner Vaterstadt beizustehen, aber durch einen Ausspruch des Rathes der Fünfhundert aus Mißtrauen nicht zugelassen worden. Ehe er sich vom Kampfplatz entfernte, ermunterte er in einer Rede seine Freunde, denen man, wie ihm, als „Lakonenfreunden" nicht traute, diesen „falschen Argwohn durch die That zu widerlegen." Sie fielen alle im heldenmüthigen Kampfe, und dieser Umstand, bei welchem Kimon so große Vaterlandsliebe und Selbstverläugnnng gezeigt hatte, stimmte die Athener wieder günstig gegen ihn und erregte in ihnen den Wunsch zur Zurückberufung dieses glücklichen Feldherrn.

6. Kimon's Zurückberufung. Fortsetzung des persischen Kriegs. Athen's Machtvergrößerung. Kimon's Tod.

Während der Kampf mit Sparta noch fortdauerte, hatten auch die auswärtigen Unternehmungen der Athener gegen Persien keinen so günstigen Fortgang mehr, indem ein Theil der athenischen Flotte, welche Perikles seit dem Jahre 460 v. Chr. den gegen Persien in der Empörung begriffenen Aegyptern zu Hülfe gesandt hatte, 455 in die Gewalt des persischen Feldherrn Megabyzos, der Aegypten wieder eroberte, gefallen war. Daher trug selbst Perikles, von der Volksstimmung bewogen, auf die Zurückberufung Kimon's an, theils um durch dessen aristokratischen Ruf

ein gutes Vernehmen mit Sparta zu erzielen, theils um durch dessen erprobte Geschicklichkeit im Seebefehl den Angriffskrieg gegen Persien zu erneuern.

Nach seiner Rückkehr bemühte sich Kimon, zunächst Athen und Sparta zur Einstellung ihrer Feindseligkeiten zu vermögen, und durch seine Bemühungen kam endlich 450 v. Chr. wenigstens eine fünfjährige Waffenruhe zu Stande, während welcher er den unruhigen Geist der Athener durch die Fortsetzung des persischen Kriegs zu beschäftigen suchte.

Weil aber die bundesgenössischen Staaten in Stellung von Mannschaft zu den Schiffen säumig waren, indem sie ihre Kräfte lieber auf Landbau, Handel und Gewerbe verwendeten: so gestattete Kimon denjenigen unter ihnen, die daheim zu bleiben vorzogen, bloß unbemannte Schiffe zu stellen und anstatt der Bemannung erhöhte Geldbeiträge zu geben, vermittelst deren er dann dergleichen Schiffe solcher Bundesgenossen mit athenischen Bürgern bemannte. Auf diese Weise erhielt Athen das Mittel, seine Macht zu vergrößern: denn indem die meisten Bundesgenossen durch jene ihre Unklugheit viel von ihrer Uebung zur See einbüßten, verloren sie dadurch ihre Selbständigkeit und geriethen in noch größere Abhängigkeit von Athen, dessen Hegemonie mehr und mehr in eine Alleinherrschaft zur See (Thalassokratie) sich verwandelte.

Mit der Absicht, alles, was noch von Inseln und Küstenländern den Persern gehorchte, zu gewinnen, ging Kimon mit 260 meist mit Athenern bemannten Schiffen in die See, und nachdem er einen Theil seiner Flotte den wieder im Aufstand gegen Persien begriffenen Aegyptern zu Hülfe gesandt hatte, schlug er die Flotte der Perser und landete auf Cypern, um von dort die Perser zu vertreiben und dann Kleinasien zum Schauplatze seiner weitern Unternehmungen zu machen.

Dieser Gefahr zu begegnen, machte der Perserkönig Artaxerxes ernstliche Rüstungen und forderte den noch in Magnesia lebenden Themistokles (s. §. 3.) auf, ihm jetzt mit seiner verheißenen Hülfe beizustehen. Diesen aber befreite Krankheit und Tod

von der Besorgniß, dem König seine frühern Versprechungen halten und seinem Vaterlande entgegenwirken zu sollen, was er bisher, der That nach, möglichst zu vermeiden gesucht hatte. Er starb in einem Alter von 65 Jahren. Und da auch Kimon krank (nach Andern verwundet) 449 auf Cypern starb, ruhte, nach noch einer siegreichen Schlacht der Athener über die Perser (bei Salamis auf Cypern), der Krieg mit denselben auf lange Zeit. Desto heftiger trieb bald nachher der alte Hader die Griechen selbst wieder gegen einander.

7. Athen's Glanz unter Perikles.

Der innere Gegensatz zwischen Athen und Sparta stellte sich zu keiner Zeit deutlicher heraus, als da die Politik des Perikles nach Kimon's Tode kein sonderliches Gegengewicht in Athen mehr vorfand. Da es ihm schon nach Kimon's Verbannung gelungen war, den Areopag seiner aristokratischen Vorrechte wirklich zu entkleiden und in einen bloßen Gerichtshof zu verwandeln, so konnte er jetzt um so mehr auf die ungehemmteste und rascheste Entwicklung aller geistigen und materiellen Kräfte des Volks hinarbeiten, um die Fülle von Macht und Reichthum, wozu Athen bisher gelangt war, vollends auf den höchsten Grad zu erheben.

Selber in gelehrter Bildung auferzogen, und besonders durch die Philosophie des Anaxagoras zum Forschen über die Natur und den letzten Grund der Dinge angeregt, war sein Geist stets auf Großartiges und Erhabenes gerichtet und dabei in Beherrschung seiner selbst so geübt, daß ihm bei keiner Gelegenheit die Würde, Ruhe und Gelassenheit fehlte, die besonders dem Staatsmanne eines demokratischen Gemeinwesens zur Erreichung seiner Absichten so nöthig ist. Was aber seinen übrigen hohen Geistesgaben erst die volle Wirkung und Geltung sicherte, war die theils von der Natur ihm verliehene, theils durch das Studium der Philosophie ausgebildete Gabe der Rede, deren Gewalt auf die Gemüther bei ihm so mächtig war, daß man ihn nur den Olympier nannte, der von der Rednerbühne herab den Schrecken

des Donners und Blitzes sende, und daß einer seiner Gegner, der ältere Thucydides, von ihm sagte: „wenn ich ihn niederringe, behauptet er siegreich, nicht gefallen zu seyn, und beredet die sehenden Augen anders." — Bei dem Allem war Pericles auch ein wohlbedächtiger Redner, der (nach Plutarch's Schilderung) so oft er die Bühne bestieg, betete, daß ihm ja nicht ein Laut, der zur Sache unpassend wäre, wider Willen entschlüpfen möchte.

Perikles hatte es sich zum Grundsatz seiner Staatskunst gemacht, „der Erste in seiner Vaterstadt zu seyn, um dadurch seine Vaterstadt zur Ersten zu machen." Um der Erste, nicht dem Amt, sondern der Bedeutung nach zu seyn, wendete er der demokratischen Partei, die er vertrat, die bedeutendsten Rechte und Vortheile zu, während er selbst, aller Bestechlichkeit unzugänglich, weder je nach Vermehrung seines Vermögens, noch nach dem Besitze hoher Staatsämter trachtete, ja selbst in der ersten Zeit seines Einflusses die meisten Anträge nur durch einen seiner Anhänger machen und durchführen ließ.

So veranlaßte er einen Volksbeschluß, daß das Theatereintrittsgeld, das bisher zum Staatseinkommen gehörte, unter die Bürger vertheilt wurde. Eben so setzte er es durch, daß jeder der jährlich durch's Loos gewählten Geschwornenrichter (Heliasten) für jede Gerichtssitzung, der er von Anfang bis zu Ende beiwohnte, einen Sold bekam — eine Staatsausgabe, die jährlich 150 Talente (an 375,000 Gulden) betrug. — Auch veranstaltete er ein Volksfest über das andere mit Schauspiel, Schmaus und feierlichem Aufzug. — Um aber dem Müßiggang und der daraus entstehenden Unzufriedenheit der ärmern Volksklasse zu wehren, brachte er Viele auf den Kriegsschiffen, die jährlich zur Einübung der Schiffsleute ausgesendet wurden, unter, wo sie für ihren Dienst Sold bekamen; Vielen verschaffte er als Colonisten auf Naxos, auf Andros, in Thrazien, im Chersones, in Italien ein Unterkommen; Viele beschäftigte er bei den großen Staatsbauten, die er unternahm.

Um seine Vaterstadt zum ersten griechischen Staat zu machen, suchte er nicht nur das materielle Wohlseyn des Volkes durch

Erweiterung seines Handels und durch Befestigung seiner Seeherrschaft zu fördern, sondern auch die geistige Bildung desselben durch Verschönerung Athen's und durch Herbeiziehung der gebildetsten Geister in die Stadt und in sein Haus zu erhöhen. Die Meisterwerke der bildenden Künste, die auf seine Veranlassung entstanden, machten Athen zum Glanzpunct Griechenlands und gaben noch in den spätesten Zeiten Zeugniß von der Macht, dem Reichthum und der geistigen Bildung Athen's im perikleischen Zeitalter, in welchem neben den Thaten des Kriegs auch „die Künste des Friedens" ihren Platz finden und „fast alle Zweige der Literatur und Kunst zugleich ihre schönsten Blüthen entfalten sollten."

Unter den herrlichen Bauwerken, die auf des Perikles Anordnung in Athen entstanden, zeichneten sich besonders zwei aus, die noch heute in ihren Trümmern zu erkennen sind: die Propyläen und das Parthĕnon. Die **Propyläen**, am Fuße der Akropolis, waren ein marmorner Prachtbau, an welchem der rechte Flügel einen Tempel enthielt, der linke eine andere öffentliche Bestimmung hatte, während in der Mitte ein hohes Säulenthor mit fünf Durchgängen prangte, zu welchem von der Straße her, welche allein zur Burg führte, eine prachtvolle, eben so breite Marmortreppe führte, und durch welche hindurch dann der Weg vollends zur Burg hinauf ging. Der Bau, ein Werk des Künstlers Mnesikles, kostete 2012 Talente (etwa 5 Millionen Gulden.)

Das **Parthĕnon** war ein, der jungfräulichen Göttin Pallas Athene, als der Beschützerin der Stadt, geweihter, von den Baumeistern Kallikratidas und Iktīnos aus weißem pentelischen Marmor erbauter Tempel, worin das von **Phidias**, dem berühmtesten Bildhauer jener Zeit, aus Gold und Elfenbein gefertigte, 40 rhein. Fuß hohe Standbild jener Göttin in ruhiger Stellung, mit dem Ausdruck siegreicher Majestät im Antlitz, das Gewand bis zu den Fußsohlen herabwallend, gerüstet mit Helm und Lanze, den Schild zu ihren Füßen, aufgestellt war. Im Giebelfelde des Tempels befanden sich kolossale Marmorstatuen, welche den Sieg der Athene über den Poseidon darstellten; am Fries war im Relief der Zug der Panathenäen abgebildet.

Zwischen den Propyläen und dem Parthenon, auf der höchsten Stelle der Burg, stand noch ein Bild dieser Stadtgöttin in vorkämpfender Stellung mit gehobenem Schild und geschwungener Lanze, aus Metall ge-

gossen, über 50 Fuß hoch, und 16 Stunden weit den von Sunium Herschiffenden sichtbar. Es war von Phidias begonnen und nach seinem Tode von andern Künstlern vollendet worden. — Außerdem baute Perikles noch viele andere Werke z. B. das Odēon, ein zu Musikfesten eingerichtetes zeltartiges Gebäude mit vielen Sitzen und einem von vielen Säulen getragenen Rundbache.

Die Wände der Tempel und Hallen (besonders die der Stoa oder Poikile in der Hermenstraße) waren mit Malereien geschmückt, in welchen schon Kimon durch den Maler **Polygnōtos**, vorzüglich aber Perikles durch die Maler Panänos, Agatharchos u. a. die Thaten der Väter zu verherrlichen strebte. — Auch ließ Perikles eine von den zwei, eine volle Meile langen Mauern (die südliche), welche die Stadt Athen mit der Hafenstadt Piräeus verbanden, aufführen (die nördliche war schon etwas früher gebaut worden). — Hinter dieser öffentlichen Pracht blieben jedoch die Privathäuser sehr zurück, deren unregelmäßiger Bau bloß dem Nutzen und der Bequemlichkeit diente.

Den Aufwand aber, welchen diese Verherrlichung Athen's durch Werke der bildenden Kunst verursachte, bestritt Perikles nicht aus athenischen Staatsmitteln allein, sondern großentheils auch aus dem Bundesschatze, welcher von Delos nach Athen gebracht worden war und den er nicht nur der Aufsicht des Areopags entzogen, sondern auch durch Erhöhung der jährlichen Bundesgenossenbeiträge von 450 auf 600 Talente (auf $1\frac{1}{2}$ Millionen Gulden) zu vermehren gewußt hatte.

Die Verwendung des Ueberschusses dieser nur zum Krieg gegen die Perser bestimmten bundesgenössischen Gelder hielt Perikles nicht für unrecht, sondern bewies dem Volke auf die Anklage seiner Gegner, daß Athen, welches allein mit seiner Kraft und seinem Blut die Barbaren ferne halte, den Bundesgenossen, die nur Geld und keinen Mann zu diesem Zwecke stellten, keine Rechenschaft über die Verwendung dieser Gelder schuldig sey. Würde nur die Hauptbestimmung des Schatzes erfüllt, so dürfe und müsse man füglich auch dem genügen, was durch Hebung der Bildung ewigen Ruhm bringe und doch zugleich durch die Beschäftigung so vieler Hände in gegenseitiger Handreichung der Künste und Gewerbe für die ganze Stadt zu einer Erwerbsquelle werde. Und als er dem Volke, dem diese Ausgaben doch zu groß erschienen, erklärte, daß

er sie auf seine Rechnung nehmen, aber dann auch auf alle jene Denkmale der Kunst seinen eignen Namen setzen lassen werde, da stund das Volk in seinem Ehrgeize nicht an, ihm die weiteste Vollmacht zur Verwendung des Staatsschatzes zu geben. Fortan betrachtete Athen diese Gelder als sein Eigenthum und verwendete sie anstatt gegen die Perser, sogar gegen die eigenen Bundesgenossen, ohne daß sich die entartete Demokratie ein Gewissen daraus machte.

Allein unter dem Glanze aller dieser Kunstherrlichkeiten und unter der Fülle des heitersten Lebensgenusses lag dennoch der Keim des Verderbens verborgen. Für den Ruhm der Bildung und Macht gab das athenische Volk allmählig den Rest der Sittenreinheit hin, der aus früherer Zeit noch in ihm war: es wurde mehr und mehr dünkelhaft, eitel, geschwätzig, dazu habgierig, genußsüchtig, ungerecht und hartherzig; — nnd daß diese Leidenschaften, die Perikles zur Erreichung seines Zieles, freilich ohne es zu wollen, theils angeregt, theils genährt hatte, den zügelnden Zaum immer weniger duldeten, mußte er, der allein im Stande war, durch seine größere sittliche Kraft die wildesten Ausbrüche derselben zu bändigen, selber noch in den letzten Zeiten seines Lebens erfahren.

8. Athen's Zwingherrschaft.

Längst hatte Athen die unbestrittene Uebermacht im ganzen ägäischen Meere bis in das schwarze Meer hinein, und in allen Städten und Inseln, die sein Dreizack erreichte, suchte es seine Herrschaft durch Stärkung der demokratischen Parteien in ihnen, insbesondre durch Bestellung athenischer Aufsichtsbehörden aufrecht zu erhalten. Wagte es ein bundesgenössischer Staat abzufallen, so wurde er durch die härtesten Gewaltmittel zum Gehorsam zurückgebracht, wie das früherhin schon bei Naxos 466 und bei Thasos 463 v. Chr. geschehen war, deren strenge Bestrafung, (namentlich durch Herabsetzung in den Stand der Hörigkeit und durch Vertheilung der Ländereien an athenische Ansiedler, Kleruchen genannt), auf eine Zeit lang die andern Staaten von Freiheitsbestrebungen zurückhielt. Sechszig athenische Schnellsegler be=

fuhren auf des Perikles Veranstaltung Jahr aus, Jahr ein (acht Monate lang) die Meere, um, gleichsam überall gegenwärtig, die Bundesgenossen in Furcht zu halten.

Bis nach Sinōpe auf der Südküste des Pontus oder schwarzen Meeres hin erstreckte sich Athens Macht: dort stürzte Perikles einen Alleinherrn und vertheilte dessen Besitzungen an 600 athenische Bürger (Kleruchen.). So wie die Kleruchen auf Naxos die Ueberfahrt von Athen nach Asien, die Kleruchen auf dem Chersones „die Durchfahrt nach den östlichen Gewässern" sicherten, so sollten die Kleruchen von Sinope „die Befahrung der Küsten des Pontus sichern, welche die Athener von dem nun gelähmten Milet übernahmen."

Nichts desto weniger traten, als eben unter Perikles' Regierung die Bedrückungen der Bundesgenossen zunahmen, wieder Versuche einzelner Staaten hervor, sich selbstständig zu machen. Acht Jahre nach der Dämpfung des oben angeführten Aufstandes der Böotier empörte sich 446 v. Chr. die reiche, für Athens Nahrungsbedürfnisse so nothwendige Insel Euböa, wurde aber von Perikles durch Bezwingung von Chalcis und durch Zerstörung von Hestiäa wieder unterworfen.

Noch war die Unterwerfung nicht vollendet, als auch 445 v. Chr. Megara abfiel und sich mit dem auf Athen's Handel stets eifersüchtigen Korinth verband, während zum Schutze dieser Verbindung ein spartanisches Heer heranzog und schon verheerend in Attika eindrang, so daß Perikles dasselbe nur durch Bestechung des spartanischen Anführers zum Rückzug bewegen konnte, wie denn überhaupt durch Perikles' Hände manche Summe Geldes nach Sparta ging, die den einen oder den andern Staatsmann daselbst bestimmen sollte, einen offenen Krieg noch zu verhindern, welchen Perikles kommen sah, und zu dessen gehöriger Begegnung er sich nur eine hinreichende Rüstungsfrist kaufen wollte. Denn schon bald nach Kimon's Tode war die Feindseligkeit zwischen Sparta und Athen, die nur nothdürftig beschwichtigt war, wieder rege geworden und hatte sich wenigstens mittelbar, im zweiten heiligen Krieg 447 v. Chr. geäußert.

Unter dem Vorwand nämlich, das delphische Heiligthum gegen demokratische Eingriffe der Phocier zu schützen, in der That aber, um die Ehrenvorstand-

schaft daselbst zu bekommen und dadurch den Athenern, die dort das Oberpriesterthumsrecht hatten, das Gleichgewicht halten zu können, sandte Sparta Kriegsvolk nach Delphi. Doch auch Perikles war gleich herbeigezogen und verschaffte den Phociern das Vorstandsrecht. — Aber noch in demselben Jahre verlor Athen gegen eine oligarchische Partei in Böotien 447 v. Chr. die Schlacht bei Koronēa und dadurch die Obmacht in Böotien.

Um Athen's bedrohte Macht wieder zu befestigen und zuvörderst alle Hindernisse im eigenen Innern vollends wegzuschaffen, vermittelte nun Perikles im Jahr 445 v. Chr. **einen 30jährigen Waffenstillstand mit Sparta,** worin er mehrere peloponnesische Städte wieder frei gab, aber auch Megara wieder von den Peloponnesiern zurücktrat. Alsdann benützte er sein, durch diese Ereignisse (namentlich durch Euböas Bezwingung) erhöhtes Ansehen zum völligen Sturz der aristokratischen Partei in Athen, indem er die Verbannung des damaligen beredten Führers derselben, des ältern Thukydĭdes (eines Schwagers des Kimon), und die Vernichtung seiner Hetärie (seines Anhangs) bewirkte, und auch in allen übrigen Bundesstaaten die Demokratie noch vollständiger durchzuführen suchte.

So zwang er persönlich in Samos die aristokratische Partei, welche dort an's Ruder gekommen war, mit einer Flotte zum Rücktritt. Und als sich hierauf dieser mächtige Seestaat, von dem persischen Statthalter zu Sardes unterstützt, 441 v. Chr. gegen Athen im Aufstand erhob, so erschien Perikles zum zweitenmal mit der Flotte vor Samos, das sich zwar 9 Monate lang auf's Aeußerste vertheidigte, aber dafür nach der Uebergabe gezwungen wurde, seine Mauern zu schleifen, Geißeln zu stellen und die Kriegskosten, ja fortan auch jährlichen Tribut zu zahlen.

Auch Byzanz, das dem Beispiele von Samos gefolgt und von Athen abgefallen war, wurde ohne Mühe wieder zum Gehorsam gebracht, so daß Athen's Macht und Perikles' Ansehen jetzt auf dem höchsten Gipfel stand.

Aber dadurch, daß Athen auf diese Weise allenthalben in das innere Staatsleben seiner Verbündeten eingriff, artete seine

Hegemonie in Zwingherrschaft aus, indem es die meisten seiner Bundesgenossen als eigentliche Unterthanen behandelte, zu denen zuletzt fast alle gehörten, die nicht, wie Plataä, Thespiä, Megara, Argos und andere Städte auf dem griechischen Festlande, sich auf gleiche Rechte mit Athen verbündet, oder wie Chios und Lesbos, weil sie stets Mannschaft zu den Schiffen stellten, wenigstens den Schein der Selbstständigkeit behalten hatten.

Das Unterthanenverhältniß zeigte sich besonders darin, daß solche Staaten nicht mehr das Recht über Leben und Tod ihrer Bürger hatten, sondern es Athen überlassen mußten, das sie auch zwang, ihre Prozesse unter einander vor athenischen Gerichten auszumachen, was besonders für entfernte Bundesstaaten äußerst lästig und kostspielig war, indem sie nicht nur die Hin- und Herreise ihrer Abgeordneten bestreiten, sondern diese auch sich oft lange in Athen aufhalten mußten, bis ihre Sache vor Gericht vorkam, wobei sie nicht selten auch beim besten Rechte den guten Willen der Richter oder Stimmgebenden zu erkaufen sich genöthigt sahen.

---

5. Kapitel.

Der peloponnesische Krieg.

1. Nächste Veranlassung zum Krieg.

Dieses zwingherrische Streben Athen's einerseits, so wie andererseits die Furcht der noch freien Staaten vor seiner Bedrückung und der Grimm der bereits Unterdrückten brachte in alle hellenische Lebensverhältnisse, selbst in die Lust der Festgemeinschaften hinein, eine störende Spannung, welche natürlich von den Hauptvertretern der beiden politischen Gegensätze, dem aristokratischen Sparta und dem demokratischen Athen, am tiefsten empfunden wurde. Es bedurfte nur einer äußern Veranlassung, um, ungeachtet des bestehenden Waffenstillstandes, die unter der Asche glimmende Kriegsgluth wieder, und zwar zur vollen Flamme anzufachen.

Diese Veranlassung gab Athen durch seine Einmischung in Colonialstreitigkeiten der Korinthier,

durch welche im Jahr **431** v. Chr. **der peloponnesische Krieg** herbeigeführt wurde, der für Griechenland, vorzüglich für Athen so grundverderblich wurde, während er übrigens, in einem höhern Lichte betrachtet, das Mittel ward, die engern Schranken eines kleinstädtischen Wesens zu durchbrechen und einer allgemeinern Ausbreitung griechischer Bildung Bahn zu machen, welche späterhin die Vermittlerin höherer Gotteswahrheit werden sollte.

Die auf der illyrischen Küste liegende Pflanzstadt der Korkyräer (Corcyräer) Epidamnos nämlich wurde von den Oligarchen daselbst, die von dem Demos aus der Stadt vertrieben worden waren und sich mit den umwohnenden Barbaren vereinigt hatten, hart bedrängt; und weil die Bedrängten bei ihrer Mutterstadt Korkyra (jetzt Corfu) keine Hülfe fanden, wendeten sie sich um dieselbe nach Korinth, mit dessen Beiwirkung Epidamnos war gegründet worden.

Korinth, von jeher auf das seemächtige Korkyra eifersüchtig, schickte sogleich unterstützt von Megara, Theben und noch acht andern Städten, den Epidamniern ein Kriegsheer zu Hülfe. Dadurch beleidigt, verlangte Korkyra von Epidamnos die Aufnahme der Vertriebenen und die Zurückschickung der korinthischen Besatzung. Da dieß verweigert wurde, eroberten 435 v. Chr. die Korkyräer die Stadt und schlugen eine herannahende korinthische Flotte.

Weil nun Korinth sich mächtig rüstete, so suchte Korkyra Athen in sein Bündniß zu ziehen; auch Korinth bewarb sich um Athen. Aber Athen, in der Voraussicht, daß mit dem zum peloponnesischen Bunde gehörenden Korinth kein dauerhaftes Verhältniß werde bestehen können, errichtete auf des Perikles Rath lieber mit den Korkyräern (in der Hoffnung, dadurch der peloponnesischen Seemacht Abbruch thun zu können) ein Schutzbündniß und sendete ihnen zehn Schiffe.

Dieß begründete „nach hellenischem Rechte" noch keinen Bruch des zwischen Athen und Sparta bestehenden 30jährigen Waffenstillstandes. Der Seekrieg begann also in den korkyräischen Gewässern, und als in einer Schlacht bei der Insel Sybōta (432) die Korkyräer ins Gedränge kamen, wurden die ihnen zu Hülfe kom-

menden athenischen Schiffe in den Kampf mit den Korinthern verwickelt.

Erbittert darüber suchte nun Korinth (in Verbindung mit dem macedonischen Könige Perdikkas II) die Bundesgenossen Athen's auf der chaldischen Halbinsel zum Abfall zu bringen. Unter den dortigen, Athen zinspflichtigen Städten befand sich auch Potidäa, eine korinthische Pflanzstadt, deren Abfall Athen dadurch zu verhindern suchte, daß es ihr befahl, ihre Mauern auf der Seite von Pallēne hin niederzureißen, Geißeln zu stellen und von Korinth aus keine Epidemiurgen mehr anzunehmen (so hießen gewisse obrigkeitliche Personen, welche von dorischen Mutterstädten jährlich ihren Tochterstädten geschickt wurden).

Dieses harte Verfahren beschleunigte aber gerade Potidäa's Abfall, dem nun auch andere Städte nachfolgten. Rasch verstärkte Athen seine dortigen Streitkräfte zu Land und zu Wasser, schlug ein kleines, von Korinth aus den Potidäern zu Hülfe geschicktes Heer unter den Mauern von Potidäa und begann die Belagerung der Stadt.

Nun suchte Korinth Sparta und die übrigen Peloponnesier in einer Bundesversammlung zum Krieg mit Athen zu bewegen. Da Athen's Angriff auf jene Pflanzstadt keinen eigentlichen Friedensbruch in sich schloß, so suchte man, um seinerseits den Schein eines solchen zu vermeiden, in verschiedenen andern Beschwerden gegen Athen einen „äußern Vorwand" zum Krieg. Man forderte von Athen nicht mehr und nicht weniger als die Aufhebung des Handelsverbots mit Megara, die Freigebung Aegina's, ja aller übrigen athenischen Bündner und endlich die Austreibnng der mit der alten kylonischen Blutschuld befleckten Allmäoniden aus Athen. Mit der letzten Forderung war es auf den, von mütterlicher Seite aus diesem Geschlechte stammenden Lenker Athen's, Perikles, abgesehen, auf welchen Sparta den ärgsten Haß geworfen hatte.

So sehr nun Perikles gerade in dieser Zeit, wo er durch seine Politik Athen auf den höchsten Gipfel der Macht und des Reichthums gehoben hatte, von seinen inwärtigen Gegnern schwer angegriffen und gekränkt worden war: so eng schloßen alle Athener

sich jetzt bei der von Außen drohenden Gefahr an ihren greisen Führer an, wiesen auf seinen Rath alle jene Forderungen zurück und gaben sich unbedingt seiner Lenkung hin.

Die Kränkungen, welche Perikles hatte erleiden müssen, trafen ihn zunächst in seiner zweiten Gemahlin und in seinen Freunden. — Seine erste Gattin hatte aus einer frühern Ehe einen Sohn, den nachmals durch seinen Reichthum berühmten Kallias, und aus der Ehe mit Perikles zwei Söhne, Xanthippos und Parälos. Als aber Perikles eine in Athen sich aufhaltende Milesierin, die durch ihre Schönheit und geistreiche Unterhaltung berühmte **Aspasia**, kennen lernte, trennte er sich von seiner ersten Frau, die er überredete, einen andern Athener zu heirathen, und verband sich mit Aspasia, der er so leidenschaftlich anhing, daß er außer seinen Staatsgeschäften bloß ihr lebte, wie sie denn der Mittelpunct der geistreichsten Gesellschaft war, die in seinem Hause sich einfand. Um ihm nun wehe zu thun, klagten seine Gegner die Aspasia der Irreligiösität an, und nur seine flehentlichen Bitten und Thränen bewogen die Richter, sie loszusprechen.

Herauf klagten sie seinen Freund, den Künstler Phidias an, er habe einen Theil des Goldes, das ihm der Staat zur Verfertigung der Pallasbildsäule gegeben, veruntreut. Auf des Perikles Rath aber hatte der Künstler jenes Gold an dem Bilde so angebracht, daß man es leicht abheben und nachwägen konnte, wodurch seine Unschuld sogleich an den Tag kam. In gehässiger Weise stellten nun die Gegner den Umstand, daß Phidias auf dem Pallasschilde unter andern Figuren auch einen dem Perikles ahnlichen Kopf angebracht hatte, als eine Entweihung dar, weßhalb Phidias zum Gefängniß verurtheilt wurde, worin er bald darauf starb! — Gegen einen andern Freund des Perikles, den Philosophen Anaxagoras, wußten sie die Verbannung auszuwirken. — Auf diese Weise mußte Perikles selber den Unbestand der Volksgunst erfahren, den er durch maaßlose Erweiterung des demokratischen Princips mit hatte fördern helfen.

2. Ausbruch des Kriegs.

Gleich nach dem Abbrechen der Unterhandlungen im Frühling des Jahres 431 v. Chr. überfielen die Thebaner das mit Athen von jeher verbundene Plataä, das jedoch die Thebaner wieder vertrieb und die Gefangenen hinrichtete.

Hiemit war der Anfang zu dem verhängnißvollen Krieg gemacht, den bisher Perikles auf alle Weise zu vermeiden gesucht hatte, dem er aber jetzt nicht ausweichen zu dürfen glaubte, wenn nicht durch Nachgeben Athen von seiner Höhe herabsinken sollte, wiewohl verschiedene griechische Schriftsteller diesem Staatsmanne auch eigensüchtige Absichten dabei Schuld gaben. Jedenfalls kämpfte Athen für seine errungene und bedrohte Seehegemonie, so wie dagegen Sparta seine Landhegemonie und mit ihr seinen dorisch-aristokratischen Sinn geltend machen wollte. Dazu mischten sich von beiden Seiten Leidenschaften der mannichfaltigsten Art und steigerten im Laufe des Kriegs die gegenseitige Erbitterung bis zur Zerstörung der innersten Keime des Volkslebens.

Auf Sparta's Seite waren nicht nur alle Peloponnesier, mit Ausnahme von Argos und Achaja, sondern auch Theben mit andern böotischen Städten (Platää ausgenommen), ferner Megara, Lokris und Phocis, so daß es eine Landmacht von 60,000 Schwerbewaffneten gegen Athen ins Feld stellte, während Athen, welches auf dem festen Lande nur auf Thessalien und Akarnanien, auf Platää und auf das von Haß gegen Sparta glühende Naupaktos zählen konnte, außer seiner athenischen Besatzung nur 13,000 Mann ins Feld zu stellen hatte.

Dagegen hatte Athen eine seinen Gegnern weitüberlegene Seemacht, die es durch seine ihm unterworfenen oder mit ihm verbündeten Inseln (darunter Chios, Lesbos, Kephallenia, Korkyra und Zakynthos) und kleinasiatischen, thrazischen und macedonischen Küstenstädte aufzustellen vermochte, ferner eine mit etwa 6000 Talenten (15 Millionen Gulden) gefüllte Schatzkammer, dazu endlich eine jährliche Steuereinnahme von 600 Talenten ($1\frac{1}{2}$ Mill. Gulden.)

Entferntere griechische Staaten, wie Kreta, Kyrene, im Pontus, die meisten Italioten und Massilia blieben vom Krieg unberührt. — Schon gleich im Anfang des Kriegs suchte Sparta die Freundschaft des Perserkönigs, wiewohl vergebens. Athen blieb in Bezug auf Persien seinen bisherigen Grundsätzen treu und trachtete nicht nach dessen Hülfe.

Nach dem Kriegsplane des Perikles sollten die Athener das platte Land den Peloponnesiern zur Verheerung überlassen, während sie sich auf die Vertheidigung ihrer Stadt und der Hafenverbindungen beschränken, mit der Flotte die Küsten des Peloponnes angreifen und dort alles verheeren sollten. Mit Unwillen gaben die Einwohner Attika's ihr so fleißig bebautes Eigenthum den Feinden preis und zogen mit ihrer beweglichen Habe in die Stadt, wo sich die Menschenmenge dergestalt anhäufte, daß gar Viele auf öffentlichen Plätzen und in engen Winkeln ihre Wohnung aufschlagen mußten.

Als nun die Peloponnesier anfangs nur mit 16,000 Mann unter Anführung des spartanischen Königs Archidämos in Attika einfielen und alles verheerten, wollten die jungen athenischen Bürger zur Abwehr ausrücken; aber Perikles litt es nicht und ließ durch die Reiterei nur die nächste Umgebung der Stadt schützen. Erst als die Peloponnesier keine Lebensmittel mehr fanden, zogen sie wieder ab. Dagegen hatte Perikles bereits 100 Schiffe an die peloponnesische Küste geschickt und ihnen Gleiches mit Gleichem vergelten lassen.

3. Die Pest in Athen und Perikles' Tod.

Im folgenden Jahre (430 v. Chr.) verheerten die Peloponnesier Attika bis zum Vorgebirg Sunium. Athen aber konnte sich wenig darum bekümmern, da in seinem Innern ein schrecklicherer Feind zu hausen anfing. Es war dieß eine **Pest**, die, nachdem sie, aus dem Orient kommend, bereits Macedonien und Thessalien, Lesbos und andere Inseln durchzogen hatte, nun plötzlich in Athen um so bösartiger auftrat, weil diese Stadt übervölkert war, und die dicht zusammengedrängte, der freien Luft und gehörigen Bewegung und Pflege entbehrende Menschenmenge dem Tod ein reiches Aerntefeld bot.

Auf einen schwülen Sommer, trüben Herbst und naßwarmen Winter, darauf windstillen Frühling war ein heißer Sommer gefolgt, in welchem nun die Seuche ausbrach. Sie begann mit

Kopfhitze und Augenentzündung, und Bluten des Schlunds und der Zunge; dann folgte Heiserkeit, Husten, Ergießung der Galle in den Magen, innere Fiebergluth mit nicht zu löschendem Durst und Schlaflosigkeit, worauf die meisten Kranken am 7. oder 9. Tage starben. Manchen fielen ganze Glieder ab, Andere wurden blind oder verloren das Gedächtniß. Die Krankheit schien aller ärztlichen Mittel zu spotten. An allen Brunnen lagen Kranke, um dort ihren Durst zu löschen, mitten unter Sterbenden und Todten. Welch' ein schauerhafter Contrast zwischen dem Athen, das wenige Jahre zuvor noch im höchsten Genuß geistiger und materieller Güter schwelgte, und dem Athen, welchem der Schrecken der Pest jene Lust so gräßlich vergällte! Welch' ein Anblick: neben den prächtigsten Gebilden der Kunst die Jammergestalten der Sterbenden und der Modergraus der Todten!

Die Verzweiflung, welche die Athener ergriff, löste alle Bande der Ordnung und der Gesetze, und während ein Theil sich gänzlicher Empfindungslosigkeit hingab, suchten die Andern die kurze Lebensfrist, die sie vor sich sahen, in zügelloser Ausschweifung und Schwelgerei hinzubringen und, ohne Scheu vor den Göttern, zu jeglichem Frevel zu benützen, deren Strafe sie bei dem Stillstand aller Gesetze nicht fürchteten.

Um den Muth seiner Mitbürger aufzurichten und den Vorwurf seiner Feinde, daß er durch seine Maaßregeln an all' dieser Noth schuld sey, zu begegnen, hatte Perikles eine Flotte von 150 Schiffen zu einem Verheerungszug nach dem Peloponnes ausgerüstet, und fuhr in eigner Person mit aus, um den Erfolg zu sichern. Allein während er Epidamnos in Argolis belagerte, wüthete die Pest, die er auf den Schiffen mitgebracht hatte, unter seiner Mannschaft so, daß er den Rückweg antreten mußte.

Unwillig über dieses Mißgeschick, verurtheilte ihn nun das Volk zu einer Strafe von 15 Talenten (36,000 Gulden) und nahm ihm seine Feldherrwürde. Perikles blieb gefaßt und aufrecht, selbst als häusliches Unglück über ihn hereinbrach, indem seine beiden Söhne erster Ehe an der Pest starben. Doch als er dem Jüngern den Todtenkranz aufsetzte, entstürzten ihm, dem durch seine Philosophie so gefestigten Manne, Thränen lauten Jammers.

Gerührt übergab ihm das Volk wieder die Leitung des Staates, und erlaubte ihm sogar, seinen mit Aspasia erzeugten Sohn, der dem Gesetze nach (K. 7, 5.) eigentlich nicht athenischer Bürger seyn konnte, in seine Stammgenossenschaft aufzunehmen und seinen Namen auf ihn zu übertragen. Da aber ergiff ihn selber die Pest und er erlag ihr nach einem längern Krankenlager im Jahr 429 v. Chr.

Als seine noch übrigen Freunde an seinem Sterbebette, in der Meinung, er höre nicht mehr, von der Größe seines Geistes und seiner Thaten sprachen, unterbrach er, der alles gehört hatte, ihr Gespräch mit den Worten: sie hätten das Beste von ihm zu erwähnen vergessen, daß nämlich kein einziger Athener durch seine Schuld je ein Trauerkleid habe anlegen müssen. — Die Seuche dauerte noch länger als ein Jahr, nachdem sie die tüchtigsten Männer hingerafft hatte. Unter den Genesenen befand sich der griechische Geschichtschreiber Thucydides, der uns eine ergreifende Beschreibung dieser Pest hinterlassen hat. Auch ist sie uns von dem damals in Thessalien lebenden berühmten griechischen Arzt Hippokrätes (aus Kos) beschrieben worden, der allenthalben hin seine Schüler aussandte, um den Leidenden durch seine Kunst möglichst zu helfen.

Der Tod dieses Staatsmannes war Athen's größtes Unglück: denn nur er hatte das seinen selbstherrlichen Willen eifersüchtig wahrende Volk in freiwilliger Unterwürfigkeit zu erhalten und seine unruhige Beweglichkeit zu zügeln vermocht, und zwar, ohne dem Volke zu schmeicheln, dem er vielmehr nicht selten mit streng zurechtweisenden Worten widersprechen durfte. Ein Mann mit solchem Geiste, der zwar seine persönliche Größe, zugleich aber auch die Größe seiner Vaterstadt als Zielpunct vor Auge hatte, fand sich in Athen nicht mehr vor.

---

6. Kapitel.

Fortsetzung des Kriegs bis zum Frieden des Nikias.

Kleon. Nikias. Brasidas.

Die zuerst nach Perikles das Ruder des Staates ergriffen — ein Flachshändler und ein Viehhändler, und nach diesem ein Lederhändler, Namens **Kleon** — waren gemeine Schwätzer, die dem Volke auf die niedrigste Weise schmeichelten, um sich persönliche Vortheile zu verschaffen: wie denn der Schreier Kleon sieben Jahre lang durch Prahlerei und Unverschämtheit sich Einfluß und durch Erpressung, Veruntreuung der Staatsgelder und Bestechlichkeit sich Reichthum und Macht zu verschaffen wußte.

Nur die aristokratische Partei Athen's hatte einen bedachtsamen und redlichen Leiter an **Nikias** (Nicias), der schon unter Perikles ein guter Heerführer war und nun nach seinem Tode das Feldherrnamt erhielt. Da er zugleich durch einen bedeutenden Antheil am laurischen Silberbergwerk sehr reich war und seine Einkünfte theils zur Befriedigung der Schaulust des Volks, theils zu freigebigen Geschenken verwendete (wodurch er sich besonders die jedem Ehrenmann gefährlichen Sykophanten oder verläumderischen Ankläger von dem Halse hielt): so errang er sich bald die Gunst des Volks, zumal fast alle seine Kriegsunternehmungen glücklich abliefen, indem seine Vorsicht ihn nicht leicht allzugewagte Schritte thun ließ.

Der Krieg, der eine Zeit lang mit Vermeidung eines Hauptschlags von den sich bekämpfenden Hauptmächten nur in den entfernten Gebieten der Bundesgenossen geführt wurde, nahm im Fortgang einen immer gehässigeren Character an, wie das die furchtbare Bestrafung des Abfalls der Insel Lesbos von Seiten der Athener, die Zerstörung der Stadt Platää durch die Spartaner, der Vernichtungskampf der politischen Parteien auf Korkyra, und überhaupt die in den meisten Städten wachsende Zwietracht der innern Parteien beweis't,

so daß fast allenthalben feindseliges Mißtrauen, gegenseitige Verdächtigung, Rachsucht, Treulosigkeit, Verhöhnung alles Bessern und andere Frevel die Gemüther verderbten.

Als die mächtige Insel **Lesbos** damit umging, von Athen abzufallen und zum peloponnesischen Bunde zu treten, schlossen die Athener, während sie mit 100 Schiffen die peloponnesischen Küsten verheerten, mit 40 Schiffen die Stadt Mitylene auf Lesbos von der Seite ein und bekamen sie in Folge eines innern Zwiespalts in ihre Gewalt. Bei der Berathung über die Bestrafung der eroberten Stadt, setzte der rohe Kleon den Beschluß durch, daß alle Männer getödtet, die Weiber und Kinder als Sclaven verkauft werden sollten.

Nach der Absendung des Beschlusses jedoch fühlte das Volk Reue, und ungeachtet aller Bemühungen Kleon's, den Beschluß aufrecht zu erhalten, ward ein Gegenbefehl abgeschickt, der den übrigen Einwohnern das Leben erhielt (mit Ausnahme der bereits nach Athen geschickten Schuldigen 1000 an der Zahl, welche Kleon sogleich hinrichten ließ). Doch mußten die Mitylenäer ihre Mauern schleifen und ihre Schiffe ausliefern, allen übrigen Lesbiern, mit Ausnahme der Stadt Methymna, wurde alles Grundeigenthum genommen und an athenische Bürger vertheilt.

Im dritten Jahre des Kriegs wurde von den Spartanern **Platää** belagert, das vorher seine Greise, Weiber und Kinder nach Athen geschafft hatte und nur von 400 tapfern Bürgern und 80 Athenern entschlossen vertheidigt wurde. Als der Hunger in der Stadt stieg, schlugen sich davon 220 nach Athen durch; die Uebrigen ergaben sich auf die Versicherung der Spartaner, ihr Leben schonen und nur die Schuldigen, nach vorausgegangener rechtlichen Untersuchung, bestrafen zu wollen. Auf Anstiften der Thebaner jedoch, die seit den Perserkriegen diese Stadt tödtlich haßten, wurden alle niedergehauen, und Platää, mit Ausnahme des Tempels, dem Erdboden gleich gemacht.

Im siebenten Jahre des Krieges geriethen auf **Korkyra** die Aristokraten und Demokraten miteinander in Kampf; jene wurden von einer peloponnesischen, diese von einer athenischen Flotte unterstützt. Die Aristokraten erlagen und wurden auf verschiedene Weise zum Tode gebracht. Fünfhundert, die sich auf einen Berg gerettet hatten, ergaben sich endlich den Athenern, von welchen sie aber den Korkyräern zur Bestrafung überlassen wurden, die sie in einem Gebäude einsperrten und auf die schrecklichste Weise erwürgten. (i. J. 427.)

Das fünfte und sechste Jahr dieses Kriegs führte manichfaltige Demüthigungen für Sparta herbei, unter welchen die empfindlichste der Verlust einer großen Zahl seiner tüchtigsten Bürger war, den ihnen die Athener beibrachten.

Um nämlich den Krieg vorzüglich nach Messenien zu spielen und von dort aus leichter in Lakonien einzufallen, hatte der athenische Feldherr Demosthenes daselbst das alte Pylos (des Nestors) besetzt, das an einer Bucht lag, welche von der kleinen Insel Sphaktēria geschützt wurde Eilend kehrten die Spartaner, die eben wieder unter König Agis einen Einfall in Attika gemacht hatten, zurück und ließen jene Insel besetzen, um die nahe Flotte vom Einlaufen in die Bucht abzuhalten, und der spartanische Feldherr Brasidas griff die Athener in Pylos zu Wasser und zu Land an. Allein Demosthenes widerstand tapfer und die athenische Flotte erzwang die Einfahrt in die Bucht, schnitt die Spartaner auf Sphakteria von der Landverbindung ab und schloß die Insel ein.

Diese gefährliche Lage bestimmte die Spartaner, mit Demosthenes einen Waffenstillstand zu schließen und in Athen um einen Frieden nachzusuchen. Kleon aber bewog die Athener, so harte Bestimmungen zu stellen, daß die Unterhandlungen rückgängig wurden. Als sich die Einnahme der Insel in die Länge zog, weil auch die Belagerer Mangel litten, und die Athener dem Kleon wegen Zurückweisung der Friedensanträge Vorwürfe machten: so beschuldigte dieser die Feldherren der Feigheit und meinte, er wolle die Insel bald haben. Da nahmen Nikias und das Volk den Lederhändler beim Wort und nöthigten ihm zu seinem Schrecken den Oberbefehl auf. Ein ihm selbst unerwarteter Erfolg aber wandelte dießmal seine Prahlerei in Wahrheit. Von Demosthenes unterstützt, eroberte er mit überlegener Macht die Insel und brachte innerhalb 20 Tagen die Besatzung von Sphakteria, soweit sie vom Schwert verschont geblieben war, darunter die angesehensten spartanischen Bürger, gefangen nach Athen.

Auch die mit Sparta verbündete wichtige Insel Kythēra nahmen die Athener ein, von wo aus sie nun die peloponnesischen Küsten desto leichter verheeren konnten. Selbst nach Sicilien,

wo sich ionischer und dorischer Gegensatz bekämpften, sandten die Athener eine Flotte, um dem Peloponnes die Getreidezufuhr abzuschneiden und wo möglich Eroberungen zu machen. Obgleich nun dieser Seezug vergeblich war, da die Kriegsparteien in Sicilien bald wieder Frieden untereinander machten, so hoben doch jene anderen Siege den Stolz der Athener so sehr, daß sie die von Sicilien zurückkehrenden Feldherren zur unverschuldeten Strafe zogen, und des Glaubens waren, nichts könne ihnen mehr widerstehen, da selbst die Spartaner muthlos geworden waren. Indeß blieb auch ihnen die Demüthigung nicht aus.

Die Spartaner besaßen gerade an **Brasĭdas** einen durch Redlichkeit sowohl als durch Tapferkeit ausgezeichneten Feldherrn. Diesen schickten sie, auf Bitten der von Athen abgefallenen chalcidischen Städte, mit einem Söldnerheere dorthin nach Thrazien, um auch die übrigen, den Athenern bis jetzt noch treugebliebenen Städte zum Abfall zu bringen. Bald hatte er durch sein Vertrauenerregendes Benehmen einige Städte, darunter Amphipolis, auf seine Seite gebracht, als die Athener den Kleon mit einem Heer dahin schickten, um den Fortschritten des Brasidas Einhalt zu thun.

Zwar gelang es dem Kleon, einige Orte wieder in seine Gewalt zu bekommen; aber als er sich mit den Spartanern i. J. 422 in eine Schlacht bei Amphipolis einlassen mußte, wurde er geschlagen und fiel selbst in der Schlacht. Aber auch Brasidas fand dabei den Heldentod, so daß die Spartaner ihren Sieg nicht benutzen konnten.

Mit dem Tode Kleons hatte die wilde Kriegspartei in Athen ihren Halt verloren; Nikias aber, welcher nun wieder das größte Ansehen genoß, war stets mehr zum Frieden geneigt gewesen. Und da vorzüglich in Sparta der König Pleistōnax, um sich wider seine Gegner zu halten, des Friedens bedurfte, und selbst viele Spartaner, deren Verwandte in Athen unter den auf Sphakteria Gefangenen sich befanden, um deren Befreiung willen den gleichen Wunsch hegten: so wurde nach einer halbjährigen Unterhandlung hauptsächlich durch die Vermittlung des Nikias im Jahre

421 v. Chr. ein fünfzigjähriger Friede zwischen Athen und Sparta aufgerichtet, dem alle Staaten, mit Ausnahme von Böotien, Korinth, Megara, Elis und Argos, sich anschloßen. Die Athener gaben die Gefangenen frei und sollten den Peloponnes räumen; die von Athen abgefallenen Städte sollten wieder in die Syntelie d. i. in das Beitragsverhältniß zu Athen treten, im Uebrigen aber das Recht der Unabhängigkeit genießen. Und um diesen Frieden gegen die Nichtbeigetretenen zu schützen, schloßen Athen und Sparta nun sogar ein Bündniß miteinander.

---

7. Kapitel.

Erneurung und Fortsetzung des Kriegs bis zu seinem Ende.

1. Neue Verwicklungen. Alcibiades.

Da aber dieses Bündniß Sparta's mit Athen ohne Theilnahme der Peloponnesier, also eigentlich wider den Grundsaß des peloponesischen Bundes, erfolgte, so schloßen aus Argwohn und Furcht das aristokratische Korinth und das demokratische Argos (letzteres in der Hoffnung, dadurch an die Spitze eines peloponnesischen Bundes treten zu können) ein Bündniß miteinander, in welches sie auch Mantinēa (in Arkadien), Elis und die chalcidischen Städte, die nicht mehr unter das athenische Joch wollten, zu ziehen wußten. Weil aber die Böotier, auf die man hiebei bestimmt gerechnet hatte, sich nicht zum Beitritt verstanden, so hielt es Argos für gerathen, wieder das Bündniß mit Sparta zu suchen.

Das dadurch wieder aufwachende Mißtrauen, welches bisher schon Athen bewogen hatte, Pylos nicht herauszugeben, benützte ein junger ehrgeiziger Athener, **Alcibiădes** (Alkibiădes),

um wieder den Krieg anzufachen, durch welchen er sich in Athen emporzuschwingen gedachte. Seine hohe Abkunft, sein großer Reichthum, seine körperliche Schönheit, Kraft und Gewandtheit, sein geistreich-witziges und einnehmendes Wesen machten ihn frühe zum Liebling des Volks; sein kecker Uebermuth, der nichts für unerlaubt hielt; seine Lustbegier, welche keine sittlichen Schranken achtete; seine Eitelkeit, die nach immer neuer Befriedigung suchte; sein gränzenloser Leichtsinn, auf den selbst die Unterweisung seines Lehrers und Freundes, des weisen Sokrates, nur kurz vorübergehenden Eindruck machte: — alles dies machte ihn zum gefährlichsten Leiter eines Volkes, von dessen Wesen er selbst das getreuste Abbild, der concentrirteste Ausdruck war.

Alcibiădes, ein naher Verwandter des Perikles, leitete sein Geschlecht von dem Telamoniden Ajax ab und hatte ein überaus großes väterliches Vermögen, das sich alsdann durch seine Ehe mit des reichen Kallias Schwester um 10,000 Talente (ohngefähr 26 Mill. Gulden), mit der Anwartschaft auf noch einmal so viel, vermehrte. — Als Knabe schon machte er durch seinen zügellosen Muthwillen Aufsehen; und was er Loses und Keckes that, wurde von dem leichtsinnigen Volke bewundert. Als Jüngling überließ er sich, von Schmeichlern umgeben, allen Ausgelassenheiten eines genußsüchtigen Lebens, durch welche er die Unschuld und die Ehre Vieler kränkte. So z. B. rühmte er sich gegen seine Trinkgesellschaften, er wolle dem Hipponīkos, etnem angesehenen und reichen Manne, auf öffentlicher Straße einen Schlag ins Gesicht geben, und führte wirlich den frechen Streich aus; am andern Tag, als er merkte, daß die Stadt darüber empört war, bat er demselben freiwillig und so demüthig ab, daß dieser ihm verzieh und ihm seine Tochter, eben jene Schwester des Kallias, zur Gattin gab. — Als dieselbe nachher, durch seine Ausschweifungen gekränkt, vor Gericht auf Scheidung drang, erschien er, umfaßee sie und trug sie nach Haus, ohne daß man ihn zu strafen wagte; sie aber starb nachher vor Gram.

Zwar genoß er schon als Jüngling den lehrreichen Umgang des Sokrates, der, wie so manchen andern Jüngling, auch ihn von dem allgemeinen Verderben zu retten suchte, und wirklich zeigten sich, nach jeder Unterredung mit dem Weisen, Spuren eines Eindrucks, zumal das Band des Wohlwollens zwischen ihnen durch gegenseitige Lebensrettung befestigt worden war, indem Sokrates in der Schlacht bei Potidäa den verwundeten Alcibiades vertheidigt hatte, und dieser, sieben Jahre nachher, bei einer Niederlage der Athener (durch die Böotier bei Delium) seinem Lehrer das Leben erhielt. Allein sein Leicht-

sinn ließ jene Lehren keine Wurzeln fassen und riß ihn immer bald wieder zur Verletzung alles sittlichen Anstandes und aller gesetzlichen Ordnung hin.

Ob er gleich noch nicht das gesetzmäßige Alter für höhere Staatswürden hatte, so buhlte er doch schon (z. B. durch verschwenderische Freigebigkeit in der Choragie) um die Gunst des Demos, durch den er mit listiger Kühnheit die Lenkung des Staats in die Hand zu bekommen suchte.

Um sich den Ruhm der Friedensvermittlung zwischen Athen und Sparta zu verschaffen, hatte es Alcibiades nicht an Gefälligkeit gegen die auf Sphakteria gefangenen Spartaner fehlen lassen und sich bei den Friedensverhandlungen mit den spartanischen Gesandten vorgedrängt. Weil diese aber lieber mit dem älteren und ernsteren Nikias verkehrten, so faßte er einen Groll gegen Sparta und suchte sich nun dadurch zu rächen, daß er die Athener bewog, ein Bündniß mit Argos einzugehen; und als die Spartaner dieß durch eine Gesandschaft nach Athen zu verhindern suchten, überlistete er dieselbe auf eine frech lügenhafte Weise und brachte, ungeachtet aller Gegenbemühungen des besonnenen Nikias den Abschluß des Bündnisses mit Argos (auf 100 Jahre) zu Stande (420 v. Chr.)

Dadurch entstund zwischen Sparta und Athen wieder ein so gespanntes Verhältniß, daß der Friede kaum ein Waffenstillstand genannt werden kann, weil die Athener von Pylos aus sogar wieder Streifzüge nach Lakonien machten, Argos aber von Sparta bekriegt und bei Mantinea 418 besiegt, dagegen die Insel Melos, die nicht zum athenischen Bunde treten wollte, 416 von den Athenern bezwungen und, auf des Alcibiades Rath, nach dem Hinschlachten ihrer männlichen Einwohner, athenischen Colonisten gegeben wurde.

2. Der Seezug der Athener gegen Sicilien. (Syrakus.) Verbannung des Alcibiades.

Den eigentlichen Wiederausbruch des Krieges führte aber i. J. **415** v. Chr. die große **See-Expedition der Athener**

nach Sicilien herbei, zu welcher Alcibiades die leichtgläubigen Athener jener Zeit, durch die Vorspiegelung einer leichten und ausgedehnten Eroberung nicht nur dieser Insel, sondern auch Karthago's und Libyens und dadurch zuletzt auch des Peloponnes zu bringen wußte.

Veranlassung zu diesem Zuge gab eine Gesandtschaft der sicilischen Stadt Egesta, welche die Athener um Hülfe bat gegen die ihr feindliche Stadt Selīnus und das mit derselben verbundene Syrakus. Man hatte es also eigentlich mit Syrakus zu thun, das noch immer die mächtigste Stadt auf Sicilien war.

Syrakus war eine 735 v. Chr. gegründete dorische Niederlassung und wurde durch ihren für den Handel so geeigneten Doppelhafen bald unter den sicilischen Städten dem Rang nach die erste. Sie hatte anfangs aristokratische Verfassung, indem die Gamoren oder ursprünglichen Grundbesitzer die Regierung in den Händen hatten. Allmählig bekam der Demos (die Gemeinfreien) die Uebermacht und vertrieb die Aristokraten. Während der darauf folgenden Anarchie (Ordnungs- und Gesetzlosigkeit) versuchten es die Vertriebenen, mit Hülfe **Gelon's**, Königs von Gela, sich wieder in Syrakus festzusetzen. Allein das Volk, um sich den Gamoren nicht wieder unterwerfen zu müssen, übertrug lieber dem Gelon die Herrschaft (485 v. Chr.). Dieser übte seine Tyrannis oder Alleingewalt mit weiser Mäßigung, erweiterte die Stadt durch Aufnahme von 10,000 Familien aus Gela, Kamarina und Megara, dehnte allmählig seine Herrschaft über die meisten andern Städte Siciliens aus und vereitelte durch seine bedeutende Land- und Seemacht die Absichten der Karthager, welche Versuche machten, sich auf Sicilien niederzulassen, indem er sie in der Schlacht bei Himĕra 480 v. Chr. besiegte.

Nach seinem Tode folgte ihm sein Bruder **Hiero I** (der bis dahin über Gela regiert hatte) in der Tyrannis von Syrakus, die er jedoch mit weniger Mäßigung als sein Bruder übte und durch viele gewaltthätige Handlungen bezeichnete. Er liebte den Glanz und Ruhm und versammelte einen Kreis von Dichtern nnd Künstlern um sich, in welchem Pindar, Aeschylos, Simonides, Bacchilides und Epichareus glänzten. Als er 461 v. Chr. starb, folgte ihm sein Bruder Thrasybūlos. Dieser machte sich durch Gewaltthätigkeiten gegen die Bürger so verhaßt, daß, als er Söldner

in seine Dienste nahm, um seine Tyrannis zu stützen, das Volk ihn verjagte und nach seinem Sturze die Demokratie einführte.

Dabei kam es aber zu bürgerlichen Unruhen, die mit Ausweisung der durch Hiero eingebürgerten Fremden endete, wodurch jedoch Syrakus bedeutend an Kraft verlor. Verschiedene Versuche Einzelner, sich zu Alleinherren zu machen, führten zu einer, dem attischen Ostracismus ähnlichen Maaßregel, dem Petalismus, welcher aber einer völligen Ochlokratie oder Pöbelherrschaft Vorschub that, so daß er wieder aufgegeben wurde. Den fortgesetzten Kampf zwischen der demokratischen und aristokratischen Partei benützten hierauf die bisher von Syrakus abhängig gewesenen sikulischen Städte und machten sich frei. Das Gleiche versuchten auch andere sicilisch-griechische Städte, und baten, weil sie allein den Kampf nicht zu bestehen wagten, die Athener um Hülfe, die schon früher einmal, um aus dieser Verwirrung Vortheil zu ziehen, eine Flotte abgesendet, aber (wie Kap. 8. berichtet wurde) nichts ausgerichtet hatten.

An diese Gelegenheit nun knüpfte sich jener Schwindelplan des Alcibiades, wogegen Nikias sowohl, als auch Sokrates mit Warnungen und Unglücksweissagungen vergebens ankämpften. Das eitle Volk, immer lieber dem folgend, der ihm die größten Versprechungen machte, überließ dem Alcibiades die Führung der Flotte von 60 Kriegsschiffen, ordnete ihm aber noch zwei Feldherren zu, den vorsichtigen Nikias und den tapfern Lamachos, der jene beiden vermitteln sollte. Um die Sache noch zu hintertreiben, stellte Nikias dem Volke vor, daß er zu einer so großen Unternehmung eine dreimal so große Flotte und eine bedeutende Landmacht nöthig habe, und siehe, das Volk bewilligte auf der Stelle noch 134 Dreiruder und 40 Transportschiffe, nebst einer Mannschaft von 5100 Schwerbewaffneten und mehr als 3000 von anderer Waffengattung, so daß dieses die größte Flotte war, die Athen jemals ausgesendet hatte.

Schon war alles zur Abfahrt bereit, als in der Nacht vor der Abfahrt die vielen Hermessäulen auf den Straßen und öffentlichen Plätzen Athen's verstümmelt wurden und diese frevelhafte Verletzung des Heiligen Jedermann empörte. Da Alcibiades durch sein gränzenlos übermüthiges Wesen eine große Partei in Athen (nicht nur die Aristokraten, an deren Spitze Thessälos, Kimon's Sohn, stand,

sondern auch viele Demokraten, darunter den Demagogen Androkles), wider sich hatte: so war diese bemüht, denselben als den Thäter hinzustellen und durch Hinweisung auf seine sonstigen muthwilligen Verletzungen öffentlicher Ordnung dem Volke glaubhaft zu machen, daß damit ein Angriff auf die bestehende Verfassung beabsichtigt worden sei. Alcibiades verlangte sogleich Untersuchung und wollte bis zum Ausgange derselben bleiben. Aber seine Gegner, in der Hoffnung, den Abwesenden besser stürzen zu können, drangen auf Vertagung, damit der Feldzug nicht aufgehalten würde, und so mußte Alcibiades mit der Flotte absegeln, die unter großem Schaugepränge des mit Hoffnungen auf den besten Erfolg erfüllten Volkes unter Segel ging.

Schon hatte Alcibiades auf Sicilien Katana besetzt, und war eben im Begriff, wider die Ansicht des Nikias, der bloß die Egestaner und Selinuntier aussöhnen und dann wieder zurückkehren wollte, Messana und andere griechische Städte daselbst auf seine Seite zu ziehen und die den Syrakusanern unterworfenen Sikuler zum Abfall reizen: als ihm ein nachgesandtes athenisches Staatsschiff (im Aug. 415.) den Befehl brachte, sich in Athen zur Verantwortung der wider ihn erhobenen Klage der Gottlosigkeit, (wegen Umstürzung der Hermen und Entweihung der eleusinischen Mysterien, die er mit seinen leichtsinnigen Gesellen durch Nachahmung der heiligen Gebräuche (s. IV. 5, 6.) verspottet haben sollte) zu stellen.

Ueberzeugt, daß es seine Feinde auf sein Verderben angelegt hätten und bekannt mit dem Unbestand der Volksgunst, entfloh Alcibiades auf der Rückkehr bei Thurii in Unteritalien an's Land und verbarg sich. Als er nachher erfuhr, das er in Athen zum Tode verurtheilt und durch die Priesterschaft verflucht, überdieß sein Vermögen eingezogen worden sey, ging er nach Argos und von da nach Sparta, um — von dort aus seiner Vaterstadt so viel wie möglich zu schaden.

3. Alcibiades in Sparta. Unglück Athen's auf Sicilien.

Bald hatte er sich die Gunst der Spartaner dadurch gewonnen, daß er sich gewandt in ihre strenge Lebensweise schickte, ihren Frauen schmeichelte, und ihnen die unfehlbarsten Rathschläge zum Verderben Athens gab. Er rieth ihnen, anstatt der jährlichen Einfälle in Attika lieber darin durch Besetzung und Befestigung der zwischen Athen und Theben liegenden Stadt Dekelīa festen Fuß zu fassen, wodurch den Athenern der Landverkehr erschwert und großer Schaden durch anhaltendere Verheerung des Landes und vermehrte Entziehung der Sclaven verursacht wurde. Er bestimmte sie, Syrakus im Kampf gegen die Athener auf Sicilien zu unterstützen; er trieb sie an, ihre Seekräfte zu verstärken, um nach der Seeherrschaft zu ringen, so daß zunächst eine spartanische Flotte mit Hülfe der Ueberredungskünste des Alcibiades verschiedene Inseln, darunter Chios, und bedeutende Städte, wie Milet, zum Abfall von Athen verleitete. Endlich brachte er Sparta sogar dahin, daß es die schwere Schuld auf sich lud, durch seine Vermittlung mit den persischen Statthaltern Pharnabázos (im Hellespont) und Tissaphernes (in Jonien und Karien) ein Bündniß zu unterhandeln, um mit persischer Hülfe Athen zu unterwerfen.

Durch alles dieses geriethen die Athener in eine um so schlimmere Lage, als unterdeß ihre Unternehmung auf Sicilien, ungeachtet sie dorthin neue Verstärkungen geschickt hatten, durch den gänzlichen Untergang der Flotte und des Heeres völlig gescheitert und ihre Kraft durch diesen furchtbaren Verlust auf das Aeußerste erschöpft war.

Nach des Alcibiades Abgang aus Sicilien hatten sich nämlich Nikias und Lamachos in die ihnen mitgegebene Streitmacht getheilt und waren anfangs in Gefechten mit den Syrakusanern glücklich. Aber erst nach einem Jahre schritten sie zur Einschließung der großen, wohlbefestigten und bevölkerten Stadt von der Land- und Seeseite her. Während die Syrakusaner bei dem stammverwandten Sparta und Korinth um Hülfe

nachsuchten, bemühten sich die athenischen Feldherren Karthago und die Etrusker in Italien zu gewinnen, — wie denn überhaupt in diesem Kriege auf Sicilien fast alle in Griechenland selbst sich feindlich gegenüberstehenden Parteien durch dahin strömende Kriegsleute auf beiden Seiten gleichsam ihre Vertreter hatten.

Obgleich Lamachos bei einem Angriffe fiel, so betrieb Nikias doch die Einschließung so gut, daß die Syrakusaner schon Unterhandlungen mit ihm anknüpften, als ihnen plötzlich der spartanische Feldherr Gylippos mit korinthischen und italischen Schiffen und mit spartanischer, böotischer u. a. Mannschaft zu Hülfe kam und sie nun im Stande waren, den kranken (an Steinschmerzen leidenden) Nikias in seinem Lager hart zu bedrängen. Zwar verloren sie zur See eine Schlacht, nahmen aber dafür auf dem Lande drei feste Plätze mit großen Geld- und andern Vorräthen weg.

Endlich kam Hülfe aus Athen: 73 Schiffe mit bedeutender Mannschaft, unter Anführung des Demosthenes und Eurymedon. Ohne Verzug erstürmte Demosthenes in einer Nacht eine Verschanzung, wagte sich aber auf dem ihm unbekannten Boden zu weit vor, so daß er von dem, ihm an Zahl überlegenen Feinde i. J. 413 eine furchtbare Niederlage erlitt, welche der ganzen Unternehmung eine nachtheilige Wendung gab. Da nun auch Krankheiten im athenischen Lager einrissen, so drang Demosthenes auf Rückkehr nach Athen; Nikias aber konnte sich nicht dazu entschließen, weil er vom athenischen Volke Bestrafung fürchtete.

Demosthenes drang nun darauf, wenigstens das Lager in eine gesundere Gegend zu verlegen: aber erst, als die Syrakusaner, durch Zugug von Sparta und andern Orten her verstärkt, mit einem Hauptangriff drohten, gab Nikias nach, und schon war Alles zum Abzug bereit, als eine Mondsfinsterniß eintrat, welche den Nikias, auf Befragen der Zeichendeuter, noch zu bleiben bestimmte. Dieses Benehmen flößte den Syrakusanern solche Verachtung ein, daß sogar Knaben in Kähnen die auf der andern Seite des Hafens still liegenden Schiffe der Athener neckten, bis

das Auffangen eines dieser Knaben einen Seeangriff von Seiten der Syrakusaner herbeiführte, worin sie Sieger blieben.

Nun sperrten sie den athenischen Schiffen die Ausfahrt aus dem Hafen, und als Demosthenes sie erzwingen wollte, ward er völlig geschlagen und nur ein Theil der Mannschaft rettete sich in's Lager des Nikias.

Um nicht ganz zu Grunde zu gehen, mußte selbst Nikias zum endlichen Abzug sich entschließen; aber durch feindliche List getäuscht, zögerte er noch so lange, daß Gylippos Zeit gewann, voranzuziehen und ihnen die Abzugswege zu versperren. Unter Jammern und Klagen der zurückgelassenen Kranken erfolgte der Abzug in der traurigsten Verfassung. Bald aber geriethen sie in die gelegten Hinterhalte und durch furchtbare Verluste in eine solche Noth, daß Demosthenes sich das Leben zu nehmen versuchte, und endlich selbst Nikias, der, obgleich selber krank, doch das Aeußerste gethan hatte, die Noth der Seinen zu lindern, sich auf die Bedingung der Schonung ergab und mit 7000 (von 40,000) Uebriggebliebenen im Triumph nach Syrakus geschleppt wurde.

Das Loos der Gefangenen war schrecklich: aller Verwendung des Gylippos für sie ungeachtet, wurden Nikias und Demosthenes hingerichtet und die Andern in die Steinbrüche (Latomien) gesperrt, wo sie binnen zwei Monaten, der Tagessonne und Nachtkälte ausgesetzt und an allem Nöthigen Mangel leidend, größtentheils verschmachteten, so daß nur Wenige als Sclaven verkauft werden konnten.

Das war der traurige Ausgang einer mit so großen Opfern und so glänzenden Hoffnungen begonnenen Unternehmung.

Eben saßen die Athener im Theater und ergötzten sich an einem Lustspiele, als die erste Nachricht von diesem Schlage anlangte, bei welchem so Viele durch den Tod oder die Gefangenschaft von Freunden oder Verwandten betheiligt waren. Um aber die Größe ihres Verlustes vor den anwesenden Fremden nicht merken zu lassen, blieben sie sitzen und verbargen ihre Thränen in die vorgehaltenen Mäntel.

4. Sparta im Bündniß mit Persien. Alcibiades' Versöhnung mit Athen und siegreiche Rückkehr.

So auf allen Seiten durch die, von Alcibiades geleitete Politik Sparta's zu Verlust gebracht, nahm das gebeugte Athen seinen letzten „Nothpfennig" (1000 Talente) und rüstete eine Flotte aus, welche dann nach Samos segelte und wenigstens diese wichtige Insel sammt Lesbos (wo sie Methymna, dieses „Hauptbollwerk" Athen's in diesem Kriege, wieder eroberte) vor dem Abfall bewahrte.

Während dessen betrieben die Spartaner, deren Flotte bereits von persischem Gelde unterhalten wurde, durch den Alcibiades den Vertrag mit Tissaphernes. Weil aber in diesem Vertrage die Anerkennung persischer Ansprüche auf alles ehemals in ganz Griechenland Besessene ausgesprochen war, so nahm Sparta Anstand, ihn zu genehmigen und Tissaphernes brach die Unterhandlungen ab.

Dieses Hinderniß, welches Alcibiades vielleicht absichtlich herbeigeführt hatte, benutzte nun derselbe, sich aus der Verbindung mit Sparta zurückzuziehen, weil ihm von dem spartanischen Könige Agis (mit dessen Gemahlin Alcibiades zu vertraut gestanden hatte), so wie auch von andern bedeutenden Männern in Sparta, die auf seinen Einfluß daselbst eifersüchtig waren, Lebensgefahr drohte. Er begab sich daher nach Milet zu Tissaphernes und wußte diesen ohnedieß treulosen Charakter zu bereden, mit der Unterstützung für Sparta zurückzuhalten, weil ihm jetzt die Athener weniger gefährlich waren, als die Spartaner. Zugleich besprach er sich insgeheim mit den meist aristokratisch-gesinnten Führern der bei Samos liegenden athenischen Flotte, daß sie in Athen, wo man längst das Verfahren gegen ihn bereut hatte, durch Entfernung der dort ihm feindlichen Demagogen und durch Beschränkung der demokratischen Verfassung seine Zurückberufung erwirken sollten.

Diese nicht leichte Aufgabe übernahm Pisander: er suchte den Athenern eine Oligarchie annehmlich zu machen und er-

hielt von den Oligarchischgesinnten (worunter sich Theramĕnes befand) den Auftrag, mit Alcibiades zu unterhandeln. Weil aber unterdeß zwischen dem Tissaphernes und den Spartanern dennoch ein neuer Vertrag auf andern Grundlagen zu Stande gekommen war, so ließ Pisander den Alcibiades aus dem Spiele und versuchte zuerst auf verschiedenen Inseln eine oligarchische Verfassung einzuführen. Diese Inseln traten aber gerade darum lieber auf Sparta's Seite, das nun mit persischer Hülfe auch mehrere hellespontische Städte den Athenern entriß.

Da beschleunigten die Oligarchen zu Athen die Verfassungsänderung, jagten den alten Rath mit Gewalt auseinander und richteten eine Oligarchie ein. Weil diese jedoch mit Grausamkeit verfuhr, so hatte sie das Flottenheer in Samos gegen sich, das sogleich andere, mehr demokratisch-gesinnte Feldherren, Thrasyllos und Thrasybūlos an seine Spitze stellte.

Als nun aber sogar auch Byzanz von Athen abfiel, wurde selbst das Heer geneigt, den Alcibiades bei sich aufzunehmen und ihm die Flottenführung zu überlassen. Auch war schnelle Hülfe nöthig, da auch fast ganz Eubŏa, woraus Athen alle Lebensbedürfnisse zog, durch die Spartaner zum Abfall gebracht war.

Nach manchen innern Kämpfen der Parteien von Athen, während welcher die schon durchgeführte Einrichtung einer Oligarchie wieder gestürzt und nun eine neue gemäßigt-demokratische Verfassung zu Stande gekommen war, wurde die Verbannung des Alcibiades völlig aufgehoben und sogleich besiegte er an der Spitze der athenischen Flotte die Spartaner bei Abȳdos. Zwar wurde er, als er gleich darauf den Tissaphernes besuchte, um ihn für Athen zu gewinnen, von demselben gefangen zurückgehalten; allein er entkam wieder zur Flotte und erfocht im J. 410 den glänzenden **Sieg bei Cycikus** (Kyzikos), wo die peloponnesische Flotte zu Wasser und zu Land so geschlagen wurde, daß Sparta bei den Athenern um Frieden nachsuchte, der aber zurückgewiesen ward.

Nachdem Alcibiades einige Küstenstädte am schwarzen Meere genommen, den persischen Statthalter Pharnabazos zu einem Vergleiche gezwungen, Byzanz wieder erobert und so das Glück und den Ruhm seiner Vaterstadt wieder hergestellt hatte, hielt er endlich mit den beutegeschmückten Schiffen im Jahre 407 v. Chr. seinen Einzug in Athen, wo ihn das Volk mit Begeisterung aufnahm, den auf ihm lastenden Fluch durch die Priester aufhob, ihm seine Güter zurückgab und den unbeschränkten Oberbefehl über die ganze Land- und Seemacht übertrug.

Um den Athenern nun seine Achtung vor der Religion, um deren Verachtung willen sie ihn verbannt hatten, zu zeigen, machte er es ihnen möglich, ihren jährlichen Festzug nach Eleusis zur dortigen Feier der Mysterien, den sie, wegen der spartanischen Besatzung in dem nahen Dekelia, mehrere Jahre her hatten unterlassen müssen, wieder einmal ungestört zu halten, indem er diesen großen Zug durch schlagfertige Aufstellung des Heeres zur Seite desselben vor einem Angriffe der Spartaner sicherte.

5. Lysander. Sturz des Alcibiades. Niederlage der Athener.

Bald darauf fuhr er mit einer neuausgerüsteten Flotte von 100 Dreirudern wieder aus, um die abgefallenen Inseln und Städte vollends zum Gehorsam zurückzubringen und die Feinde im ägäischen Meere zu vernichten.

Allein das ging nicht so geschwind, als die Athener es sich dachten. Nicht nur hatten die Spartaner unterdeß in **Lysander** einen Mann an die Spitze ihrer Seemacht gestellt, der dem listigen und glücklichen Alcibiades an Tapferkeit und Einsicht gewachsen, an Verschlagenheit sogar überlegen war; sondern es hatte sich auch im persischen Vorderasien ein Wechsel ereignet, der den Athenern höchst nachtheilig war. An die Stelle des Tissaphernes war nämlich **Cyrus** der Jüngere, ein Sohn des damals regierenden persischen Königs Darius Nothus, als Statthalter von ganz Vorderasien gekommen, der es ernstlicher als jener auf eine engere Verbindung mit den Spartanern absah, weil er

sie als eine bedeutendere Landmacht zu seiner heimlichen Absicht, sich zum Oberherrn des persischen Reichs zu machen, brauchen zu können glaubte. Leicht konnte ihn daher Lysander gewinnen, so daß er von ihm sogleich eine bedeutende Geldsumme zur Auszahlung des rückständigen und zur Erhöhung des laufenden Soldes für seine Flotte erhielt, und ruhig einen Angriff der athenischen Flotte abwarten konnte, die ihm beim Vorgebirge Notium, in der Nähe von Ephesus, gegenüberlag, und deren Soldaten, nach dem persischen Gelde lüstern, häufig zu ihm übergingen.

Dagegen fehlte es dem Alcibiades an Geldmitteln: um sie aufzutreiben, begab er sich nach Karien, wo er mit Thrasybul sich besprechen wollte, der sich mit einer Flottenabtheilung bei Phokäa befand. Bei seinem Abgang befahl er dem, ihn vertretenden Unterfeldherrn Antonios, jedes Gefecht mit den Spartanern durchaus zu vermeiden, auch wenn er dazu gereizt werden sollte. Dieser aber näherte sich aus Ehrgeiz der peloponnesischen Flotte bei Ephesus und wurde von Lysander in die Flucht geschlagen.

Obgleich der Verlust nur gering war, so benützten doch die Feinde des Alcibiades in Athen, zumal keine Vortheile von Persien mehr zu hoffen waren, jene Schlappe zu seinem Fall. Sie klagten ihn der Vernachlässigung seiner Pflicht (durch Aufsuchung schwelgerischer Genüsse), der Bedrückung der Bundesgenossen und des Strebens nach unabhängiger Herrschergewalt an, und das Volk, das ihn kurz zuvor so hoch erhoben hatte, entsetzte ihn seines Oberfeldherrnamtes und beraubte sich dadurch seiner einzigen Stütze.

Zwar gewann Athen mit einer neuen großen Flotte unter zehn Feldherren bei den arginusischen Inseln (406 v. Chr.) einen Seesieg über den spartanischen Feldherrn Kallikratidas; aber Athen's unsinnige Demagogen wußten acht jener Feldherren, weil sie nicht Sorge für ihre Todten getragen hätten (woran aber ein Sturm sie gehindert hatte) zum Tode zu bringen. Da deßhalb kein Anführer mehr mit Vertrauen gegen den Feind aufzutreten wagte, so gewann Lysander, auf's neue von persischem Gelde unterstützt, freies Feld, und ehe sich's die Athener versahen, brachte

ihnen im Jahr **406** v. Chr. **Lysander's Sieg am Aegospotamos** (d. i. am Ziegenfluß) eine solche Niederlage bei, daß von 186 Schiffen nur 9 Schiffe entkamen, wovon eines diese Schreckensnachricht nach Athen brachte. Mit den übrigen entkommenen Schiffen floh Konon aus Furcht vor Bestrafung und aus Verzweiflung am ferneren Bestand seiner Vaterstadt, nach Cypern, wo er zu Salamis bei dem Könige Evagoras die freundlichste Aufnahme fand.

Beide Flotten waren nämlich am Hellespont eine Zeit lang einander gegenüber gelegen, die spartanische an der asiatischen Küste bei Lampsakos, das Lysander erobert hatte, die athenische unter Konon und andern Anführern an der europäischen Küste. Alcibiades, der seit seiner Absetzung auf seinem, in dortiger Gegend von ihm gebauten Schlosse zurückgezogen lebte, kam herbei und machte die athenischen Führer auf ihre ungünstige Stellung aufmerksam, ward aber nicht angehört. Lysander ließ sich fünf Tage hintereinander von der in Schlachtordnung gegen ihn heransegelnden Flotte der Athener vergebens zu einer Schlacht herausfordern, um durch diesen Schein von Furcht die Athener sicher zu machen; dann griff er sie, als sie eben wieder auf der Rückkehr an ihr Ufer sich zerstreut hatten, plötzlich an und eroberte die ganze Flotte bis auf 9 Schiffe, plünderte das Lager und brachte zwei Anführer mit 3000 Mann gefangen mit nach Lampsakos, wo er sie alle hinrichten ließ, und zwar deßwegen, weil zuvor einer der athenischen Führer die peloponnesische Mannschaft zweier eroberter Schiffe hatte von einem Felsen hinabstürzen lassen, mit der Drohung, daß er allen künftigen Gefangenen die Daumen abhauen lassen würde.

6. Athen's Fall.

Die Nachricht von diesem entsetzlichen Verlust versetzte die Athener in lauten Jammer. Im Gewissen geängstet, daß nun auch über sie ein gleiches Elend kommen möchte, in das sie seither so viele Bevölkerungen von Inseln und Städten versetzt hatten, suchten sie in Eile ihre Stadt in Vertheidigungsstand zu setzen.

Nachdem Lysander erst in allen noch übrigen mit Athen verbündeten Städten und Inseln die demokratische Verfassung aufgehoben, spartanische Harmosten oder Oberaufseher eingesetzt, und

jeden athenischen Bürger, den er irgendwo antraf, nach Athen zu gehen gezwungen hatte, um durch Ueberfüllung dieser Stadt sich deren Eroberung zu erleichtern: so begann er mit seiner Flotte die Einschließung Athen's von der Seeseite, während die spartanischen Könige Agis und Pausanias mit der peloponnesischen Landmacht schon in den, eine Viertelstunde von der Stadt befindlichen Anlagen, welche man die Akademie nannte, ihr Lager aufgeschlagen hatten.

Da, von der wachsenden Hungersnoth getrieben, baten die Athener unter der Bedingung, daß man ihnen ihre Mauern ließe, um Frieden, wurden aber damit abgewiesen. Da versprach Theramĕnes, der schon früher bei jenem Versuche der Einführung einer Oligarchie thätig gewesen war, ihnen einen ehrenvollen Frieden zu verschaffen, wenn sie ihn als Bevollmächtigten abschicken wollten. Während der drei Monate aber, die er, sey's absichtlich, sey's gezwungen, in Lysander's Lager verweilte, stieg die Hungersnoth in der Stadt mehr und mehr und raffte auch viele der hartnäckigsten Demagogen hinweg. Endlich ging Theramenes nach Sparta und legte den peloponnesischen Bundesgenossen die Friedensvorschläge vor.

Zwar drangen bei der Berathung Korinth und Theben aus altem Haß darauf, daß man die Stadt vernichte; doch Sparta, der frühern Verdienste Athen's um Griechenland gedenkend, war billiger und gewährte einen Frieden, freilich unter Bedingungen, die Athen's Macht völlig brachen. Die Athener mußten ihre Stadt- und Hafenbefestigungen einreißen, alle Schiffe, bis auf zwölf, ausliefern und sich unter Sparta's Oberhoheit stellen. Mit Widerstreben und nur auf Bedrohung mit einem noch härtern Schicksal gingen sie an das Niederreißen ihrer Mauern und an die Verbrennung ihrer Schiffe. Der triumphirende Sieger Lysander konnte sich's nicht versagen, seinen Spott mit der besiegten Nebenbuhlerin zu treiben, indem auf seinen Befehl Flötenspielerinnen zum „Zerstörungswerke“ Musik machten und die peloponnesischen Krieger, mit Kränzen geschmückt, ein Jubelgeschrei erhoben, zumal diese beschämende Demüthigung gerade am Jahres-

tage der Schlacht von Salamis geschah, durch welche 76 Jahre vorher Athen seinen herrlichsten Ruhm errungen hatte.

Das erbeutete Geld wurde nach Sparta geschickt, bei welcher Gelegenheit der Ueberbringer desselben, Gylippos, jener Besieger des Nikias (K. 7, 2), durch heimliche Entwendung von Geldsummen sich um allen seinen frühern Ruhm und um seine ganze bürgerliche Ehre brachte. Die Anhänger der alten strengspartanischen Sitte wollten das fremde Gold- und Silbergeld als gesetzwidrig gänzlich dem Gebrauch entzogen wissen; aber Lysander's Freunde erwirkten den sophistischen Beschluß, daß der Staat als solcher wohl solches Geld gebrauchen dürfe, nicht aber der einzelne Bürger, — als ob nicht dieser am Ende doch den Schaden davon hätte! Dieses Geld aber legte den Keim zu der nun auch in Sparta allmählig sich ausbildenden Habsucht, die bald im Bund mit seiner ihm angebornen Herrschsucht ihm zuletzt unter hinzutretender Genußsucht gleichfalls den Untergang bereiten sollte, zu welchem Lysander den Grund legte.

---

8. Kapitel.

Sparta's Hegemonie.

1. Athen unter der Herrschaft der dreißig Tyrannen.

Die Rache war gekühlt, Athen auf's tiefste gedemüthigt und Sparta im Beginn zum ungehinderten Aufschwung auf den Gipfel vorherrschender Macht. Damit Athen nicht mehr aus seinem Fall zur alten gefürchteten Höhe aufstehen möchte, betrieben die Spartaner durch die oligarisch Gesinnten daselbst zunächst die Umwandlung der demokratischen Verfassung Athen's in eine oligarchische. Unter Lysander's Einfluß wurden dreißig Männer, darunter der auch bei dem Volke beliebte Theramĕnes, gewählt, welche nach dem Auftrag ihrer Wähler eigentlich aus der bisherigen Verfassung nur die verderblichen Auswüchse entfernen sollten. Diese **Dreißig** aber hatten nur sich und Sparta's Vortheil im Auge, und das Erste, was sie thaten, war, daß sie alle, ihren herrschbe-

gierigen Absichten entgegenstehende Beamten entfernten und ihre Anhänger in deren Stellen einsetzten.

Unter denen, welche gleich im Anfang der Herrschaft der Dreißig als die Staatsgefährlichsten verfolgt wurden, befand sich auch der, obgleich in so weiter Ferne sich aufhaltende Alcibiades, vor welchem sie, so lange er lebte, auf keinen sichern Bestand der neuen Regierungseinrichtung rechnen zu dürfen glaubten. Er war eben in Phrygien bei dem persischen Statthalter Pharnabazos, um sich von da nach Susa an den persischen Hof des Großkönigs Artaxerxes Mnemon, der eben den persischen Thron bestiegen hatte, zu begeben und ihn vor den gefährlichen Absichten seines Bruders, des obgenannten Spartanerfreundes Cyrus des Jüngern, zu warnen. Da brachten die athenischen Oligarchen es dahin, daß dieser tückische Statthalter Mordbiener gegen den Alcibiades aussandte, die, weil sie nicht den Muth hatten, den gefürchteten Mann geradezu anzugreifen, des Nachts sein Landhaus umstellten, es anzündeten und, als er mit dem Schwerte heraussprang, ihn aus der Ferne mit Pfeilen erschossen, worauf ihn seine Hetäre Timandra begrub. In diesem seinem Tode ist übrigens der Urtheilsspruch seines Lebens nicht zu verkennen.

Mit Recht zwar machten sie auch viele grundschlechte Menschen, insbesondere viele Sykophanten d. i. solche, die um schnöden Gewinnes willen durch falsche Angeberei die bessern Bürger verfolgt und so viele derselben zum Tode gebracht hatten, durch die Todesstrafe unschädlich. Allein sie blieben nicht dabei stehen, sich bloß der wirklich Schädlichen zu entledigen: von einer spartanischen Besatzung, um die sie baten, und von einem spartanischen Harmosten (Oberaufseher) unterstützt, entledigten sie sich aller kräftigen Gegner durch Hinrichtung und Verbannung, zogen nach Willkühr das Vermögen der Reichen ein und führten eine wahre Schreckensregierung ein.

So ließen sie nur 3000 Bürgern, die ihnen ergeben waren, das Recht, bewaffnet zu gehen und nur auf vorausgehenden Richterspruch verurtheilt zu werden: alle übrigen wurden entwaffnet und konnten ohne Urtheilsspruch mit dem Tode bestraft werden. Denn nun konnten sie ihre Leidenschaften des Hasses und der Hab=

sucht besser befriedigen. Und damit die spartanische Besatzung alles ruhig geschehen ließe, sollte sich jeder der Dreißig einen der reichen Halbbürger zur Hinrichtung ausersehen, um aus dessen Vermögen die Besatzung beschenken zu können.

Zu solchen schreienden Ungerechtigkeiten wollte nur Theramenes, so sehr er der Oligarchie das Wort geredet hatte, sich durchaus nicht hergeben und zog sich dadurch den Haß seinrr Amtsgenossen in dem Grade zu, daß sie ihn als Verräther anklagten und mitten in seiner gerichtlichen Vertheidigung, durch Einschüchterung der schon zu seiner Lossprechung sich neigenden Richter, mit einer von Kritias bereit gestellten Schaar Dolchbewaffneter sich seiner Person bemächtigten und ihn dann im Gefängniß den Giftbecher trinken ließen. Er starb mit Muth und weissagte dem Kritias baldigen Untergang. Nun erst übten die von Kritias geleiteten Dreißig ungescheut jeden Frevel, so daß sich viele Bürger nur durch die Flucht dem Verderben entzogen und in Argos und Theben heimliche Aufnahme fanden.

Die Strafe blieb nicht aus. Unter den Flüchtlingen befand sich **Thrasybūlos** (einer von jenen ehemaligen, bei Samos befehligenden Feldherren V. 7, 4.). Dieser warf sich mit 70 andern Flüchtlingen in die Gränzfeste Phyle, wo er allmählig eine große Zahl Verfolgter um sich sammelte. Mit ihnen nahm er es mit den Tyrannen auf und es gelang ihm nach einem glücklichen Kampfe, worin Kritias fiel, sich der Hafenstadt Pyräeus zu bemächtigen, so daß nun die Dreißig Athen verlassen und ihr Regiment einer Zehnerregierung überlassen mußten, die aber um nicht viel besser war.

Da erschien Lysander mit einem Heere vor Athen und würde den vertriebenen Oligarchen wieder die Oberhand verschafft haben, wenn nicht der bessergesinnte spartanische König Pausanias ihn mit einem andern Heere daran verhindert und die Sache dahin vermittelt hätte, daß Thrasybul mit den Vertriebenen und Flüchtlingen in die Stadt zurückkehren durfte, der dann durch einen Volksbeschluß allgemeine „Amnestie“ (Schuldvergessenheit) gewährte und den Frieden mit Sparta auf's neue beschwören ließ.

Weil aber die Dreißig, welche allein von der Amnestie ausgeschlossen waren, von Eleusis aus Versuche zum Umsturz der neuen Ordnung machten, wurden sie gefangen nnd hingerichtet, worauf dann im Jahr 403 v. Chr. Athen durch Wiederherstellung der alten solonischen Verfassung, an welcher nur manche zeitgemäße Veränderung vorgenommen wurde, auch den bessern Geist früherer Zeit wieder aufzuwecken suchte, der sich aber freilich nur als bloßer Schatten ohne Leben zeigen konnte, da die Menschen fehlten, welche jene Verfassung voraussetzte. Wie entartet der Character der Athener in der letzten Zeit ihrer Hegemonie und nach eingetretenem Sturze war, beweis't das niedriggemeine Verfahren gegen Sokrates, dessen Weisheitslehren, wenn sie auf dieselben hätten hören wollen, allein sie in den Stand hätten setzen können, wenn nicht jener Demüthigung zu entgehen, doch sie würdiger zu tragen (S. V. 11, 6.)

2. Sparta's Bedrückung der Bundesgenossen. Seine Verbindung mit dem Tyrannen von Syrakus und mit Cyrus dem Jüngern.

Nach dem Falle Athen's hatten die kleinern hellenischen Staaten, die vorher mit ihren Kräften oder wenigstens mit ihren Wünschen auf der Seite Sparta's gestanden hatten, geglaubt, sich jetzt ihrer Freiheit und Selbständigkeit freuen zu können. Aber wie sehr täuschten sie sich und bereuten zu spät die Opfer, die sie gebracht hatten! Sparta, weit entfernt, sich mit Athen's Demüthigung zu begnügen, bot nun alle List und Gewalt auf, sowohl in den Besitz der Seehegemonie zu kommen, die Athen gehabt hatte, als auch seine Landhegemonie im weitesten Maaß auszudehnen, — und bald sollte Griechenland den spartanischen Principat sogar noch drückender und härter zu fühlen bekommen, als der athenische war.

Gleich nach der Besiegung Athen's wurde dessen freie Bundesgenossin, die Insel Samos, von Lysander bezwungen, Naupaktos seiner den Spartanern verhaßten messenischen Bewohner beraubt und mit Achäern besetzt, und Elis mit den Waffen genöthigt, seine Periöken frei zu lassen und nach Ablieferung seiner Schiffe zum spartanischen Bunde zurückzutreten. In allen abhän-

gigen Städten richtete Sparta eine Oligarchie und zwar eine Zehnerherrschaft (Dekadarchie) ein, und wo es nicht mit dem Befehl ausreichte, suchte es durch listige oder wenigstens unwürdige Unterhandlungskünste zum Ziel zu kommen. So half es, um Syrakus zu einem Waffenbündniß zu vermögen, dem Dionysius dem Aeltern anfangs insgeheim, nachher offen durch eine Hülfsflotte, sich in der von ihm angemaßten Tyrannis daselbst zu befestigen.

Die griechischen Freistaaten in Italien und Sicilien waren längst durch innere Parteiungen, die in dem gemischten, entarteten Volksthum dieser Städte und in dem eingerissenen Söldnerwesen leichte Nahrung fanden, in sich zerrissen und gegeneinander feindselig gerichtet. Dabei hatten sie schon seit Jahrhunderten nicht geringe Mühe, den gemeinschaftlichen „Erbfeind" des Hellenenthums im Westen, die Karthager, sich vom Halse zu halten, die sich allenthalben gewaltsam einzudrängen versuchten, um ihre Handels- und Seeherrschaft zu erweitern. In Syrakus war seit jener unglücklichen Expedition der Athener dahin (K. 7, 2) wieder innere Zwietracht hervorgetreten, die es dem **Dionysius** möglich machte, sich theils durch Demagogenkünste (namentlich durch Anschwärzung öffentlicher Beamten) theils durch seine Tapferkeit, die er bei der Einnahme von Agrigent (405 v. Chr.) bewies, vom Kriegshauptmann zum Feldherrn, und bald darauf durch eine Leibwache von Söldnern und Flüchtlingen zum Tyrannen von Syrakus emporzuschwingen.

Um sich von Karthago, mit dem sich Syrakus in einem unglücklichen Krieg befand, Anerkennung zu verschaffen, gab er im Frieden (404 v. Chr.) mehrere andere griechische Staaten Siciliens an Karthago preis. Bei dem Bestreben nun, sich in seiner Gewaltherrschaft zu befestigen, ward er auch von Sparta unterstützt. Alle Nachbarstädte, wie Gela, Kamarina, Katana, Leontini, u. a. suchte er sich (wie früher auch der Tyrann Gelon gethan) durch Knechtung und Wegführung ihrer Einwohner und theilweise neue Bevölkerung mit Söldnern in Unterwürfigkeit zu erhalten. Und wenn irgendwo ein Aufstand gegen ihn sich erhob, wußte er ihn ebenfalls durch Söldner (meist aus Italien und Afrika) alsbald zu dämpfen und konnte dabei stets auf Sparta's Hülfe rechnen.

Bald hatte er auch die letzte freie sicilische Stadt Messana in seiner Gewalt und nun wendete er sich gegen die Italioten (d. i. gegen die griechischen Staaten in Italien) und eroberte mehrere Städte theils mit

Gewalt, wie Rhegium (387 v. Chr.), theils durch List, wie Kroton, und richtete sogar seinen Herrscherblick über Großgriechenland hinaus, nach den Pflanzstädten des ionischen Meerbusens und nach Illyrien. — Seine vier Kriege mit den Karthagern brachten viel Elend über Sicilien, führten aber kein Ergebniß herbei, ja er mußte sich zuletzt von ihnen eine Beschränkung seines Gebietes gefallen lassen.

Er war von Character grausam und argwöhnisch und lebte, weil er so viele Bürger unglücklich gemacht hatte, in beständiger Furcht vor ihrer Rache, wie er denn seinen eigenen Zustand seinem Höflinge Damokles dadurch veranschaulichte, daß er über das Haupt desselben ein an ein Pferdehaar gebundenes Schwert aufhängen ließ. Dennoch wollte er als ein Freund der Wissenschaft und Kunst gelten und Dichter und Weise, die er zu sich lud, mußten seinem Hofe Glanz verleihen (K. 11, 8.); ja er wollte sogar selbst als Dichter bewundert seyn, obgleich seine Gedichte von den Griechen nur Spott ärnteten. Und als endlich eines seiner Trauerspiele, in Folge seiner Bestechungen, bei den Dionysien zu Athen den Preis erhielt, so stellte er ein großes Freudenmahl an, wobei er sich durch Völlerei eine Krankheit zuzog, in der er auf Betrieb seines eigenen Sohnes, Dionysius des Jüngern (K. 11, 8.), einen Schlaftrunk erhielt, der ihn nicht mehr erwachsen ließ (367 v. Chr.).

Am schmählichsten behandelte Sparta die Inseln und kleinasiatischen Küstenstädte, die es vorher für Gold den Persern preisgegeben hatte und jetzt, nach dem mit jenem Gold errungenen Sieg über Athen, doch zu dem nämlichen Tribut an Sparta zwang, den sie vorher an Athen entrichtet hatten.

Hiebei ließ der jüngere Cyrus, als Oberstatthalter von Kleinasien, die Spartaner gewähren, weil er zu seinen Aufstandsentwürfen gegen seinen Bruder Artaxerres (K. 7, 5.) den Beistand Sparta's brauchen zu können glaubte. Wirklich hatte nicht nur der Spartaner Klearch (bisheriger Harmost von Byzanz) den Befehl erhalten, den Fürsten mit einer Söldnerschaar auf dem Zug gegen den Großkönig zu unterstützen, sondern auch die hellenische Flotte mußte zu dem gleichen Zwecke „auf Sparta's Geheiß" an die cilicische Küste segeln, um die Unternehmung zu fördern.

3. Der Feldzug des jüngern Cyrus und der Rückzug der Zehntausend.

Auf dem persischen Throne hatten sich nämlich unterdessen folgende Thronwechsel ergeben: Auf die 41jährige Regierung des Artaxerxes I Langhand (desselben, unter welchem Esra und Nehemia den jüdischen Staat wieder herstellten s. III. 9, 8.) war sein Sohn Xerxes II gefolgt, der aber schon nach 45tägiger Regierung von seinem unechten Bruder Sogdianus ermordet wurde, den sodann nach 6 Monaten ein zweiter unechter Bruder, Namens Ochus, ermordete. Dieser behauptete sich unter dem Namen **Darius** II **Nothus** (d. i. der Bastard) von 424 bis 405 v. Chr. auf dem persischen Throne, ließ sich aber von seiner ränkesüchtigen Gemahlin Parysatis beherrschen. Aus dieser Ehe waren noch zwei Söhne vorhanden, Artaxerxes, der vom Vater zum Thronfolger bestimmt war, und Cyrus, der Liebling seiner Mutter, der durch sie die Oberstatthalterschaft von Kleinasien erhalten hatte und mit ihrem Vorwissen damit umging, seinem ältern Bruder die Thronfolge streitig zu machen, indem er ein Vorrecht auf dieselbe zu haben behauptete, weil Artaxerxes vor des Vaters Thronbesteigung, er aber nach derselben geboren worden war. Als daher Artaxerxes, der wegen seines guten Gedächtnisses den Beinamen Mnemon bekam, nach des Vaters Tode die Königswürde übernommen hatte, ging Cyrus an die Ausführung seines länger her gehegten Planes.

Zu dem Empörungszug gegen seinen Bruder hatte Cyrus (den man, zum Unterschied vom ersten Perserkönig Cyrus, den Jüngern nennt) anfangs unter dem Vorwande eines Kriegs gegen Tissaphernes, den Unterstatthalter von Jonien und Carien, eine Anzahl von acht griechischen Söldnerschaaren aus verschiedenen Theilen Griechenlands angeworben, die gern seine Dienste nahmen, weil er glänzenden Sold gab und durch seine vielen guten, zum Theil großartigen Eigenschaften Jedem Vertrauen einflößte. Selbst am Hofe seines Bruders hatte er viele Anhänger, und jeden Verdacht, den seine starken Kriegsrüstungen erregten und

vor denen Tissaphernes den Artaxerxes öfters warnte, wußte die Königin-Mutter beim König immer zu verscheuchen.

Als Cyrus Alles zum Bruderkriege vorbereitet hatte, brach er unter dem Vorgeben, Empörungen in Pisidien und Cilicien unterdrücken zu wollen, an der Spitze von 70,000 asiatischen und 13,000 griechischen Truppen von Sardes nach Oberasien auf. Erst aber in der syrischen Stadt Thapsäkos ließ er den griechischen Söldnern durch ihre Anführer eröffnen, daß der Zug eigentlich zunächst nach Babylon gehe und die Entthronung seines Bruders bezwecke, und beschwichtigte ihre Unzufriedenheit mit den glänzendsten Versprechungen.

Nun ging der Zug am linken Ufer des Euphrat aufwärts gen Babylon, das Cyrus um so leichter zu gewinnen hoffte, da er gehört, daß die königliche Streitmacht sich erst in Ekbatana sammle. Allein der König, der von dem Tissaphernes über des Cyrus Absichten völlig in's Klare gesetzt worden war, hatte sich aus seiner Unentschlossenheit aufgerafft und war selbst mit einer bedeutenden Kriegsmacht von 400,000 Mann bereits gegen Cyrus ausgezogen. Bei Kunära, 30 Stunden von Babylon, trafen beide Heere aufeinander und im Mitteltreffen stunden sich beide Brüder einander gegenüber. Der Kampf begann und obgleich die Griechen auf dem linken Flügel siegten, so büßte doch Cyrus die Schuld seiner Erhebung mit dem Verluste der Schlacht und seines Lebens.

Nach dem siegreichen Ansturm der Griechen auf den persischen rechten Flügel griff auch Cyrus im Mitteltreffen an. Er suchte eigens seinen Bruder auf, um ihn im Kampfe zu tödten, und verwundete ihn mit dem Speer an der Brust so, daß derselbe vom Pferde sank. Während Artaxerxes bei Seite gebracht und (von seinem griechischen Leibarzt Ktesias) verbunden wurde, übernahm Tissaphernes den Oberbefehl und leistete so lange Widerstand, bis Cyrus, der von seinem wilden Pferde mitten in die Feinde hineingetragen und so von den Seinen getrennt wurde, durch zwei Speerwürfe getroffen fiel und sich den Kopf an einem Stein zerschmetterte. Auf die Nachricht hievon ließ sich der verwundete König unter Fackelschein (denn das Treffen hielt bis zur Nacht an) vor den Leichnam seines Bruders bringen, und beglaubigte

sich durch dessen abgehauenen Kopf, den er selber emporhielt, vor seinem zweifelnden Heere als Sieger.

Hierauf bot man den Griechen an, sich dem König auf Gnade und Ungnade zu ergeben. Allein sie wiesen das Anerbieten zurück und beschloßen den weiten Rückweg nach der ionischen Küste anzutreten. Offen wagten die Perser nicht, sie anzugreifen: daher nahmen sie zur List ihre Zuflucht. Sie versprachen in einem feierlich beschworenen Vertrage, ihnen nichts in den Weg zu legen und ihnen auf ihrem Zuge die nöthigen Lebensmittel zukommen zu lassen.

Begleitet und beobachtet von dem Heere des Tissaphernes, der auf demselben Wege nach seiner Satrapie zurückkehrte, mußten die Griechen unter Klearch's kluger Führung Tag und Nacht auf ihrer Hut seyn, um nicht von den auf Verrath sinnenden Persern vernichtet zu werden. Ihr Argwohn war nicht ungegründet. Bei einer Unterredung, die sich Klearch vom Tissaphernes erbat, um durch eine offene Erklärung der feindseligen Spannung ein Ende zu machen, wurde Klearch mit noch vier griechischen Obersten, wider das vorhergegebene Wort, festgenommen und späterhin auf Befehl des Königs hingerichtet; sein Gefolge aber, zusammen 20 Hauptleute und 300 Soldaten, wurde niedergehauen und darauf das übrige Heer der bestürzten Griechen zur Unterwerfung aufgefordert. Dieses wies jedoch den Antrag mit Verachtung zurück, wählte sich auf den Rath Xenophon's, der den Zug als Freiwilliger mitgemacht hatte, einen neuen Führer mit fünf Obersten und beschloß, unter dem Beistand der Götter sich in die Heimath durchzuschlagen.

Und so zogen sie unter tausendfachen Entbehrungen und Beschwerden, die ihnen Hunger und Kälte, Winterstürme und Flußströmungen, unwegsame Bergschluchten und steile Gebirgshöhen, stete Angriffe der Perser und Anfälle wilder Völker verursachten, vom östlichen Ufer des Tigris an, wohin sie gelockt worden waren, in nördlicher Richtung durch das heutige Kurdistan und Armenien, achthundert Stunden weit bis an das schwarze Meer, wo sie unter Thränen der Freude und des Dankes im Februar 400

v. Chr. zu Trapezunt ankamen. Auch den gefährlichen Rest des Rückzugs durch Kleinasien (Bithynien) bestanden sie muthig, waren aber durch ihre Plünderungslust vielen Städten sehr beschwerlich. So kamen sie endlich nach manchem Verlust nach Byzanz, von wo aus sie dann, nur noch 6000 Mann stark, in scythische, späterhin in spartanische Dienste traten.

Von diesem meisterhaften „Rückzug der Zehntausend", der die Ueberlegenheit griechischen Muthes und Geistes über eine, nur durch eitle Prahlerei aufgeblähte und durch Arglist und Verrath sich zusammenhaltende Masse in ein unzweideutiges Licht setzte, hat uns Xenophon eine ausführliche Beschreibung hinterlassen, die um so lebendiger ist, da er selbst die Nachhut dabei befehligte und durch seine Umsicht und Besonnenheit, Tapferkeit und Ausdauer, Bescheidenheit und Mäßigung das Meiste zu dem glücklichen Ausgang dieses denkwürdigen Rückzugs beigetragen hat. (Von Xenophon's weiterem Schicksal s. K. 11, 4.)

4. Sparta im Kampf mit Persien. Agesilaus. Der korinthische Krieg.

Der unglückliche Ausgang dieser Unternehmung des Cyrus, so wie die durch den Rückzug der Zehntausend aufgedeckte Schwäche des persichen Reichs gab auch der spartanischen Politik eine andere Wendung. Als Tissaphernes, der vom Großkönig an des Cyrus Stelle mit der Oberstatthalterschaft von ganz Vorderasien betraut worden war, sich anschickte, die ionischen Griechen wieder dem persischen Joche zu unterwerfen, nnd diese bei Sparta Hülfe suchten: so ergriffen die Spartaner diese Gelegenheit, nun auch selbst die Unternehmungen gegen Persien aufzunehmen und sandten den Joniern ein hellenisches Bundesheer unter einem spartanischen Führer, Namens Thimbron, zu Hülfe. Anfangs ließ die Schlaffheit der Jonier und ihre Abneigung gegen spartanischen Oberbefehl keine großen Fortschritte zu. Doch gelang es dem zweiten spartanischen Feldherrn, der dort hingesandt wurde, dem kräftigen Derkellydas, eine Reihe von Städten zu sichern, so daß Tissaphernes und Pharnabazos (der Statthalter von Phry=

gien und Bithynien) verstellte Friedensvorschläge und einen einstweiligen Waffenstillstand machten, unter dem Vorwand, die Genehmigung derselben vom persischen Hofe einzuholen, in der That aber, um unterdessen in Phönizien eine Flotte gegen die Spartaner ausrüsten zu können.

Die Gewißheit von dieser Ausrüstung bestimmte daher die Spartaner zu kräftigerem Vorschreiten. In Sparta war aber der junge **Agesilaus** (Agesilāos) durch Lysander's Unterstützung seinem Bruder Agis 397 v. Chr. im Königthum gefolgt.

Achis hatte nämlich einen Sohn, Namens Leotychides, hinterlassen, den er aber, weil er in Bezug auf die Vaterschaft den Alcibiades (K. 7, 4.) in Verdacht hatte, erst auf seinem Sterbebette als Sohn anerkannt hatte. Als nun Leotychides die Königswürde in Anspruch nahm, trat Lysander mit dem Einspruch der unechten Geburt für den Agesilaus auf, weil er hoffte, daß der letztere (der auf einem Fuße hinkend und von Gestalt unansehnlich war) sich mit dem Namen begnügen und ihm, dem Lysander, den größten Machteinfluß gestatten würde. Leotychides suchte nun sein Anrecht durch einen Orakelspruch zu stützen, der sagte, daß sich Sparta vor einem hinkenden Königthum hüten solle. Lysander aber erklärte diesen Spruch dahin, daß nicht der lahme Fuß des Agesilaus, sondern die unechte Heraklidenabkunft des Leotychides das Königthum hinkend machen würde. Diese Deutung bestimmte die Spartaner zur Wahl des Agesilaus, von dem sie im Uebrigen eine gute Meinung hatten.

Denn obgleich an dem einen Fuße hinkend, hatte sich derselbe doch von Jugend auf durch unermüdliche Leibesübungen zu großer Ausdauer in kriegerischer Thätigkeit befähigt; Feind aller Pracht, Ueppigkeit und Habsucht lebte er äußerst enthaltsam und einfach und trachtete nach dem Ruhm altspartanischer Sittenstrenge. Von Natur zu einem leidenschaftlichen und gewaltthätigen Wesen geneigt, war ihm seine große Empfindlichkeit gegen Tadel zu einer gewissen Selbstbeherrschung und feinen Geschmeidigkeit behülflich gewesen, wodurch er sich die Menschen, besonders aber die Ephoren und Geronten in Sparta, zu gewinnen und sie für die Zwecke seines übrigens nie eigennützigen, sondern stets patriotischen Ehrgeizes zu gebrauchen wußte.

Diesen nun fand Sparta für gut, mit 8000 Mann nach Asien zu senden, ihm aber den Lysander zur Berathung beizugeben. Nach seiner Ankunft in Ephesus beeilten sich alle dortigen Griechen, sich dem durch seinen Ruhm und Einfluß allbekannten Lysander gefällig zu machen, und dieser ließ sich diese Huldigungen als etwas sich von selbst Verstehendes gerne gefallen. Allein Agesilaus, der kein bloßer Namensfeldherr seyn wollte, beschämte ihn darüber so, daß dieser sich ein anderes Feld der Thätigkeit anweisen ließ und nach dem Hellespont ging, wo er zwar immer den Vortheil seiner Vaterstadt wahrnahm, aber von nun an dem Agesilaus aus Haß in Sparta heimlich zu schaden suchte.

Agesilaus aber zeigte sich ganz seiner Aufgabe gewachsen. Anfangs zwar wußte Tissaphernes den geraden Mann durch verstellte Friedenshoffnungen so lange hinzuhalten, bis er durch eine aus dem Innern kommende persische Verstärkung dem Agesilaus den Kampf anbieten konnte. Dieser nahm ihn an, ungeachtet die zagenden Jonier ihm abriethen, und schlug in einer Schlacht bei Sardes mit seiner kleinen Schaar das große persische Heer in die Flucht.

Da diese Niederlage von des Tissaphernes Feinden am persischen Hofe als Folge eines von ihm angelegten Verrathes dargestellt wurde, weil er während der Schlacht in Sardes geblieben war, so verlor Tissaphernes nicht nur seine Statthalterstelle, sondern auch seinen Kopf, den ihm sein Amtsnachfolger Tithraustes auf königlichen Befehl abschlagen ließ.

Während des darauf folgenden halbjährigen Waffenstillstandes, zu dem sich Agesilans von dem schlauen Tithraustes bewegen ließ, zog sich Agesilaus in die Provinz des Pharnabazos nach Phrygien und Bithynien, entzog eine Stadt nach der andern dem persischen Joch und ging schon mit dem Gedanken um, den Krieg in's Herz von Persien zu tragen, um dadurch den Sturz dieses Reiches um so sicherer herbei zu führen. Da aber gelang es der Klugheit des Tithraustes, der drohenden Gefahr eine unerwartete Wendung zu geben.

Tithraustes nämlich benützte die erbitterte Stimmung, in welcher

sich längst viele Staaten des griechischen Mutterlandes gegen Sparta's hochmüthige Bedrückung befanden, und suchte mit Hülfe persischen Geldes die Demagogen in mehreren Städten, namentlich in Korinth, Theben und Argos zu einem Abfall von der spartanischen Hegemonie zu bewegen. So kam unter Beitritt Athen's Euböa's und der beiden Lokris ein förmlicher Bund gegen Sparta zu Stande, der den sogenannten korinthischen Krieg (den man auch, weil er zunächst in Böotien begann, den ersten böotischen nennt) im Jahr 394 v. Chr. zur Folge hatte.

Derselbe begann mit einem Angriff der von Theben unterstützten Lokrer auf die zu Sparta geneigten Phocier, die ihrerseits die Spartaner zu Hülfe riefen. Diese sahen darin eine gute Gelegenheit, auch Theben, das zum Sturze der dreißig Tyrannen in Athen beigetragen hatte, gehörig zu demüthigen. Daher riefen sie sogleich den Lysander vom Hellespont herbei, damit er in Vereinigung mit Pausanias den Phociern beistehe. Lysander, schnell herbeieilend, griff, ohne erst den Pausanias abzuwarten, die Lokrer bei Haliartos an, ward aber geschlagen und fiel selbst im Kampfe, mit ihm aber eine der wichtigsten Stützen Sparta's.

Als Pausanias ankam, wagte er keinen Angriff, sondern ließ sich gegen Auslieferung der Todten bewegen, Böotien zu räumen, so daß das Hauptheer der Verbündeten, denen jetzt auch die Malier und Akarnanen beitraten, Zeit gewann, sich bei Korinth zu versammeln. Da sahen sich die Spartaner (nachdem sie den Pausanias zum Tode verurtheilt hatten, dem er sich aber durch die Flucht nach Tegēa in Arkadien entzog) genöthiget, den Agesilaus von seiner Siegesbahn in Asien abzurufen, um durch ihn den Krieg zu beenden.

Mit schwerem Herzen, aber ohne Zögern, machte sich Agesilaus auf den Heimweg und die Perser gewannen dadurch freie Hand, um sogleich eine mächtige Seerüstung zu betreiben. Zu dieser hatte ihnen **Konon** gerathen, derselbe, der seit jener unglücklichen Schlacht am Ziegenfluß (V. 7, 5.) sich auf Cypern bei seinem Schwiegervater, dem König Evagoras, aufgehalten hatte

und längst darauf bedacht war, sein Vaterland Athen wieder aus dem Falle emporzuheben. Da ihm dieß nur durch persische Hülfe möglich zu seyn schien, so war er persönlich zum Großkönig nach Babylon gereis't und hatte dessen Vertrauen durch Angabe der Art, wie man Sparta demüthigen könne, in dem Grade gewonnen, daß man ihm sowohl die Mittel zu einer Seerüstung gab, als auch die Wahl des Oberbefehlshabers überließ. Er schlug dazu den Pharnabazos vor und machte mit diesem die Vorkehrungen zu dem Schlage, der die Spartaner treffen sollte. Mit neunzig Schiffen traf er im Jahr 394 v. Chr. bei **Knidos** auf die spartanische Flotte, die von Pisander, dem Schwager des Agesilaus, befehligt wurde, und schlug und vernichtete sie so, daß durch diesen einen Sieg Sparta's Seeherrschaft für immer gebrochen wurde.

Denn gleich darauf brachte Konon eine Reihe von Inseln und asiatischen Küstenstädten durch das Versprechen der Freiheit und Selbständigkeit, zu dem er den Pharnabazos bewog, zum Abfall von Sparta; ja er verschaffte auch seiner Vaterstadt Athen durch persisches Geld die Mittel, ihre Stadt- und Hafenbefestigungen wieder herzustellen, und dadurch die Möglichkeit, wieder zur frühern Macht emporzustreben.

Unterdessen war zu Land bei Korinth zwischen den Spartanern und den Verbündeten ein Treffen von zweifelhaftem Ausgang vorgefallen, als Agesilaus über Macedonien und Thessalien her in Böotien ankam und auf die Macht der Verbündeten stieß, unter denen die Thebaner, Korinther, Athener und Argiver die wichtigsten waren. Eben hatte Agesilaus die Trauerkunde von der Niederlage bei Knidos und dem Tode seines Schwagers erhalten; um aber den Muth der Seinen nicht niederzuschlagen, vielmehr zu stärken, gab er vor, der Sieg sei auf Sparta's Seite gewesen, und lieferte im August 394 v. Chr. die Schlacht bei Koronēa, in welcher nach einem anfangs zweifelhaften, äußerst erbitterten Kampfe, worin Agesilaus selbst in schwere Lebensgefahr gerieth, zuletzt die Spartaner das Feld behaupteten. Doch vermochte ihnen dieser Sieg ihr ehemaliges Uebergewicht nicht wieder herzustellen.

5. Der antalkidische Friede.

Eine Zeit lang noch standen die Heere im Peloponnes einander gegenüber, ohne daß es zu etwas Entscheidendem kam, und als die persische Flotte von der Insel Cypern aus sogar die lakonischen Küsten beunruhigte, fing man zu Sparta an, den Verlust der Seeherrschaft empfindlich zu fühlen.

Vergebens suchte Agesilaus den altspartanischen Geist, dem er auch in der Fremde treu geblieben war, in Sparta durch sein Beispiel zu wecken: eine Partei, die längst von der alten Sittenstrenge abgewichen und weicher Genußsucht hingegeben, dazu noch überdies von Lysander aufgestiftet, ihm persönlich feind war, stand ihm entgegen und suchte um jeden Preis einen Frieden von Persien zu erkaufen, damit Sparta wenigstens die Hegemonie zu Lande nicht verliere.

An der Spitze dieser Partei stund Antalkidas, ein Mann, schlau gewandt wie Lysander, aber dabei „ohne Sinn für Sparta's Ehre und für Aufrechthaltung des Hellenismus gegen die Barbaren.“ Mit ausgedehnter Vollmacht versehen, begab er sich zu dem persischen Oberfeldherrn Tiribázos nach Sardes und bot den Persern die hellenische Westküste Kleinasiens gegen persischen Beistand zur Erringung des Friedens auf dem Festland an. Zwar sandten nun auch Athen, Theben, Korinth und Argos ihre Botschafter nach Sardes, um den Spartanern entgegenzuarbeiten, waren jedoch übrigens bereit, unter bessern Bedingungen sich dem persischen Ausspruche zu unterwerfen.

Welch' eine Wandlung der Dinge! die vornehmsten griechischen Staaten, welche sieben bis acht Jahrzehende vorher sich dem Großkönige so furchtbar gemacht hatten, jetzt zu den Füßen eines persischen Großen um Frieden und Freundschaft bittend! — Antalkidas aber verstand es, den Tiribazos für sich zu gewinnen und namentlich das durch Konon's Bemühungen wieder emporstrebende Athen zu verdächtigen, so daß Tiribazos den Konon in's Gefängniß legte (aus dem aber derselbe nachher nach Cypern entkam, wo er starb), den Spartanern zur Wie-

derherstellung ihrer Flotte große Geldsummen gab und selbst zum Könige reis'te, um ihn zu dem vorgeschlagenen Frieden zu bewegen.

Dieser aber wollte nicht einwilligen. Weil aber die Athener fortfuhren, den gegen Persien im Aufstand begriffenen König von Cypern zu unterstützen, so erfolgte des Großkönigs Zustimmung.

So kam der für Griechenland und insbesondere für Sparta so schmähliche, mit Recht nach seinem unedlen Urheber benannte **antalkidische Frieden** zu Stande, demzufolge 1. die hellenischen Städte auf dem kleinasiatischen Festlande nebst der Insel Klazomenä und Cypern der persischen Willkühr preisgegeben wurden, 2. allen hellenischen Staaten, großen und kleinen, (mit Ausnahme von Lemnos, Imbros und Skyros, die bei Athen bleiben sollten) die Autonomie oder Selbstherrlichkeit zuerkannt wurde und 3. jeder, der diesen Frieden nicht anerkennen würde, von Persien und den übrigen Griechen bekriegt werden sollte.

Als daher Tiribazos die sämmtlichen griechischen Staaten des Festlandes aufforderte, diesen Frieden anzunehmen, so weigerte sich fast keiner derselben mehr, — wiewohl aus einer Aeußerung des damals in Athen lebenden Redners Isokrates zu schließen ist, daß von den Besseren dieser Friede als ein schändlicher Verrath am hellenischen Gesammtvaterlande angesehen wurde. Der Mehrzahl war aber für solche Betrachtungen bereits der sittliche Maaßstab abhanden gekommen, den das frühere Griechenland hatte, indem Treue und Wahrhaftigkeit, Gerechtigkeit und Menschlichkeit, Uneigennützigkeit und Gemeinsinn, Besonnenheit und Weisheit in Griechenland angefangen hatten, immer seltner zu werden und in ihr Gegentheil überzuschlagen.

6. Sparta's Zwingherrschaft. Der olynthische Krieg. Die Besetzung der Kadmea.

Durch diesen ehrlosen Frieden ging die kleinasiatische Westküste für Hellas und für die Freiheit für immer verloren, und die dortigen Staaten standen hinfort unter persischen Tyrannen, aus deren Händen sie in die anderer Ober=

herren und zuletzt in die Hände der Römer übergingen. Im hellenischen Mutterlande aber erreichte Sparta für's erste in so ferne seinen Zweck, als durch die Selbständigkeitserklärung der kleinen Staaten auch die größern Staatenvereine und Städtebündnisse, (wie z. B. Böotien, Elis rc.) in eine Menge selbständig seyn wollender und darum von nun an vereinzelter Freistädte und Freistädtchen sich auflösten, deren Wiedervereinigung zu mächtigen Staatenbündnissen dann Sparta emsig zu verhüten suchte.

Diese Vereinzelung und Zerstücklung machte es den Spartanern möglich, ihre Hegemonie zu Land vorzüglich durch strengere Organisation des peloponnesischen Bundes, desto weiter auszudehnen und durch Gewaltschläge sich die Widerstrebenden zu unterwerfen. So zerstörten sie Mantinēa und lösten seine Bewohner in die vier Gemeinden auf, aus denen diese Stadt vor etwa einem Jahrhundert entstanden war; so nahmen sie Phlius durch Hunger ein und ließen die ihnen in dieser Stadt entgegenstehende Partei hinrichten; so eroberten sie Chios und zwangen diese Insel zur Auslieferung ihrer Schiffe. Und bei diesen Gewaltthaten war jetzt Agesilaus, der, seit ihm für seine kriegerische Thatenlust Asien verschlossen war, Raum für dieselbe in der Heimath suchte, eine der vornehmsten Triebfedern, indem er Sparta's Herrschbegier stets „rege hielt, ja steigerte."

Auch Veranlassung von Außen kam noch dazu, um Sparta zu immer weitern Umgriffen zu vermögen. Unter andern baten zwei Städte der thrazischen Halbinsel Chalcidice, Akanthos und Apollonia, die Spartaner um Hülfe gegen die mächtige Stadt Olynthos, und die Gewährung derselben schien dem spartanischen Einfluß auch in diesem Norden eine Erweiterung zu versprechen.

Die Stadt **Olynth** lag am Anfange des Isthmus von Pallene und stand früher unter macedonischer Herrschaft, hatte sich aber, durch die Perserkriege begünstigt, von derselben freigemacht und schon vor dem peloponnesischen Krieg, noch mehr aber während desselben, durch ihre Handelsthätigkeit und durch das Herabkommen ihrer Nebenbuhlerin Potidäa zu einer so bedeutenden Macht erhoben, daß sie es nicht ohne Glück versuchte, sich theils durch Güte,

theils durch Gewalt zum Haupt aller Städte jener thrazischen Halbinsel zu machen. Nur jene beiden Städte widerstanden, und der durch den macedonischen König unterstützte Hülferuf derselben kam Sparta um so erwünschter, als auch Brasidas (K. 6, 1.) in jenen Gegenden einst Ruhm erworben hatte und jetzt wenigstens großer Gewinn zu hoffen war.

Da es zugleich auch eine Verbindung zu hindern galt, in welche Olynth mit Athen und Theben zu treten im Begriff war, so sandten die Spartaner ein Hülfsheer von 10,000 M. ab, wovon eine Abtheilung sogleich nach der Halbinsel zog, die andere unter Phöbidas nachfolgte. Der Zug des letztern ging durch Böotien, und als er eben in der Nähe von Theben Rast hielt, zeigte sich eine neue Gelegenheit spartanische Herrschlust zu befriedigen.

In Theben lagen, wie in allen griechischen Städten die Demokraten und Aristokraten mit einander im Streit: die erstern waren für Athen, die letztern für Sparta gestimmt. Die zufällige Nähe der spartanischen Truppen benutzte daher der aristokratisch-gesinnte Polemarch Leontiädes und lud den Phöbidas ein, mit einem Theile seiner Truppen die Kadmēa (Burg von Theben) zu besetzen, um seiner Partei die Oberhand zu verschaffen, wogegen er ihm versprach, die Thebaner dann zum Zuzug gegen Olynth zu bewegen. Phöbidas, begierig eine Gelegenheit zu ergreifen, bei der er sich auszeichnen könnte, bezog, von Leontiades geführt, in der Stille die Burg und nahm den Ismenias, das Haupt der Gegenpartei, gefangen. Bestürzt flohen an 400 Thebaner aus der Stadt und suchten und fanden Aufnahme in Athen.

Ganz Griechenland gerieth in Unwillen über diesen gewaltsamen Friedensbruch und selbst in Sparta waren die Stimmen über des Phöbidas Willkührthat getheilt. Aber Agesilaus persönlich gegen Theben gereizt (weil ihn auf seinem Heimweg aus Asien ein roher Haufen Thebaner bei einem Opfer, das er in Aulis brachte, gestört hatte,) wußte den Beschluß des Rathes dahin zu leiten, daß man zwar den Phöbidas abberief und ihm, weil er ohne Auftrag gehandelt, eine Geldstrafe auferlegte, nichts destoweniger aber die spartanische Besatzung in Theben beließ. Denn Sparta konnte es nicht vergessen, daß Theben die Vertriebenen

gegen die „Dreißig" in Schutz genommen und den Spartanern zur Befestigung ihrer Seeherrschaft keinen Zuzug nach Asien gesandt hatte.

Die Billigung des Geschehenen, die in diesem sich widersprechenden Beschlusse lag, wurde bald darauf durch die ungerechte Hinrichtung des Ismenias und durch die förmliche Verbannung seiner Anhänger aus Theben noch verstärkt und gab dem ganzen Hellas den klarsten Beweis, daß man sich von Sparta's schnöder Zwingherrschaft des Schlimmsten zu befahren habe. Doch wagte Niemand den Spartanern offen entgegenzutreten und Theben selbst mußte ihnen gegen Olynth behülflich seyn. Die Bezwingung Olynth's war nicht leicht. Schon waren zwei spartanische Feldherren (der Bruder des Phöbidas und ein Bruder des Agesilaus) nacheinander im Kampfe vor den Thoren Olynth's gefallen, und die Spartaner mußten sich zu noch größeren Anstrengungen entschließen. Nachdem noch ein Feldherr durch Krankheit hingerafft worden war, gelang es ihnen endlich durch Polybiädes die Stadt zu Wasser und zu Land einzuschließen. So, durch Hunger bezwungen, ergab sich Olynth, und mußte nicht nur alles Eroberte zurückgeben, sondern auch seinen Staatenbund auflösen.

So sah sich denn Sparta im vollen Genuß des antalkidischen Friedens und glaubte keinen Gegner mehr fürchten zu müssen, da Athen und Argos durch Vereinzelung geschwächt, der ganze Peloponnes unterwürfig, und im Osten der Perserkonig, im Westen der Tyrann von Syrakus mit Sparta verbündet war

9. Kapitel.

Theben's Erhebung.

1. Theben's Befreiung.

Aber auch bei Sparta kam Hochmuth vor dem Fall und die Strafe für seine Anmaßungen blieb nicht aus. Die thebanischen Vertriebenen, welche in Athen eine gastfreundliche Aufnahme gefunden hatten, unterhielten geheime Verbindungen mit ihren Freunden in Theben, und obgleich Sparta gebieterisch die Austreibung derselben aus Athen verlangte, so fuhr dieses doch fort, sie zu schützen, eingedenk, daß es in gleicher Noth gleiche Freundlichkeit von Theben erfahren hatte.

Unter den thebanischen Freiheitsfreunden ragten damals, zum Glück für Theben, aus der für träge geltenden böotischen Masse eine Anzahl edler Männer durch ihre geistig tüchtige Persönlichkeit hervor, unter welchen Epaminondas, Pelopĭdas, Georgidas, Pammĕnes, Ismenias, Mellon, Charon besonders genannt werden. Ein Theil von ihnen war in Theben, ein Theil unter den Verbannten. Unter den letztern befand sich Pelopidas, aus einem der edelsten und reichsten Geschlechter. Er hielt sich in Athen auf, wo er er mit Mellon den Plan zur Befreiung seiner Vaterstadt verabredete, während der Geheimschreiber Phyllidas, der sich das Vertrauen der Machthaber zu erhalten gewußt und öfters in Staatsgeschäften nach Athen zu reisen hatte, den Verkehr der Verbannten mit Charon und den übrigen Verschworenen in Theben vermittelte, Epaminondes aber, der wegen seiner Armuth und vorherrschenden Beschäftigung mit den Wissenschaften von den Oligarchen weniger beachtet wurde, es sich zum Geschäft machte, die thebanische Jugend auf dem Leibesübungsplatze zu kräftigen und in ihr das Bewußtseyn der Schmach des spartanischen Joches zu wecken. — Auch in andern Städten, wo geflüchtete und verbannte Thebaner sich aufhielten, harrte man des Schlages, der

nach dem Sinne der Verschwornen nur die Häupter der Unterdrückung treffen, die übrigen Bürger jeden Standes und Parteinamens der Freiheit zurückgeben sollte.

Der Tag der Ausführung kam, die Verschworenen schlichen sich in die Stadt, und ehe die Einwohner sich es versahen, verkündete ihnen die Ermordung der Stadthäupter den Sturz der Oligarchie (379 v. Chr.)

An einem Dezembermorgen aus Athen wie auf die Jagd ausziehend, kamen die 12 Hauptverschwornen gegen Abend als Bauern verkleidet einzeln durch verschiedene Thore in Theben an, wo eben das Schneegestöber die Einwohner in den Häusern hielt. Charon's Haus war der Versammlungsplatz, wo sich die Verschwornen, nun 48 an der Zahl, bis zum andern Abend verborgen hielten, an welchem Phyllidas die beiden Polemarchen Archias und Philippos mit ihren Freunden zu einem Festgelag geladen hatte, bei welchem sie überfallen werden sollten. Schon hatte der Wein die Schmausenden erhitzt, als dem Archias die Gefahr gesteckt wurde; worauf derselbe den Charon herbeikommen ließ, um ihn darüber zu vernehmen. Dieser aber, der aus des Archias Fragen merkte, daß er nichts Sicheres wußte, beruhigte ihn mit kluger Verstellung und versprach beim Weggehen, der Sache genau nachforschen zu wollen. Unterdessen that der vom Phyllidas fleißig gereichte Wein seine weitere Wirkung, so daß Archias, als ihm gleich darauf eine zweite und zwar schriftliche Warnung aus Athen mit Angabe aller Glieder und Plane der Verschwörung zukam, diesen Brief uneröffnet beiseit legte, um, ungestört durch Staatsgeschäfte, den Freuden des Gelags obzuliegen, bei welchem auf des Phyllidas Versprechen nun auch die schönsten Frauen der Stadt erscheinen sollten. Bald darauf ging die Thüre auf und in Frauenkleider gehüllt traten die Verschwornen ein, vom Jubel der nichts ahnenden Zecher empfangen. Aber im Nu verstummte der Jubel unter den Dolchen der Rächer, denen Archias und jeder fiel, der sich widersetzte.

Zu gleicher Zeit hatte Pelopidas mit einem andern Theile der Verschwornen den Leontiades und nach ihm einen andern oligarchischen Führer in ihren Häusern aufgesucht und ermordet.

Laut ertönte nun der Freiheitsruf durch die Straßen; Waffen wurden allenthalben herbeigeholt, und Epaminondas, der sich, seinen sittlichen Grundsätzen gemäß, der persönlichen Theilnahme an der Ermordung enthalten hatte, vereinigte

sich an der Spitze einer Schaar Bewaffneter mit **Pelopidas**, **Gorgidas** und den andern Verschwornen, und, von herbeiströmenden Verbannten verstärkt, forderten sie nun das ihnen zujauchzende Volk zur Wahl neuer Polemarchen auf und schritten zur Belagerung der Burg.

Bald kam auch Hülfe aus andern böotischen Städten und selbst Athen sandte auf öffentlichen Beschluß eine Hülfsschaar. Weil aber die Besatzung der Burg weniger aus eigentlichen Spartanern, als aus bündnerischen Truppen bestand, die nicht für Sparta sich opfern wollten, so räumten sie, ehe es zum Kampf kam, unter der Bedingung freien Abzuges die Burg. Doch ging es dabei ohne einzelne Rachebefriedigung von Seiten der Thebaner nicht ab und eine Anzahl Oligarchischgesinnter flüchtete sich nach Orchomenos, wo noch spartanische Besatzung war.

2. Epaminondas und Pelopidas. Athen's zweite Seehegemonie. Die Schlacht bei Leuktra.

Theben war nun befreit: noch aber galt es, die Freiheit gegen das übermächtige Sparta zu behaupten. Denn Sparta hatte bereits zum Entsatze Theben's ein Heer unter König **Kleombrotos** I abgesandt, der aber auf die Nachricht von der Burgübergabe wieder umkehrte. Daher boten die Männer, welche jetzt die Sache Theben's vertraten, alles auf, ihrer Vaterstadt, welche bisher theils wegen ihres unhellenischen Benehmens im Kampf gegen Xerxes, theils wegen ihres Mangels an Bildung in üblem Rufe gestanden war, im Innern durch Verstärkung des Gemeinsinns, nach Außen durch weise Benützung der nun gegen Sparta gerichteten öffentlichen Meinung und der eingetretenen Erschöpfung der übrigen Staaten zu einem höhern Rang emporzuheben.

In diesem Streben trafen besonders **Epaminondas** nnd **Pelopidas** zusammen. Obgleich nicht nur von verschiedenem Charakter, sondern auch von ungleichen Standes- und Vermögensverhältnissen, — jener arm, dieser reich und von vornehmer Ge-

burt, — waren doch beide von Jugend auf durch die engste Freundschaft verbunden und von gleicher Liebe zum Vaterland beseelt. Bei Epaminondas kam noch hinzu, daß er, gebildet durch das Studium der pythagoreischen Philosophie, welche ihn auch im Privatleben über die Wünsche gewöhnlicher Geister erhob und seine Armuth mit heiterer Selbstverläugnung ertragen ließ, bemüht war, die Grundsätze dieser Weltweisheit auch auf das Staatsleben anzuwenden und diesem die selbstbewußte Richtung auf ein in Wahrheit und Gerechtigkeit gegründetes Ziel zu geben.

Sein Lehrer in der Philosophie war Lysis. Dabei war er ausgezeichnet in der Redekunst und Musik, ohne daß er die ritterlichen Uebungen vernachlässigte. Als strenger Pythagoreer befliß sich Epaminondas insbesondere der höchsten Einfachheit und Mäßigkeit. Oft wollte Pelopidas seinen Reichthum mit ihm theilen, aber nie nahm er etwas an; Bestechungsversuche (von fremden Fürsten oder Gesandten) wies er mit Verachtung von sich, wiewohl er einmal gleich nach einem solchen zurückgewiesenen Anerbieten eine geringe Geldsumme borgen mußte, die er zur Anschaffung seines Heergeräthes bedurfte, und er überhaupt so arm war, daß er öfters, wenn sein Mantel in der Walke war, sich zu Hause zu bleiben genöthigt sah, weil er nur einen einzigen hatte.

Und da auch Pelopidas in diesen Tugendbestrebungen dem Epaminondas ernstlich nacheiferte, und keine eigennützige Selbstsucht ihre Vaterlandsliebe trübte, so waren ihre Bemühungen mit desto sichererem Erfolge gekrönt.

Zunächst wurde die Stadt und ihr Gebiet befestigt, und der „heiligen Schaar," welche Gorgidas aus 300 auserlesenen, durch Vaterlandsliebe, Verwandtschaft und Freundschaft unter sich verbundenen Edlen errichtet hatte, die Burg zur fortwährenden Vertheidigung übergeben, in welchem Berufe sie sich, fern von dynastischen Bestrebungen, stets treu erwiesen. Darauf zog man die böotischen Städte (mit Ausnahme von Plataä, Thespiä und Orchomenos, welche spartanische Besatzung hatten) wieder zu einer nähern Verbindung herbei, und betrieb ein förmliches Bündniß mit Athen, das aber, durch Sparta geschreckt, seine Hülfe wieder zurückzog und sogar die Urheber des frühern Beistandsbeschlusses mit Verbannung und Tod bestrafte.

Erst als der spartanische Harmost Sphodrias in Thespiä die Absicht verrieth, sich des Piräus zu bemächtigen, trat Athen, von der demokratischen Partei geleitet, als Theben's Bundesgenosse auf, und suchte zugleich, auf Betrieb seines tüchtigen Feldherrn Timothĕos, (des Sohnes Konon's), den stillgehegten Plan einer nochmaligen Seehegemonie durch bundesgenössische Vereinigung der Seestaaten zu verwirklichen. Und weil Athen diesen Staaten Autonomie und allen, großen wie kleinen, gleiches Stimmrecht zugestand, auch auf jede Besitzerwerbung in fremden Ländern verzichtete, so brachte es bald wieder eine athenäische Symmachie von fünf und siebenzig Staaten (worunter auch Chios, Mitylene, Byzanz, Rhodos waren) zu Stande, und konnte den Spartanern zur See die Spitze bieten.

Daher beschloß Sparta gegen Theben und Athen einen Aushungerungskrieg, und während sein Landheer unter dem Oberbefehl des Agesilaus das thebanische Gebiet verheerte, suchte die spartanische Bundesflotte den Athenern die Zufuhr zur See abzuschneiden. Aber bald vereitelte **Chabrias** mit der athenischen Bundesflotte durch den glänzenden Seesieg bei Naxos (375) den Aushungerungsplan Sparta's zusammt seiner Seeherrschaft, welche dadurch, so wie durch die weitern Seeunternehmungen des Timotheos und Iphikrates wieder auf Athen überging. Und als darauf Agesilaus wegen Krankheit vom Oberbefehl zurücktrat, erhielten die Spartaner durch eine, wenn auch nicht bedeutende Niederlage, die ihnen Pelopidas mit der heiligen Schaar im gleichen Jahre bei Tegȳra beibrachte, bereits auch eine vorläufige Schwächung ihres Ansehens zu Land.

Doch Athen, eifersüchtig auf Theben's wachsende Macht und gekränkt durch die gewaltsame Bezwingung und empörende Mißhandlung, welche Platää und Thespiä von Theben erfuhren, suchte nun einen allgemeinen Frieden mit Sparta herbeizufühen, um dann desto ungestörter seine Seehegemonie ausbilden zu können. Die Friedensunterhandlungen hatten in Sparta Statt und auch Theben sandte seinen Epaminondas als Gesandten dahin. Den Gründen seiner feurigen Beredtsamkeit, die für Sparta eben

nicht schmeichelhaft waren, nachgebend, beschloß man, den Frieden auf einen Artikel des antalkidischen zurückzuführen, der allen griechischen Staaten Autonomie zugestand.

Schon hatten Alle den Friedensvertrag unterschrieben, als Epaminondas für den Namen „Theben" den Namen „Böotiens gesetzt wissen wollte, und erklärte, Theben werde seine böotischen Städte nur dann frei geben, wenn auch Sparta seinen lakonischen und messenischen Städten die Freiheit gewähren würde. Dadurch zur Hitze gereizt, strich Agesilaus Theben's Namen in der Vertragsurkunde aus und stellte dadurch Theben außerhalb des Friedens.

So stund also Theben ohne Bundesgenossen allein auf dem Kampfplatz, auf welchem es jetzt gegen das immer noch mächtige Sparta unterliegen zu müssen schien.

Aber in des Epaminondas muthigem und entschlossenem Geiste hatte Theben die kräftigste Stütze in seiner bedenklichen Lage. Schon zwanzig Tage darauf führte er, ohne die vielen Abmahnungen ängstlicher Gemüther zu beachten, das thebanische Heer aus den Thoren seiner Vaterstadt, um den aus Phocis heranrückenden Spartanern in offener Feldschlacht zu begegnen; und vorzüglich seiner klugen Aufstellung des Heeres in die von ihm erfundene „schiefe Schlachtordnung" hatte Theben, neben der Ueberlegenheit seiner Reiterei und der Tapferkeit der von Pelopidas geführten heiligen Schaar, den herrlichen **Sieg bei Leuktra 371** v. Ch. zu danken, der den Spartanern nicht weniger als ihre ganze bisherige Hegemonie kostete.

Der Flecken Leuktra lag in einer Ebene, die fast ganz von dem 40,000 M. starken spartanischen Heere bedeckt war, das wieder vom Kleombrotos befehligt wurde, weil Agesilaus an einer gesprungenen Ader daniederlag. Das kleine nur 6000 M. starke Heer der Thebaner erschrack beim Anblick dieser Menge; aber Epaminondas und Pelopidas wußten durch Benützung einer, auf eine Volkssage sich gründenden Weissagung den Muth der Ihrigen zu beleben, und das Eintreffen von 2000 M. thessalischer Hülfstruppen unter der Anführung Jason's von Pherä erhöhte den-

selben noch mehr. Nach einer vergeblich versuchten Vermittlung Jason's begann die Schlacht. — Die schräge Schlachtordnung des Epaminondas bestand darin, daß er auf dem linken Flügel, den er befehligte, den Kern des Heeres aufstellte, dem schwächern rechten Flügel aber befahl, sich vor dem angreifenden Feinde langsam zurückzuziehen.

Während dieser sich zurückzog, drang Epaminondas mit seiner wohlgeübten Reiterei in den rechten Flügel der Spartaner ein und warf deren Reiterei, die stets die schwächste Waffengattung Sparta's war, auf das Fußvolk zurück. Als hierauf Kleombrotos durch Ausdehnung desselben den Epaminondas überflügeln wollte, so verhinderte dieß Pelopidas durch einen zuvorkommenden Angriff mit der heiligen Schaar, und Epaminondas drang zugleich so rasch ein, daß die lacedämonischen Bundesgenossen flohen und Kleombrotos, nur von seinen Spartanern umgeben, allein den Kampf gegen die dichtgeschlossenen, muskelkräftigeren Thebaner bestehen mußte. Nach vergeblichem Widerstand fiel er von vielen Wunden getroffen. Mit Mühe erkämpften die Spartaner seinen Leichnam und lösten sich dann in volle Flucht auf.

Von nun an wich bei allen griechischen Staaten die Furcht vor Sparta, und wenn es auch die äußere Würde noch zu wahren wußte, so blieb doch seine innere Kraft gebrochen.

Die Nachricht von dieser verlornen Schlacht erhielten die Ephoren in Sparta, als man dort eben ein heiliges Fest feierte. Um den Tag nicht zu entweihen und den Unfall vor den fremden Festgästen zu verbergen, machte man bloß die Familien der Gefallenen damit bekannt und ermahnte sie, kein Wehklagen laut werden zu lassen. Und am andern Tag erschienen die durch den Verlust Betroffenen „stolzblickend" in der öffentlichen Versammlung, während die Angehörigen der durch die Flucht Entkommenen sich vor Scham nicht sehen ließen. Dem Gesetze nach sollten nun die Geflohenen als ehrlos das Waffenrecht verlieren; aber weil die Schmach so viele edle Familien getroffen hätte, und Mangel an Mannschaft entstanden wäre, so schlug Agesilaus vor, die Gesetze für dießmal schlafen zu lassen, wodurch den Besiegten die Ehre, dem Staat eine nicht geringe Anzahl Bürger erhalten wurde.

3. Epaminondas vor Sparta. Messeniens Befreiung. Athen mit Sparta, Theben mit Persien verbündet.

Die Fortsetzung des Krieges hinderte zwar für eine kurze Zeit die wirksame Vermittlung des mit den Thebanern verbundenen Tyrannen Jason von Pherä, eines Mannes, der sich dadurch, daß ihm bereits fast alle Theile Thessaliens gehorchten, nicht geringe Bedeutung erworben hatte. (S. §. 4.) Nichts desto weniger verfolgte Theben die Vortheile, die sich ihm in der, durch seinen Sieg allenthalben hervorgebrachten Geringschätzung Sparta's darboten, zumal sich bei des alten Agesilaus nie rastender Kriegslust auf keine Friedensdauer rechnen zu lassen schien.

Theben stärkte sich daher vor Allem durch Besiegung der Phocier, so wie durch Bündnisse mit den Aetolern, Lokrern, Akarnanen und mehrern Städten Euböa's, bis es sogar im Peloponnes selbst unerwartete Bundesgenossen erhielt. Denn in Arkadien, wo schon vor der leuktrischen Schlacht Mantinēa sich wieder erbaut hatte, erhoben sich nun fast alle Bergvölker, von den Eleern und Argivern unterstützt, gegen Sparta, und fingen an, sich eine Bundesstadt zu bauen, die sie Megalopŏlis nannten. Sie stellten einen arkadischen Bundesrath, die Myrioi d. i. die Zehntausend genannt, auf und unterhielten ein von den arkadischen Bundesstädten ausgehobenes Bundesheer von 5000 M., die Epariten genannt. In dieser Bewegung, die Agesilaus vergebens zu dämpfen suchte, erkannten die Thebaner den klarsten Wink, Sparta auf seinem eigenen Boden zu Leibe zu gehen und das von ihm unterdrückte Messenien zu befreien.

Vom Mantinēer Lykomēdes zu Hülfe gerufen, hatten sie schon eine Schaar von 1000 Bewaffneten unter Pammĕnes abgesandt, um die Arkadier bei'm Bau ihrer Bundesstadt zu schützen, und bald darauf stunden Epaminondas und Pelopidas mit einem Bundesheere von 70,000 M. an der Gränze Lakoniens und drangen sengend und brennend in das Land ein, das Jahrhunderte lang von keinem Feinde betreten worden war.

Agesilaus mußte, um nur Sparta zu retten, hinter den Eurotas zurückgehen und sich nicht nur den Hohn der ihn ins offene Feld herausfordernden Thebaner, sondern auch die wüthenden Vorwürfe der spartanischen Weiber und die Klagen der spartanischen Greise gefallen lassen, die eine solche Schande nicht überleben wollten. In dieser Noth aber zeigte sich Agesilaus in ächt spartanischer Größe, und seiner Geistesgegenwart und festen Haltung hatte es die Stadt zu danken, daß der Feind nicht in sie eindringen konnte, sondern ihr wenigstens den alten Ruhm lassen mußte, daß die Tapferkeit ihrer Bürger ihr wirklich statt der fehlenden Mauern dienen könne.

Als er nämlich bemerkte, daß einige hundert spartanische Bürger in verrätherischer Absicht eine Anhöhe besetzt hatten, ging er unbewaffnet und bloß von einem Sclaven begleitet gerade auf sie hin und rief ihnen zu: nicht diesen, sondern einen andern Platz (auf den er mit der Hand deutete) habe er ihnen angewiesen. Verblüfft gehorchten jene schnell und räumten Zuverlässigeren ihre Stelle; doch ließ er einige von ihnen in der Nacht darauf verhaften und ohne Urtheil hinrichten. — Als die Feinde schon über den Eurōtas gegangen waren und Mine machten, Sparta zu stürmen, ließ er sie durch einen wohlgelegten Hinterhalt zurücktreiben, worauf bald ihr Abzug erfolgte.

Der Anzug der spartanischen Bundesgenossen aus Korinth und andern Orten, so wie die Annäherung des Winters scheint den Epaminondas zu seinem, sonst unerklärlichen, Abzug von Sparta bewogen zu haben. Um jedoch dem Spartiatenstaate einen wesentlichen Theil seiner Lebenskraft zu entziehen, verschaffte Epaminondas vorher noch den Messeniern ihre seit 287 Jahren entbehrte Freiheit wieder, rief die in Italien, Sicilien und Kyrene zerstreuten Messenier zurück und veranlaßte sie, sich unter dem Schutze einer thebanischen Besatzung eine Hauptstadt, mit Namen Messēne, in der Nähe des Ithōme zu gründen.

Auf seinem Abzug aus dem Peloponnes stellten sich ihm auf dem Isthmus, wiewohl vergebens, die Athener unter Iphikrates entgegen, um ihm den Rückzug abzuschneiden: denn Athen hatte unterdeß, um die Fortschritte der Thebaner zu hemmen mit Sparta einen Bund unter der Bedingung geschlossen, daß der

Oberbefehl zu Wasser und zu Land zwischen ihnen (von 5 zu 5 Tagen) wechseln solle. Allein dieß hinderte nicht, daß Epaminondas schon im folgenden Jahre einen zweiten Einfall in den Peloponnes unternahm, nachdem er daheim in Theben einer Verurtheilung, wegen zu lang behaltenen Oberbefehls, glücklich entgangen war.

Während nämlich Epaminondas gerade vor Sparta stand, lief das Amtsjahr ab, für welches er mit den übrigen Böotarchen gewählt worden war, und auf längeres Bleiben in der Amtsgewalt stund der Tod. Weil aber durch die Niederlegung derselben alle bis dahin im Peloponnes für Theben gewonnenen Vortheile hätten aufgegeben werden müssen, so beredete er die andern Böotarchen, auf *seine* Gefahr zu bleiben. So behielten Alle ihre Stellen vier Monate über die festgesetzte Zeit. Als er deßhalb nach seiner Rückkehr von seinen Neidern auf den Tod angeklagt wurde, erklärte er in seiner Verantwortung den Richtern; er wolle die Strafe leiden; doch sollten sie im Urtheile bemerken, daß er von den Thebanern am Leben gestraft worden sey, weil er durch den Sieg bei Leuktra über die vorher so gefürchteten Spartaner nicht nur Theben, sondern ganz Griechenland vom Untergang befreit, darauf diese Spartaner in ihrer Hauptstadt belagert und den Messeniern wieder zur Selbständigkeit verholfen habe. Beschämt enthielten sich die Richter der Abstimmung, und die Neider mußten ihn bald wieder an der Spitze des Heeres ausziehen sehen.

Der zweite Einfall in den Peloponnes hatte indeß geringen Erfolg, da Sparta eine Unterstützung aus Syrakus vom Dionysius erhielt, und Archidamos, der Sohn des Agesilaus einen Sieg über die Arkadier errang. — Bis hieher kann man es vielleicht verzeihlich finden, wenn Theben im Kampf gegen einen übermüthigen Gegner alle regelmäßigen Kämpfervortheile benützte, um ihm seine nervige Rechte fühlen zu lassen; *von jetzt an aber betrat es eine Bahn, die ihm zu demselben schweren Vorwurf gereicht, der früher jenen seinen Gegner traf.* Es trat in Bezug auf Persien „in Sparta's Fußtapfen.“

Auf den Betrieb nämlich des persischen Satrapen Artabazänes, den die Athener dazu vermochten, war ein Congreß griechischer Staaten in Delphi gehalten worden, um einen allgemeinen Frieden unter ihnen zu Stande zu bringen; aber die Verhandlungen

hatten zu nichts geführt. Als hierauf Sparta einen Gesandten nach Susa schickte, um die Unterhandlungen zu seinen Gunsten dort fortzusetzen, so sandte Theben ebenfalls Gesandte dahin, den Pelopidas und Ismenias, um den Spartanern entgegenzuarbeiten und den Beistand der Barbaren zur Erlangung der Hegemonie zu gewinnen.

Auch andere Staaten schickten Abgeordnete hin, darunter auch Athen, das von Timagŏras und Leon vertreten wurde. Pelopidas wurde am Hofe (damals lebte noch der alte Artaxerxes Mnemon) als Besieger der vormals von den Persern so gefürchteten Spartaner mit der größten Auszeichnung behandelt, obwohl er durchaus seiner Würde als Hellene nichts vergab, und sich nicht einmal zur ceremoniellen Kniebeugung vor dem König herabließ, — wogegen der weichliche athenische Gesandte Timagoras sich auf das unwürdigste bestechen ließ, ein Benehmen für das ihn nachher die Athener mit dem Tode bestraften. — Den wenigsten Eindruck machte die königliche Hofpracht auf den derbpatriotischen Gesandten der Arkadier, Antiŏchos, der an seine Oberen (die Myrioi) berichtete: Bäcker, Köche, Mundschenken und Thürhüter hätte der König in Menge, aber keine Männer, die es mit den Hellenen im Waffenstreit aufnehmen könnten; auch sein Reichthum sey nur Prahlerei und „die vielgerühmte goldene Platane gebe keiner Cicade Schatten.“ Dafür ging er aber auch vom Hofe leer an Geschenken aus.

Des Pelopidas kluge Unterhandlung hatte allerdings den Erfolg, daß nachher ein Befehl vom Großkönig erschien, es solle Sparta auf Messenien verzichten und Athen seine Seemacht beschränken, Theben aber das Recht haben, diese Friedensbedingungen zu vollstrecken. Indeß Theben hatte nicht, wie einst Sparta, das Zeug, dem Befehl den gehörigen Nachdruck zu geben; Niemand gehorchte und so mußte es sich begnügen, daß Epaminondas bei einem dritten Einfall in den Peloponnes Achaja zur Annahme einer demokratischen Einrichtung und Korinth zum Frieden brachte. Einen festen Fuß auf der Halbinsel zu fassen, gelang ihm so wenig als in Thessalien, das schon seit einiger Zeit der Schauplatz der Thätigkeit und des Ruhmes für Pelopidas war.

4. Theben's Vermittlung in Thessalien und Macedonien. Pelopidas und Alexander von Pherä.

In Thessalien nämlich waren die früheren äolisch=achäischen Einwohner durch die thesprotischen Thessaler zu „Penesten" herabgedrückt worden, die den Periöken in Sparta gleichkamen. Unter den Eroberern, die sich in die Herrschaft getheilt hatten, ragten alte Geschlechter hervor, die, wie z. B. die Aleuaden in Larissa, die Skopaden in Kranon, sich heraklidischer Abkunft rühmten. Solche Dynastengeschlechter regierten besonders in den größten Städten, welche, wie Larissa, Pharsälos, Pherä u. a. lange von einander unabhängig waren. Bloß für die Zeit eines Krieges stellte man die Gesammtheeresmacht unter einen gemeinsamen Führer oder Herzog, den man Tagos d. i. Ordner nannte. Mancher Tagos suchte dann durch größere Hausmacht, besonders durch Söldner, ein Uebergewicht über die andern Geschlechter fortzubehaupten, so daß diese sich seiner Tyrannis in aristokratischer Weise entgegensetzten und gewöhnlich bei den macedonischen Königen einen Anhalt suchten.

Ein solcher Gewalthaber war zur Zeit von Theben's Erhebung Polydämas in Pharsälos und der oben (K. 9, 2.) schon genannte Jason von Pherä. Dieser letztere war besonders reich und mächtig und strebte als Tagos sich mit Hülfe großer Söldnerhaufen zum Herrn von ganz Thessalien zu machen. Er war auch der Schöpfer der nachher stets so berühmten thessalischen Reiterei. Schon hatte Jason durch Unterwerfung der kleinen Bergvölker seine Gewalt über fast ganz Thessalien ausgedehnt; ja er ging schon mit dem Gedanken um, sich die Hegemonie über Griechenland zu verschaffen und dann alle Hellenen von Neuem zu einem allgemeinen Krieg gegen Persien zu vereinigen. Diese Absicht lag auch jenem seinem Vermittlungsversuche zwischen Theben und Sparta (§. 3.) zum Grunde, indem er zugleich das Bündniß der Spartaner suchte, die ihm aber nicht trauten.

Der freie Adel Thessaliens hatte unlängst das Joch, das ihm

Jason von Pherä auflegte, unerträglich gefunden und es war eine Verschwörung gegen ihn zu Stande gekommen, in deren Folge er von einigen Reitern seiner Umgebung meuchlings ermordet wurde. Nun ergriffen seine beiden Brüder die Zügel des Regiments. Der eine aber starb bald (wahrscheinlich durch die Hinterlist des andern) und der überlebende wurde von seinem Neffen Alexander ermordet, der sodann als Tagos mit blutgieriger Grausamkeit seine Herrschergewalt übte und sogar mit seinen Söldnern Räuberei zu Wasser und zu Lande trieb. Da wandte sich der thessalische Adel um Hülfe an den König von Macedonien, und als dieser mit seiner Hülfe selbst Absichten auf Thessalien merken ließ, baten die Thessalier Theben um Beistand sowohl wider den Alexander von Pherä, als auch wider den König von Macedonien.

So rückte denn Pelopidas mit einem Heere in Thessalien ein. Dort berief er zunächst den Alexander von Pherä nach Larissa und suchte ihn in einer Unterredung zur Mäßigung zu bewegen. Die Beschwerden aber, welche die dabei anwesenden Thessalier über die Habsucht, Grausamkeit und viehische Lebensart des Tyrannen vorbrachten, waren so entsetzlich, daß Pelopidas ihm seine sittliche Entrüstung fühlen ließ, worauf sich Alexander mit Groll im Herzen entfernte.

Nachdem nun Pelopidas die thessalischen Städte vor seiner Wuth in Sicherheit gestellt hatte, wandte er sich nach Macedonien, wo gerade zwei Brüder, Ptolemäus und Alexander, in einem Thronstreit begriffen waren und ihn zum Schiedsrichter wünschten. Es gelang ihm, sie zu versöhnen und den letztern auf dem Thron zu befestigen, und nachdem er sich zur Sicherung des Friedensvertrags den jüngsten Bruder des neuen Königs, den jungen Philipp, mit noch dreißig edlen Macedoniern als Geißeln hatte geben lassen, kehrte er nach Theben zurück.

Kaum war er abgezogen, so erhob sich in Macedonien Ptolemäus wieder gegen seinen Bruder, und in Thessalien begann der Tyrann von Pherä aufs Neue seine Eingriffe in die Rechte der thessalischen Städte. Dießmal wurde Pelopidas nur in der Eigenschaft eines Gesandten zur Vermittlung abgeschickt (368 v. Chr.).

Nachdem er mit thessalischen Miethstruppen in Macedonien wieder einen Vergleich zu Stande gebracht hatte und nach Thessalien zurückgekommen war, wurde er in Pharsâlos vom Tyrannen Alexander gefangen und nach Pherä gebracht, wo der edle Mann im harten Gefängniß den Todesdrohungen des Tyrannen furchtlos trotzte.

Bestürzt über dieses Unglück sandte Theben ein Heer zu seiner Befreiung nach Thessalien, aber unter unfähigen Führern, die der Neid gegen den Epaminondas, der als gemeiner Krieger mitzog, an die Spitze gestellt hatte. Von Furcht und Mangel bewogen, kehrten diese bald wieder um, geriethen aber dabei durch die Angriffe des ihnen nachrückenden Tyrannen in solche Noth, daß das thebanische Heer den Epaminondas zur Uebernahme des Oberbefehls aufforderte, der dann den freien Rückzug erkämpfte, und gleich darauf mit einem verstärkten Heere wieder nach Thessalien geschickt wurde. Da es ihm darauf ankam, seinen Freund zu befreien, so wies er mit Selbstverläugnung alle Gelegenheit zurück, sich mit Hülfe des für ihn sich erhebenden thessalischen Volkes neuen Kriegsruhm zu erwerben, weil er mit Recht besorgte, durch ein ungestümmes Verfahren gegen den grausamen Tyrannen, dem es ein Kleines war, Menschen lebendig begraben oder in Thierhäute eingenäht von Hunden todt hetzen zu lassen, das Leben seines Freundes zu gefährden. Er rückte daher nur langsam vor und brachte dadurch den Tyrannen zu einem Vergleichsanerbieten, welches die Freigebung des Pelopidas zur Folge hatte.

Während dann Pelopidas die oben angegebenen Unterhandlungen mit Persien besorgte, fing Alexander von Pherä wieder an, die thessalischen Städte zu bedrücken und seine Macht noch weiter auszudehnen, als zuvor. Daher beschloß Theben wieder ein Heer unter Pelopidas gegen ihn auszuschicken. Weil aber eine gerade eintretende Sonnenfinsterniß die Mannschaft zaghaft machte und die Wahrsager Unglück weissagten, so gab zwar Pelopidas nach und entließ das Heer, sich selbst aber ließ er nicht halten, mit 300 Reitern auszuziehen, um den ihm auch persönlich verhaßten Despoten zu züchtigen.

Nachdem er in Pharsālos durch thessalische Mannschaft sich verstärkt hatte, zog er dem Tyrannen entgegen und obgleich derselbe ihm durch größere Truppenzahl und günstigere Stellung überlegen war, besiegte er ihn doch in der Schlacht bei Kynoskephalä 363 v. Chr., bezahlte aber den durch die Hitze der Leidenschaft erzwungenen Sieg ohne Noth mit seinem Leben, und versetzte dadurch ganz Thessalien in die tiefste Trauer um seinen bisherigen Retter, Theben aber in einen eben für jene Seite seiner Machtbestrebungen unersetzlichen Verlust.

Schon hatte nämlich Pelopidas die Feinde zum Weichen gebracht, als er seines ihm in der Seele verhaßten Gegners ansichtig wurde. In leidenschaftlicher Begier, sich zu rächen, stürmte er allein auf ihn los und rief ihn zum Zweikampf auf. Da Alexander sich hinter seine Leibwächter zurückzog, suchte Pelopidas den Haufen derselben zu durchbrechen, ward aber von Speerstichen tödtlich getroffen, ehe ihm die Seinigen zu Hülfe kommen konnten. Voll Wuth über den Fall ihres geliebten Feldherrn vollendeten sie die Niederlage des Feindes, konnten aber für diesen Sieg keinen Laut der Freude, sondern nur Worte der Klage finden, in die alle Städte Thessaliens durch Trauergesandtschaften einstimmten.

Wenig half's, daß Theben sogleich durch Absendung eines bedeutenden Heeres den Tyrannen zur Entsagung seiner Gewalt über die thessalischen Städte und zur Abhängigkeit von Theben zwang: denn es hatte aus dem Bündnisse mit ihm keine Frucht, da er wenigstens zur See sein Raubwesen fortsetzte.

Erst nach sechs Jahren ereilte den grausamen tückischen Feigling das Gericht. Er wurde von seiner eigenen Gattin Thebe, die während ihrer Ehe mit ihm keinen Tag ihres Lebens sicher war, mit Hülfe ihrer drei Brüder in seinem von einem Kettenhund bewachten Schlafgemach, das er sich eigens zu seiner Sicherheit auf dem Dache hatte erbauen lassen, ermordet und sein auf die Straße hinuntergeworfener Leichnam von der Rachgier des Volkes verstümmelt.

5. Die Schlacht bei Mantinea. Tod des Epaminondas.

In der Hoffnung, sein Vaterland doch noch zum mächtigsten Staate Griechenlands zu machen oder um zu bewirken, daß (wie Epaminondas selbst in einer Rede an seine Mitbürger sich ausdrückte) „die Propyläen der Burg von Athen nach Thebä an den Fuß der Kadmea wandern müßten," hatte Epaminondas, bald nach seinem dritten Einfall in den Peloponnes, den Vorschlag gemacht, durch Erbauung einer Flotte Theben auch zu einer Seemacht zu erheben. Er fand Gehör und bald segelte er selbst mit 100 Schiffen aus, schlug die von Laches befehligte Flotte der Athener und gewann Chios, Rhodos und Byzanz zu Bundesgenossen. Allein diese für Theben im Grunde unnatürlichen Seeunternehmungen weiter zu verfolgen, hinderten bald Verwicklungen zu Lande.

Im Peloponnes war Sparta durch Wiederbezwingung seiner lakonischen Periöken und Heloten, die beim ersten thebanischen Einfall abgefallen waren, wieder mächtiger geworden, und die übrigen mit Theben verbundenen Staaten waren durch innere Zerwürfnisse wieder gespalten, und besonders verursachte in Arkadien das Feuer der Zwietracht einen bald weiter um sich greifenden Brand.

Vertriebene aus Arkadien, die nach Elis geflohen waren, veranlaßten einen Krieg zwischen Elis und Arkadien. Die Arkadier fielen in Elis ein und plünderten die olympischen Tempelschätze, um ihre Söldner damit zu bezahlen. Ueber diese Frevelthat entzweiten sich die Arkadier selbst untereinander: die einen, darunter besonders die Mantineer, drangen aus Gewissensregung auf Rückgabe des Raubes; die andern, vorzüglich die Tegeaten, widersetzten sich, und der Streit wurde Theben vorgelegt. Da vergaß sich Epaminondas so weit, daß er in seiner philosophischen Erwägung sich um eines vorübergehenden politischen Nutzens willen über das noch nicht ganz verkommene religiös-sittliche Bewußtseyn des Volkes hinwegsetzte und den Mantineern Unrecht gab, ja sie durch Drohungen zum Nachgeben aufforderte.

Dadurch entstand weitere Trennung: Mantinea, Elis und Achaia verließen den thebanischen Bund und schloßen mit Sparta und Athen ein Schutzbündniß.

Dieß bewog dann den Epaminondas zum vierten Einfall in den Peloponnes, wo jetzt Theben nur noch die Argiver Tegeaten und Messenier nebst noch zwei unbedeutenden kleinen Staaten auf seiner Seite hatte. Er nahm sein Hauptlager in Tegēa, wo sein mitgebrachtes Heer (dem nur die Phocier sich anzuschließen geweigert hatten) durch jene peloponnesischen Bundesgenossen auf 30,000 Mann zu Fuß und 3000 zu Pferd anwuchs, während das schwächere gegnerische Heer Mantinea zum Sammelplatz hatte, wo bald auch Agesilaus mit spartanischer Hülfe eintraf.

Um den Krieg durch einen raschen Schlag zu entscheiden, brach Epaminondas in einer Nacht, ohne vorher seine Absicht kund zu thun, mit der Hälfte des Heeres auf, um die Stadt Sparta zu überfallen, und schon am Morgen war der untere Theil der Stadt in seiner Gewalt, so daß dießmal Sparta verloren schien. Aber unterdeß hatte ein Ueberläufer schon vom Marsch aus dem Agesilaus in Mantinea die drohende Gefahr angezeigt und dieser sogleich einen Eilboten nach Sparta mit Verhaltungsbefehlen an seinen Sohn Archidamos geschickt und dann Anstalten getroffen, ohne Verzug selbst dahin aufzubrechen. Noch zu rechter Zeit gelang es dem tapfern Archidamos, die Eingänge zum obern Theil der Stadt in Vertheidigungsstand zu setzen und die vordringenden Thebaner so lange aufzuhalten, bis der alte rüstige Agesilaus selbst mit lakonischen und mantineischen Truppen ankam und nach einem heißen Kampfe den Epaminondas zwang, noch an diesem Tage die Unternehmung aufzugeben, worauf derselbe in der Nacht wieder nach Tegea zurückkehrte.

Gleich nach seiner Ankunft daselbst entsandte Epaminondas von da seine Reiterei, um Mantinea, das er sich mit Recht wegen der Abwesenheit des Agesilaus ohne hinreichende Bedeckung dachte, durch einen Handstreich zu nehmen. Er wäre gelungen, wenn nicht in diesem Augenblicke das athenische Hülfsheer eingetroffen wäre und

den Kampf mit den Thebanern so lange ausgehalten hätte, bis aus Sparta Agesilaus herbeikam, vor dem sich die Thebaner zurückzogen.

Jetzt glaubte Epaminondas sich und seinem Vaterlande den bisher erworbenen Ruhm dadurch wahren zu müssen, daß er sein ganzes Heer zu einer Entscheidungsschlacht hinausführte. Und so erfolgte denn am 4. Juli 362 v. Chr. die **Schlacht bei Mantinea**, in welcher zwar die Thebaner siegten, aber Epaminondas seinen Tod und Theben die Gränze seiner kurzen Größe fand.

Mit der ihm eigenen Kunst, worin Epaminondas, wie keiner vor ihm, durch Wissenschaft und Erfahrung Meister war, stellte er sein Heer in Schlachtordnung und leitete den Angriff. Bereits hatten seine thessalischen Reiter wenigstens auf dem linkel Flügel gesiegt, als es zwischen dem Fußvolk beider Heere zum Hauptstoß kam, bei welchem beide Theile wie Mauern standen. Als endlich Epaminondas mit den auserlesensten Streitern dem Kampfe den Ausschlag geben und die ihm gegenüberstehende spartanische Schlachtreihe durchbrechen wollte, fiel er (da alle Geschosse auf ihn sich richteten) von einem Spieße, dessen Schaft zwar brach, aber dessen Eisenspitze ihm im Leibe stecken blieb, in die Brust getroffen zu Boden. In dem Kampfe, der sich nun um ihn erhob, gelang es den Seinen, die Spartaner zum Weichen und ihn noch lebend in's Lager zurück zu bringen, wo die Aerzte erklärten, daß, wenn die Spitze aus der Wunde gezogen würde, sein Tod auf der Stelle erfolgen würde. Mit Ruhe fragte er: ob sein Schild gerettet sey? und als ihm derselbe gezeigt wurde, fragte er weiter: wer gesiegt habe? auf die Antwort: die Thebaner! sagte er: Nun so ist es Zeit zu sterben; denn ich sterbe unbesiegt! — befahl, das Eisen aus der Wunde zu ziehen und starb mit der größten Seelenruhe unter den lauten Klagen der Seinen.

---

10. Kapitel.

Griechenlands Verfall.

1. Allgemeine Abspannung. Athenäischer Bundesgenossenkrieg.

Aber Theben war nicht in seiner Gesammtmasse so geistig stark, daß es sich auf der schnell erstiegenen Höhe hätte erhalten können. Daß es vielmehr nur in den wenigen, in ihm hervorragenden Geistern groß war, die, wie Epaminondas und Pelopidas, mit ihrer ungemeinen Geisteskraft jenen sonst nur dem trägen Genuß dienenden böotischen Körper zu solcher sich selbst überwindenden Beweglichkeit und Ausdauer zu bringen vermochten, läßt sich aus dem Rathe erkennen, den der sterbende Epaminondas selber (nachdem er auf seine Frage, ob auch Jollidas und Daiphantos geblieben seyen, eine bejahende Antwort erhalten hatte) den Thebanern ertheilte, indem er sagte, sie sollten jedenfalls Frieden zu machen suchen. Denn er erkannte klar, daß ihnen von nun an der belebende und lenkende Geist fehlen werde.

Daß aber mit Epaminondas überhaupt auch die alte „Großheit des hellenischen Waffenthums" sank, zeigte sich darin, daß es von nun an keinem der griechischen Staaten mehr gelang, die andern „zu seinem Dienste aufzubieten" oder für das allgemeine Vaterland zu begeistern. Schon gleich nach der Schlacht bei Mantinea fühlte jeder Theil seine Erschöpfung so, daß der Wunsch nach Frieden allgemein war. Er kam unter der Bedingung zu Stande, daß sämmtliche Staaten ohne Ausnahme frei und selbstständig seyn sollten. Nur Sparta, das die Freiheit Messeniens nicht anerkennen wollte, weigerte lange den Beitritt, ließ aber wenigstens vor der Hand die Waffen ruhen.

Während Theben in den Händen eigennütziger und unredlicher Lenker, eines Timolaos, Proxĕnos und Theagĕnes, wieder in seine frühere grobmaterielle Natur zurückfiel, um deretwillen es stets, jene kurze Zeit seines Glanzes ausgenommen, bei den andern Griechen übelberüchtigt und wenig geachtet war, suchte zunächst Sparta

wieder sich im Peloponnes eine Waffengenossenschaft zu bilden und bewies seinen Hadersinn in einer Demüthigung seiner alten Feindin Argos; Athen aber, welchem schon des Epaminondas Seezug (K. 9, 5.) die wichtigsten Bundesgenossen entfremdet hatte, führte durch Mißbrauch seiner ihm von denselben eingeräumten Oberleitung den sogenannten **athenäischen Bundesgenossenkrieg** (357—355 v. Chr.) herbei.

Obgleich Athen bei Stiftung des Bundes die Rechtsgleichheit der andern Seestaaten zu achten sich anheischig gemacht hatte, so fing es doch bald wieder die alten Bedrückungen an, ging wieder auf Ländererwerb aus, erhöhte willkürlich die Bundesbeiträge und trieb sie so hart ein, daß Chios, Rhodos und Byzanz sich förmlich vom Bunde lossagten. Indem nun Athen sie mit Gewalt wieder zum Bunde zurückzubringen suchte, hatte es nach dem Tode des Chabrias, welcher bei einer vergeblichen Belagerung von Chios gefallen war, in dem elenden Lüstling Chares einen Feldherrn, der ganz gemacht war, seine selbst in sinnliche Genußsucht tief verfallene Vaterstadt zu repräsentiren und Athen's Namen wieder „auf allen Inseln und Küsten verhaßt zu machen.“ Da es ihm nicht gelang, Byzanz zu erobern, so schob er das Mißlingen auf seine beide Mitfeldherren Timotheos und Iphikrates, die ihn allerdings wegen widrigen Windes von einem Treffen zurückgehalten hatten: Timotheos wurde zu einer Geldstrafe verurtheilt und entfernte sich freiwillig aus seinem Vaterlande; Iphikrates aber entging durch seine Beredtsamkeit der Verurtheilung. Als hierauf, bei der in der athenischen Staats-, insbesondere Kriegs-Verwaltung eingerissenen übeln Wirthschaft das Söldnerheer nicht bezahlt werden konnte, führte Chares dasselbe mit Bewilligung der Athener dem Satrapen Artabazos zu, um ihn in seiner Empörung gegen Artaxerxes (Mnemon) zu unterstützen und dadurch seinem Heere Sold zu verschaffen. Dieß veranlaßte den Großkönig zu einer Kriegsdrohung gegen Athen, welches, dadurch geschreckt, sich unter persischer Vermittlung zu einem Frieden mit seinen Gegnern verstehen und in demselben alle seine Bundesgenossen frei geben, folglich abermals auf seine Seeherrschaft verzichten mußte (356 v. Chr.).

So waren nun wohl alle griechischen Staaten wieder frei; aber wie verschieden war diese Freiheit und gegenseitige Unabhängigkeit von jener Freiheit in der alten Zeit, da die Griechen noch, von Nachbarvölkern unbeachtet, ihr wenn auch vereinzeltes, doch in allen höhern volksthümlichen Beziehungen innerlich verwandtes Staatenleben unter einander ordneten und ausbauten, und dabei zwar oft ihre Kraft in eigensüchtigem Streit gegeneinander versuchten, doch ohne einander in feigem Haß und feilem Verrath von Grund aus zu verderben! Jetzt aber glich Hellas einem „zerrissenen Körper", dessen gewaltsam von einander getrennte Glieder, ohne das Streben sich wieder zu einem Ganzen zu vereinigen, vergebens ein selbständiges Daseyn zu behaupten und einander das Bestehen unmöglich zu machen suchten.

2. Inneres Verderbniß aller griechischen Staaten durch Söldnerei, Lustschwelgerei und feile Bestechlichkeit.

Längst hatte in allen griechischen Staaten durch den Verfall der Religion und Sittlichkeit die Auflösung des innern Lebens begonnen, und in keinem war mehr das alte echte, durch Heilighaltung sittlichreligiöser und politischer Bande achtbare Bürgerthum zu finden. Ehr' und Gefühl abstumpfende Söldnerei, kraftverzehrende Lustschwelgerei und feile Bestechlichkeit waren die Hauptübel, in denen sich jener Sittenverfall kund that.

Während in der alten Zeit jeder Bürger seine Vaterstadt, ja in den Heldentagen der Perserkriege das gesammte hellenische Vaterland mit Gut und Blut vertheidigte, war jetzt der Sinn, nur für das Vaterland und dessen Güter die Waffen zu führen, verschwunden und hatte der Sucht Platz gemacht, in fremdem Dienst für Sold sein Leben und seine Ehre wegzuwerfen.

Aber nicht bloß Mangel an Sinn für Bürgerthum, sondern auch Noth und Drang, in welche Viele durch die überhand nehmende Auflösung der bürgerlichen Ordnung geriethen, führte einen großen Theil der Bürgerschaft jeder Stadt jenem unstäten Berufe zu. „Die

Jugendbildung wurde vernachlässigt, das Väterliche und Angestammte verlor seinen Reiz, heimathliches Gesetz und Recht seine Haltung; rechtliche Bürger wurden nicht mehr durch die Gerichte, Flüchtlinge nicht durch geweihte Stätten, Wehrlose nicht durch Mitleid und Menschlichkeit geschützt," und so kam es, daß sich selbst rechtliche Bürger oft nicht mehr wohl in der Heimath fühlten und entweder um die Verarmung der Vaterstadt nicht theilen zu müssen, die reizlose Heimath mit der Fremde vertauschten, oder um die Verfolgung der Gegenpartei und der Sykophanten zu entgehen, ihr Leben lieber im fremden Söldnerdienst in die Schanze schlagen wollten.

Unzählige hatte längst der Kriegsdienst in persischem, ägyptischem, syrakusanischem, ja sogar karthagischem Solde dahin gerafft; ganze Schaaren lockte ausländisches Gold vom heimathlichen Heerde hinweg. Und weil mit Söldnern, die sich an kein Vaterland, sondern nur an den glücklichen Feldherrn banden, für Zwecke der Habsucht und Herrschsucht mehr auszurichten war, so fanden sich selbst angesehene Führer mit Feldherrnamen zur Bildung von mächtigen Söldnerschaaren, die sie fremden Völkern und Fürsten für Sold zuführten, wie z. B. der Thebaner Pammenes und der Athener Chares dem Satrapen Artabazos, der Athener Phokion, der Thebaner Lakrätes und der Argiver Nikosträtos dem Artaxerxes Ochus (dem Nachfolger des Artaxerxes Mnemon). Selbst der alte Agesilaus führte noch gegen das Ende seines Lebens aus nie rastender Kriegslust dem ägyptischen Könige Tachos zu dessen Aufstand gegen Persien ein Söldnerheer zu; weil ihm aber dieser den Oberbefehl nicht überließ, lieh er einem Verwandten dieses ägyptschen Königs, dem Nectanĕbis (II), bei dessen Empörung gegen den Tachos seinen Arm und verhalf ihm zur Herrschaft. Mit 230 Talenten belohnt, war er eben wieder auf dem Heimweg begriffen, um mit diesem Gelde seiner Vaterstadt aufzuhelfen, als er unterwegs in einem Hafen an der libyschen Küste im 84. Jahre seines Lebens starb.

Dieses Söldnerwesen trug sowohl zur Auflösung des Staatshaushalts durch Vergeudung der Staatsgelder an Fremdlinge, als auch zur Ueberhandnahme der Genußsucht und der damit verbun-

denen Unsittlichkeit durch das zügellos lüderliche Leben bei, dem die Söldner, weil sie nicht für Haus und Vaterland stritten und ihres Lebens nicht einen Tag versichert seyn konnten, sich ergaben, und zu dem sie auch den daheim gebliebenen Bürger durch ihre Beispiele verführten. Denn je mehr sich der Bürger, der in der Heimath blieb, dem Waffendienst entzog und Söldnern die Vertheidigung seines Lebens und Gutes anvertraute, desto mehr bekam er Zeit, sich den sinnlichen Vergnügungen zu ergeben und Vermögen und Kraft zu verschwelgen.

„Wir Athener, sagt der Redner Isokrates, führen mit der ganzen Welt Krieg, wollen aber mit den Mühseligkeiten des Kriegs nichts zu thun haben, sondern wir sammeln Leute, die gar kein Vaterland haben, Ueberläufer, Leute die alle mögliche Missethaten begangen haben und zu uns strömen, und wir bilden aus diesen unser Heer, obgleich wir wohl wissen, daß sie mit jedem, der ihnen einen höhern Sold bietet, auch gegen uns ziehen werden. — In der vorigen Zeit, wenn Kriegsschiffe ausgerüstet wurden, bestanden die Ruderer und Schiffsleute aus Fremden und Sclaven, alle Schwerbewaffneten aber aus athenischen Bürgern: jetzt aber sind unsere Schwerbewaffneten Fremde, unsere Ruderknechte — Athener. Lächerliches Schauspiel!" So mußten die besten „Lebenssäfte eines jeder Beschwerlichkeit ungewohnten Volkes durch üppige Muße verderben."

Die Lustschwelgerei war ein in vielen Staaten tief eingreifendes Uebel. Am gemeinsten zeigten sich im sinnlichen Wohlleben die Thebaner mit den übrigen Böotiern, welche in der Völlerei es allen andern Griechen zuvorthaten. Dieser ihr alter Hang zum Bauchleben zeigte sich seit der leuktrischen Schlacht auch darin, daß es bei ihnen förmlich eingerichtete Schmauß- und Trinkbrüderschaften gab, die nicht bloß durch regelmäßige Beiträge, sondern auch durch Stiftungen und Vermächtnisse in ihrem Bestand erhalten wurden, so daß Mancher in manchem Monat mehr Einladungen zu Schmaußgelagen hatte, als der Monat Tage zählte. Wie wenig selbst das edle Beispiel des Epaminondas, das er ihnen durch seine freiwillige Armuth und äußerste Enthaltsamkeit absichtlich gab, in dieser Beziehung auf sie wirkte, zeigt jener Zug bei Plutarch, wo erzählt wird, daß, als die Thebaner einst ein Fest durch ein lustiges Trinkgelag feierten, er allein ohne Festgewand

nachdenkend umherging, und auf die Frage, warum er allein in seinem gewöhnlichen Kleid herumgehe, antwortete: damit ihr andern desto sorgloser trinken könnt! — Eben so verrufen, nur in lockerer Schwelgerei, waren die Byzantiner, Chalcedonier, Syrakusier, Tarentiner und andere.

In Sparta sah es in andrer Weise traurig aus. Dort war schon längst das feste lykurgische Wesen untergegangen und zeigte sich nur noch als Schein: an die Stelle früherer Einfachheit, Enthaltsamkeit und Mäßigkeit war Trachten nach Erwerb größeren Besitzes und nach Befriedigung sinnlicher Lust getreten, und hatte die Bande der alten strengen Sittenzucht gelös't. Ein neues, den altbewährten spartanischen Staatsgrundsatz völlig aufhebendes Gesetz, welches einer der Ephoren, Namens Epitadeus (zwischen 400 und 350 v. Chr.) durchsetzte, daß nämlich jeder Spartiate seinen Kleros d. i. seinen dem Staate gehörigen Besitz nach Gutdünken verschenken und vererben dürfe, hatte das Staatsgut in freies Privateigenthum verwandelt und die Sucht, durch Erwerbung vieler Kleren reich zu werden, hervorgerufen. Dadurch entstand eine immer größere Ungleichheit im Besitz: ein Theil der Spartiatengemeinde versank in tiefe Armuth und verlor dadurch den Zutritt zu den Staatsämtern, die nur den Reichen zufielen. So kam Habsucht und Stolz auf Reichthum in Schwang und im Gefolge des letztern sinnliches Wohlleben, Ungerechtigkeit und Bedrückung der Armen, die dann durch Söldnerdienst sich fortzubringen suchten. Mehr und mehr schwand auf diese Weise die Zahl der eigentlichen spartanischen Bürger zusammen, so daß zuletzt (zu Agis' III Zeiten) deren nur noch 700 vorhanden waren, und in den Händen von sogar nur noch 100 derselben der sämmtliche Grundbesitz der Spartiatengemeinde sich befand (S. B. VIII. 5, 3.). Dazu kamen die ungeheuern Geldsummen, welche als Hülfsgelder dem Staat, oder als Geschenke und Bestechungsgelder den Gesandten von dem persischen Hofe zufloßen und die in Verbindung mit dem Beispiele persischer Ueppigkeit den Charakter der Spartaner verdarben, so daß z. B. die ehemaligen Syssitien nur noch zum Schein bestanden und die Reichen durch die Ueppigkeit ihrer Pri=

vatmahlzeiten, durch die Kostbarkeit ihrer Hausgeräthe und durch sonstigen Aufwand dem lykurgischen Gesetze Hohn sprachen.

Für Athen kam die rasche Zunahme des Verderbens aus den Quellen des Leichtsinns, der Eitelkeit und der lüsternen Sinnlichkeit. Daraus floß die thörichte Verschwendung der Staatseinkünfte, von denen Feste, Schauspiele, öffentliche Schmausereien und ähnliche Sinnengenüsse befriedigt wurden. Nicht Handel und Gewerbe mehr, sondern Staatsämter und besonders Kriegsanführerstellen galten als Haupterwerbsmittel, und dennoch brachten es auch die Reichsten zu keinem dauerhaften Besitz. Denn für die Vermögenden war es zugleich Ehrensache, die Ausstattung von Chorzügen bei Festen (die Choragie), die Ausrüstung von Schiffen (die Trierarchie) und sonstigen Aufwand zu bestreiten, um sich dadurch bei der Menge Gunst und Ansehen zu verschaffen. Da der Handel in fremde Hände gekommen, die Bergwerke erschöpft, die auswärtigen Besitzungen verloren gegangen, andere Fleiß und Anstrengung erfordernde Erwerbsquellen nicht beliebt waren, und doch der Hang zu kostspieligem Vergnügen mit der Jagd nach Zeitvertreib und Sinnenlust immer stärker wurde, so war die Zerrüttung des Familien- und Gemeindewesens eine nothwendige Folge. Wer den Athenern daher, wie Chares, durch gewissenlose Verschwendung der öffentlichen Gelder Gelegenheit zur Nahrung jenes Hanges gab, den hatten sie nur um so lieber, und Alte und Junge sah man zeit- und kraftvergeudenden Gelüsten sich hingeben. Zwar ragte Athen gerade in dieser Periode der Verderbniß durch geistige Bildung in Kunst und Wissenschaft noch hoch über die andern Staaten hervor (K. 11.) und diente vielen von ihnen zum Muster: deßungeachtet vermochte das athenische und überhaupt das hellenische Volk dieser Zeit weder aus den Lehrsystemen seiner Philosophen, noch aus den Anschauungen der Werke seiner Künstler, noch aus den Darstellungen seiner Redner jene höhere Kraft zu ziehen, die zur Abwehr eines durch Genußsucht, Habsucht und Herrschsucht herbeigeführten Verfalls nöthig gewesen wäre.

Daß jedoch von den geistigen Bestrebungen der, in dieser Zeit des Sittenverfalls und zwar gerade meist zu Athen lebenden oder von Athen ausgegangenen großen Geister viele der edelsten und herrlichsten Keime lagen, die noch den spätesten Zeiten zur Hebung ihrer geistigen und sittlichen Bildung dienen sollten und gerade von dem wahren, auch das Heidenthum begreifenden Christenthum in ihrem relativen Werthe wohl gewürdigt werden, wird weiter unten (K. 11.) des Näheren gezeigt. Ja daß diese Bestrebungen der Edelsten unter ihnen in ihrer eigenen Umgebung nicht ohne Wirkung auf einzelne Kreise waren, ersieht man selbst aus der Einrichtung, welche gewisse philosophische Gesellschaften ihren Symposien oder Gastmälern gaben, dadurch sie sich von den andern, auch in Athen so häufigen Schmaußereien unterschieden und insbesondere mit den böotischen einen merkwürdigen Contrast bildeten. Der griechische Schriftsteller Athenäus nennt verschiedene Gesellschaften, welche auf den Grund von Stiftungen sich regelmäßig zu gemeinsamen höchst mäßigen Mahlen versammelten, wobei gelehrte und anständige Unterhaltungen gepflogen wurden. So versammelten sich namentlich die Akademiker (oder Jünger Plato's) und die Peripatetiker (oder die Jünger des Aristoteles) zu Symposien, deren geistigen Gehalt schon jener einen Zug characterisirt, daß der Feldherr Timotheos, dessen Festmahle der Gesundheit des Leibes und der Seele nichts weniger als zuträglich gewesen, nachdem er einstmals bei Plato in der Akademie ein einfaches Mahl eingenommen hatte, nachher gestund, „daß die, welche bei Plato speis'ten, auch noch am andern Tage das Angenehme des vorhergehenden fühlten."

3. Der heilige Krieg.

Das Schlimmste war, daß bei dem allgemeinen Jagen nach Gewinn und Genuß auch keine Treue und Anhänglichkeit, keine Einigung und Genossenschaft mehr bestehen konnte; daß für Geld jede Tugend feil und Käuflichkeit auch bei denen zu finden war, die durch Stand und Stellung in der Gesellschaft gegen alle ehrwidrige Anmuthung hätten fest sein sollen. Um die Mittel zur Befriedigung jeder Lust zu bekommen, verrieth man selbst Mitbürger und Bundesgenossen, löste man die Bande der Freundschaft und Verwandtschaft, vergriff man sich selbst an dem durch die Religion Geweihten und Geschätzten. Und so führte denn ein ähnlicher Eingriff in geheiligtes Tempelgut, den sich schon die Arka=

dier (K. 9, 5.) erlaubt hatten, in demselben Jahr, in welchem der athenäische Bundesgenossenkrieg beendigt wurde (356 v. Chr.), einen neuen Krieg, den sogenannten dritten heiligen Krieg — und dieser mittelbar den Untergang der Freiheit Griechenlands herbei.

Dieser Krieg ging von Phocis aus und hatte folgende Veranlassung. Die Phocier hatten ein zum delphischen Tempelgut gehöriges Stück Land in der Nähe von Kirrha, auf welches schon zu Solon's Zeit wegen eines Frevels der Einwohner dieses Orts die Amphiktyonen den Fluch gelegt hatten, daß es auf ewige Zeiten unbebaut bleiben sollte, benützt und bebaut, und waren deßwegen durch einen Amphiktyonenbeschluß zur Erlegung einer ungeheuern Geldbuße verurtheilt worden. Man hatte es aber bisher nicht gewagt, diese Strafe zu vollziehen, weil man wohl dachte, daß sich die Verurtheilten nicht gutwillig derselben fügen würden. So war die Sache liegen geblieben, zumal auch die Spartaner wegen jener landfriedensbrüchigen Besetzung der Kadmea (V. 8, 6) zu einer ähnlichen Strafe verurtheilt worden waren, die man auch nicht, ohne einen Krieg zu beginnen, vollziehen konnte.

Als aber die Phocier den Thebanern in dem letzten Entscheidungskampfe Theben's mit Sparta keine Heeresfolge leisteten (K. 9, 5.), setzten die Thebaner in Verbindung mit den Thessaliern aus Rachsucht bei dem Amphiktyonengericht den Beschluß durch, daß die Phocier zur Zahlung ihrer Geldbuße mit Gewalt angehalten werden sollten. Die Phocier aber, aufgemuntert durch einen ihrer angesehenen Mitbürger, Namens Philomēlos, der ihnen darzuthun suchte, daß die Vorstandschaft beim delphischen Tempel und im Amphiktyonenbund nach uraltem Rechte eigentlich ihnen zustehe, und daß man sie sich wieder zu verschaffen suchen müsse, beschloßen den Widerstand und wählten den Philomelos zu ihrem Anführer.

Dieser war nun darauf bedacht, ein Bündniß mit Sparta einzugehen und ein Söldnerheer aufzubringen. Sparta, das selbst in Strafe war und sich in keinen offenen Krieg einlassen wollte, unterstützte die Phocier nur heimlich, und zwar dadurch, daß

es seine eigenen Miethstruppen entließ und dem Philomelos 15 Talente gab, um die entlassenen Söldner miethen zu können. Mit diesem Söldnerheer überfiel Philomelos die Stadt Delphi und würde alle Einwohner derselben erwürgt und die Stadt zerstört haben, wenn dieß nicht der spartanische König Archidamos (Agesilaus' Sohn) verhindert hätte. Doch brandschatzte er dafür die Delphier desto härter. Bei der Besetzung des Tempels machte er die Thrakiden, eine Art heiliger Tempelwärter nieder, und ließ den auf eine Steinsäule eingemeißelten Urtheilsspruch gegen Phocis auskratzen; und als die dem Tempel zu Hülfe eilenden Lokrer heranzogen, schlug er sie zurück und ließ öffentlich erklären, daß er sich an dem Tempel und seinen Schätzen nicht vergreifen, sondern ihn nur unter phocischen Schutz nehmen und ein ungerechtes Urtheil abwehren wolle.

Auf diese Erklärung schieden sich in dieser Sache die griechischen Staaten in zwei Parteien: für Phocis waren Athen und Sparta (mit einigen peloponnesischen Verbündeten) aus Haß gegen Theben; gegen Phocis stand Theben, Lokris und neun Völkerschaften des nördlichen Griechenlands, darunter besonders die Thessalier, mit Ausnahme von Pherä. Um gegen so viele nahe Feinde sein Miethsheer verstärken zu können, da die Mittel dazu aus der Besteuerung der Phocier und aus der Brandschatzung der Delphier nicht ausreichten, erlaubte sich Philomelos jetzt ohne Scheu die Tempelschätze anzugreifen und brachte durch diesen Frevel namenloses Elend über Griechenland, für welches sich dieser Krieg, der zehn Jahre lang mit den heiligen Geldern geführt wurde, in einen Kampf der Vernichtung alles sittlichen und religiösen Gefühls verwandelte.

In und um den Tempel zu Delphi (IV. 1, 3.) lagen seit Jahrhunderten in vielen Schatzkammern ungeheuere Schätze, die aus den kostbarsten Kunstwerken von Gold, Silber, Elfenbein ꝛc., welche von griechischen und ausländischen Völkern und Fürsten dem Apollo und den übrigen Göttern, die noch am delphischen Heiligthum Theil hatten, entweder aus Dankbarkeit für ertheilten Rath oder aus sonstigem Antrieb der Verehrung, zum Theil auch bloß zur Aufbewahrung übergeben worden waren, weil man sie unter

dem Schutze der Religion geborgen hielt. Aus dem Umstande, daß ein so kleines Volk und Land, wie Phocis, einen so langen Krieg gegen so viele und mächtige Gegner führen und so viele Jahre hindurch große Massen herumschwärmender Miethvölker, welche nur denen dienten, welche den höchsten Sold zu geben im Stande waren, unterhalten und auch noch Bestechungssummen davon bestreiten konnte, — kann man auf die unermeßliche Menge edlen Metalls schließen, das in Delphi aufgehäuft war. — Phocis selbst war ein Bergkesselland, dessen Bevölkernng in nur 20 auf Felsen gelegenen, wohlbefestigten, demokratisch eingerichteten Städten wohnte, von denen zwei als Hauptfestungen anzusehen waren, nämlich Elatēa, das den Engpaß von Thessalien her, und Parapotämoi, das den Paß von Böotien her deckte. Dabei waren die Phocier von jeher „auf ihre Freiheit sehr eifersüchtig."

Mit solchen Hülfsmitteln versehen, schlug Philomelos zunächst die Lokrer anfangs mehrmals; als aber im nächstfolgenden Jahre die Böotier mtt größerer Macht gegen ihn anrückten, mußte er sich, von seinen Bundesgenossen verlassen, zurückziehen und in der für ihn ungünstigen Berggegend von Neon eine Schlacht annehmen, die er verlor, so daß sein Heer zersprengt und er selbst nach einer tapfern Gegenwehr, auf einen Felsengipfel hinaufgetrieben wurde, von dem er sich, als er keine Rettung mehr sah, in den Abgrund stürzte und mit solchem Tode sein Beginnen büßte.

Durch seinen Nachfolger Onomarchos, einen Mann von weit zügelloserem Wesen, der mit noch weniger Scheu die Tempelschätze angriff, nahm der Krieg erst jenen verderblichen Character an, der durch die Verletzung des größten Nationalheiligthums den ganzen Cultus entweihte, die Achtung vor der väterlichen Religion zerstörte und das Vertrauen auf eine sichere Hinterlegung öffentlichen und Privat-Vermögens aufhob, indesondere aber theils durch die schamlose Vergeudung geweihter Kostbarkeiten, die zum Theil an Personen des verrufensten Gewerbes verschenkt wurden, theils durch den plötzlichen Umlauf so vielen Geldes, das unmittelbar in die Hände des ehrlosesten Söldnergesindels kam, — die ohnedieß längst begonnene Umwälzung der sittlichen Elemente des griechischen Volkes auf das rascheste beschleunigte.

Wie freventlich mit den Tempelschätzen umgegangen wurde, ersieht man daraus, daß z. B. Philomelos, der doch anfangs noch glimpflicher hierin verfuhr, eine thessalische Tänzerin mit einem goldenen, dem Gotte geweihten Lorbeerkranze, und eine andere öffentliche Frauensperson mit einem andern Kleinode aus dem Tempel beschenkte; ferner daß Onomarch vier goldene von der Stadt Sphäris in den Tempel gestiftete Striegel an feile Knaben, sein Bruder zwei goldene Becher an eine Flötenspielerin, und einen goldnen Lorbeerkranz, der eine Gabe der Epheser war, an jemand Andern verschenkte.

Die Summe des vermünzten edlen Metalls, welches in Zeit von wenigen Jahren durch die Tempelräuber in Umlauf gesetzt wurde, gibt Diodor (nach unserm Gelde angeschlagen) auf mehr als 26 Millionen Gulden an. Kein Wunder, daß die Söldnerei auf diese Weise das einträglichste Gewerbe in Griechenland wurde. Schämten sich doch selbst Sparta und Athen nicht, sich mit diesem Gelde durch Annahme größerer Summen, als ihnen die den Phociern zugesendeten Truppen kosteten, zu bereichern.

So kam es, daß das, durch schnödes Geld und durch Lustgier sich in sich selbst auflösende Griechenland für fremde Herrschaft reif und eben dieser Krieg die Veranlassung wurde, jenen fein und so leise, aber sicher auftretenden Herrschergeist näher herbeizuziehen, der schon seit einiger Zeit von Norden her da und dort an den Gränzmarken Griechenlands nach einem Eingang in sein Inneres spürte, um ihm die Freiheit, die es nicht mehr würdig zu gebrauchen verstand, zu nehmen, zugleich aber auch seine durch Parteiung, Meuterei, Ueppigkeit und Schlaffheit zerrütteten Kräfte wieder zu sammeln und auf ein allen gemeinsames, höheres Ziel zu lenken.

11. Kapitel.

Leben in Kunst und Wissenschaft seit der Mitte des 5. Jahrhunderts.

1. Baukunst. Bildnerei. Malerei.

Ehe dem weitern Laufe der äußern Begebenheiten, durch welche das griechische Volk in eine neue Entwicklungsperiode tritt, nachgegangen werden kann, ist es nöthig, wieder einen Blick auf die innern geistigen Beziehungen desselben in Kunst und Wissenschaft zu werfen, so weit sie der eben durchwanderten Periode angehören.

In dem Gebiet der Kunst tritt einerseits die Baukunst, Bildnerei und Malerei, anderseits die dramatische Poesie, in der Wissenschaft aber die Geschichte, Philosophie und Beredtsamkeit in den Vordergrund.

Was die griechische Kunst überhaupt vor der Zeit des Perikles geleistet hat, wurde am Ende der vorigen Periode (IV. 8, 2.) angegeben; daß sodann namentlich die bildende Kunst unter Perikles durch **Phidias** und seine Kunstgenossen den Gipfel ihrer Blüthe erreichte, hat in der Darstellung der geschichtlichen Entwicklung des eben betrachteten Zeitraumes als mitwirkendes Moment bereits aufgeführt werden müssen (V. 7.): es bleibt also zur Vervollständigung aller Hauptseiten dieses geistigen Gebiets noch Folgendes nachzuholen.

Jener hohe und edle Geschmack, der seit dem perikleischen Zeitalter über Griechenland sich verbreitete, entquoll eben so sehr den idealen Leistungen der großen Künstler jener Zeit, als zugleich auch den bis dahin in fortgehender Entfaltung begriffenen ästhetischen Anlagen aller Hellenen, so daß Kunstgenie und Kunstempfänglichkeit sich gegenseitig förderten. Wenn in der früheren Periode vorzugsweise die Götterverehrung zu Kunstdarstellungen trieb, so war jetzt die Aufstellung schöner Gebilde

an sich nicht allein zur Befriedigung des religiösen Gefühls, sondern auch der bloßen Kunstliebe das Strebeziel von Künstlern und kunstfördernden Staaten. Nahm man vorher den Stoff fast nur aus der Götterwelt, so gab jetzt auch Staatsleben und Bürgerthum Veranlassung zu Darstellungen des Schönen, um neben den Heiligthümern auch profane Stätten zu schmücken; und selbst Staaten wie Theben, gaben Gesetze, daß Künstler die alten Bildnisse verschönernd darstellen sollten.

So entstand ein Wetteifer, allenthalben nicht nur an Tempeln, sondern auch an andern öffentlichen Gebäuden, sogar an Stadtmauern, so wie besonders an Gefäßen und Geräthen, Verschönerungen und Verzierungen anzubringen, zumal auch der aus den Perserkriegen fließende Reichthum den Staaten, wie den Einzelnen die Mittel gab, den angebornen Kunsttrieb zu befriedigen.

In der Zeit dieser Glanzperiode Athen's kam zu den oben (K. 7.) aufgeführten Prachtgebäuden (den Propyläen, dem Parthĕnon und dem Odēon) noch das Theseōn (457—444), das steinerne Theater (angefangen 494, vollendet 334, mit seiner Gemäldegallerie), welches aber an Schönheit und Ebenmaaß durch das von dem Argiver Polikleitos (417) zu Epidauros erbaute übertroffen wurde. Unter den Tempelgebäuden, bei denen sich die Pracht immer höher steigerte, stehen der Demeter- oder Ceres-Tempel zu Eleusis, der Zeustempel zu Olympia, der Apollotempel bei Phigalia (welchen der Athener Iktīnos erbaute), der Athenetempel zu Tegēa (welcher der größte und schönste im Peloponnes war) würdig neben den Tempeln von Athen.

Wie aber den Leib die Seele erst zu einer lebendigen Behausung macht, so waren es die Götterbilder, durch welche die Tempel geistige Belebung und den Mittelpunct erhielten, nach welchem sich die Andacht des frommen Heiden gezogen fühlte. Wie die griechische Kunst schon frühe gestrebt hat, die Bilder der Gottheiten als den Hauptgegenstand jener Götterwohnungen auf das herrlichste und würdigste darzustellen, wurde gleichfalls schon (IV. 8, 2.) berührt. Nach verschiedenen Versuchen, das Ideal des Göttlichen in irdischem Stoffe und in menschlicher Form so lauter und rein,

als es ihm der dämmernde Erkenntnißschein seiner Philosophie zuließ, aufzufassen, erreichte **Phidias**, der hochgesinnte Freund des Perikles, nicht nur in seinen Bildsäulen, deren am angeführten Orte gedacht wurde, sondern auch vorzüglich in seinem größten Meisterwerke, dem olympischen Zeus, das Höchste, was diese Kunstgattung zu leisten vermag. In dem Antlitz dieses Gottesbildes soll ein solcher Ausdruck „der Allmacht und Erbarmung," des Friedens und der Ruhe gelegen haben, daß sein Anblick, wie die Alten sagten, „die Seele ihres Erdenleibs vergessen machte," und derjenige für unglücklich gehalten wurde, der nicht vor seinem Tode das Anschauen desselben genossen hätte. Auch in dieser bildenden Kraft mag sich, wie einer unserer sinnigen Deuter der alten Kunst sagt, „einer aus jenem Geschlechte der Engel thätig erwiesen haben, durch welche das vorbildliche Gesetz gegeben worden war;" wie denn gewiß auch hierin der lebendige Gott sich dem Geiste derer, die ihn zwar nicht erkannt, doch gesucht und ersehnt haben, nicht ganz unbezeugt lassen wollte.

Dieses Zeusbild, welches in dem 64 Fuß hohen Tempel der Olympia in sitzender Stellung eine Höhe von 40 Fuß hatte, war theils von Elfenbein (welches man zur leichtern Behandlung zu erweichen verstand), theils von Gold, das so reichlich verwendet worden war, daß manche einzelne Locke aus Gold 300 Minen wog, also ohngefähr 3000 fl. werth war. Der Thron, auf dem der Gott saß, war von Cedernholz, mit Gold, Elfenbein und Gemälden geziert. Das ganze Bild ruhte auf einer 12 Fuß hohen Basis, welche, gleich dem Fußschemel des Gottes, mit herrlichen Kunstgebilden geschmückt war. — Von ähnlicher Herrlichkeit war das Bild der Pallas Parthĕnos (der jungfräulichen Pallas), welches Phidias für das Parthenon (K. 7.) verfertigt hatte und woran das gediegene Gold, aus dem das abnehmbare Gewand bestand, nach unserm Gelde 1,415,720 fl. geschätzt wurde. — (Von dem letzten Schicksal dieses großen Künstlers, der 426 v. Chr. im Gefängnisse starb, siehe oben K. 7.).

Neben dem großen Phidias, dem Leiter aller Kunstschöpfungen im perikleischen Zeitalter, traten aber auch noch andere, ihm sehr nahe-, ja in einigen Beziehungen gleichkommende Kunstgenien auf. In treuer Auffassung der Natur und ihrer harmonischen Verhältnisse, so wie in der Gabe, seinen Gebilden geistreichen Ausdruck zu verleihen, kam ihm Pythagoras von Rhegion (477—429)

gleich. In treuer und gefälliger Darstellung kräftiger Körpergestalten (besonders gymnastischer Kämpfer) leistete **Polykleitos** (Polyklet) aus Sikyon (469—409) das Höchste, und sein Lanzenträger (ein vollendet schöner nackter Knabe mit einer Lanze) galt als Musterbild für die richtigen Verhältnisse des menschlichen Körpers, während seine kolossale Bildsäule der Göttin Hera zu Argos (aus Elfenbein und Gold) an Schönheit des Erzgusses dem olympischen Zeus gleichgestellt wurde, den sie aber an innerer Würde nicht erreichte. — In der Composition neuer Gruppen und mannichfaltiger Stellungen, in eigenthümlicher Verbindung des Idealen und Natürlichen, so wie insbesondere in naturgetreuer Auffassung der Thierwelt war Myron (um 430) der vorzüglichste Bildner in Erz, Marmor und Holz und seine eherne (ihr Kalb säugende) Kuh war im Alterthum hochberühmt und durch viele Epigramme besungen. Auch sein „fallender Fechter" und besonders sein „Diskuswerfer" wurden mit Bewunderung genannt.

Aus Phidias' Schule zu Athen gingen sodann in nächster Folge zwei große Künstler hervor, deren Marmorwerke bis auf unsere Zeit gekommen und durch den aus ihnen sprechenden Geist die Muster für alle spätern Zeiten geworden sind. Dem einen, **Praxitĕles** (361—310) wird die sog. Gruppe der Niŏbe, obwohl mit Ungewißheit zugeschrieben; besonders suchte er die Geschichte des Eros und des Dionȳsos in seinen Bildwerken zu veranschaulichen. Der andere war Skopas aus Paros (389—349), der Schöpfer des pythischen Apollo mit der Leyer (Kitharödos) und vieler Darstellungen aus der Göttersage des Dionysos (Bacchus) und der Aphrodīte (Venus). Seine Gruppe der Meergötter, die den Achill nach der Insel Leuka führen, war ein besonderer Gegenstand der Bewunderung.

Aus der argivisch-sikyonischen Schule des Polikleitos gingen, ihrem Meister treu, noch verschiedene Künstler hervor, die alle das Ebenmaaß der Menschengestalt zum Ziel ihres Strebens machten. Unter ihnen ragt **Lysippos** aus Sikyon (365—321) hervor, der beste unter allen griechischen Erzgießern, der allen Theilen seiner Gestalten mehr Rundung und Feinheit zu geben und das Na-

türliche zu veredeln wußte. Er hinterließ viele Werke, unter denen die Heroenstalt des Herakles zu Korinth, das Viergespann des Helios, die neun Musen mit dem Zeus zu Megara u. a. gerühmt werden. — Wie die Plastik von da an mehr in das Sinnliche und Aeußerliche verfiel und (einige Ausnahmen abgerechnet) ebenfalls an der allgemeinen Entartung des griechischen Geistes Theil nahm, wird die folgende Periode aufzeigen.

Gleichfalls im perikleischen Zeitalter trat die **Malerei** mehr als eigentliche, vom bloßen Gewerbe abgesonderte Kunst auf. Daß Polygnōtos und Thasos (um 460 v. Chr.) schon zu Kimon's Zeit in der Stoa (Pökile) die Thaten der Väter durch den Pinsel verherrlichte, und Panänos, des Phidias Vatersbrudersohn, ferner Agatharchos, Onátas u. a. dem Perikles zur Verschönerung Athens behülflich waren, ist K. 7. erwähnt worden. Nach ihnen nennt das Alterthum die berühmten Maler **Zeuxis** aus Herakleia in Unteritalien (400) und seinen Zeitgenossen **Parrhasios** aus Ephesus, von denen jener anfing, Licht und Schatten besser zu vertheilen, mehr Sorgfalt auf die Zeichnung zu verwenden und auf das „blendend Schöne“ auszugehen, dieser aber dem Zarten und Anmuthigen im Antlitz seiner Gestalten nachzustreben. Durch Versuche geistiger Auffassung des Gegebenen zeichnete sich Aristīdes von Theben (340) aus; als Kinderfiguren- und Blumenmaler wird Pausias, als Schlachtenmaler Nikias genannt.

In **Apelles** aber (aus Kos), der seine Gestalten eben so natürlich, als anmuthig darstellte und in Zeichnung, Colorit und Beleuchtung unübertrefflich war, erreichte diese Kunst ihren Gipfel, und von seinen Meisterwerken z. B. von der dem Meer entsteigenden Aphrodite (Venus Anadyomēne), von seiner Artemis (Diana) unter opfernden Jungfrauen, von seinem Alexander mit dem Donnerkeil im Dianentempel zu Ephesus, redete noch die späteste Zeit mit Begeisterung. — Hochberühmt war auch sein Nebenbuhler Amphīon besonders in der Kunst zu gruppiren.

Da die Griechen ihre Malereien nicht, wie die Aegypter, in verschlossenen, dem Licht und der Luft unzugänglichen Räumen anbrachten, auch nicht etwa verschüttete Städte uns dergleichen Kunst-

gebilde aufbewahrt haben, so können natürlich von denselben weder „die längst in Staub und Trümmer zerfallenen" Wände, noch die vergängliche Leinwand, „sondern nur Bücher" noch reden. In der Folge gerieth auch diese Kunst dadurch, daß sie in den Dienst der Schmeichelei und Eitelkeit trat, in schnellen Verfall.

Zur Characteristik der Maler Zeuris und Parrhasios erzählten sich die Alten unter andern auch folgenden Zug: Als Zeuris einst in einem Wettstreite mit diesem seinem Nebenbuhler einen Korb mit Trauben so gemalt hatte, daß die Vögel herzuflogen und nach den Früchten pickten, so malte Parrhasios über diesen Korb einen Schleier so täuschend, daß Zeuris, als er wieder an das Gemälde trat, diesen Schleier wegziehen wollte: daher denn Parrhasios, weil er nicht bloß Thiere, sondern Menschen durch seine Kunst getäuscht, für den Sieger erklärt wurde. — Die Maler dieser Periode waren sehr von „Hochmuth" eingenommen. Dagegen unterwarf Apelles seine Kunst gern dem öffentlichen Geschmacksurtheil. Unter den vielen Anecdoten, welche man aus dem Leben des Apelles erzählt, hat folgende zu einem noch üblichen Sprüchworte Veranlassung gegeben. Einst habe er sich hinter einem seiner ausgestellten Gemälde verborgen, um das Urtheil der Vorübergehenden zu vernehmen; als sodann ein Schuster etwas an dem Schuh einer Figur auf dem Gemälde tadelte, habe er den Fehler nachher stillschweigend verbessert. Als aber der Schuster bei einer zweiten Betrachtung des Bildes die ganze Figur getadelt, sey Apelles hervorgesprungen und habe dem unberufenen Kritiker zugerufen: Schuster, bleib bei deinem Leisten! (Ne sutor ultra crepidam!)

---

2. Die dramatische Poesie: Aeschylos, Sophokles, Euripides.

Nachdem die epische Dichtkunst schon zur Zeit der Perserkriege abgeblüht hatte, der Zweig der lyrischen Poesie aber während dieser Zeit und ihrer gährenden Nachwirkungen in der Fülle seiner Früchte stand, fing mit der allseitigen Ausbildung des griechischen Geistes auch die dramatische Poesie, als die erhabenste und kunstvollste Dichtungsgattung, an, sich zu entfalten und ebenfalls in Athen, dem Brennpunkte aller Bildungsstrahlen, allmählig zu ihrer höchsten Ausbildung zu gelangen.

Ihre ersten noch rohen Anfänge knüpften sich an die mit Orche=

stik und Mimik (Tanz- und Gebärdenkunst) verbundenen Chorgesänge (Dithyramben) bei den Dionysos- (Bacchus-) festen, indem zu Solon's Zeit (540 v. Chr.) Thespis aus Ikaria in Attika zwischen diese Chorgesänge hinein eine monologische Handlung (Drama), welche einen Mythos dieses Gottes veranschaulichte, einschob und diese „eingeschobene" Handlung oder dieses Epeisodion (diese Episōde), wie man es nannte, durch einen vom Chore getrennten Schauspieler darstellen ließ, so zwar, daß der nämliche Schauspieler in Einem Stücke mehrere Rollen spielte. — Allmählig fing man bei festlichen Gelegenheiten auch an, Begebenheiten aus dem profanen Leben in ähnlicher Weise zu veranschaulichen, wie denn schon Phrynĭchos, ein Schüler des Thesphis, „die Belagerung von Milet durch die Perser" dramatisch darstellte.

Jenen von Thesphis angewendeten Monolog verwandelte sodann Aeschȳlos, durch Hinzufügung eines zweiten Schauspielers in den dramatischen Dialog und wurde dadurch der eigentliche Schöpfer der Tragödie.

Die Ursache dieser Benennung, die auf deutsch „Bocksgesang" heißt, wird verschieden angegeben. Am wahrscheinlichsten hat diese Dichtungsart ihren Namen daher, weil bei Darstellung der Bacchusmythen der tanzende Chor aus Satyrn, dem Gefolge des Bacchus, bestand, diese aber mit Bocksfüßen abgebildet wurden.

Aeschylos, geboren 525 v. Chr., ein Athener aus dem eleusischen Demos, von einem alten politisch einflußreichen Adelsgeschlechte, widmete sich seit seinem 25. Jahre ein halbes Jahrhundert hindurch der Ausbildnng der dramatischen Kunst, welche durch seinen erfinderischen Geist sowohl, als durch den ihm entgegenkommenden Aufschwung, den das hellenische Volk durch den Perserkampf „in Politik und selbständiger Bildung" nahm, „an die Spitze der geistigen Institute Athen's" gehoben wurde. Er selbst war von jenem Aufschwung auf's tiefste ergriffen, weil er in den Schlachten bei Marathon, Artemisium, Salamis und Platää selber sehr tapfer mitgefochten hatte; dazu hatte er durch mehrmalige Reisen, die ihn auch an den Hof des Königs Hiero I. von Syrakus führten, seine inneren Anschauungen genährt, und da bei ihm

zu allem diesem noch die Macht der sittlichen Würde, des religiösen Glaubens und eines darin feststehenden energischen Characters kam, so machte er auf seine Mitbürger, die in ihm den Menschen, Vaterlandsfreund und Künstler gleich hoch ehren mußten, einen mächtigen Eindruck.

Die durch ihn gegründete Tragödie der Alten bestund in einer einfachen Handlung, deren „Bewegung mitten durch Widerstand und Verwicklung auf einen Schluß treibt;" — ihr Plan lag „in der zwingenden Einheit von Ursachen und Folgen", und es war dabei ihre Aufgabe, „eine durch Zeit und Ort begränzte Handlung sittlich tüchtiger Personen als den Ausdruck eines großen menschlichen Leides darzustellen." Zeit und Ort mußten sich, wenn auch willkürlich gewählt, doch nach dem Gesetz der Wahrscheinlichkeit richten, weil alles unter den Augen der Zuschauer vorgehen sollte und das Stück in keine Acte, wie bei uns, zerfiel. Die Handlung umfaßte daher gewöhnlich die Dauer eines Tags, und die fast beständige Gegenwart des Chors, so wie die höchst einfache Decoration machte einen Wechsel des Orts oder Raumes nicht räthlich. Einheit der Handlung, der Zeit und des Orts waren daher wesentliche Bedingungen der antiken Tragödie.

Bei der ältern Tragödie sind die Chöre noch vorherrschend. In den auf uns gekommenen griechischen Schauspielen besteht der Chor aus einer Anzahl Personen (anfangs 50, später nur 15), welche in der Rolle von Volksältesten, oder Königsräthen, oder Hausgenossen, oder zufällig zu der Handlung gekommenen Leuten durch rhythmische, mehr gesprochene als gesungene, aber von der Musik begleitete Rede den Eindruck ausdrückten, den die vor ihren Augen sich abwickelnde Handlung auf die Nichthandelnden machte. Ohne sich selbst in die Handlung zu mischen, spricht der Chor theils während der Handlung, theils während der Zwischenacte mit leidenschaftloser Ruhe und in lyrischer Weise seine inneren Empfindungen in der Form des Rathes, des Trostes, der Beruhigung, der Ermahnung, der Warnnng aus. Zuweilen trat der Chor in zwei Hälften auf, die dann abwechselnd sprachen. An der Spitze des Chors stand ein Chorführer (Koryphäos oder Chorägos), welcher zuweilen im Namen des Chors sprach.

Der tragische Chor ist also (nach A. W. v. Schlegel) anzusehen als der personificirte Gedanke über die dargestellte Handlung, als die verkörperte und mit in die Darstellung aufgenommene Theilnahme des Dichters, als Sprechers der gesammten Menschheit, als der idealisirte Zuschauer" — Der Chor tritt (nach Schöll), als Vermittler auf zwischen Göttern und Menschen und sucht diese mit dem Schicksal zu versöhnen; er flößt Ehrfurcht gegen die Götter ein und rechtfertigt sie gegen die ungerechten Vorwürfe der Unglücklichen; er beruhigt die Helden im Kampf ihrer Leidenschaften; er empfiehlt Mäßigung, wenn sie von Schmerz oder Uebermuth fortgerissen werden; er wirft weissagende Blicke in die Zukunft, wenn sich die Menschen im Glück einer übermäßigen Freude hingeben; er warnt, er ermahnt, erinnert an die Wandelbarkeit des Glücks und an die Vergänglichkeit alles Irdischen." In die Handlung selbst greift er nicht ein, sonst würde er seine Bedeutung verlieren.

Bei den tragischen Wettkämpfen, welche Aeschylos mit andern Dichtern hielt, führte er jedesmal drei Tragödieen auf, die bei ihm zusammen innerlich ein Ganzes bildeten, das man Trilogie nannte. Da er jede Trilogie durch ein als viertes Stück hinzutretendes satyrisches Drama, welches für den Ernst der Tragödie durch lustigen Scherz entschädigen sollte, zu vervollständigen pflegte, so nannte man das Ganze eine Tetralogie. In allen diesen Trilogieen (mit Ausnahme einer einzigen) hat Aeschylos die dramatische Handlung den großen Mythenkreisen entlehnt und diese Mythen in einer so würdigen Weise behandelt, daß der durch die Perserkriege zum Bewußtseyn seiner Freiheit und Selbständigkeit erwachte Grieche „mit Staunen und Freude die göttlichen Fügungen in der Geschichte seiner Nation erblickte." Denn der tiefen und kräftigen Seele des Aeschylos galt Religion und Vaterland als das höchste menschwürdigste Ziel.

Von dem Heldenthum und Gedankenflug seiner Zeit ergriffen, suchte Aeschylos den innern Gehalt seiner Idealwelt auch durch den angemessensten äußern Glanz zu heben und zu verständlichen. Er führte darum den scenischen Apparat ein, indem er schickliche Decorationen und Maschinerieen erfand, und den Schauspielern Masken, Schleppgewand und Kothurne (hohe Schuhe) gab (letzteres, wenn sie Götter darstellten, deren Gestalt er dadurch über das menschliche Maaß zu erheben suchte). — Von seinen 70 (schwer=

lich 90) Tragödieen, die verfaßt hat und von denen ihm 12 im Wettstreit den Preis eintrugen, haben sich nur **sieben** erhalten.

Diese sind: der **gefesselte Prometheus**, die tiefsinnigste und großartigste Poesie des ganzen Alterthums, worin, wie überhaupt überall in der echten alten Tragödie) der Gedanke durchgeführt wird, (wie der (eigengerechte) Mensch, oder die weltherrschende Macht beim äußern Unterliegen gegen die anscheinend tyrannische Macht des höchsten Gottes die Freiheit des Willens zwar eine Zeit lang trotzig zu behaupten vermag —, anderseits aber (und diese andere Gedankenhälfte ist ohne Zweifel in dem verloren gegangenen „befreiten Prometheus" durchgeführt) die göttliche „Schicksalsmacht" eben nur durch die heilsamen Wege der Noth und des Leidens eine Herstellung der rechten Ordnung, welche in Unterwerfung unter den göttlichen Willen besteht, zu Stande bringen kann, und daß es jedenfalls weise ist, diesen höchsten Willen stets mit Scheu zu verehren; — die **Perser**, in welchem Stücke der Dichter das Hochgefühl, das den Griechen nach dem Sturze des Xerxes und seiner Völkerhorden beseelte, ausdrückt, und die sittliche Weltordnung sowohl in ihrer erhaltenden, als auch ganze Geschlechter zerstörenden Macht auffaßt; die **Sieben gegen Theben**, worin die oben (IV. 3, 2.) erzählte Sage behandelt und in Eteokles ein Heldencharakter aufgezeigt wird, „der, in den Kreis der sittlichen Schicksalsmacht gerissen, den Untergang ahnt und, nachdem er seiner Pflicht (der Vaterlandsliebe) genügt, ihn mit klarem Urtheil besteht"; — **Agamemnon** oder die Ermordung dieses von Troja zurückgekehrten glücklichen Helden durch seine untreue Gemahlin Klytämnestra und deren Buhlen Aegisthos (IV. 3, 3.), wobei gezeigt wird, daß Uebermuth im Glück zum Untergang führt; — die **Choëphoren**, worin die Blutrache des Orestes an den Mördern seines Vaters dargestellt und zwar die Erhebung angestammten Rechts gegen angemaßte Herrschaft gutgeheißen, aber Muttermord als Frevel gegen das heiligste Naturgesetz verdammt wird, indem die rächenden Erinnyen (Furien) dem Muttermörder die Sinne verwirren (IV. 3, 3.); — die **Eumeniden**, worin der durch die „fortwuchernde" Schuld der Menschen entstandene Zwiespalt zwischen dem rohen Naturrecht und der sittlichen Ordnung, den die Schuldigen nicht tilgen können, zum Heil der menschlichen Gesellschaft durch die göttlichen Mächte vermittelt wird, und worin zugleich, bei Gelegenheit der Lossprechung des Orestes von seiner Schuld durch den Areopag (IV. 7, 5.), die Heilsamkeit altehrwürdiger Staats- und Cultuseinrichtungen gegen die niederreißenden Bestrebungen der (damals von Perikles geleiteten Demokra-

lie in Schutz genommen werden; — endlich die Schutzgenossinnen, worin die Sage von Danäos behandelt wird, wie er mit seinen Töchtern (IV. 2, 2.) aus Aegypten fliehend Schutz bei dem Könige von Argos sucht und findet, — ein Stück, das einer größern tragischen Composition angehört, die in ihren übrigen Theilen verloren gegangen ist. — Unter diesen Stücken bilden allein Agamemnon, die Choëphoren und Eumeniden eine vollständige, in sich zusammenhängende Trilogie der vollkommensten Art, und werden auch unter dem gemeinsamen Namen Orestie (Oresteia) begriffen. Es ist uns aber dieses Meisterstück in einem an vielen Stellen verdorbenen Text überliefert worden.

Handlung und Sprache sind den in diesen Stücken auftretenden hohen Personen (darunter meist Götter und Titanen) angemessen, einfach und plastisch, feierlich und erhaben, kühn und gewaltig, ja grausen- und riesenhaft, aber auch nicht selten dunkel. Uebrigens bewegt sich die Handlung noch meist nur in epischer Erzählung und die Sprache in lyrischem Ton, aber mit eigenthümlichem Gepräge in Wortbau und Satzfügung, dabei oft voll malerischer, feuriger Bilder, treffenden Vergleichungen und ergreifender Kraft.

Als Aeschylos einmal in einem dramatischen Wettkampfe dem jungen, zum erstenmal auftretenden Sophokles nachgesetzt wurde, verließ er ein Zeit lang seine Heimath Athen und begab sich nach Syrakus, zum Theil vielleicht durch jene Zurücksetzung gekränkt, vorzüglich aber wohl darum, weil gewisse Aeußerungen in seinen Dramen ihm eine Anklage, daß er die Geheimnisse der Mysterien verrathe, zugezogen hatte und, ungeachtet seiner Freisprechung durch den Areopag, sein Verhältniß zum Publikum auf eine Zeit lang gestört war. Späterhin kehrte er zwar wieder nach Athen zurück, indem er ohne Zweifel selber die Aufführung seiner orestischen Trilogie leitete, die ihm einen glänzenden Sieg eintrug. Dennoch ging er, aus Abneigung vor der ausgearteten Demokratie, wieder nach Sicilien zurück, wo er, wie seine Grabschrift bezeugt, zu Gela 456 v. Chr. starb. Die Athener setzten ihm ein öffentliches Standbild und weihten ihm bei jeder Aufführung eines seiner Stücke, gleich einem Lebenden, immer den Kranz.

Der eigentliche Vervollkommner und Meister der antiken Tragödie aber war **Sophokles**, der in dem Flecken Kolōnos bei Athen um das Jahr 496 v. Ch. geboren wurde. Von Natur mit Geistesreichthum, Gemüthstiefe und Leibesschönheit geschmückt, so

wie mit Glücksgütern bedacht und durch eine diesen Vortheilen entsprechende Erziehung unterstützt, zog er schon als 16jähriger Jüngling an der Spitze des jugendlichen Chor's derer, die das Festlied um die Trophäen (Siegeszeichen) von Salamis vorzutragen hatten die Blicke aller auf sich und wurde nachher im 28. Jahr seines Alters durch die ersten Versuche seiner dramatischen Kunst der Liebling des Volks. Es sollte nämlich die Zurückführung der Gebeine des Theseus durch Kimon (V. 4, 4.) auch mit einer neuen Tragödie gefeiert werden, weßhalb es unter den vorzüglichsten Dichtern zu einem Wettstreit kam, in welchem sich neben dem ältern Aeschylos auch der um 30 Jahre jüngere Sophokles um den Preis bewarb. Da nun der Archon die Parteilichkeit der Richter fürchtete, so übergab er die Entscheidung dem Kimon und dessen neun Mitfeldherren, die sodann den Preis dem Sophokles zuerkannten. Von nun an entfaltete sich durch ihn ein neuer erhöhter Geist der Bildung, der in seinen Schöpfungen bis auf unsere Zeit befruchtend gewirkt hat.

Er gehört (nach Bernhardy) „unter die kleine Zahl der Dichter, denen vergönnt war, ein großes Talent auf festem Boden in ungetrübtem Glück zu entfalten und die volle Seligkeit des Schaffens zu genießen. Seine Jugend berührte der Abglanz des Perserkriegs, sein Mannesalter hielt Schritt mit der wachsenden Macht Athens, er sah die Blüthezeit und in einiger Ferne den Fall des attischen Staats; er stand nicht nur mitten in der edelsten Gesellschaft und unter den erlauchtesten Geistern, sondern nahm auch den unmittelbarsten Antheil an der Fülle der literarischen Bildung und plastischen Kunst, welche den Umschwung der Poesie, weiterhin die Schöpfung einer reichen Prosa und das kritische Selbstgefühl der Ochlokratie hervorrief," (ohne daß letztere ihn, den gemäßigten Demokraten, aus dem Mittelpunct, seiner bessern Denkart verrücken konnte.)

Sophokles hob die Tragödie auf ihren Höhenpunct, äußerlich durch Hinzufügung einer dritten handelnden Person und durch Abkürzung der Chorgesänge, innerlich durch harmonische Schönheit der Form und vollkommene Beherrschung der Sprache, vorzüglich aber durch kunstvolle, spannende Motivirung und Entwicklung der Handlung und durch tiefere, psychologische Anlage der Charactere, deren inneres Seelenleben

er plastisch herausstellt und die sich meist durch ihre sittliche Größe über das „Schicksal" erheben, an dessen Unabänderlichkeit sich, nach der Vorstellung der Alten, des Menschen Kraft und Wille bricht. Der in diesen Stücken wehende Geist ist ein milder und heiterer; das Furchtbare und Grausenhafte vermeidet er entweder, oder giebt ihm eine freundlichere Gestalt: denn dem atheniſchen Volke des perikleischen Zeitalters bei seiner weitergeschrittenen Bildung durfte man nicht mehr durch Erschütterung, sondern bloß durch „Rührung" beikommen. Auch seine Frauengestalten haben eine von verfeinerter Bildung zeugende zarte Weiblichkeit.

Die Tragödien dieses Seelenmalers zeichnen sich vor denen des Aeschylos auch dadurch aus, daß die Katastrophe oder Lösung immer sorgfältig eingeleitet ist, daß seine Charactere innerhalb des menschlichen Maaßes, besonders des rechten Maaßes von Zartheit und Stärke, bleiben und von des Dichters tiefer Herzenskenntniß zeugen. Sprache und Ausdruck sind bei ihm voll Ebenmaaß, Leben, Innigkeit und Würde; Versbau und Rhythmus wohllautend und vollkommen ausgebildet. Nur in Erhabenheit, Ideenfülle und religiöser Tiefe und Klarheit steht er dem Aeschylos nach. (Denn Sophokles kennt nur eine gewisse „Resignation" und läßt sich in keine Rechtfertigung der göttlichen Macht ein.)

Die Form der Trilogie mit dem darauffolgenden Satyrdrama behielt Sophokles bei, jedoch ohne diese Stücke dem Inhalt nach miteinander zu verketten. Von den 113 dramatischen Stücken, die er geschrieben hat, sind gleichfalls nur sieben gerettet worden, nämlich: der geißeltragende Ajax, die Elektra, der König Oedĭpus, die Antigŏne, die Trachinierinnen, Philoctētes und Oedipus auf Kolōnos.

Unter diesen ist das mit Recht berühmteste, als Kanon geltende Drama die **Antigone**, in welchem Stücke der Dichter den Widerstreit der Forderungen des Staates mit den Rechten und Pflichten der Familie darstellt, und zeigt, wie dem menschlichen und dem göttlichen Gesetze, einem jeden in seinem Bereiche, zwar seine Berechtigung zukomme, König

Kreon also eben sowohl, als seine Tochter Antigone, beide in ihrem Rechte seyen, — daß aber beide durch die maaßlose Leidenschaftlichkeit, womit sie, ein Jedes dem von ihm vertretenen Gesetze Geltung zu verschaffen suchen, fehlen, und darum untergehen. — Bei der Aufführung dieses Stückes waren die Athener so entzückt, daß sie meinten, ein so trefflicher Dichter müsse auch ein guter Feldherr seyn und ihm sogleich in einem Feldzuge 441 v. Chr. mit dem Perikles die Führung eines Heeres gegen Samos anvertrauten, wobei er aber die Erwartung seiner Mitbürger nicht rechtfertigte. (Doch wies G. Hermann nach, daß er diese Feldherrnstelle ein oder zwei Jahre vor der Aufführung der Antigone bekleidet hatte.)

Ungeschwächt wie sein Dichterruhm, blieb ihm seine Kraft bis ins höchste Alter. Als er schon bejahrt war, klagte ihn sein älterer Sohn Jophon der Verschwendung und des Wahnsinns an. Sophokles aber vertheidigte sich klar und ruhig und schloß mit der Vorlesung seines **Oedipus auf Kolōnos**, worauf die Richter ihn natürlich völlig lossprachen. Denn dieses Gedicht nannten die Alten mit Recht ein lieblichsüßes". Es ist, sagt Ottfr. Müller, „von wunderbarweichen und lieblichen Gefühlen durchathmet und tief eingetaucht in eine aus Wehmuth über das Elend des menschlichen Daseyns und aus tröstlichen und erhebenden Hoffnungen gemischte Stimmung." Es ist gleichsam ein Vermächtniß, worin der Greis seine Jugenderinnerungen niederlegte, voll der zartesten Gefühle der Heimaths- und Vaterlandsliebe. In diesem Oedipus ist übrigens die „Weihe des Dulders" dargestellt, welchen „die göttliche Fügung am äußersten Ziele des Leidens und unverschuldeten Mißgeschicks verklärt."

Sophokles selbst starb im 90. Jahre seines Lebens 406 v. Chr., nach Einigen vor Freude über einen neuen zu Olympia davongetragenen dramatischen Sieg. Sein Andenken heiligte man durch einen heroischen Cultus und zu allen Zeiten galt er als einer der „edelsten und geschmackvollsten" Dichter.

Kurz vor dem Ende des Sophokles starb auch der dritte von den berühmten Tragikern Griechenlands, **Eurīpides**, geboren zu Salamis, und zwar nach den meisten Zeugnissen am 5. Oct. 480 v. Chr., also am Tage der salaminischen Schlacht. Er erhielt eine sorgfältige Erziehung, trug als Knabe schon einen Preis bei den Panathenäen davon und schloß sich als Jüngling mit einem von Natur zum grübelnden Ernst geneigten Geiste an den skeptischen Philosophen Anaxagoras an; später hörte er auch den Sophisten Protagoras und genoß die Achtung und Freundschaft

des Sokrates. Seines düsteren, fast herben Wesens wegen stund er stets in stubengelehrter Einsamkeit und an öffentlichen Aemtern nahm er, als Gegner der ungezügelten Volksherrschaft, nie Theil, obwohl er deren „Sittenmaler und Sprecher" zugleich war. Dagegen lobte er sich den Mittelstand, besonders den Stand des Landmanns. Er war zweimal unglücklich verheirathet, wodurch sich in ihm, wie Aristoteles fand, ein gewisser Weiberhaß erzeugte, der sich in vielen seinen Dramen Luft macht, wiewohl er an andern Stellen dem weiblichen Geschlechte, das er genau kennt, auch seine Ehre gibt. Gegen seine vom tiefsten Rechtsgefühl getragene Sittenreinheit erhob sich niemals der leiseste Tadel. Daß er die moralische Verderbniß der Menschen und das Elend im Leben nicht mit einer Weltregierung vereinigen konnte, war Folge seiner schiefen Philosophie.

Mit ihm, welcher Redner, Philosoph und Dichter zugleich war, beginnt schon die dramatische Kunst wieder von ihrem Höhepunct herabzusteigen; wenigstens schloß sie mit ihm ihre letzte Seite der Entwicklung ab, deren sie fähig war. Er versetzte die Tragödie aus dem Boden der objectiven Natur und idealen Gemüthswelt in die Sphäre des reflectirenden Verstandes und der subjectiven Empfindsamkeit. Während Aeschylos in den mythischen Ueberlieferungen die höhern Fügungen der über den Menschen waltenden Gottheit erkennt, und Sophokles mit frommer Gesinnung die menschlichen Angelegenheiten im Lichte des Göttlichen darstellt, — beide daher ihre Götter und Heroen mit der Würde und Erhabenheit des Ideals umkleiden: stellt Euripides im Zerrspiegel skeptischer Kritik dieselben mit allen menschlichen Schwächen und Leidenschaften dar und zerstört dadurch den Eindruck ihrer Erscheinung. Er versteht es mit großer Kenntniß des menschlichen Herzens die Leidenschaften (besonders die Liebe und den Wahnsinn) auf das stärkste und ergreifenste zu schildern und wird daher von dem Komiker Aristophanes „der tragischeste unter allen Dichtern" genannt: aber sein Streben nach „sinnlicher Rührung," sein Haschen nach auffallendem Effect durch oft falschen Pathos, seine nicht selten zu leerem Spiel mit Worten ausartenden Gefühlsbeschreibungen; sein oft unnöthiges Einmi=

schen moralisch- und philosophisch-räsonnirender Betrachtungen; sein häufiges Polemisiren (Ankämpfen) gegen den Volksglauben; sein rhetorisch-dialectischer Redeschmuck (weßhalb ihn die Alten den „scenischen Philosophen" nannten) — bezeichnen seinen Abstand von jenen andern Tragikern, die mehr durch die Achtung vor dem Heilig-Geltenden und Historischen, durch die Reinheit und sittliche Kraft der Charactere, durch die Objectivität oder lebendige Anschaulichkeit der Handlung, und durch die Wahrheit des Gefühlsausdrucks auf Geist und Gemüth der Zuschauer zu wirken trachteten.

Euripides ist eben sowohl ein „Kind seiner Zeit," als ein Träger derselben: denn diese hat für einfache Kraft und „ungeschminkte Wahrheit", für Erhabenheit des Geistes und Tiefe des Gemüths keinen Sinn mehr, sondern nur an der breiten Auseinandersetzung eines oberflächlichen Wissens, am Schwelgen in matten, falschen Gefühlen und am Gepränge kalter Worte, spitzfindiger Reden, witziger Antithesen (Gegensätze), moralischer Sentenzen ihr Wohlgefallen. Diesem Geschmack wußte er mit dem größten Talent eines geistreichen Dichters und gewandten Redekünstlers so zu huldigen, daß er der beliebteste und gelesenste Tragiker wurde, daß das Volk, obwohl seiner Person nicht hold und seine Abstractionen kaum verstehend, unzählige Stellen aus seinen Stücken, besonders ihrer poetischen Moral und zierlich geschmeidigen Sprache wegen, auswendig lernte, und daß namentlich alle Redner ihre Kunst durch das Studium seiner alles Für und Wider scharf darlegenden Dialectik und seines die Poesie und Prosa vermittelnden korrecten und fließenden Styls zu vervollkommnen suchten.

Den tieferen und tüchtigeren Geistern, deren es freilich in seiner Zeit wenige gab, konnte er jedoch keinen so großen Beifall abgewinnen; auch ward ihm von den Kampfrichtern nur selten der erste Preis zuerkannt. Besonders haben die Komiker, namentlich Aristophanes, seine Schwäche mit hartem Spotte gegeißelt, weßhalb er noch in seinem hohen Alter Athen verließ und sich zuerst nach Magnesia in Thessalien, dann nach Pella, an den macedonischen Hof zum König Archelaus begab, der ihn hoch ehrte. Er

starb daselbst im Jahr 405 v. Chr. eines traurigen Todes, am Biß der Jagdhunde, die von dortigen Neidern auf ihn losgelassen wurden. — Auch die Form der Tragödie hat durch ihn verschiedene Veränderungen erfahren, die ihr nicht alle zum Vortheil gereichten. Er führte den Prolog ein, der bestimmt ist, den Zuschauer zum Voraus auf den rechten Standpunct der Betrachtung zu stellen, aber dadurch das Drama zu einer Geschichte macht und der epischen Dichtung nähert; er behandelte den Chor als Nebensache; namentlich aber ist die Handlung, jedoch nur in seinen spätern Stücken, allzuverwickelt, so daß der Dichter zur Entwicklung der Handlung oft (und dieß ist in neun Stücken der Fall) sich der plötzlichen Erscheinung eines Deus ex machina d. i. eines mit seiner Hülfe einschreitenden Gottes, der durch Maschinen auf das Theater herabgelassen wurde, bedient, um dadurch den Knoten gewaltsam zu zerhauen, anstatt ihn zu lösen. Bei allen diesen Fehlern und Schwächen mußten ihm übrigens doch von jeher alle Parteien Vielseitigkeit, Erfindungsgabe und Ideenreichthum mit „vollstem" Maaße zuerkennen. — Von den 120 Tragödien, deren die Alten von diesem großen psychologisch-anthropologischen und stylistischen Techniker gedenken, besitzen wir noch 18 vollständig.

Ihre Titel sind: Hekäbe (Hekūba), Orestes, die Phönissen, Medēa, Hippolit, Alkestis (Alceste), Andromăche, die Schutzflehenden, Iphigenīa in Aulis, Iphigenīa in Tauris, die Trojanerinnen, die Bacchantinnen, die Herakliden, Helena, Jon, der rasende Herakles, Elektra, der Kyklope (Cyclope), welches letztere das einzige Satyrdrama ist, das wir überhaupt von den Alten besitzen. Zu den vorzüglichsten darunter gehören die **Medea**, als ein ergreifendes Gemälde menschlicher Leidenschaft, ferner **die beiden Iphigenieen**, davon die letztere, die taurische, sich besonders „durch edle Haltung und sittlichen Werth aller Charactere," die erstere, die aulische, durch große Schönheiten, besonders durch eine treffliche Anlage auszeichnet, die nur durch (wohl später von andrer Hand) eingeschobene matte Stellen und sonstige Verderbtheiten in Styl und Versbau „verunstaltet" wird. Von besonders hohem rednerischen Werthe sind seine **Phönissen** und **Trojanerinnen**. — Als „vollkommenstes Intriguenstück des Dichters erscheint Jon, das auch durch Beherrschung der Sympathien des natürlichen Gefühls," so wie durch sittliche Charactere anspricht.

3. Die ältere Komödie: Aristophanes.

Wie die Tragödie aus den Chorgesängen bei den Dionysien (Bacchusfesten), so ging aus den Skolien oder Trinkliedern bei den nämlichen Festen die **Komödie** oder das satyrische Lustspiel hervor, das übrigens nicht, wie die Tragödie, mit der Religion in Verwandtschaft stand. Die Komödie entwickelte sich nämlich zunächst aus dem Most- oder Hefenspiel der in Umzügen sich belustigenden Winzer (meist dienstbarer dorischer Landleute), die mit Weinhefe geschminkt ihren „weinseligen" Muthwillen in neckischen Reden, mimischen Tänzen und rohen Gesängen ergoßen, denen der possenreißende Stegreifspieler oder Mimendichter irgend eine Handlung unterlegte, in der er einen lächerlichen Character darstellte oder Jemanden verspottete. Die auf dieser Grundlage in den dorischen Colonieen aufgekommene sogenannte dorische Komödie erhielt schon 580 v. Chr. in Megara durch Anthēas von Lindos und seinen Komos d. h. seine mit ihm vereinte Brüderschaft, eben so auch im Peloponnes und in Unteritalien, besonders aber auf Sicilien durch die Syrakusier Epicharmos (um 470 v. Chr.) und Sophron (um 450 v. Chr.), einen Kunstcharacter.

Nach den persischen Kriegen fingen auch die Attiker an, aus dem megarischen Possenspiel zuerst durch Krates, besonders aber durch das schöpferische Talent des Kratīnos die attische Komödie zu entwickeln, die dann durch Pherakrates, Eupŏlis, den Komiker Platon u. a. zu einem geregelten, Ernst und Scherz mischenden Spiel mit satyrisch-politisirender Tendenz ausgebildet wurde. Dieses nannte man die ältere Komödie, in welcher ein ausgelassener Spott alle Vorkommenheiten, insbesondre Verkehrtheiten im Leben und im Staate, alle bekannten, selbst die ehrwürdigsten Personen der damaligen Gegenwart in witzigen, beißenden, öfters sogar niedrigen Worten und Gleichnissen auf das schonungsloseste geißelte, die Willkür und die Laune in kecken Sprüngen die Stelle des Schicksals vertrat, und Phantasie und Wirklichkeit in buntem Wechsel sich ablöste. Es ist begreiflich, daß ein solches, über Anstand und Sitte, Maaß und Ziel sich

hinwegsetzende Spiel nur in der ungebundenen Freiheit einer entarteten Demokratie gedeihen und nur von ihr recht begriffen werden konnte, — obgleich es auch Zeugniß gibt einerseits von dem tiefer liegenden sittlichen Ernst dieser Dichter, welche die unzähligen Seiten jener Entartung in Politik, Religion und Familienleben so derb und furchtlos straften, anderseits für den gutmüthigen Humor der Athener, welcher Scherz und Spott über sich selbst gerne vertrug, ohne sich freilich durch jene indirecten Lehren viel bessern zu lassen.

Was die Form der alten Komödie betrifft, so characterisirt sie sich durch den Chor, der urspünglich ein augenblickliches Zusammentreten von 24 lustigen Stegreifsängern war, die sich einen komischen Text schufen, sodann durch die (aus ihrer Gewohnheit den Zuhörern gegenüber ihren persönlichen Spott auszusprechen, übrig gebliebene) Parabase d. i. einer Anrede des Chorführers an die Zuschauer im Namen des Dichters, worin er bald sich selbst lobt, bald seine Gegner verspottet, bald für das Gemeinbeste räth, bald Personen geißelt, die er dem Spott oder Haß des Volkes aussetzen will. Oft mitten in das Drama gestellt, und zu den Zuschauern sich wendend, bildet sie eine die Täuschung aufhebende Unterbrechung des Spiels (ein Intermezzo) zum Behuf der Verständigung des Dichters mit dem Publikum.

Die alte Komödie erreichte mit **Aristophanes** ihre höchste Blüthe. Er lebte in Athen zur Zeit des peloponnesischen Krieges und noch eine geraume Zeit nach demselben (zwischen 427 und 388 v. Chr.) und war also ein Zeitgenosse des Perikles, Sokrates, Plato und Euripides. Er schrieb an 60 Lustspiele, von denen noch eilf vorhanden sind. Seine Lustspiele stellen das treffendste Sittengemälde jener Zeit auf, und zeugen eben so sehr von der tiefen Menschenkenntniß, von dem großen Wahrheitsmuthe und von der aufrichtigen Vaterlandsliebe des Dichters, als auch von dem Reichthum des Witzes und der Phantasie und von der meisterhaften, in allen Dialectformen sich bewegenden Sprachgewandtheit desselben.

Als redlicher Vaterlandsfreund, der eine durch die Aristokratie des Besitzes sowohl, als der Intelligenz gemäßigte Demokratie für die beste Staatsverfassung hielt und der für das herrschende Elend seiner Zeit die Heilmittel in der Rückkehr zur alten Glaubens- und Sitteneinfalt der Väter, so wie in den friedlichen Segnungen des verlassenen Ackerbau's sah, geißelt er mit freiem, oft bis zur Ausgelassenheit gehenden Spotte die Thorheiten und Gebrechen seiner Zeit, besonders die Frechheit einer zügellosen Pöbelherrschaft, so wie die verderbliche Kriegslust des athenischen Volkes und seiner selbstsüchtigen Demagogen, und gibt mit freilich oft unbesonnenem Muthwillen selbst die einflußreichsten und wichtigsten Personen seiner Umgebung von deren Bestrebungen er heillose Folgen sieht oder befürchtet, (selbst einen Sokrates s. §. 6.) dem allgemeinen Gelächter preis; ja er scheut sich nicht, die Personen, welche seinen Spottstachel fühlen sollen, mit dem Namen oder mit dem Ausdruck ihrer ganzen äußerlichen Erscheinung auf die Bühne zu bringen.

Es war Sitte, daß die Schauspieler mit Masken vor dem Gesichte auftraten, in denen der Hauptcharacter der Person, welche sie darstellten, ausgedrückt war. Ahmten sie lebende Personen nach, so waren die Gesichtszüge derselben in den Masken ausgedrückt. Als Aristophanes seine „Ritter", in welchen er den damals noch lebenden allgemein gefürchteten Demagogen Kleon, wenn auch ohne ihn zu nennen, doch mit seinem ganzen volksverderblichen Character dem Spotte preisgibt, aufführen lassen wollte, konnte er weder Jemand finden, der die Maske nach Kleon's Gesichtszügen zu machen —, noch Jemand, der auf dem Theater die Rolle desselben zu übernehmen wagte; daher er sich entschloß, jedoch mit nur bemaltem Gesichte, selber den Kleon zu spielen. — Stets kämpfte Aristophanes (nach Bernhardy) „mit den Waffen der Kritik und des schneidenden Witzes gegen die Entartung des Gemeinwesens, die Verflüchtigung des Volksgeistes, das Verderben durch geheime Neuerungen. Er schilderte die Zerrissenheit und die Täuschungen der hellenischen Welt; er malt mit den grellsten Farben ihre Mißgestalten und zwang seine Zeit, den schmählichen Abfall von den Tugenden der Vorfahren anzuschauen, in dem er ihr die Schönheit der hingeschwundenen Heldengeschlechter, die Ideale des attischen Ruhms in den Bildern großer Krieger und Staatsmänner als einen Spiegel vorhielt."

Seine Stücke sind „eigentliche Characterstücke", bei denen Erfindung und Plan der Handlung mehr als Nebensache erscheint. Der Dialog darin ist „gedrängt, voll Ironie und attischer Lauge." Gehen auch in ihnen viele der feinsten Anspielungen seines Spottes und Witzes durch die Unbekanntschaft mit den, durch sie angedeuteten Zeitbeziehungen von dem heutigen Leser unbemerkt oder unverstanden vorüber, und kommen auch darin viele gegen Sitte und Anstand stoßende Derbheiten vor, so bleiben die Werke des Aristophanes doch eine reiche und wichtige Quelle für die Kenntniß des öffentlichen und häuslichen Lebens jener Zeit.

Jene eilf noch vorhandenen Stücke sind der Zeitfolge nach folgende; die **Acharner**, worin er die Nachtheile des Kriegs (gegen die Spartaner), in dessen Verlängerung die jungen vornehmen Athener Nahrung für ihre Eitelkeit suchten, aufzeigt, nnd dagegen die Segnungen des Friedens schildert; — die **Ritter**, worin er sowohl den Kleon wegen seines eigensüchtigen demagogischen Treibens, als auch das durch ihn irre geleitete gemeine Volk geißelt, während er den kleinern Theil fleißiger und rechtschaffener Bürger als die Hauptstütze des Staats bezeichnet; — die **Wolken**, worin der Dichter den durch die Sophisten (s. §. 5.) beförderten Unglauben nnd das damit zusammenhängende Sittenverderben Athen's aufdeckt, und zum Hauptrepräsentanten der Sophistik und insbesondere der durch die neue vernünftelnde Philosophie aufgekommenen Erziehungs- und Unterrichtsmethode den Sokrates (übrigens 24 Jahre vor dessen Tode) wählte, weil er von den so ernstlichen und tiefgehenden Bestrebungen dieses Mannes den Untergang des Volksglaubens und der Volkssitte und somit des Staates befürchtete, für dessen Bestand er in seiner redlichen Ueberzeugung die herkömmliche Religion der Väter für nöthig hielt (zum Theil auch wohl, weil Sokrates ein Freund des Euripides war und sich gegen die Frechheit der Bühne erklärt hatte); — die **Wespen**, worin er die Prozeßsucht der Athener und die damit zusammenhängende Sykophantik (verläumderische Angeberei) bekämpft, und insbesondre die Eitelkeit, Gewinnsucht und Ungerechtigkeit der athenischen Volksrichter (Heliasten) darstellt; — der **Friede**, eine Allegorie, wodurch er Griechenland zum Frieden (des Nikias) zu bewegen sucht; — die **Vögel**, iu welchem Meisterstücke er die Verderbtheit des athenischen Staates durch Darstellung eines Staates (der Wolkenkuckucksstadt) aufzeigt, den er von den Vögeln in den Lüften mit zwei zu ihnen geflüchteten Athenern stiften läßt, mit dem Zweck, die Athener von ihren leichtgläubigen Hoffnungen auf die Expedition nach Sicilien, so wie überhaupt von ihrem leichtfertigen „Bauen von Luftschlössern" zurückzubringen; — die **Lysisträta**, worin er den

Frieden (mit den Spartanern) empfiehlt, indem er das Verlangen der Weiber nach den häuslichen Freuden, die sie durch die lange Abwesenheit ihrer Männer im Kriege entbehren mußten, schildert und sie den Entschluß fassen läßt, durch Sonderung von ihren Männern den Frieden zu erzwingen; — die **Thesmaphoriazusen** d. i. die Weiber, welche die Thesmophorien (jenes eleusinische Fest, bei welchem sie die Satzungstafeln nach Eleusis trugen IV. 5, 6.), feiern, in welchem Stücke er den Euripides, der als Weiberhasser galt, durch jene Weiber für seine Lästerungen gegen sie zum Tode verurtheilen läßt und doch dabei selbst den Weibern „ärger mitspielt, als es Euripides jemals gethan hat," indem er eigentlich das Sittenverderbniß des weiblichen Geschlechts in Athen aufdeckt; — die **Frösche**, worin er die falsche Richtung der Dichtkunst in der Person des Euripides verspottet und das durch die Pöbelherrschaft eingerissene Sittenverderben Athen's schildert; — die **Ekklesiazusen** oder der „Weiberconvent," worin er durch den Mund der Weiber, die er sich, verkleidet, des Staatshaushalts und der Regierung bemächtigen läßt, die Gebrechen des athenischen Gemeinwesens bloßgibt und zugleich die idealen Staatsformen mancher Philosophen, besonders Plato's, lächerlich macht; — endlich sein zuletzt gefertigtes Stück, betitelt: **Plutos** d. h. der Reichthum, worin er den Athenern wegen ihrer Habsucht, Genußsucht und Prunkliebe zu Leibe geht, und ihnen die Einfachheit der guten alt-athenischen Zeit zum Muster vorstellt, auf die er überhaupt in mehrern seiner Stücke mit patriotischer Vorliebe zurückweis't.

Die ältere Komödie hörte mit dem Untergang der unbeschränkten Demokratie auf, und als die Herrschaft der Dreißig (V. 8.) in Athen alle persönlichen Angriffe auf der Bühne verbot, bildete sich die sogenannte **mittlere Komödie** aus, welche mit Beibehaltung des Chors bloß im Allgemeinen die Thorheiten der Menschen oder einzelner Stände und Klassen derselben oder auch literarische Erscheinungen zur Zielscheibe ihres Spottes machte und dabei in ihrer Sprache gemäßigter und ehrbarer war. Den Uebergang zur mittlern Komödie, von der in der Folge noch kurz die Rede seyn wird (VI. 9, 2.), macht eben der oben genannte Plutos des Aristophanes.

Die **Theater der Griechen**, welche alle dem Dionysos (IV. 5, 5.) geheiligt waren und deren jede Stadt eines besaß, bestanden im Anfang aus einem hölzernen Gerüste; nachher trat zu **Athen** seit 500 v. Chr. an deren Stelle ein **Steinbau**, der sich, am südlichen Abhang der Akropolis, an einen Felsen lehnte, in welchen **Sitzreihen im Halbkreis** herum eingehauen

waren. Der Zuschauerplatz, Theatron genannt, enthielt 33 solcher Sitzreihen, welche in sich erweiternden Kreisen aufwärts gingen und durch Treppen und Gänge verbunden waren. Die erste Sitzreihe unten war für die obrigkeitlichen Personen bestimmt; auf den Sitzreihen hinter ihnen aufwärts saßen die Bürger nach der Ordnung, die sie im Staate einnahmen; einen besondern Sitz hatten die Jünglinge. Frauen hatten keinen Zutritt, außer in spätern Zeiten.

In dem, den Zuschauern gegenüber liegenden Halbkreise befand sich im Hintergrund die 10 bis 12 Fuß hohe Bühne, Scene genannt, mit einer über sie hinaufgehenden schmalen Wand für die Decorationen. Vor dieser Scene lag das länglich rechteckige Proscenium, worauf die Schauspieler agirten. Von der Scene herab führte eine Treppe in die zwischen dem Zuschauerplatz und der Bühne liegende Orchestra hinab, einen halbrunden, mit zwei offenen Eingängen versehenen Platz, auf welchem der Chor agirte. Coulissenveränderungen kamen äußerst selten vor und die auf Brettern gemalte Scenenwand enthielt gewöhnlich die Vorstellung eines Palastes oder Wohnhauses mit Vorplatz, vor welchem die Handlung sich abspielte. Der Zuschauerplatz hatte keinen kleinen Ueberbau, damit die Stimme der Zuschauer nicht verhallte. Ob aber über das ganze Theater hinweg eine Decke gegen Sonne und Regen gespannt war (denn die Spiele fanden am hellen Tage Statt), konnte bis jetzt nicht ausgemittelt werden. Das Ganze war von Säulengängen umgeben, worin die Zuschauer während der Pausen sich aufhalten konnten. — Da die Dichter anfangs meist selbst die Hauptrolle bei der Darstellung übernahmen, die Choreuten aber freie Bürger waren, welche freiwillig mit dem Dichter zusammenwirkten, auch der Festausstatter (Chorāgos), aus der Klasse der Reichen, seine kostspielige Leistung ebenfalls als Ehrensache ansah, das weibliche Geschlecht nie mitspielen und selbst lange Zeit hindurch nicht zusehen durfte, und das Schauspiel selbst als ein Theil der Religion galt, so ist an das Theaterwesen der alten Griechen ein anderer Maaßstab der Beurtheilung zu legen, als an das der heutigen Welt.

4. Die Geschichtschreibung der Griechen: Herodot, Thucydides, Xenophon.

Aus dem Gebiete der Dichtkunst in das der Wissenschaft führte im vorhergehenden Zeitraum (IV. 8, 1.) die das Epos behandelnde Sagengeschichte (Logographie und Mythographie), die allmählig in Ortschronik und theilweise Länder- und Völkerbeschreibung überging, bis zuerst Herodötos durch eine zusammenhängende treue Darstellung der Begebenheiten von der Zeit des lydischen Königs Gyges an bis zur Schlacht bei Mykäle, also eines Zeitraums von 220 Jahren, der „Vater der Geschichte" wurde.

Herodot war 484 v. Chr. zu Halikarnaß in Karien geboren, lebte nach dem Verlust der Freiheit seiner Vaterstadt eine geraume Zeit auf Samos, und nahm von dort aus Theil an der Befreiung seiner Vaterstadt, verließ sie aber im neuentstehenden Streite der Parteien wieder und begab sich (seit seinem 27. Jahre) auf Reisen, auf denen er durch einen Theil von Asien, durch Aegypten, Libyen und Kyrene, sodann durch ganz Griechenland mit Macedonien bis über den Ister (die Donau) und den Borysthenes (den Dnjepr) hinaus kam. Er befand sich zu Athen, als der peloponnesische Krieg ausbrach, während welches er sein Geschichtswerk und zwar größtentheils zu Thurii in Unteritalien schrieb, wohin er mit einer Colonie zog und wo er die letzte Hälfte seiner Lebenszeit in Muße verbrachte.

Das Werk ist in ionischer Mundart verfaßt und in neun Bücher getheilt, von denen jedes den Namen einer von den neun Musen trägt. Es hat die Absicht zu zeigen, wie in dem Kampf des kleinen europäischen Griechenlands mit dem kolossalen Perserreiche hellenische Freiheitsliebe und Selbstverläugnung, Ordnungsinn und Verstandesklarheit über asiatische Despotenwillkühr und Sclaverei, Ueppigkeit und pomphafte Prahlerei, Zuchtlosigkeit und phantastische Einbildung den Sieg davon getragen habe, und wie in diesem großen Völkerkampfe ein gerechtes Schicksal, welches jedem seine Bahn und seine Schranken anweise, eine widernatürliche Anhäufung von Macht und Reich-

thum mit Schwäche und Kraftlosigkeit, und in Folge derselben „mit Untergang und Verderben" strafe.

Da er auf seinen, aus reinem Forschungstrieb unternommenen Reisen alles, was er sah und vernahm, so genau als es ihm möglich war, geprüft hatte, so webte er die Ergebnisse seiner Forschungen, besonders in Betreff der Perser und der denselben unterworfenen Völker, also auch der Aegypter, als Episoden in die Darstellung jenes großen Kampfes ein. Diese Darstellung selbst zeichnet sich durch epische Anschaulichkeit, Treuherzigkeit, religiösen Sinn, sowie durch einen einfachen, klaren wenn auch oft redseligen und zuweilen allzunatürlichen Styl aus; dabei trägt sie allenthalben das Gepräge der Glaubwürdigkeit, in so fern Herodot bei mährchenhaften Angaben nie täuschen, sondern nur das ihm von Andern Mitgetheilte getreu wiedergeben wollte, auch als Unterthan des Großkönigs in dessen untergebenen Ländern Manches erfuhr, was einem Fremden vorenthalten worden wäre. Uebrigens werden nicht wenige von denjenigen seiner Angaben, die man bezweifeln zu müssen glaubte, durch die neusten Forschungen mehr und mehr bestätigt. — Er las sein Werk theilweise bei den Panathenäen, nach Einigen auch bei den olympischen Spielen vor, und noch als Greis suchte er ihm durch Ueberarbeitung die nöthige Vollendung zu geben. Er starb 408 v. Chr.

An Vollkommenheit der Darstellung aber, sowie an „Feinheit und Schärfe der Characterzeichnung" wurde Herodot von dem philosophisch- und rhetorisch-gebildeten **Thukydides** (Thucydides) aus Athen (470—402 v. Chr.), dem größten Geschichtschreiber, den die Griechen besaßen, übertroffen. Sprößling eines thrazischen Fürstengeschlechts und Besitzer thrazischer Goldbergwerke, erhielt er zu Athen in der Schule des Redners Antiphon (§. 10.) und des Philosophen Anaxagoras seine Bildung, und wurde als Befehlshaber einer Hülfsflotte 424 v. Chr. gegen den spartanischen Feldherrn Brasidas auf die thrazische Küste geschickt, aber weil er die Einnahme von Amphipolis nicht hatte verhindern können (K. 6, 1.), auf 20 Jahre aus Athen verbannt.

Die Muße dieses Exils, das er zum Theil in Thrazien zubrachte, benützte er zur Abfassung einer Geschichte der ersten 21 Jahre des peloponnesischen Kriegs, die er selbst mit erlebte und mit dem reflectirenden Blick eines, seine Zeit überschauenden und mit der frühern vergleichenden und abwägenden Staatsmannes und erfahrnen Kriegers in kräftiger, aber „sinnschwerer" Sprache beschrieb. Im Jahr 403 kehrte er in Folge der, vom Lysander erklärten allgemeinen Amnestie nach Athen zurück, das er aber nach dem Eintritt der Herrschaft der Dreißig wieder mit seiner zweiten Heimath in Thrazien vertauschte, wo er einige Zeit darauf von Räubern, die sein Reichthum lockte, ermordet worden sein soll.

Während das Geschichtswerk des Herodot das unmittelbare Erzeugniß der Natur und Begeisterung ist und daher auch unmittelbar das Gemüth und die Phantasie seiner Zeit ansprach, die sich noch in den Schranken einer durch Religion und Sitte geheiligten Freiheit hielt: so gehört das im attischen Dialect geschriebene Werk des Thucydides der philosophischen Reflexion an und richtet sich an das Verständniß einer auf der Höhe der Bildung stehenden Zeit, der er mit dem ganzen Reichthum seiner Erfahrung und Menschenkenntniß über das Verderbliche einer zur wahren Tyrannei ausgearteten Demokratie die Augen öffnen und den Weg zum Heil in der Rückkehr zur Aristokratie (im guten Sinne der ältern Zeit) zeigen will. Dagegen hält er nur zu sehr das Göttliche fern von jeder ursächlichen Verbindnng mit dem Menschlichen und kann von dieser Seite, so wie auch wegen Vermeidung jedes Anklangs von Poesie, dem Vorwurf einer gewissen Einseitigkeit nicht entgehen, die aber seiner Treue keinen Abbruch thut.

Nach O. Müller ist es bei Thucydides nicht die Schilderung von Länder- und Völkerbeschaffenheiten, noch die Nachweisung eines allwaltenden Göttlichen in den Schicksalen der Staaten, sondern „die menschliche Handlung in ihrer Entwicklnng aus dem Character und der Lage des Individiums und ihrer Einwirkung auf den allgemeinen Zustand, welche seine Aufmerksamkeit allein in Anspruch nimmt. In Uebereinstimmung damit ist auch das Ganze

seines Werkes eine Gesammthandlung, ein geschichtliches Drama, ein großer Prozeß, dessen Parteien die kriegführenden Republiken und dessen Object die athenische Herrschaft über Griechenland ist," indem dabei es sich um die Frage handelt, „ob Athen eine Weltmacht werden oder auf den Standpunct einer einzelnen griechischen Republik neben vielen andern gleich freien und mächtigen zurückgeworfen werden solle.

Eigenthümlich sind bei Thucydides die von ihm eingeflochtenen Reden, die er seinen historischen Personen in den Mund legt. Sie enthalten nämlich die vollständige Begründung der „wichtigeren Handlungen aus den Gesinnungen der Staaten, Parteien und Individuen, von denen diese Handlungen ausgehen." Sie sind mit solcher innerer Wahrheit und Uebereinstimmung mit der Denkweise der Handelnden abgefaßt, daß diese selbst „unter dem unmittelbaren Impuls ihrer Interessen und Bestrebungen ihre Sache nicht besser hätten führen können." — Diese Methode wurde von seinen Nachgängern oft „bis zur Ungebühr" nachgeahmt.

Nach ihm führte **Xenophon** aus Athen (446—356 v. Chr. — derselbe, der sich bei dem Rückzug der Zehntausend (K. 8, 5.) so berühmt gemacht hat, — die griechische Geschichte von da an, wo Thucydides stehen geblieben war, weiter fort bis zur Schlacht bei Mantinea, ohne jedoch in Bezug auf Geist und Form seinen Vorgänger erreichen zu können, obwohl ihn in seinen übrigen historischen und philosophischen Schriften eine gewisse Ruhe und Anmuth in der Darstelluug auszeichnet und er deßhalb die „attische Biene„ genannt wurde.

Als er nach seinem bekannten Rückzug aus Asien nach Athen zurückkehrte und die frevelhafte Verurtheilung seines geliebten Lehrers Sokrates erfuhr, verließ er im Unwillen darüber seine Vaterstadt, deren Verfassung ihm ohnedieß nie zugesagt hatte, und begab sich zu dem spartanischen König Agesilaus nach Kleinasien, an dessen Seite er sowohl gegen die Perser, als auch nachher bei Koronēa gegen dir Thebaner focht (K. 1, 4.). Weil ihn nun die Athener deßhalb, aus Haß gegen Sparta, des Bürgerrechts verlustig erklärten und seine Güter einzogen, so entschädigten ihn dafür die Spartaner mit einem Gute in der Landschaft Elis, auf welchem er in der Beschäftigung mit den Wissenschaften die meisten seiner Werke verfaßte und ein hohes Alter erreichte.

Während dem Herodot die Geschichte eine „Offenbarung" der Gottheit ist, die er freilich nur als „dunkles, räthselhaftes" Schicksal fassen kann, Thucydides aber in ihr eine Aufgabe der Philosophie zur Erforschung der gern sich verbergenden, nur aus äußern Handlungen zu entziffernden Menschennatur sieht, — ist sie dem Xenophon bloß ein Mittel zur Weckung und Verbreitung einer moralischen und dem handgreiflich Nützlichen zugewandten Gesinnung, die ihm die Hauptaufgabe der Philosophie ist (§. 7.) und zu deren Durchführung ihm eine neue Verfassung wie die spartanische am geeignetsten erschien. Während er noch in der Darstellung seines Rückzugs aus Asien einen echt alt-hellenischen Sinn bewährt, der ohne philosophische Nebenabsicht mit religiösem Sinn in einfach lebendiger Weise und mit der größten Anspruchslosigkeit und Treue diese selbsterlebte und selbstgeleitete Untnehmung berichtet, tritt in jener seiner allgemeinen Geschichte die gedachte Absichtlichkeit einer einseitigen philosophischen Richtung und eine gewisse Beschränktheit politischer Auffassung hervor. Ja seine Vorliebe für Sparta, die er in seinen spätern Schriften unumwunden ausspricht, verleitete den sonst so ruhigen und characterfesten Mann zu einer Parteilichkeit, von der man ihn vergebens frei sprechen wird.

Diese seine Vorneigung für eine „militärisch-oligarchische" Verfassung, zu der die lykurgische Verfassung damals herabgesunken war, macht, daß er wesentliche Entwicklungsmomente übergeht, andere als Nebensache behandelt, wieder andere zu sehr heraushebt, daß er z. B. den Fall seiner Vaterstadt so kalt berichtet, auf den Lysander keine Schuld kommen läßt, den Agesilaus über die Gebühr hochstellt, die Erhebung Thebens, als ein doch wesentliches Moment der Geschichte, nicht anerkennt und darum auch den Epaminodas und Pelopidas so zu sagen ignorirt, weil freilich durch diese Männer Sparta sein Uebergewicht für immer verlor.

Daß er übrigens seiner Vaterstadt, die späterhin ihr Verbannungsurtheil über ihn zurücknahm, nicht ganz fremd bleiben wollte, beweis't der Umstand, daß er seinen Sohn Gryllos in den Reihen der Athener gegen die Thebaner fechten ließ. Als dann dieser in der Schlacht bei Mantinea (nachdem er, einer Ueberlieferung zufolge, dem Epaminondas den Todesstoß gegeben hatte) gefallen war, und Xenophon, der gerade mit dem Kranz im Haare vor seinem Hausaltare den Göttern opferte, die Nachricht von dem Tode dieses seines Sohnes

bekam, nahm er den Kranz ab und sagte gefaßt: „Ich wußte, daß ich einen Sterblichen gezeugt hatte!" Auf die Versicherung, daß derselbe tapfer fechtend gefallen sey, setzte er den Kranz wieder auf, und vollendete, den Göttern für einen so trefflichen Sohn dankend, sein Opfer. Der edle Mann starb in dem Alter von 60 Jahren.

Seine Cyropädie oder Bildungsgeschichte des ältern Cyrus ist im Grunde „ein politisch-philosophischer Roman" mit geschichtlicher Folie. Das romantische Gewand mochte er von einem Königsideale entlehnt haben, wie es sich die Perser unter einem Dsjemschid, Gustasp, u. a. dachten. Es tritt in diesem Werke das Ziel Xenophon's, das Leben und die Politik nach seinen ethischen Ansichten zu gestalten, besonders klar hervor. Er stellt darin nach seinen moralisch-philosophischen Grundsätzen das Ideal eines absoluten Herrschers auf, indem er ihn mit allen möglichen Tugenden ausstattet, und den also mit Humanität, Herzensgüte und Verstand geschmückten Regenten zum Beglücker seiner, ihm stets mit Freuden gehorchenden und in Ruhe und Frieden lebenden Unterthanen macht: — ein Beweis, wie tief das unruhige, ordnunglösende Treiben einer zügellosen Demagogie jener Tage viele Gemüther angeeckelt haben muß, daß sie sich in eine Traumwelt flüchteten, die ihnen anstatt des rechten Maaßes freier Bewegung nur die Einförmigkeit des bewegungslosen Stillstandes gewähren konnte.

Als Geschichtschreiber aus dieser Periode ist noch **Ktesias** aus Knidos zu nennen, der griechische Leibarzt der Mutter des persischen Königs Artaxerxes Mnemon, dem er die in der Schlacht bei Kunaxa (K. 8, 3.) erhaltene Wunde heilte. Er schrieb eine Geschichte von Persien in 23 Büchern (auch ein Buch über Indien), wobei er persische Archive benützen durfte. Man hat aber nur noch einen dürftigen Auszug davon bei einem späteren Schriftsteller (dem Patriarchen Photius). Würde sein Werk noch vollständig vorhanden seyn, dann würde es wohl als Hauptquelle über das alte Persien und Indien gelten, weil er 17 Jahre lang am Hofe zu Susa in hohem Ansehen gelebt hat und selber mit wichtigen Unterhandlungen beauftragt war.

Mit der Geschichte steht die **Geographie**, diese „Fackel der Geschichte", in genauer Verbindung. Auch sie stund zuerst auf mythischem Boden. Thales war der erste, der sie in den Kreis philosophischer Untersuchungen zog und sein Freund Anaximander entwarf die erste Erdkarte; auch von dem Logographen Hekatäos, der zugleich als der erste Geograph seiner Zeit galt, erwähnt man eine Landkarte. Herodot löste sodann die Geographie vom mythischen Boden, worauf sie durch die, unter dem Namen Periplus (Umschiffung) zum geringsten Theil auf uns gekommenen Reiseberichte wesentliche Erweiterungen erhielt. Einen solchen Reisebericht gab der Karthager Hanno, der die libysche Küste —, der Karthager Himilko, der West- und Nordeuropa umschiffte, der Karer Skylar, der das Mittelmeer befuhr, der Massilier Pytheas, der auf seiner ersten Fahrt die Küsten von Westeuropa bis zu dem Thule der Alten (ohngefähr bis Island) umfuhr und auf seiner zweiten Fahrt bis in die Ostsee zur Mündung der Weichsel (der Bernsteinküste) kam.

5. Die Philosophie: Weiterbildung der ionischen und eleatischen Schule; Ausartung der Philosophie in Sophistik.

Die philosophische Naturbetrachtung, die von der ionischen Schule (IV. 8, 3.) ausgegangen und bebaut worden ist, hatte in dieser Periode, je nach ihren verschiedenen Richtungen, verschiedene Hauptvertreter. **Anaxagoras**, aus Klazomenä (geboren um 500 v. Chr.), der Freund und Lehrer des Perikles (V. 4, 7.), der Begründer des philosophischen Deismus und Spiritualismus, nahm eine Urvernunft an, welche, obwohl von der Materie gesondert, doch in sie Leben, Bewegung und Ordnung gebracht habe und dabei Allwissenheit, Macht und Freiheit besitze. Die ursprünglich ungeordnete Materie hat aber nach ihm zusammengesetzte, unauflösliche Bestandtheile, durch deren Zusammensetzung und Trennung die Erscheinungen der Körperwelt verursacht werden. Die Betrachtung dieser Naturerscheinungen nun war der Gegenstand seiner eifrigsten Forschungen. Weil er aber auch die Erscheinungen des Himmels aus natürlichen Ursachen erklärte, wurde er als Feind der Religion verfolgt und sah sich genöthigt, Athen zu verlassen und in Lampsäkos, am asiatischen Ufer des Hellespont, seinen Aufenthalt zu nehmen, wo er 428 v. Ch. starb.

Sein Schüler Archelaos von Milet betrachtete zuerst die Moral als einen eigenen Zweig der Philosophie, zu der er den Grund durch die Behauptung legte, Recht und Unrecht bestehe nicht von Natur, sondern vermöge des Gesetzes.

Eine andere Richtung der ionischen Schule bezeichnet **Herakleitos** (Heraklit, geb. zu Ephesus um 500 v. Chr.) in so fern er dabei mehr der eleatischen Schule (IV. 8, 3.) sich zuneigte. Als die Eine nothwendige Grundursache oder Lebensseele aller Dinge nimmt er das Feuer (den Lichtäther) an und läßt aus demselben alle übrigen Elemente und Dinge durch „Verdichtung" hervorgehen, durch Kampf und Gegenkampf bestehen und durch „Verdünnung" sich auflösen. Das was er Feuer nennt, ist ihm zugleich die allgemeine Vernunft, wodurch auch die menschliche Vernunfterkenntniß „geweckt, genährt und erhalten" werde. Deßungeachtet hebt seine den Alten schon dunkle Lehre allen Unterschied zwischen Gut und Bös auf.

Neben der ionischen Schule bildete sich die eleatische Schule (IV. 8, 3) namentlich durch **Zeno**, den Erfinder der Dialectik oder Disputirmethode, weiter fort. Er läugnete die Wirklichkeit der Bewegung und behauptete, daß Nichts im Universum wirklich sey, und daß die nämlichen Dinge zu gleicher Zeit möglich und unmöglich seyen.

Er ließ sich gegen den Tyrannen seiner Vaterstadt (Elēa) in eine Verschwörung ein, die entdeckt wurde, und als er seine Mitschuldigen anzugeben gezwungen wurde, nannte er alle Freunde des Tyrannen, biß sich die Zunge ab und spie sie ihm in's Gesicht. Er wurde nun in einem Mörser zerstoßen, gab aber gerade durch diese seine heldenmüthige Aufopferung seinen Mitbürgern den Muth, sich von der Herrschaft des Tyrannen zu befreien, den sie steinigten.

Mit seinem Schüler **Leukippos** (Leucipp), dem Urheber des atomistischen Systems sank diese Schule (als neu-eleatische) auf die tiefste Stufe materialistischer Weltansicht, indem er die Dinge aus Atomen d. i. kleinsten, unveränderlichen, runden Grundtheilchen enstehen läßt, die sich einander anziehen und abstoßen, so daß ihm selbst die menschliche Seele aus solchen (Feuer-)

Atomen zusammengesetzt und die Welt zwar als vergänglich, aber nicht als das Werk eines verständigen Urhebers erscheint, statt dessen nur der leere Raum, die Bewegung und die Nothwendigkeit als Leben- erzeugend auftreten. Diese Lehre führte sein Schüler Demokrĭtos aus Abdēra (geb. um 460) noch in zahlreichen Schriften, die aber größtentheils verloren gegangen sind, als System näher aus. Da Demokrit den Gleichmuth oder die Gemüthsruhe als höchstes Gut betrachtete und im Belachen der menschlichen Thorheiten seine Lebensweisheit fand, so wird er, „der lachende Demokrit" genannt, und dem „weinenden Heraklit" entgegengesetzt, von dessen ernsteren Lebensansicht oben die Rede war. Jener Gemüthsruhe aber, scheint es, hatte er es zu danken, daß er sein Leben auf 104 Jahre brachte. Er starb 356 v. Chr.

Beide Schulen, die ionische und die eleatische, stellten sich als entgegengesetzte Einseitigkeiten dar, von denen jene (wie ein neuerer Philosoph treffend sich ausdrückt) das „wesenlose Leben," diese das „lebenlose Wesen" oder den todten Begriff zum Hauptinhalt der Philosophie machte. Beide stehen noch in Zwiespalt zwischen Natur und Geist, zwischen Welt- und Selbstbewußtseyn.

Doch liegen allen diesen Denkversuchen die ernstesten Bestrebungen die Wahrheit zu finden und durch dieselbe zur Beruhigung zu kommen, zum Grunde. Zwar fanden sie den unsichtbaren Grund der Sichtbarkeit nicht, aber ihr Suchen wurde doch von der Hoffnung geleitet, daß jener Lebensgrund nicht ein unnahbares Fernes sey, sondern sich von dem redlichen Forscher finden lassen werde. Sie untergruben zwar das mythische Lehrgebäude der bestehenden Volks- und Staatsreligion, waren aber doch nicht auf bewußte Weise gegen die sittliche Grundlage alles Lebens im Staate gerichtet suchten vielmehr denselben auf ihre Weise zu stützen und das Leben zu bessern.

Dagegen trug zur Zerstörung der Grundlagen der Religion und der mit ihr zusammenhängenden Sittlichkeit des Volks in der geschilderten Periode die Ausartung der Philosophie in die **Sophistik** unmittelbar das Meiste bei. Während das gemeine Volk höchstens durch den mit dem Cultus verbundenen Sinnenkitzel noch

am Herkömmlichen hielt und für seine Gewissenswunden in den abergläubischesten Gebräuchen Vergessenheit suchte, hoben sich die gebildeten Klassen der Gesellschaft (zum Theil wohl schon durch die Richtung, welche die Philosophie in der eleatischen Schule nahm, hauptsächlich aber durch den verderblichen Mißbrauch, welcher mit der von dem Eleatiker Zeno erfundenen Dialectik getrieben wurde,) allmählig über die Anforderungen der positiven Religion hinweg und ergaben sich einem mit Aberglauben wunderlich gemischten Unglauben.

Mit dem Namen Sophisten bezeichnete man in der frühesten Zeit der griechischen Philosophie dasselbe, was man unter dem Namen Philosophen versteht, nämlich gelehrte Denker und Forscher im Gebiete des Wissens. Nach und nach ging dieser Name auf diejenigen über, die als Lehrer der Beredtsamkeit und Staatsklugheit auftraten, ohne daß noch eine üble Bedeutung damit verbunden wurde. Als sie aber durch Läugnung einer allgemeingültigen Wahrheit und allgemeiner Gesetze des Denkens und Erkennens ein selbstsüchtiges Streben nach Scheinwissen an den Tag legten, mußte nothwendig ein höchst verderblicher Einfluß auf Staat, Sitte und Volksleben bemerkbar werden. Ihr Auftreten war nur in Athen und auf Sicilien möglich, wo sinnlicher und geistiger Luxus, unbeschränkte Demokratie und in deren Folge ein durchgängiges Trachten nach politischem Einfluß (mittels aller zur Beherrschung der Menschen abzielenden Mittel, zu denen vor allen die Beredtsamkeit gehörte) an der Tagesordnung war.

Unter den Sophisten dieser Gattung, die aus der Philosophie ein Gewerbe machten, waren allerdings auch Männer von Geist und Gelehrsamkeit, die (wie Protagŏras aus Abdēra, Gorgias aus Leontini, Prodĭkos aus Keos, Hippias aus Elis) der Nation das Bedürfniß einer wissenschaftlichen Bildung fühlbar machten; aber es fehlte ihnen der tiefere Sinn für Wahrheit, die sie der Eitelkeit und Ruhmgier opferten, während die andern Sophisten mit ihren Trugschlüssen und Ueberredungskünsten noch niedrigeren Leidenschaften, insbesondre der Geldgier und oft auch der boshaften Ränkesucht dienten und dadurch zu wahren Menschenverderbern wurden. Denn da es diesen Menschen bei ih=

ren Bildungsbestrebungen nicht um die Wahrheit, sondern nur um den Schein derselben, nicht um die höhern Güter des Geistes, sondern nur um eitle Ehre, Geld- und Sinnenlust zu thun war, so suchten sie vorzüglich ihre Meisterschaft in der traurigen Kunst, mit der schönrednerischen Gewandtheit einer lügenhaften Dialectik über einen und denselben Gegenstand sowohl Für als Wider zu sprechen, also aus Weiß Schwarz, aus Schwarz Weiß zu machen, und durch Schmeichelei und Ueberredung die Gemüther der Zuhörer zu gewinnen und nach ihren schlimmen Zwecken zu lenken. Kein Wnnder, daß sie, da sich alle Gebildeten, besonders Solche, welche sich im Staate irgendwie Geltung verschaffen wollten, zu ihrem Unterrichte hinzudrängten, durch Wahrheitsverfälschung und Religionsverspottung das häusliche und öffentliche Leben im innersten Kerne vergifteten.

6. Sokrates.

Diesem grundverderblichen Zeitgeist entgegenzuarbeiten und sein Gift, wenn nicht zu zerstören, doch weniger schädlich zu machen, fühlte nur Ein Mann in diesem Volke den innern Beruf, und wenn er auch in dem übernommenen Kampfe äußerlich unterlag, so wirkte doch sein Wort und Thun zündend und befruchtend auf noch andere edle uud selbst begabtere Geister, daß sie nachher weiter und tiefer gehend der Wahrheit nicht nur Bahn machten für folgende Geschlechter, sondern ihr bereits selbst auch auf die äußerste, für die sich selbst genügende Menschenkraft mögliche Gränze näher kamen. Dieser Mann war **Sokrates**, der Sohn des Bildhauers Sophroniskos und der Hebamme Phänarete, geb. 469 v. Ch Er war in seiner Jugend in allen freien Künsten, die einem athenischen Bürger geziemten, unterrichtet und alsdann von seinem Vater zur Bildhauerkunst angehalten worden, die er auch nach dessen Tode, obwohl ohne Neigung, fortbetrieb, da das geringe Vermögen, das er ererbt hatte, durch die Nachlässigkeit eines Vormunds verloren ging. Sein vorwiegender Hang zu den Wissenschaften aber verschaffte ihm die Bekanntschaft einiger vornehmen Athener, darunter des reichen Kriton, der es ihm möglich machte, sein

Gewerbe aufzugeben und sich der Philosophie zu widmen, die damals an einem Anaxagoras, Prodikos u. a. ihre Vertreter hatte. Er studierte dabei auch Mathematik, Physik und Dialectik; besonders aber scheint er sich an die Moralphilosophie, welche des Anaxagoras Schüler Archelaus mit der Naturphilosophie verband, gehalten zu haben. Bildung für die Welt und das Leben gewährte ihm der Umgang mit den feinsten Geistern (darunter selbst mit Aspasia) im Hause des Perikles (s. K. 5, 1.).

Sein neuer Beruf hielt ihn aber nicht ab, dabei auch die übrigen Pflichten eines guten Bürgers zu leisten und selbst in den Zeiten der Noth in den Reihen der Krieger Leib und Leben für das Vaterland einzusetzen, wie er denn bei Delium, bei Potidäa, bei Amphipolis mitkämpfte, dabei jedes Ungemach in standhafter und würdiger Weise ertrug und selbst zweien seiner Schüler, dem Alcibiades (K. 7, 1.) und dem Xenophon, das Leben rettete. Auch war er einmal Mitglied des Rathes der Fünfhundert, und widersetzte sich als solches unter allen allein mit eigner Lebensgefahr jenem ungerechten Ausspruch, welcher acht Feldherren dem unverdienten Tode preisgab (K. 7, 5.).

Mitten in dem Jagen der Menge nach Herrschaft und Genuß, wobei unter dem Schutze sogenannter Freiheit die einen auf der schwindligen Höhe des Hochmuths, die andern in der bodenlosen Tiefe niedriger Sinnlichkeit, besonders seit dem Tode des Perikles, alles Maaß und alle Haltung verloren, hatte Sokrates im selbstverläugnenden Streben nach unvergänglichen Gütern eine Ruhe des Gemüthes und eine Besonnenheit der Haltung errungen, die ihn durch alle äußern Wechsel des Staats- und Familienlebens hindurch mit stets unveränderlichem Antlitz aus- und einziehen, und zuletzt dem wüthendsten Sturm der Verfolgung, den seine Gegner über ihn heraufführten, Trotz bieten ließ.

Er erkannte nämlich als das größte Uebel seiner Zeit eben jene oben beschriebene Klasse ausgearteter Philosophen, die Sophisten (§. 5.) die durch Verwirrung der Begriffe von Gut und Bös, von Recht und Unrecht, von Tugend und Laster, dem Schlechten in allen Gebieten des Lebens Thür und Thor öffneten: und da dieses ihr Treiben seinen offenen Wahrheitssinn und sein sittliches Gefühl empörte

so wurde er der erklärte Gegner dieser Afterweisen. Denn ihm hatte sich bei seinem redlichen Forschen ein anderer Grund erschlossen, auf dem er das Gebäude seiner mehr practischen, als speculirenden Lehren der Weisheit aufbaute, ohne jedoch je etwas Schriftliches davon zu hinterlassen oder überhaupt es dabei auf ein System anzulegen.

Indem er alles Denken auf den richtigen Anfangspunkt zurückzuführen und zum klaren Bewußtseyn dieser Richtigkeit zu erheben suchte, galt ihm Selbsterkenntniß als die wichtigste Aufgabe der Wahrheitsforschung. Er erkannte, daß nur eine reine Seele das Reine oder die Wahrheit erkennen könne; daß keine Tugend außer im Zusammenhange mit dem höchsten Gute oder Gott gedacht und geübt werden könne; daß, wenn es auch nur an Einer Tugend fehle, alle übrigen nichts hälfen. Eben so ward ihm klar, daß jede Wahrheit nur aus dem Zusammenhang mit jenem höchsten Gut erkannt werden könne; endlich daß eine Weisheit ohne Sittlichkeit nicht bestehen könne, diese aber im Kampfe gegen die Sinnlichkeit sich bewähren, die Seele daher in beständiger Richtung auf Gott sich befinden müsse. Diese Wahrheiten suchte er überall im Begegnen mit Andern zu verbreiten, und weil er sah, daß an den meisten Erwachsenen nichts zu bessern war, so machte er es sich zum Hauptgeschäfte, Jünglinge, in deren Aeußerem seine scharfe Menschenkenntniß schon einen edlern Geist und reinern Sinn erkannte aufzusuchen und sie durch überraschende Anreden, die sie auf ihr Inneres oder überhaupt auf das Höhere aufmerksam machen sollten, für seinen Umgang zu gewinnen, ohne sich für diesen bezahlen zu lassen. Durch Unterredungen, mittels geschickter, an Bekanntes anknüpfender und zum Unbekannten fortschreitender Fragen wußte er ihnen seine Ideen und Ueberzeugungen so beizubringen, daß sie sie selbst gefunden zu haben schienen und sie daher um so fester behielten und um so eher befolgten, — eine Methode, die man nach ihm die sokratische genannt hat und von der uns seine vorzüglichsten Schüler Xenophon und Plato in ihren uns hinterlassenen Schriften viele Proben gegeben haben.

Diese seine Lehren fanden bei seinen Schülern auch um deßwil=

len um so leichtern Eingang, als er sie selber an sich und in seinem Leben auf das gewissenhafteste darzustellen suchte. Er lebte auf das einfachste, ja fast ärmlich in Nahrung und Kleidung, so daß dieser Umstand, so wie sein häßliches Gesicht (mit der aufgestülpten Nase, den dicken Lippen, den buschigen Augenbraunen unter der hohen Stirne) seinen Gegnern viel zu spotten gab, wie er denn selbst darüber scherzte. Hunger, Kälte, Hitze und jedes andere Ungemach ertrug er mit Gleichmuth. Mit der äußersten Nüchternheit und Enthaltsamkeit verband er regelmäßige strenge Leibesübungen, um den Körper zum Dienst des Geistes desto geschickter zu machen. Daher schadete ihm angestrengtes Denken nicht, und stets erfreute er sich einer so guten Gesundheit, daß er nicht nur von der Pest, die zu Anfang des peloponnesischen Krieges wüthete (K. 5, 3) befreit, sondern auch bis ins Alter ohne Krankheit blieb. Eben so ertrug er Spott und Mißhandlung von Uebelgesinnten mit der größten Geduld und übte diese auch bei seiner zweiten Gattin, der durch ihr Keifen berüchtigten Xanthippe, in der er übrigens eine brave Mutter und Hausfrau ehrte.

Seine Weisheitslehre erhob sich weniger in die Region des Unsichtbaren in der Natur und Geisteswelt, sondern war mehr practischer Art und läßt sich am besten als eine höhere moralische Glückseligkeitslehre und gemeinverständlichen Deismus bezeichnen. In diesem von ihm gezogenen Wissens- und Glaubenskreise war er sich seines besondern Berufes bewußt; und wie er überhaupt annahm, daß der Mensch in einer erhöhten Nervenstimmung eigenthümliche Offenbarungen empfangen könne, so glaubte er sich von früher Jugend an von einer innern göttlichen Stimme geleitet, die er sein Dämonion nannte und die ihm stets angebe, nicht zwar was er thun, jedesmal aber, was er lassen solle.

Aber eben, daß er diese, den Lehren der Sophisten so entgegengesetzte Philosophie allenthalben ins Leben einzuführen, sie also zur Lebensweisheit zu machen suchte, und besonders, daß sie bei ihm selbst ins Leben eindrang und in seiner Umgebung das Schlechte vernichten und das Bessere neu zu gestalten unternahm, das brachte ihrem Urheber den Tod.

Die Sophisten, deren es in allen Ständen gab, wurden dadurch

daß er bei jeder Gelegenheit ihr gottentfremdetes, lügenhaftes, hochmüthiges und habsüchtiges Wesen einerseits mit schonungslosem öffentlichem Tadel aufdeckte, anderseits durch seinen tugendhaften, uneigennützigen Wandel beschämte, zum größten Neid und Haß gegen ihn gereizt, — vollends als das delphische Orakel von einem der Freunde des Sokrates befragt, wer der Weiseste sey, ihn als solchen bezeichnete, — ein Ausspruch, der den Sokrates, da ihm jeder der in Athen sich weise Nennenden bei näherer Untersuchung allerdings sehr unweise vorkommen mußte, zu der ironischen Aeußerung des Selbstgefühls veranlaßte, daß seine größere Weisheit nur darin bestehe, daß jene sogenannten Weisen sich dünkten, etwas zu wissen, er aber wenigstens das wisse, daß er nichts wisse.

Schon länger her hatten seine Feinde durch Verläumdungen, Schmähungen und öffentliche Verspottung die leichtfertige Volksmenge gegen ihn einzunehmen gesucht, und dazu schien früher schon ein Lustspiel des Aristophănes (betitelt die Wolken, s. K. 11, 3.) beigetragen zu haben, worin die Person und Lebensweise des Sokrates im Zerrbild vorkommt, weil seine philosophischen Ansichten jenem Dichter den Bestand des Volksglaubens zu untergraben schienen. Endlich wurden seine Feinde kecker, und ein schlechter Dichter, Namens Melĭtos, unterstützt von einem gemeinen Demagogen, dem Gerber Anytos und dem Schönredner Lykon, klagten ihn vor der Heliäa (IV. 7, 4.) wegen Verachtung der Götter durch Einführung neuer Gottheiten, wegen Verführung der Jugend durch verderbliche Grundsätze und wegen Beleidigung des Staates durch Herabsetzung seiner Einrichtungen auf den Tod an.

Allerdings stand seine Ansicht von Gottes Wesen mit der herkömmlichen Vorstellung von einer Götterwelt, wie sie sich besonders durch die Fabeleien der Dichter gestaltet hatte, in starkem Widerspruch und war ganz geeignet, allmählig auf eine Aenderung der bestehenden Religion zu führen. Allein da der Bürgereid nicht die Pflicht enthielt, „an gewisse bestimmte Götter zu glauben," sondern nur den herkömmlichen Gottesdienst „in Ehren zu halten," Sokrates aber sich den gottesdienstlichen Gebräuchen niemals entzog, sondern nur die darunter verborgenen und entstellten Wahrheiten hervorzuholen und gereinigt an's Licht zu stellen bemüht war: so konnte man ihm diesen Theil

der Anklage nicht beweisen, so wenig als den zweiten, da man keine jungen Leute nennen konnte, die er verderbt hatte, ein Alcibiades und ein Kritias aber in jeder andern Schule geblieben oder geworden wären, was sie waren, — wogegen sich unter seinen zahlreichen Schülern die edelsten Charactere befanden, wie der eines Plato, welcher sogar seine Vertheidigung hatte übernehmen wollen, aber von den Richtern damit zurückgewiesen worden war. Der dritte Theil der Anklage schien darin seinen Grund zu haben, daß Sokrates über die thörichte Art, alle obrigkeitlichen Aemter durch's Loos zu besetzen, sich öfters tadelnd ausgelassen hatte, und gerade die Zusammensetzung des vorsitzenden Gerichts gab ja einen schlagenden Beweis, daß er mit diesem Tadel Recht gehabt.

In seiner Vertheidigung verschmähte er es, durch Bitten und Wehklagen, wie Andere bei solchen Gelegenheiten zu thun pflegten, die Richter zum Mitleid zu bewegen, sondern er legte nur ganz ruhig den Zweck seines Lebens und Strebens auseinander, von dem er, auch wenn man ihn freisprechen würde, nicht ablassen werde. Dabei gab er sich freilich solche Zeugnisse, welche die Gränze seiner Selbsterkenntniß aufzeigen, indem er sagte, er werde keinem Menschen den Ruhm lassen, besser gelebt zu haben, als er, so daß er sich selbst oft über seine Reinheit, Gerechtigkeit und Weisheit habe wundern müssen!

Obgleich nun seine ganze Vertheidigung auf viele Richter nicht ohne guten Eindruck geblieben war, so beleidigte doch die scharfe, verletzende Ironie, deren er sich dabei nicht enthalten konnte, viele dieser meist ganz ungebildeten Richter so empfindlich, daß sie, obwohl nur mit einer Mehrheit von drei Stimmen, das Schuldig über ihn aussprachen.

Da aber diese seine Verurtheilung noch keine criminelle war, so stand es ihm nach den Gesetzen frei, sich selbst eine Strafe zuzuerkennen und zwischen Verbannung und lebenslänglichem Gefängniß oder auch einer Geldbuße zu wählen, wozu ihm seine Freunde die Mittel gegeben haben würden. Allein Sokrates wies diese Auswege mit einem aus dem Stolze der Tugend fließenden schneidend verachtenden Tone zurück, der seine Richter nun so aufbrachte, daß sich 80 von denen, die ihm bei der ersten Abstimmung günstig gewesen waren, auf die Seite seiner Gegner schlugen und dadurch das Todesurtheil für ihn herbeiführten.

Ohne darüber betroffen zu seyn, richtete er hierauf noch ein Abschiedswort einerseits an seine Feinde, denen er weissagte, daß nach seinem Tode eine viel schärfere Ruthe über sie kommen werde, als sie an ihm gehabt hätten, anderseits an seine Freunde, die er tröstete, daß einem guten Manne weder im Leben, noch im Tode etwas Uebles begegnen könne. Hierauf ging er heiter und muthig hinweg in das Gefängniß, von weinenden Freunden begleitet, die er sanft zurechtwies.

Nur als er beim Hinweggehen seines Anklägers Melitos ansichtig wurde, so konnte er, ungeachtet er in seiner Rede versichert hatte, daß er gegen seine Kläger und Richter keinen Groll hege, nicht umhin, diesem einige Worte bittern Unwillens zuzurufen, wodurch er bewies, daß das edelste Heidenthum zwar den hohen Muth, den die Tugend gibt, aber nicht jene lautere Liebesdemuth kennt, die, neben dem höchsten Muth, nur bei dem christlichen Glauben sich findet.

Dem Herkommen gemäß hätte Sokrates gleich am andern Tage den Tod leiden müssen, wenn nicht gerade an diesem Tage das sogenannte heilige Schiff nach Delos (zum jährlichen Andenken an die Befreiung Athen's von Kreta's Joch durch Theseus s. IV. 7, 1.) abgegangen wäre, vor dessen Zurückkunft, die immer erst nach 30 Tagen erfolgte, keine Hinrichtung Statt finden durfte. So lange konnten daher seine Schüler noch den Umgang ihres theuern Lehrers, den sie täglich im Gefängniß besuchen durften, zur Befestigung in den von ihm empfangenen Lehren der Weisheit und Tugend genießen.

Am Morgen des letzten Tages legte ihm der treue Kriton einen Plan zur Flucht vor, wozu er und die übrigen Freunde ihm behülflich seyn wollten; aber Sokrates wies ihn damit zurück und zeigte ihm in einem rührenden Gespräche, daß man auch unter einer ungerechten Obrigkeit die Staatsgesetze durch Gehorsam ehren müsse, wenn man in jenem Leben, wo es auch Gesetz und Richter gebe, nicht als Bundbrüchiger eine unfreundliche Aufnahme gewärtigen wolle.

Nachdem sich an diesem letzten Morgen auch seine übrigen Schüler eingefunden hatten und er seine Frau, die mit dem jüng-

sten Kinde auf dem Arm zum Abschied gekommen war, ihres Wehklagens müde, wieder hatte weggehen lassen, sprach er den ganzen Tag über viel über Tod und Unsterblichkeit. Den Gang dieser wichtigen Unterredung hat uns Plato unter dem Titel „Phädon" aufgezeichnet. Als die Sonne sich neigte, nahm er aus den Händen des Gefangenwärters den Schierlingsbecher und leerte ihn, ohne eine Miene zu verändern, in anhaltendem Zuge.

Jetzt brachen alle seine Freunde laut in Thränen aus, die sie bisher mit Mühe zurückgehalten hatten. Er aber verwies ihnen dieß und bat sie, sich in Ruhe zu fassen und ihn in jenes Leben lieber mit Glückwünschen gehen zu lassen. Als ihm nach einigem Auf- und Abgehen die Beine schwer wurden, legte er sich auf's Lager, wie ihm der Gefängnißdiener gerathen hatte. Allmählig wurden ihm die Glieder von unten auf unempfindlich, kalt und steif, und als ihm der Tod an die Brust kam, lüftete er sein Gewand und rief, man solle für ihn dem Asklepios (dem Gotte der Gesundheit) einen Hahn opfern, — anzudeuten, daß er jetzt auf dem Punkte sey, von allem Uebel zu genesen. Darauf hüllte er sich in seinen Mantel, und als Kriton fragte, ob er noch etwas zu sagen habe, erfolgte keine Antwort mehr. Nach einem kurzen Zucken waren seine Augen erstarrt, und wurden ihm von Kriton zugedrückt.

So starb Sokrates und gab in seinem Sterben, wie zuvor im Leben, ein Beispiel sowohl von dem auch den Heiden kund gegebenen „Wissen vom Daseyn Gottes" (Apostg. 1, 19. 20.), als auch von der Macht, nicht minder aber auch von der Gränze des in das „natürliche Gewissen" niedergelegten Sittengesetzes (Ap. 2, 14, 15.).

Es wäre ungerecht, „den Maaßstab christlicher Moral" an Sokrates legen zu wollen, der — außerhalb des Lichtes, das ihm noch nicht scheinen konnte — jedenfalls der Tugendhafteste seines Volks, „ein göttlicher Prophet im Vorhofe des Heidenthums" (wie einer seiner neuern Beurtheiler ihn treffend nennt), „ein „Märtyrer" der Wahrheit war, so weit sie von ihm erkannt wurde. Nur mögen die Sophisten der christlichen Zeit, welche darum „das Grab dieses Gerechten schmücken," um, „aus heimlichem Haß" oder aus bewußter innerer Abneigung gegen die

evangelische Wahrheit ihn über seinen Standpunct hinauf- und den Aposteln, ja sogar Christus gleich zustellen, zusehen, ob sie nicht, wenn sie in seiner Zeit gelebt hätten, in der Gesellschaft des Anytos und Melitos erfunden worden wären!

7. Die Schüler des Sokrates. Die megarische, kynische, kyrenäische Schule.

Während die Sophisten fortfuhren, dem verderbten Zeitgeiste zu dienen und sich durch ihre hohlen Redekünste im Staatswesen unentbehrlich zu machen, gingen aus der Schule des Sokrates Männer hervor, welche, so verschieden, ja entgegengesetzt sie in ihrem Character und in ihren Lehrsystemen waren, doch fast alle von einem ernsten Wahrheitssinn geleitet, theils für sich allein, theils als Stifter verschiedener Schulen, jenem allgemeinen Verderbniß entgegenzuarbeiten suchten, — wenn auch Einige darunter in Einseitigkeiten oder gar in Verkehrtheiten fielen, je nachdem sie die practische oder die theoretische Seite des Sokratismus einseitig ausbildeten, oder entweder ihres Meisters Dialectik oder sein ironisches Nichtwissen übertrieben.

Unter den Schülern des Sokrates, die keine Schule stifteten, aber durch Wort und Schrift im Geiste ihres Lehrers wirkten, ist vorzüglich **Xenophon** zu erwähnen, von dessen Verdienst als Geschichtschreiber schon oben (§. 4.) die Rede war. Als Philosoph faßte er nur mehr die practisch-moralische Seite der sokratischen Lehre auf, und machte lieber das Handgreiflich-Nützliche, das dem gemeinen Verstand Begreifliche zum Gegenstand seiner Betrachtungen. Von seinen verschiedenen philosophischen Schriften sind seine „Denkwürdigkeiten (Memorabilia) des Sokrates" die wichtigsten weil er uns darin (ungleich dem Plato) von seinem Lehrer das getreueste und reinste Bild ohne idealistische Zuthat aufgestellt hat.

Diejenigen Schüler des Sokrates, welche Schulen stifteten, sind Euklides, Antisthenes, Aristippos und Platon.

Euklides von Megara, der Stifter der megarischen Schule, war jener beharrliche Schüler des Sokrates, der unge-

achtet des Verbots, durch welches die Athener jeden Megaräer, der sich in Athen blicken lassen würde, mit dem Tode bedrohten, dennoch in Weiberkleidung gehüllt allnächtig nach Athen ging, um den Unterricht jenes seines Lehrers zu genießen, und dann am frühen Morgen wieder nach Megara zurückkehrte. Er lehrte, daß es ein Gutes gäbe, das allein real und unveränderlich sey: doch huldigte er mit seiner sokratischen Dialectik dem Skepticismus (der Zweifelsucht) der eleatischen Schule so, daß er zu den Spitzfindigkeiten und der Streitsucht Veranlassung gab, durch welche seine Nachfolger die Dialectik in so schlimmen Ruf gebracht haben.

Antisthenes von Athen war der Stifter der cynischen (kynischen) Schule, die ihren Namen von dem, mit dem Herakles-tempel verbundenen Gymnasium Kynosarges (zu deutsch: Weißhund) hatte, an welchem er lehrte und worin nur theils Ausländer, theils Halbathener ihre leibliche Bildung erhielten. Denn da er an der Besserung der, durch Luxus und Weichlichkeit verdorbenen höhern Stände verzweifelte, wendete er sich an den niedern, weniger erschlafften Theil des Volkes, und indem er hauptsächlich den Grundsatz des Sokrates, daß man sich aller unnöthigen Bedürfnisse enthalten müsse, hervorhob, stellte er das Zurückgehen auf den Naturstand als höchstes Ziel des Strebens auf. Er lehrte seine Schüler, sich vom Schimmer hoher und oberflächlicher Bildung und unwahrer Feinheit und Höflichkeit nicht täuschen zu lassen, sondern sich in der niedersten Lage ihre innere Freiheit zu bewahren. Sowohl seine eigene strenge Lebensweise, die aber, wie Sokrates selbst bemerkte, von Eitelkeit nicht frei war, so wie auch der bittere Spott, womit er sich über die obern Stände ausließ, veranlaßte seine Schüler, noch weiter zu gehen und die Lehre ihres Meisters nicht nur bis zur Verachtung aller äußern Güter, sondern auch bis zur Mißachtung aller höhern Bildung in Kunst und Wissenschaft, ja bis zur Hintansetzung alles geziemenden Anstandes zu übertreiben.

In letzterer Beziehung ist besonders sein Schüler **Diogĕnes** von Sinōpe (am Pontus, geb. 414) merkwürdig, der bei einer, der äußersten Enthaltsamkeit gewidmeten Lebensweise mit der größten

Rücksichtslosigkeit allem, was Wissenschaft, Kunst, Industrie und Lebensbequemlichkeit zu Tage förderte, mit verachtendem Spotte entgegentrat, so daß ihn Plato einen närrisch gewordenen Sokrates nannte. Indeß muß man anerkennen, daß er lebte, was er lehrte, daß er ein ungemeines, wiewohl ebenfalls nicht von Eitelkeit freies „Heldenthum der Entbehrung" übte, und bei seinem Tadel immer nur auf das von ihm erkannte Wahre und Gute sah. Daher zwang er sogar seinen ihn belachenden und verachtenden Gegern, von denen er wegen seiner, selbst oft den gewöhnlichsten Anstand verletzenden Lebensweise nur „der Hund" (mit Anspielung auf den Namen Cyniker) genannt wurde, eine gewisse Bewunderung ab. (S. VI. 4. 2.) Durch ihn, so wie durch den in Athen allgemein geachteten Cyniker Krates erhielt sich daher diese Schule noch in Ansehen; nachher aber artete sie in große sittliche Verkehrtheit aus.

Aristippos aus Kyrene (um 404), der Stifter der kyrenäischen Schule hielt sich im Gegentheil für berufen, der höhern Stände sich anzunehmen. Er glaubte nicht, ihnen ihre Lebensgenüsse verleiden zu dürfen, sondern dachte darauf, ihnen eine Lebenskunst beizubringen, bei der sie sich allen geistigen und sinnlichen Genüssen hingeben könnten, „ohne der Gesundheit oder der Würde eines Mannes von freier Bildung etwas zu vergeben." Er lehrte daher, daß die angenehmen Empfindungen das höchste Gut seyen und daß es nur darauf ankomme, die geistigen und körperlichen Genüsse so zu verbinden, daß man nicht dabei der Leidenschaft unterliege. Da er selbst als ein äußerst fein gebildeter Mann diese zweideutige Lebenskunst in hohem Grade zu üben verstand und seine Ansicht mit dialectischer Gewandtheit vertheidigen konnte, so fand seine Philosophie, als eine „Kunst des Genießens," bei den reichen und vornehmen Klassen, besonders bei den reichen Kaufleuten (namentlich in Aegina und Kyrene, wo Aristipp eine Zeitlang lehrte,) ferner an den Fürstenhöfen (besonders zu Syrakus, wo er eine Zeitlang sich aufhielt), ja sogar bei geistreichen Hetären (z. B. einer Laïs in Korinth) leichten und willkommenen Eingang. Es ist begreiflich, daß er durch diese Art von Lebensweisheit, wenn auch unabsichtlich, einer der Sitt=

lichkeit höchst gefährlichen Glückseligkeitslehre den größten Vorschub that. Wirklich kam bald nach seinem und seiner Tochter Areta Tode (denn diese hatte seinen Lehrstuhl in Kyrene eingenommen, während er in Athen lehrte) die kyreänische Schule in so üblen Ruf, daß man sich nicht gern öffentlich zu ihr bekannte. Dafür spuckte aber ihr Geist, wie sich in der folgenden Periode zeigen wird, nur in anderem Gewand und unter anderem Namen fort.

Der Handelsstaat **Kyrene** auf der libyschen Nordküste war durch seinen Reichthum so bedeutend, daß die kurze Geschichte desselben, obwohl sie sonst wenig in die griechische Geschichte eingreift, doch hier einen Platz verdient.

Kyrene war ursprünglich eine Colonie der Insel Thera, auf Antrieb des delphischen Orakels 631 v. Chr. gegründet durch Battus I, dessen Dynastie fast zwei Jahrhunderte hindurch diesen Staat beherrschte, nach seinem Tode 591 v. Chr. folgte König Arkesilaus I, unter dessen Sohn Battus II, dem Glücklichen, viele Griechen einwanderten. Derselbe griff die Libyer an, und als der ägyptische König Apries ihnen half, wurde dieser von den Kyrenäern geschlagen und verlor sein Reich. Auf Battus II folgte 554 Arkesilaus II, gegen den sich seine Brüder empörten und Barka anlegten, das unter eigenen Königen sich unabhängig erhielt. Auch Libyen fiel ab und endlich wurde Arkesilaus 550 v. Chr. ermordet. Seine Wittwe übte Blutrache und verschaffte mit Mühe ihrem Sohne Battus III den Thron. Aber durch die neue Verfassung, welche das Land sich durch den Mantineer Demōnax gab, wurde die Gewalt des Königs so beschränkt, daß ihm nichts als sein Einkommen und die Priesterwürde blieb.

Sein Sohn Arkesilaus III begab sich daher freiwillig in die Dienstpflicht der Perser. Als er aber nachher mit seiner Mutter die Königsgewalt wieder herstellen wollte, wurde er vertrieben, und als er nach gelungener Restauration grausam regierte, wurde er zu Barka erschlagen 516 v. Chr. Seine Mutter Pheretīme rief nun den ägyptischen Satrapen zu Hülfe, welcher Barka durch List gewann und die Einwohner nach Baktrien verpflanzte. Mit Battus IV und Arkesilaus IV schloß die Königsreihe der Battiaden und um 450 v. Chr. erscheint Kyrene mit demokratischer Verfassung. Von dem an gewährt dieser Staat, wie alle Demokratien, das Bild der Unruhe, die durch den Sturz der Aristokraten, so wie durch verschiedenen Tyrannenwechsel bezeichnet ist.

8 Die akademische Schule: Plato.

Der Einzige, welcher die Philosophie seines Lehrers Sokrates nicht nur vollkommen in sich aufnahm, sondern auch durch seinen universellen Geist aus ihren engern Schranken hinaus in das höhere Gebiet der Ideen leitete und eine „Versöhnung des Zwiespalts zwischen Natur und Geist, zwischen Welt- und Selbstbewußtseyn," den die eleatische Schule stehen gelassen hatte, anbahnte, — war **Plato**, der Stifter der akademischen Schule. Seine Person, wie seine Philosophie verdient daher ebenfalls eine nähere Betrachtung.

Aristokles, genannt Platon (lateinisch Plato, d. i. der Breite, wegen seiner erhobenen breiten Stirne), von Seite seines Vaters Ariston aus dem edlen Geschlechte des Kodrus stammend, von mütterlicher Seite mit Solon's Geschlechte verwandt, wurde 429 v. Chr. zu Athen geboren. Er hat in seiner Jugend eine ausgezeichnete geistige und leibliche Ausbildung erhalten und sich besonders in der Dichtkunst geübt. Als er aber in seinem 20. Jahre mit Sokrates bekannt wurde, widmete er alle seine Zeit dem Studium der Philosophie. Acht Jahre lang genoß er den geistvollen Umgang dieses Weltweisen, und schon während dieser Zeit fing er an, philosophische Schriften, meist in Form von Dialogen zu verfassen, in welchen er den Sokrates redend einführt uud demselben auch seine ihm (dem Plato) selbst eigenthümlichen Ansichten in den Mund legt.

Als sich nach dem Tode des Sokrates die Schüler desselben vor der Verfolgung ihrer Feinde verbargen, hielt sich Plato anfangs im Hause des vorhin (§. 7.) genannten Euklides zu Megara auf, und unternahm alsdann, nachdem er auch die Schriften und Lehren der älteren Philosophen durchforscht hatte, Reisen in fremde Länder, um seine Kenntnisse zu vermehren. Zuerst ging er nach Kyrene, wo er den Unterricht des Mathematikers Theodoros benützte; von da besuchte er das durch seine alte Weisheit berühmte Aegypten, ging dann nach Unteritalien, wo er zu Tarent den Pythagoreer Archytas, der als Staatsmann und Mathematiker

gleichgroß war, kennen lernte und vielen Grundsätzen der pythagoreischen Schule Einfluß auf seine Ansichten verstattete.

In Sicilien, wohin ihn ein Ausbruch des Aetna zog, machten seine Vorträge über Weisheit und Tugend auf den Neffen des syrakusischen Tyrannen Dionysius, den für die Wahrheit sehr empfänglichen Dion, einen so tiefen Eindruck, daß derselbe, in der Hoffnung durch Plato das Gemüth seines ausschweifenden, argwöhnischen Oheims zur Besserung zu bewegen, ihm Zutritt am Hofe jenes Tyrannen verschaffte. (S. V. 8, 2.) Als aber Dionysius in Platon's Schilderung vom Wesen der wahren Regententugenden das gerade Gegenbild von sich erkannte, trachtete der Tyrann dem Philosophen nach dem Leben, so daß selbst Dion dem Plato behülflich war, sich durch die Rückfahrt nach Griechenland der Gefahr zu entziehen.

Nach Athen zurückgekommen, hielt nun Plato in dem Gymnasium, welches man die Akademie nannte, öffentliche Vorträge, die jedoch ihrer ernsten, höhern Richtung wegen nur von einem kleinen auserlesenen Kreise von Zuhörern, unter denen auch der Redner Demosthenes war, besucht wurden. Dem trügerischen Streben der, auch das Heiligste nicht schonenden Sophisten suchte Plato zunächst durch das Bekenntniß entgegen zu treten, daß ohne heilige bewundernde Ehrfurcht vor Gott, als dem Gegenstande wahrer Philosophie, keine Weisheit möglich sey, und daß, wenn man nicht in der allgemeinen Schlechtigkeit untergehen wolle, man „sich in die Stille des wissenschaftlichen Lebens zurückziehen," seinen Blick unverwandt auf das Ewige richten, und durch Erforschung der Wahrheit die Besserung der Menschen herbeiführen müsse, — ein Ziel, das er nicht durch Ueberredung, sondern durch Uebungen zu erreichen suchte.

Folgendes sind die Grundzüge der platonischen Weltanschauung:*)

*) Die hier aufgestellte Angabe derselben habe ich aus den ausgeführten Untersuchungen eines neuen Forschers der platonischen Werke (C. Ackermann's) in möglichster Kürze und Deutlichkeit ausgezogen und hoffe denjenigen damit einen Dienst erwiesen zu haben, die zur Vergleichung des Platonismus mit dem Christenthum einige Andeutungen als Anhalt wünschen, da man ja schon viel von dem „Christlichen im Plato" gesprochen hat, und Plato aus diesem Grunde auch bei den Kirchenvätern in hohem Ansehen stand. Die nähere Darstellung muß in dem angeführten Werke nachgesehen werden.

Nach Plato ist das Denken ein Fragen nach dem Seyn und dem Seyenden, und kam nur durch die Erfahrung des unwandelbaren Seyns an sich befriedigt werden. Der Trieb, durch das Denken zum Seyn zu gelangen, um es in sich aufzunehmen, bürge dafür, daß beide, das Seyn und das Seyende, nicht verschieden seyen. Das „Hingelangen des denkenden Geistes zum Seyn," wäre demnach nicht sowohl eine Vereinigung, als vielmehr eine „Wiedervereinigung." Diese könne aber nicht eine absolute, sondern nur eine stufenweise, ins Unendliche fortgehende seyn. In diesem relativen (bezugsweisen) Ergreifen des Seyns bestehe die Erkenntniß oder das Wissen, welches man in diesem Leben nie vollkommen besitzen könne: je mehr der Mensch zu wissen sich rühme, desto weiter sey er vom wahren Wissen entfernt.

Die Ursache, daß der forschende Geist nur stufenweise erkenne, liege in einem vom Seyn verschiedenen Seyn, dem Nichtseyn, welches nichts anders sey, als das den Wechsel der Gedanken und Gestalten hervorbringende oder bedingende Werden. Gäbe es nur ein unaufhaltsames Werden, so gäbe es keine Erkenntniß; gäbe es nur ein Seyn, so gäbe es keinen Irrthum: Werden und Seyn schließen sich nicht aus, heben sich auch nicht auf, sondern gehen nothwendig aus einem höheren Dritten hevor. Das Werden sey das Unbestimmte, das Seyn des Seyns das Bestimmte. Das Bestimmtseyende nennt er Ideen, im Gegensatz zu dem Unbestimmtseyenden oder den erscheinenden Dingen. Diese, die Erscheinungen, verhalten sich zu den Ideen, wie der Schein zum Wesen oder wie das Nichtwahre zum Wahren. Nur das Seyende sey das Wahre; die Gleichsetzung des Nichtseyenden mit dem Seyenden gäbe den Irrthum. Die Ideen beständen aber nicht an und für sich, sondern in beständiger Beziehung zu den Erscheinungen.

Das diese beiden Gegensätze Verbindende sey das Lebendige, welches als höhere Einheit die Ursache alles Seyns und Werdens sey, ohne von jenem oder diesem bedingt zu werden und ohne von der Natur des einen oder des andern zu seyn. Diese lebendige, höhere Einheit alles Seyns und Werdens sey Gott, der

die allein aus sich und durch sich selbst bestehende, also wollende und zugleich wissende Ursache alles Seyns und Werdens sey. Weiter hinauf könne sich das Denken nicht erheben: Gott in seiner reinsten Unmittelbarkeit könne vom Denken nicht erfaßt werden.

Wenn das Seyende das Wesen sey, so sey die Ursache des Seyenden das Gute, worunter eben wieder Gott zu verstehen sey. Die Idee des Guten sey die höchste Idee des erkennbaren Seyns, nicht aber Gott selbst: denn dieser sey die Fülle des Wahren und Guten, und auf ihn müsse alles Denken gerichtet seyn, wenn man des Wahren und Guten theilhaftig werden wolle.

Diese Richtung zum Urquell des Wahren und Guten werde aber bei dem Menschen von einer andern Zugkraft gehemmt, die ihn vom Göttlichen zu entfernen bestrebt sey und von der er erst befreit werden müsse, ehe er sich Gott wieder nähern könne. Dieser gewaltige Zug gehe vom Nichtseyenden d. i. vom Werdenden, also von der Erscheinungswelt aus, mit der das menschliche Leben, als selbst ein Werdendes, innig verbunden sey. So wie nämlich durch die Gleichstellung des Nichtseyenden (Bedingten) mit dem Seyenden (Unbedingten) der Irrthum entstehe, so entstehe durch die Ueberordnung des Nichtseyenden über das Seyende — das Böse oder die Sünde. Der Irrthum werde durch den Schein des Wahren, das Böse durch den Schein des Guten so gefährlich.

„Vom Schein getäuscht und nach ihm strebend" gerathe die, zunächst von Seiten des Werdenden, also vom Sinnenfälligen, bewegte Seele des Menschen in einen unseligen Zustand, der, je mehr sich die Seele von dem Vielerlei der Gestalten und des Zuständewechsels auseinander ziehen und zerstreuen lasse, ein desto häßlicheres Bild der Zerrissenheit und Zerstreutheit gewähre, und sich sogar nach dem Tode noch verschlimmere, da alsdann die von der Sinnenwelt erfüllte und beschwerte Seele nur noch tiefer in das Nichtseyende d. h. in das dem Wahren und Guten Entgegengesetzte versinke.

Um also von dieser furchtbaren Macht, die den Zug zu Gott

hemme, loszukommen, bedürfe es einer Gegenmacht, welche die versunkene Seele erretten, sie zu ihrem wahren Seyn erheben und ihr so zur angestammten Würde verhelfen könne, und dieses sey die Philosophie oder die der reinen Liebe entsprechende Wissenschaft." Diese habe die Aufgabe, den Menschen zuerst zur Selbsterkenntniß zu bringen und nur in dem Maaß, als ihr dies gelinge, werde es ihr möglich seyn, den Menschen zur Erkenntniß Gottes zu leiten. Bei dieser Anleitung habe die Wissenschaft („weit entfernt, dem Menschen die Begriffe der göttlichen Dinge anzulernen") nichts zu thun, als der erwachten Seele diejenige Richtung und Stellung zu geben, in der sie das Göttliche unverdunkelt und unverdeckt erkennen könne.

Zu jener Selbsterkenntniß aber komme der Mensch nur durch Scheidung des Seyenden vom Nichtseyenden, wodurch zuerst das Gefühl der Unruhe und des Zwiespaltes, folglich des Schmerzes entstehe, den der Kampf des sich Losreißens von den bisher liebgewonnenen Bildern des Scheins und der Lüge verursache. Lange mühe sich die Seele ab, diesen Streit zu lösen, bis sie, ergriffen von der geistigen Macht des göttlichen Seyns und angeleitet von der Wissenschaft, sich durch Meinung und Wahn hindurch zum wahrhaft Seyenden gerungen habe. Dazu gehöre aber die reinste und höchste Thätigkeit des Geistes, die, von jenen Vorstellungen und Empfindungen angeregt, „im Sondern und Verbinden, im Ausscheiden und Einigen, im Bestimmen und Ordnen" der verworrenen Masse des Vielen und Unbestimmten bestehe. Die Denkverrichtungen, wodurch dieß geschehe, dürften daher nicht willkührlich seyn, sondern müßten in strenger Folgerichtigkeit fort- und auf den richtigen Anfangspunct zurückgehen, an welchen sich dann Alles nach der Ordnung anreihe.

Die Kunst des richtigen Denkens lehre die Dialectik, die „der vollkommen und richtig ausgebildete Fragetrieb der Seele nach dem wahrhaft Seyenden" sey. Sie enthebe aus der Masse der unbestimmten Vorstellungen die Begriffe, die zwischen den sinnlichen Formen und den übersinnlichen Ideen in der Mitte lägen, und lasse so die vorher unklaren Gränzen zwischen dem Seyn und

dem Nichtseyn oder dem Bestimmten und Unbestimmten erkennen. Zur wahren Dialectik gehöre daher nothwendig auch die Mathematik, weil die Verhältnisse der Ideen zu den Erscheinungen, der bewegenden Kräfte zu den Bewegungen, bestimmt seyen und diese Bestimmtheit in Zahl und Maaß bestehe.

Wahre Philosophie sey daher ohne Dialectik unmöglich, ja diese mit Philosophie Eins. Doch müsse die Dialectik zwei Abwege vermeiden, den Abweg des Ueberspringens, wenn sie nämlich die so nöthigen Mittelbegriffe übergehe und das Nichtseyende gleich an das Seyende, und umgekehrt, rücke; und den Abweg des bloßen leeren und losen Spiels mit den in den Begriffen liegenden Gegensätzen, wodurch nur ein Schein der Weisheit, also Sophistik, entstehe. Ihre wahre Bestimmung sey vielmehr — „nicht das Denken sich unterzuordnen, sondern sich sammt dem Denken dem Wahren und Guten unterzuordnen," und die Seele aus dem nichtigen Reiche der sinnlichen Welt in das ewige Reich des Wahren und Guten zu heben.

Die Wissenschaft müsse also in der reinen, selbstsuchtlosen Liebe wurzeln, die allein das Göttliche zu erfassen geeignet sey; weßhalb denn auch die Dialectik von der Ethik oder Moral unzertrennlich sey, welche den Zweck habe, das innere und äußere Leben des Menschen wahrhaft vernünftig zu gestalten und die Macht des Bösen durch Entfernung des Irrthums mittels der Erkenntniß des göttlichen zu brechen. Wahre Einsicht sey daher zugleich Tugend: denn „wie die Sonne die Ursache des Lebens und die Bedingung des Sehens sey, so sey auch das Gute d. i. Gott die Ursache des Seyns und Erkennens; wie das Auge durch den Lichtstrahl nicht sehend gemacht würde, wenn es nicht selbst lichtartig wäre, so würde der Geist die Idee des Guten nicht denken können, wenn nicht sein Wesen in einer, dem Guten gleichartigen Beschaffenheit bestünde."

Ueberhaupt spiegle sich im sittlichen Gebiet das ganze Leben der Natur und eine echte Physik sey von der Dialectik eben so untrennbar, wie die Mathematik und die Moral. So werde die Seele mit den ewigen Ideen erfüllt, nach welchen und durch

welche Gott die Welt gebildet habe. — Das richtige Verhältniß zwischen Stoff, Form und Geist, zwischen Bewegbarem, Bewegtem und Bewegendem sey die Uebereinstimmung; diese sey Schönheit, die reinste Darstellung des Schönen aber sey die Musik, als die „aus der Natur gleichsam hervorquellende Harmonie," welche dem menschlichen Geiste jenen „ewigen Einklang und Rhythmus kund geben wolle, der den Weltbau durchhalle und in welchem die Gestirne tönend sich bewegten."

Diese Weltharmonie stelle sich hinwiederum im Seelenleben dar als reine Sittlichkeit, und im Menschenleben als vollendeter Staat. Denn „Tugend sey die Uebereinstimmung oder jene Schönheit des Thuns und des Lebens, welche durch die regelnde und alles rhythmisch bewegende Kraft des vernünftigen Geistes entstehe; und Staat sey die aus dem innerm Leben des Individuums ins Volksleben herausgebildete harmonisch kräftige Verfassung der vernünftigen Seele." Solche Staaten könnten freilich nur aufkommen, wenn die Könige Philosophen, oder die Philosophen Könige würden.

Da das Schöne die Verwirklichung des Wahren und Guten, Musik aber die reinste unter den schönen Künsten sey, so seyen auch Musik und Philosophie innerlich Eins, da beide die harmonische Ausbildung des Menschen beabsichtigen. Je mehr sich demnach der Mensch der Philosophie in ihren verschiedenen Darstellungsweisen als Dialectik, Mathematik, Physik, Ethik, Musik, bemächtige, desto näher komme er der göttlichen Einheit des Seyns und Wissens, desto gottähnlicher werde er.

Zum bessern Verständniß dieser Lehre bemerkt Ackermann mit Recht, daß Plato die Worte Wissenschaft, Gutes, Idee anders gefaßt, als man sie im gewöhnlichen Leben zu nehmen gewohnt ist. Wissenschaft oder eigentliche Vernunfteinsicht (die Plato höher als Verstandeserkenntniß stellt) ist ihm nichts Abstractes, kein bloßer Begriff, sondern eine lebendigthätige Kraft; das Gute ist ihm kein menschlicher, sondern ein göttlicher Begriff, das ewig kräftige und ewig wirkende Seyn der Gottheit; die Ideen sind bei ihm nicht eine gewisse Gattung von Gedanken, nicht Denkerzeugnisse, noch weniger an sich existirende (materielle) Wesen, sondern „Ursache nnd Bedingung des

wissenschaftlichen Denkens und Erkennens," ein lebendiges Erfassen der Beziehung des Bewußtseyns unserer Selbst zum lebendigen Mittelpunkt alles Bewußtseyns oder zu Gott. — Auch muß bei näherem Eingehen in die Gotteslehre (Theologie) der platonischen Philosophie (wozu hier der Ort nicht ist) anerkannt werden, daß nicht nur Plato's religiöse Ansicht von Gottes Daseyn, Wesen, Namen, Eigenschaften und Werken dem Christenthum auffallend nahe steht, sondern auch, daß seine Moral in Betreff der Lehren vom Wesen und Werth der Seele, von der Natur und Wirkung der Sünde, von dem Zusammenhang zwischen Unglauben und Unsittlichkeit, von dem Adel und der Beschaffenheit der Tugend, und von der Fortdauer und Vergeltung nach dem Tode nicht selten auf eine überraschende Weise mit der christlichen Sittenlehre übereinstimmt.

Das kommt aber vorzüglich daher, daß er diese Ueberzeugungen, ohne zu behaupten, er habe sie alle rein aus sich selbst und seiner Vernunft geschöpft, vielmehr theils auf heilige Ueberlieferungen, auf Aussprüche alter gottbegeisterter Sänger (Seher) zurückführt, theils sie aus einem gewissen „Vorzustande der Seele" herleitet, worin diese, als sie noch bei Gott war, das Wahre und Ewige durch Anschauung erkannte, dessen sie sich nur wieder erinnere.

Bei allem dem aber hat die im Platonismus liegende Gottes- und Heilslehre mit dem Christenthum nur eine annähernde Aehnlichkeit und Verwandtschaft: er bezweckt wohl das Heil und das Leben, das er allerdings mehr, als irgend eine andere Weltweisheit, in die Erlösung von der Sünde und in die versöhnende Verbindung mit Gott setzt; aber er faßt die Sünde nur als Irrthum, die Erlösung ist bei ihm nur Erzeugniß der Speculation und wird von ihm nur erstrebt; während das Christenthum die Sünde als Schuld erkennt und die Erlösung des Christenthums aus dem Leben kommt, im Leben sich fortsetzt und wahrhaftiges Leben gibt. Eine solche Erlösung wird aber nicht von einer bloß den Weg zeigenden Lehre, wie ideell sie sey, sondern nur von einem Erlöser bewirkt, der mehr ist als eine noch so lebendige Idee, der vielmehr selbst der Weg, die Wahrheit und das Leben ist. „Bewirken" also das Heil und „schaffen" das Leben konnte der Platonismus nicht, da sein Licht — obgleich das hellste, welches heidnischer Weisheit jemals entstrahlte, — wohl auf die Wahrheit und das Leben ahnend und sehnend hinwies, aber nicht selber die Wahrheit und das Leben war, also auch nicht Heilskraft geben konnte.

Was von Plato's Gotteslehre hier gesagt ist, gilt auch von seiner Staatslehre. Seine Ansichten vom wahren und vollkommenen Staate, die er in seiner „Republik" niedergelegt hat, geben (wie jüngst an einem andern Ort mit Recht bemerkt worden ist) den Beweis, daß „die socialen Bestrebungen," deren unsere Zeit so voll ist, nicht ganz zu den neuen Erfindungen gehören, sondern daß schon die „Edelsten und Besten" im Alterthum „ein Herz für das Volk" gehabt und ihm ein mensch- und gotteswürdiges Daseyn zu bereiten gesucht und daß sie nur dieses wohlgemeinten Zieles darum verfehlt haben, weil ihnen der rechte Mittler und der rechte Weg noch unbekannt war, gleich wie es die Neuern, selbst bei aller Begeisterung eines guten Bewußtseyns, so lange verfehlen werden, als sie eben diesen Mittler und Weg, obwohl er ihnen nicht mehr verborgen und ferne liegt, zu umgehen trachten oder wenigstens nicht unbedingt annehmen.

Plato's Lehre vom Staat wurde von Manchem als ein idealer Traum, von einem Andern für eine scharfgefaßte Begriffsbestimmung des griechischen Staats gehalten. Dagegen ist mit Recht eingewendet worden, daß Plato dem in seiner Zeit schon so zerfallenen Gemeinwesen „durch eine neue Organisation der Gesellschaft Rettung bringen" wollte, daß er aber, „selber bei so vielem Herrlichen, Ewigen und Ahnungsvollen seines Werkes, in den Gränzen der antiken Weltanschauung befangen blieb" und sich daher weder „zur Anerkenntniß der gleichen Würde aller Menschen bei der Verschiedenheit ihrer Anlagen und Wirkungskreise (denn sein idealer Staat hat noch Sclaven), noch „zur Einsicht und Hervorhebung der individuellen Freiheit" erhob, — zwei Güter, die nur Christus der Menschheit in rechter Weise brachte, zu deren vollem Genuß diese aber, ungeachtet aller noch so edlen Bemühungen um die rechte Organisation des Daseyns, so lange nicht gelangen wird, als sie die von Ihm gestellte Bedingung zur Erlangung einer vollkommenen Lebensgestaltung im Staate, — nicht befolgt und das Eingehen durch den Tod der Selbstsucht in das Leben der sich selbstverläugnenden Liebe — also jene Neugeburt von Innen heraus und von Oben her von sich abweis't, ohne welche Niemand das wahre „vernunftgemäße" Reich der Freiheit und des Rechts je zu sehen bekommen wird.

Eben jene Ansicht Plato's vom vollkommenen Staate, die sich nur dadurch verwirklichen lasse, wenn die Könige Philosophen oder die Philosophen Könige würden, war es vorzüglich, weßhalb ihn nicht nur zwei griechische Völkerschaften, nämlich die Arkadier (für ihre neue Bundesstadt Megalopolis s. K. 9, 3) und die Kyrenäer, einluden, ihnen ein neue Verfassung zu geben, was

er ihnen aber abschlug; sondern weßhalb auch der obgenannte für Plato begeisterte Dion nach dem Tode des ältern Dionysius (im Jahr 367 v. Chr. f. K. 8, 2.) seinen Stiefneffen und Schwager, den neuen Beherrscher von Syrakus, Dionysius den Jüngern, für den Philosophen so einnahm, daß eine förmliche Einladung an Plato erging, nach Syrakus zu kommen. Plato nahm sie an, weil er sich die Möglichkeit dachte, seinen philosophischen Grundsätzen bei dem jungen Fürsten und durch diesen im Staate practischen Eingang zu verschaffen.

Auf das ehrenvollste am Hofe zu Syrakus aufgenommen, hatte er anfangs die Freude zu bemerken, daß sich der junge Fürst, der nicht ohne edle Anlagen, aber in der Erziehung völlig vernachlässigt und durch absichtliche Verführung verdorben war, seinen Belehrungen mit Verlangen hingab und sein wildes Leben, wie auch seine üppige Hofeinrichtung nach den Gesetzen der Mäßigkeit und des Anstandes zu ordnen suchte. Bald aber wußten die Höflinge, die bei einer vernünftigen Lebensordnung ihre Rechnung nicht fanden, ihrem Herrn durch niedrige Ränke Argwohn gegen Dion beizubringen, als gehe derselbe darauf aus, durch dieses philosophische Treiben ihn von seinen Regentenpflichten abzuziehen und dann mit Hülfe der Karthager vom Thron zu stoßen. Plötzlich verbannte Dionysius den Dion von der Insel, und obwohl er aus Eitelkeit noch eine kurze Zeit sich stellte, als wolle er aus Plato's wissenschaftlichem Umgange Bildung ziehen, so entließ er ihn doch auch bald.

Einige Jahre darauf lud er ihn wieder zu sich ein, nicht aus Verlangen nach Wahrheit, sondern wieder bloß aus Eitelkeit, weil er eine gelehrte Gesellschaft gestiftet hatte, in der er mit Plato's Hülfe als Philosoph und Dialectiker glänzen wollte. Plato folgte unter der Bedingung, daß Dionysius den Dion zurückberiefe, was zwar versprochen, aber nicht gehalten wurde. Die Aufnahme war wieder glänzend; aber da Dionysius von keiner Herzensbesserung wissen wollte, ward ihm des Philosophen Nähe unbequem, und während er nun sogar auch die Güter des verbannten Dion in

Beschlag nahm, entließ er auch den Plato wieder und ergab sich nun ganz den Trieben seiner argwöhnischen Herrschsucht. Plato aber kehrte wieder nach Athen zurück, wo er in der Akademie noch lange lehrte, viele Schriften verfaßte und, nachdem er viele treffliche Schüler gebildet hatte, in dem hohen Alter von 82 Jahren (unvermählt, beim Hochzeitmahle eines Freundes) starb, 348 v. Chr.

9. Die peripatetische Schule: Aristoteles.

Der bei weitem größte unter Plato's Schülern war **Aristoteles**, der Stifter der peripatetischen Schule, der schärfste und klarste Kritiker, der je gelebt hat. Er war zu Stagīra in Macedonien 384 v. Chr. geboren, und da sein Vater Leibarzt des Königs Amyntas III war, so widmete er sich anfangs der Arzneikunde, gab aber nach seines Vaters Tode dieses Studium auf und genoß von seinem 17. Jahre an zwanzig Jahre lang den Unterricht Plato's, lebte hierauf eine Zeit lang in Kleinasien (wo er sich zu Atarne vermählte), und wurde dann in seinem 41. Jahre an den Hof Philipps von Macedonien berufen, um dessen Sohn Alexander zu erziehen. Welchen Einfluß er auf dessen Geistes- und Thatenrichtung gewann, davon wird im Verlauf der macedonischen Geschichte (B. VI. 4, 1.) die Rede seyn. Nachher, in seinem 50. Jahre, trat er als Lehrer in den Schattengängen des Lyceum's (Lykeion's zu Athen auf, wo er Morgens seine Philosophie vertrauteren Schülern, auf- und abgehend mit ihnen (daher der Name Peripatetiker), in streng-wissenschaftlicher Form mittheilte, Nachmittags aber das Allgemeinfaßliche einer gemischten Zuhörerschaft in populärer Form vortrug. Nachdem er hier 13 Jahre lang gelehrt hatte, verließ er, weil er der Irreligiösität angeklagt wurde, Athen und begab sich nach Chalcis, wo er 322 v. Chr. starb,

Seinem Meister Plato an tiefgehendem Einfluß auf die Bildung der Menschen gleich kommend, wich er jedoch in der Richtung und Behandlung der Philosophie wesentlich von ihm ab. Auch ihm ist das Seyn der Grund alles Wissens; die Wissenschaft aber ist ihm mit der Logik (der Kunst richtig zu denken) Eins, und weil das Seyn nicht ins Endlose hinausgelegt werden könne, so sey auch die Wissenschaft etwas Begränztes: denn über die höchsten Begriffe hinaus, so wie unter die niedersten herunter könne nichts geschlossen werden. Die höchsten und die niedersten Begriffe würden vom Verstand unmittelbar aufgefaßt und bedürften keine weitere Erklärung; nur die mittleren Begriffe seyen der Gegenstand alles Erkennens, so wie alles Beweis- und Schlußverfahrens: folglich könne man einen sichern Anhaltspunct für die Forschung nur an der Erscheinungswelt und an dem durch die Natur und Erfahrung Dargebotenen haben.

Aristoteles ging daher nicht wie Plato vom Allgemeinen aus zum Besondern herab, sondern erhob sich vom Besondern zum Allgemeinen, so daß man ihn den „umgekehrten Plato" genannt hat. Dieß erhellt aus folgenden Gegensätzen: Plato erfaßte das Ganze und Eine, Aristoteles gränzte das Einzelne scharf gegen einander ab. Jener erhebt sich über die Natur, dieser durchforscht sie bis in's Einzelnste; jener strebt nach dem Schauen, dieser nach dem Begreifen; jener setzt etwas Gewisses voraus, dieser will es bewiesen haben; jenem ist das Seyn der Anfangs- und Ausgangspunct, diesem nur der Schluß- und Endpunkt. Plato fragt nach dem Wesentlichen, Aristoteles nach dem Ursächlichen; jenem gilt Inhalt und Gegenstand, diesem Form und Methode mehr; jener begründete die Wissenschaft, als solche, und sieht in ihr die Einheit alles andern Wissens, dieser ordnet die verschiedenen Stoffe des Wisseus uud gibt die Forschungsgesetze für sie; jener schafft lebendig-Organisches, dieser zerlegt es in seine Bestandtheile. Dem Plato ist die Philosophie Mittel zum Zweck (nämlich zur Gesinnungsläuterung), dem Aristoteles ist sie Zweck an sich (daher keine Unsterblichkeitslehre bei ihm); bei jenem ist das Reli-

giöse die Seele der Philosophie, diesem liegt die Theologie fern, seine Philosophie ist in dieser Beziehung bloß Kritik der Wahrheit.*)

Daraus ist klar, daß von diesen beiden größten Philosophen der alten Welt jeder eine andere Aufgabe hatte, an deren Lösung er seine ganze Kraft und Eigenthümlichkeit setzte und worin er das Möglichste leistete, ohne daß jedoch das philosophische Wissen in dem einen oder in dem andern zur vollständigen allseitigen Entwicklung gekommen wäre: denn jede ist nur dadurch vortrefflich, daß „die eine nicht ist und nicht hat, was die andere ist und hat." Und so wie schon im Leben beide Philosophen einander nicht verstanden, so werden auch diese beiden einander entgegengesetzten Richtungen sich stets abgekehrt bleiben und ihre vollkommene Ausgleichung in einem dritten System nie finden. Es bleibt daher nichts übrig, als anzuerkennen, daß Plato und Aristoteles als die zwei höchsten, obgleich sich entgegengesetzten, nichts desto weniger aber „gleich nothwendigen" und „gleich werthvollen" geistigen Größen der alten (heidnischen) Welt dastehen, über welche „hinauszukommen" ihr zwar nicht vergönnt war, um welche sich aber alles Suchen nach Wahrheit auf dem Wege bloß menschlicher Forschung ewig bewegen wird. Von seinen Schriften wird in der nächsten Periode (VI. 9, 3.) die Rede sein, weil seine große Thätigkeit auf dem Gebiete des Wissens erst zu der Zeit endete, in der auch sein welterobernder Zögling Alexander seine Laufbahn schloß.

*) Vergl. Ackermann: das Christliche im Plato S. 115 ff.

10. Die griechische Redekunst: die zehn großen attischen Redner, insbesondere Demosthenes.

Die bei den Griechen so vielseitig ausgebildete Staatskunst konnte nicht ohne die Kunst der Rede bestehen: Beredsamkeit und Staatskunst waren daher bei ihnen unzertrennlich. Da aber letztere erst seit den Perserkriegen sich entwickelte, so findet sich auch die Beredsamkeit als Erzeugniß der Kunst nicht in der frühern Periode des griechischen Lebens, wo sie nur als reine Naturgabe auftritt, die jedoch, wie schon bei den homerischen Griechen, nur durch Volksfreiheit und Oeffentlichkeit geweckt und genährt wurde.

Als nachher durch die Ausbildung und Erweiterung der Demokratie die Staatsverhältnisse verwickelter wurden, bedurfte der Staatsmann, um die Menge nach seinen Ansichten zu lenken, einer künstlicheren Redeweise, wie sie schon bei Themistokles, vorzüglich aber bei Perikles vorkam, wenngleich ihnen noch der Sachgehalt des Vortrags mehr galt, als die Form. Doch nahm schon Perikles, als der größte Redner seiner Zeit (K. 4, 7.) die Philosophie und Dialectik zu Hülfe. Noch aber findet sich bei ihm nicht einmal der Brauch, die Reden aufzuschreiben; und selbst seine gewaltigsten Reden waren noch von allem Schmuck und Prunk entfernt. Auch der berühmte Redner Andokides (geb. 468, gest. 400 v. Chr.) besaß noch eine einfache, natürliche und schmucklose Redekunst.

Der Erste, welcher künstliche Uebungen in der gerichtlichen und politischen Beredsamkett anstellte und darin Unterricht ertheilte, ja sogar Redeaufsätze (an Beklagte zu ihrer gerichtlichen Vertheidigung) verkaufte, war Antiphon, einer jener Oligarchen in Athen zur Zeit des Alcibiades (K. 7, 4.) Es sind noch 15 „Reden in peinlichen Fällen" von ihm übrig. Als darauf sein Zeitgenosse Empedökles die Philosophie, insbesondere die Dialectik, auf die Beredsamkeit anwandte, traten in Sicilien

die ersten eigentlichen Lehrer der Rhetorik und Dialectik auf, und dieselben, die oben (§. 5.) als Sophisten aufgeführt worden sind, ein Gorgias, Hippias, Prodikos, Protagoras, Thrasimachos u. a. haben sich durch ihren Unterricht in der Dialectik und Redekunst große Reichthümer erworben; dieß kann man aus dem Umstande abnehmen, daß sich z. B. Protagoras von einem seiner Schüler für seine spitzfindigen Wortkünste 5000 Gulden nach unserm Gelde bezahlen ließ.

Nach Sokrates, der auch dieser falschen Kunst mit seinem klaren und gesunden Verstande entgegentrat, kam sodann eine andere Art rhetorisch-sophistischer Lehre auf und ging durch den Dichter Euripides (§. 2.), der die Gabe öffentlicher Redekunst nicht hatte, aber desto mehr Rhetorik in seinen Tragödieen verwendete, die sophistische Redekunst in alle Verhältnisse des griechischen Lebens über, so daß man sich von da an keine schöne Rede mehr ohne überraschende Gegensätze, Witzspiele, falschen Pathos und moralisch-philosophisch-speculative Einmischungen denken konnte.

Während Theodor von Byzanz diese neue Redekunst in ein System brachte, ohne jedoch selbst öffentlich als Redner aufzutreten, machte **Lysias** (459—379) den Uebergang in ein neues Stadium dieser Kunst. Er hatte sich in Unteritalien, „dem damaligen Sitze aller rhetorischen Künste," zum eigentlichen Redner gebildet und aus Sokrates Unterricht die practische Philosophie auf seine Kunst anwenden lernen. Er zeichnete sich in seinen Reden, deren er mehrere hundert verfaßte und von denen wir noch 44 besitzen, durch kurzen, gedrängten, reinen Styl, so wie durch attische Feinheit und Eleganz ohne Ueberladung des Schmucks aus. Durch seinen „Epitaphius" (eine Rede zu Ehren der im Kriege Gefallenen) schuf er eine Redegattung, die sogenannten Panegyriken oder Prunkreden, die ohne bestimmten practischen Zweck nur sich selbst zum Zweck hatten.

Die angedeutete neue künstliche Stufe der Redekunst hat ihren eigentlichen Repräsentanten in dem Redner **Isokrates** aus

Athen (436—388 v. Chr.), der durch Vollendung des Periodenbau's, insbesondere durch den Wohllaut der Rede, in Verbindung mit der aus der Schauspielkunst entlehnten Mimik, die Regeln der Beredsamkeit vervollkommnete und so zum „Muster und Gegenstand der Bewunderung des ganzen Alterthums" wurde, obwohl der innere Gehalt seiner (21) Reden, selbst der seines Panegyrikus (einer Ermahnungsrede zur Eintracht und zum Kriege gegen die Perser), ungeachtet ihrer stylistischen Meisterschaft, aus Mangel an Wärme und Kraft das Gemüth meist kalt läßt. Da er in einer Zeit, wo man in der Politik weniger durch die Waffen, als durch diplomatische Unterhandlungen zum Ziele strebte, seine Schule errichtete, so drängte sich alles zu ihm, und aus seiner Schule gingen viele Staatsmänner und Schriftsteller hervor, die in beständiger Verbindung mit ihm blieben, wie denn auch auswärtige Fürsten und Staatsmänner sich von ihm Raths erholten. Doch achteten die meisten seiner Schüler nur auf die zierliche rhetorische Form, in der sie ihren Meister lang nicht erreichten, während es ihnen noch dazu um Wahrheit keineswegs zu thun war. Uebrigens drang Isokrates, obwohl er die panegyrische Redegattung vorzüglich ausbildete, doch besonders auch auf Verbindung der Rhetorik mit dem Leben d. h. mit der Staatswissenschaft, so daß er und die Redner nach ihm anfingen, theils für hohe Staatsbeamte Berichte und andere Staatsschriften zu verfassen, theils in Staatsangelegenheiten öffentliche Reden zu halten.

Isokrates starb im 98. Jahre seines Lebens den freiwilligen Hungertod, weil er den Verlust der Freiheit seines Vaterlandes durch die Schlacht bei Chäronea (VI. 3, 2.) nicht überleben wollte.

In dieser Richtung hat besonders **Isäus** (350 v Chr.) ein Schüler der beiden Vorigen, das Verdienst, die Beredsamkeit aus der Schulhalle heraus in die Arena der Oeffentlichkeit geführt zu haben, wobei er Kraft und Würde mit Feinheit und Eleganz des Ausdrucks, kunstvolle Anordnung mit einem Anflug von „dramatischer Bewegung" verband. — Sein würdiger, gleichfalls aus der Schule des Isokrates hervorgegangener Zeitgenosse ist der auch als

Staatsmann ausgezeichnete Redner **Lykurgos** (408—338 v. Chr.), welcher, an Redlichkeit und Würde einem Aristides gleich, durch die Strenge seiner sittlichen Kraft und durch die Macht seiner, alle demagogischen Hülfsmittel verschmähenden Rede „der Schrecken aller öffentlichen Verbrecher und namentlich aller treulosen Verwalter des Staatsvermögens" wurde. Die vier letzten unter den zehn berühmtesten Rednern Athens sind Demosthenes, seine Zeitgenossen Aeschines, Hyperides und der nach ihnen auftretende Dinarch, mit welchem eigentlich schon die Redekunst wieder sank.

Den Gipfel der öffentlichen Redekunst erreichte unter diesen, wie unter allen Rednern des Alterthums überhaupt **Demosthěnes** geboren zu Päanion in Attika 385 v. Ch., der, obwohl er ein unmittelbarer Schüler des Plato, des Isokrates und Isäus war und außerdem noch die geschriebenen Reden vieler andern Redner studierte, dennoch der Nachahmer von Keinem, sondern durch angeborenes Genie der Schöpfer einer nur ihm eigenthümlichen vollkommenen Staatsredekunst wurde.

Er war der Sohn eines reichen Waffenschmieds, verlor früh seinen Vater und durch treulose Vormünder sein Vermögen und widmete sich daher, um dieselben einst zur Rechenschaft ziehen zu können, der Redekunst, in der er sich unter Isäus' Leitung übte. Im 17. Jahre zog er jene Vormünder vor Gericht und gewann durch fünf Reden den Prozeß, so daß er es nun wagte, vor dem versammelten Volk als Redner aufzutreten. Er hatte aber Anfangs mit großen Hindernissen, die ihm die Natur in den Weg legte, zu kämpfen; dennoch überwand er sie alle mit der größten Standhaftigkeit und Ausdauer. So soll er dem Fehler seiner Zunge, die das R nicht aussprechen konnte, dadurch daß er Steinchen in den Mund nahm und deutlich zu reden sich bemühte, abgeholfen —, seine anfangs schwache Stimme und Brust dadurch gestärkt haben, daß er laut redend bergan ging oder am Strande das Meeresbrausen zu überschreien sich anstrengte.

Als seine ersten Reden wegen Mangels an richtiger Action den beabsichtigten Eindruck nicht machten, ließ er sich von dem berühm=

ten Schauspieler Andronikos im Gebärdenspiel und in der Körperbewegung unterrichten: denn in Athen sah man auf den Anstand der Gebärde so sehr, daß man sogar einmal den Schauspieler Aristodemos als Gesandten an den macedonischen Hof schickte, weil er an Gestalt, Würde und Anstand dem Könige Philipp nicht nachstand. — Um den Vorübungen seiner Kunst desto ungestörter obliegen zu können, soll Demosthenes eine Zeit lang ein unterirdisches Zimmer bewohnt und, um sich dabei die Möglichkeit des Ausgehens zu benehmen, die eine Seite des Kopfes kahl haben scheeren lassen.

Zu diesen innern und äußern Vorbereitungen, denen sich Demosthenes unterzog, kam sodann der gewaltige Drang der Ereignisse, durch welchen er, der selbst dabei eine so wichtige Rolle spielte, veranlaßt wurde, seine Kunst zu vollenden, in welcher sich eine Fülle von Kenntnissen in Geschichte, Politik und Philosophie, dazu Witz und Scharfsinn, Feinheit des Geschmacks (wiewohl er es auch an Derbheit nicht fehlen läßt), Menschenkenntniß und kluge Berechnung auf die zu bearbeitenden Gemüther, Wahrheitssinn und Begeisterung, Kraft und Reichthum an Wendungen, die Gabe lebendiger Dramatisirung — kurz, alle innern und äußern Eigenschaften vereinigten, um sie zu der von allen Zeitaltern bewunderten Größe zu erheben, die sich in den 61 Reden abspiegelt, die wir von ihm noch besitzen.

Zwar machte ihm der gleichzeitig in Athen auftretende, an fremde vaterlandswidrige Zwecke verkaufte Staatsredner **Aeschines** (393—318 v. Chr.) den Rang streitig, und wirklich war auch er, nur in einer andern Weise, groß in seiner Kunst, besonders in der Schilderung der Charactere und Sitten worin er sogar den Demosthenes übertraf. Auch stund ihm Reichthum und Klarheit der Gedanken, so wie eine große Leichtigkeit in der Darstellung zu Gebote. Da aber seiner Gesinnung sowohl, als der Sache, die er vertrat, das Hohe und Edle abging und bloße Staatsklugheit es nicht ersetzte, so mußte er seinem Gegner Demosthenes den Kranz lassen.

Die weitere Geschichtsentwicklung wird darthun, wie sehr derselbe diesem hochsinnigen Manne gebührt, wenn es ihm auch

nicht gelang, das macedonische Element ferne zu halten, das von einem höhern Ordner der Dinge bestimmt war, von nun an in den Kreis des griechischen Volkslebens zu treten, um die im Kampfe enger, kleinstädtischer Interessen sich aufreibende hellenische Kraft heraus auf einen größern Schauplatz zu führen, wo sie zu weitergehenden Zwecken für die Menschheit dienen sollte.

Ende des ersten Bandes.

Behufs der Beurtheilung der geschichtlichen Werke des Verfassers erlaubt sich die Verlagshandlung folgende Recensionen hier abdrucken zu lassen:

Dittmar's Geschichte der Welt vor und nach Christus (IV. Bandes 1. Hälfte 1. Lief.) Recension von Prange in Nacke's päd. Jahresbericht v. 1851.

Was die Geschichte der Welt v. u. n. Chr. v. Dittmar anlangt, so enthält die vorliegende Fortsetzung das XIX. Buch „die Vorboten der neuern Zeit auf materiellem und geistigem Gebiete", den Beginn des Reformationszeitalters bis zum Nürnberger Frieden ꝛc. Das 1. Kap. behandelt die Länderentdeckungen im 15. Jahrh., das 2. K. die geistigen Entdeckungen und Erfindungen (ein treffliches, klassisches Kapitel); das 3. K. die reformatorischen Bewegungen — die Schattenseiten des Mittelalters und das aufgehende Licht —; das 4. K. den Beginn der Reformation in Deutschland; das 5. den Fortgang der Reformation durch innere Kämpfe und äußere schwere Läuterungen (zwei besonders reiche und wichtige Kapitel!), das 6. Karl's V Kriege mit Franz I; das 7. den Reichstag zu Augsburg und seine Folgen.

Die würdige, leidenschaftslose und gründliche Behandlung dieses difficilen Stoffes für die gegenwärtige Zeit ziert das Buch und seinen Verfasser. Wir begrüßen deßhalb jede Fortsetzung mit Freuden und finden uns gern in die unvermeidliche Nothwendigkeit, daß die Beendigung des ganzen trefflichen Werkes noch in die Ferne gerückt werden muß. Wir empfehlen aber dieses Werk aus vollster Ueberzeuguug zum fleißigen Studium. Wenn wir zwischen den wieder in anderer Weise trefflichen Weber'schen und den Dittmar'schen zu wählen haben, so ziehen wir die letztern vor.

H. Dittmar die Weltgeschichte in einem leicht überschaulichen Umrisse für den Schul- und Selbstunterricht. 5. verbesserte Auflage 1851. Recension von Prange in Nacke's päd. Jahresbericht von 1851 ((p. 248.)

Die neue Auflage dieses Werks ist eine abermals verbesserte. Wenn auch nicht so umfassende Aenderungen und Vermehrungen im Vergleich zur 4. Aufl. eingetreten sind, als diese im Vergleich zu den frühern enthält, so ist die berichtigende, nachhelfende und im Einzelnen ergänzende Hand des Verfassers doch an vielen Stellen wahrzunehmen, wie uns theils in Zahlenberichtigungen, theils in Umänderungen der Darstellung an mehreren Puncten, theils in kürzern Hinzufügungen bei mehrern Paragraphen und am Schluß des Ganzen, dieß entgegengetreten ist. Auch zu den Stammtafeln im Anhang sind neue hinzugekommen ꝛc. Der stärkende, klare christliche Geist des Ganzen, die übersichtliche Gliederung des Stoffs (auch für verschiedene ausführliche Curse), die lichtvolle Behandlung der einzelnen Parthieen sichern dem Buche dauernd seinen unbestrittenen Werth. Die Verlagshandlung hat es wieder splendid ausgestattet.

H. Dittmar die deutsche Geschichte in ihren wesentlichsten Grundzügen und in einem übersichtlichen Zusammenhang ꝛc. Dritte wesentlich verbesserte Auflage. fl. 1. 30. oder 28 Sgr. Recension von Prange in Nacke's päd. Jahresbericht pro 1851. (1852 Lpz.)

Die vorliegende dritte Auflage ist in sofern wesentlich verbessert, als sie, gegen die frühere gehalten, in Anordnung, Gruppirung und Behandlung des Stoffs eine unverkennbare Vervollkommnung zeigt. Sie ist großentheils umgearbeitet, vervollständigt durch Einfügung enger gedruckter speziellerer Ausführungen, Noten, Erweiterungen und auch durch Hinzufügung von acht genealogischen Tafeln. — Gegen die erste Auflage ist die dritte um fast 12, die 2. um 3½ Bogen vermehrt. Die neuere Geschichte ist grundsätzlich kurz behandelt, ohne übrigens dürftig ausgestattet zu seyn.

Druckerei des k. Bürgerhospitals, Mannheim.